Digitized by Google

Digitized by Google

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 1. Kaiserslautern, Donnerstag 3. Januar **1850.**

Die Geschichte des armen Scheerenschleifersjungen.

Erzählung von W. O. v. Horn.

I.

Der Pfarrer Feldner, der lange Zeit Seelsorger an einem Strafarbeitshause war, wohnte seit einigen Jahren auf einem Dorfe, in dessen Nähe ein großes Eisenhüttenwerk lag, das zu der Pfarrei gehörte. Der Besitzer dieses Werkes, er hieß Paul Rottberg, war ein einfacher, biederer Mann, dem der Reichthum weder Geiz, noch Hochmuth eingegeben hatte. Reich an Kenntnissen und Erfahrungen, einfach in seinen Sitten, mild in seinem Urtheil, wohlthätig gegen Nothleidende, thätig für das Gemeinwohl, hatte er durch wahrhaft christlichen Sinn sich zu dem Pfarrer hingezogen gefühlt, und wie die Männer bald eng verbunden waren in treuer Freundschaft, so schlossen sich auch die Herzen der Frauen in Liebe an einander. Beide Familien lebten seitdem in einer innigen Gemeinschaft. Dorf und Hüttenwerk lagen sich nahe genug, um diese Gemeinschaft zu pflegen, denn nur wenige Hundert Schritte waren vom Pfarrhause zum sogenannten Herren-Hause, wo Rottberg wohnte. So verging denn selten ein Tag, wo sich nicht beide Familien sahen. Besonders im Winter pflegten sie die langen Abende in Gesellschaft zu verleben, und da waren es bald schöne, gute Bücher, welche die Zeit verkürzten, bald pflegten die Männer zu erzählen von ihren Reisen und Lebenserfahrungen.

So saßen sie denn einmal an einem Sonntag-Nachmittage bei einander und Frau Rottberg bat, daß der Pfarrer und seine Frau zum Nachtessen bei ihnen blieben, damit sie doch recht lange bei einander wären. Das wurde zugestanden, und behaglich saßen nun alle Vier um den warmen Ofen.

Die Männer hatten kurz vorher von der Strafarbeitsanstalt gesprochen, an welcher Feldner Seelsorger gewesen war. Rottberg nahm diese Unterredung wieder auf.

Ihr Beruf als Seelsorger in solch einer Anstalt, wohin doch nur der Auswurf der Menschheit gebracht wird, sagte Rottberg, muß doch wenig Erfreuliches gehabt haben?

Es ist wahr, sagte Feldner, ich habe betrübende Erfahrungen von menschlicher Verhärtungen und Bosheit gemacht; allein ich kann doch auch, mit Dank gegen Gott, solche rühmen, wo eine gründliche Umänderung Statt fand. Eines Falles erinnere ich mich nicht ohne Rührung. —

O erzählen Sie uns den Fall, bat Frau Rottberg, und ihr Gatte stimmte mit ein.

Es mögen zwanzig Jahre her seyn, hob der Pfarrer an, da wurde ein Mensch in das Arbeitshaus gebracht, der sich wie ein Rasender geberdete. Ich war damals noch nicht an der Anstalt, aber ich hörte von dem Verwalter, als ich eintrat, er habe ihn fesseln müssen. Nach und nach wurde er ruhiger, weil er keinen Brandwein mehr bekam, dem er auf eine unbeschreibliche Weise ergeben war. Eine Krankheit trat in Folge dieser gänzlich veränderten Lebensweise ein, und als er genesen war, blieb er stille, aber trotzig und störrig, wollte nicht arbeiten und sich nicht fügen, und mußte oft die ganze Strenge der in der Anstalt eingeführten Zucht erleiden, ohne daß sie ihn besserte.

Als ich meine Arbeit in der Anstalt begann, war es mir darum zu thun, die frühere Geschichte der Sträflinge kennen zu lernen, um Anhalte für meine Einwirkung auf sie zu finden. Bereitwillig theilte der Verwalter Alles mit, was ihm zu Gebote stand, und was er selber wußte.

So lernte ich denn auch die Lebensumstände dieses Mannes kennen. Er war in seinem früheren Leben ein Scheerenschleifer gewesen, der mit seinem Kinde, einem Knaben, umherzog von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Diesen Knaben behandelte er wahrhaft unmenschlich, denn er mußte für sich sorgen, während der Vater den ganzen Verdienst in Brandwein vertrank, und kam dann der arme Knabe zurück, so schlug er ihn noch unbarmherzig. In der Nähe des Thores einer Stadt Westphalens mißhan-

Digitized by Google

delte er einſt den Knaben, der in eine Glasſcherbe getreten hatte. Vorübergehende nahmen ſich des Knaben an, geriethen mit dem betrunkenen Vater in Streit, und die Folge war, daß er mehrere gefährlich verwundete. So war er vor dem Gericht und in Folge des Urtheils in die Anſtalt gebracht worden.

Im Gegenſatze gegen das bisher gegen ihn beobachtete Verfahren beſchloß ich mild und zutraulich mit ihm umzugehen, und ſein Vatergefühl zu wecken, um auf dieſem Wege auf ſeine Beſſerung zu wirken.

Ich ſagte das dem Verwalter, der mich auslachte. Bei ſo einem verhärteten Vagabunden und Säufer werden Sie ſchön ankommen, wenn Sie Gefühl ſuchen, ſagte er.

Ich will's verſuchen, war meine Antwort. Gelingt's ſo nicht, ſo wird mir Gott ſchon andere Wege zeigen.

Im Laufe der Unterredung mit dem Verwalter erfuhr ich, daß man ihn zum Wollſpinnen gezwungen hatte. Ich bat, man möge ihm ſein Schleifrad wieder geben, da er ja, zumal in der Gegend viele Schneidewerkzeuge gemacht würden, in dieſer Weiſe nützlich beſchäftigt werden könne.

Obgleich der Verwalter großes Bedenken trug, dem heftigen Menſchen Waffen in die Hand zu geben, ſo gab er doch endlich meinen Bitten nach.

So ging ich denn zu dem Sträfling. Ich hatte, nach der Beſchreibung, einen rieſig ſtarken Mann erwartet; allein ich ſah eine gebeugte Geſtalt mit grauen Haaren. Die Geſichtszüge waren eingefallen, das Auge wäſſerig und matt — kurz alle die Früchte des Branntweintrinkens lagen vor meinen Blicken.

Gleichgültig, ja feindſelig ſah er mich an, und kaum erwiederte er meinen herzlichen Gruß. Ich hob damit an, daß ich ihm ſagte, wie ich von ihm gehört, daß er ein ſehr geſchickter Schleifer ſey, und fragte: ob er mir wohl ein Bartmeſſer ſchleifen wolle?

Mit unſäglichem Grimme rief er aus: Soll ich's etwa auf dieſem verfluchten Spinnrade ſchleifen?

Ich ſagte, daß ich gebeten habe, ihm das Spinnrad zu nehmen, und ſein Schleifrad wieder zu geben, damit er ſeine gewohnte Arbeit wieder thue.

Er ſah mich lange an. Allmälig wurden die Züge freundlicher. So ſind Sie der Erſte Menſch hier, der es wohl mit mir meint! rief er aus.

Gott weiß es, daß es ſo iſt! ſagte ich.

Er reichte mir die rauhe Hand dar und drückte ſie. Ich will gerne arbeiten, ſagte er, denn es geht mir gut in dieſem Hauſe; aber ſpinnen mag ich nicht, das iſt mein Tod!

Ich ließ ihm das Schleifrad bringen. Er ſah es mit dem Ausdrucke der Wehmuth an; dann ſchliff er mein Meſſer. Als es geſchehen war, ſagte er: Ach, Herr Pfarrer, machen Sie doch, daß ſie mir's nicht mehr nehmen.

Das gelobte ich ihm unter der Bedingung, daß er ſich brav, ſtille, gehorſam und fleißig aufführe. Er gab mir die Hand darauf.

Nun begann ich von ſeinem früheren Leben mit ihm zu reden, ſprach von ſeinem Kinde, und hatte die Genugthuung, daß er weich wurde. Gottlob, ſagte ich zu mir, nun iſt die Bahn gebrochen. Und ſie war es. Jeden Tag beſuchte ich ihn, und jeden Tag ging ich froher von ihm weg. Es gelang mir, ihn zur Erkenntniß ſeiner Sünden, zur Reue, zur Beſſerung zu führen; aber ſeine Kraft war gebrochen, die Waſſerſucht, die gewöhnliche Folge des Brandweintrinkens, warf ihn aufs Siechbette. Eins beſchäftigte ihn hauptſächlich, ſein Kind. Ich ſtellte die genaueſten Nachforſchungen an, aber jede Spur verlor ſich von dem Augenblicke an, wo der Knabe ſeinem Lehrherrn entſprungen war. Nach langen und ſchweren Leiden ſtarb er mit dem Segensgebete für ſein Kind auf den Lippen, und ich habe den Troſt, daß er ſelig entſchlafen iſt.

Während der Erzählung des Pfarrers war Rottberg ſichtlich ergriffen. Mit jedem Worte, das er ſchier dem Pfarrer von den Lippen wegſah, nahm ſeine Erregung und die ſeiner Frau zu. Als der Pfarrer endlich ſeine Erzählung ſchloß, liefen Thränen tiefen Ergriffenſeyns über ſeine Wangen. Er faßte heftig des Pfarrers Haud und rief: Wie hieß der Mann?

Paul Werner, ſagte der Pfarrer nicht ohne Erſtaunen.

Es war mein Vater! rief da Rottberg aus und rang die Hände. Ach warum konnte ich nicht ſein Alter erheitern, ihm das Auge zudrücken!

Ihr Vater? fragte der Pfarrer voller Erſtaunen. Mein Gott, wie iſt das möglich?

Rottberg war aufgeſtanden und hinausgegangen. Seine Frau folgte ihm.

Nach einiger Zeit traten Beide wieder in das Gemach.

Freund, ſagte Rottberg, des Pfarrers Hand ergreifend, nehmen Sie den tiefgefühlteſten Dank für Ihre Mittheilung, durch die Sie, ohne es zu wiſſen, eine drückende Laſt von meiner Seele nahmen. Sie haben das, was meinem innern Glücke fehlte, mir gegeben; aber noch heißern Dank ſchulde ich Ihnen für das, was Sie an meinem armen Vater thaten. Gott möge es ihnen lohnen! Setzen wir uns nun. Ich muß Ihnen meine Lebensgeſchichte erzählen; ich bin es Ihnen jetzt doppelt ſchuldig.

Digitized by Google

Wenn Einer seine Lebensschicksale erzählt, begann Rotlberg, so pflegt er bei seinem Geburtsorte anzufangen; das aber kann ich nicht, denn mit schwerem Herzen muß ich bekennen: ich weiß nicht wo ich geboren bin. — Das schöne Wort: Heimath ist für mich nicht da; das süße Gefühl der Heimatliebe hab' ich nie gekannt, darum hat mich auch niemals das unaussprechliche Sehnen und Weh ergriffen, das wir Heimweh nennen. Recht oft hab' ich's versucht, die frühesten Erinnerungen meinem Gedächtnisse zurückzurufen, aber es hat kein Bild auftauchen wollen von dem Orte, wo meine Kindertage hinflossen; ich fand nur den blauen Himmel über mir; die Landstraße unter den Füßen; unbestimmte Bilder von Berg und Thal, Wald und Fruchtland, Dorf und Stadt. Ach, daß ich es sagen muß — nicht einmal ein Bild von der ist mir geblieben, die mich an der treuen Mutterbrust wärmte und nährte! Ich habe meine Mutter nicht gekannt; ich weiß nicht, wo ihr Grabhügel liegt. Das Glück, von der liebenden Mutter gehegt und gepflegt zu werden, kannte ich nicht; sie hat mich nicht die Hände zum Gebet falten gelehrt, nicht die Saat frommen Glaubens in meine Brust gelegt — ich bin aufgewachsen, wie die wilde Pflanze draußen, wie das Unkraut am Wege!

Was mir als frühreste Erinnerung geblieben, es ist die Landstraße, wo ich wanderte; Menschenwohnungen, wo ich bettelte; das Schleifrad meines Vaters, woran ich vornen mit dem treuen Hunde Wiedu zog; die Scheune oder der Stall, wo ich schlief; die Obstbäume, die ich erkletterte, um mir Obst zu holen, und — mein Vater.

Ach, daß ich von ihm nichts Gutes sagen kann! Er war ein Scheerenschleifer, der viel Geld verdiente. Wir hätten, das habe ich später wohl eingesehen, recht gut leben und bestehen können, wenn — wenn er nicht den ganzen reichlichen Verdienst in Branntwein vertrunken hätte. Das Herz blutet mir, wenn ich daran zurückdenke, wie er im trunkenen Zustande war. Mit jedem Menschen fing er dann Hader an, fluchte, schimpfte und schlug ohne Rücksicht drein, und — hatte er Niemanden, an dem sich diese Wuth kühlen konnte, so fiel ihre ganze Wucht auf mich und den armen Wiedu, und es blieb uns nichts übrig — als flüchtig zu werden. Das kam regelmäßig jeden Abend vor, und dann suchten wir Zweie irgendwo ein Plätzchen, wo wir uns verkrochen, und, an einander Trost und Wärme suchend, einschliefen.

Lange, schreckliche Erfahrung hatte mich klug und gewandt gemacht. Ich floh wie das Eichhorn von Ast zu Ast. Ich fand wohl bei mitleidigen Menschen ein Plätzchen. Oft kehrte ich auch, wenn der Rausch ihn zu einem bewußtlosen Schlafe niedergestreckt, zu ihm zurück, um Morgens bei der Hand zu seyn; denn erwachte er, und ich fehlte noch, so begann das Wesen des Abends im nüchternen Zustande, und es regnete Prügel hageldicht auf meinen Rücken.

(Fortsetzung folgt.)

Logische Beweise für die Nothwendigkeit verschiedener Existenzen.

Pauperismus. Gäbe es keinen Pauperismus, so gäbe es auch keine zerrissenen Kleider; gäbe es keine zerrissenen Kleider, so gäbe es auch keine Lumpen; gäbe es keine Lumpen, so hätten wir auch kein Papier; hätten wir kein Papier, so hätten wir auch keine Literatur; hätten wir keine Literatur, so gäbe es auch keine Bildung; gäbe es keine Bildung, so gäbe es auch keine Geheimeräthe und Junker; gäbe es keine Geheimeräthe und Junker, so wären sie auch nicht Gegner der Demokratie: sie sind aber Gegner der Demokratie, ergo muß es auch Lumpen und Pauperismus geben.

Heuler. Gäbe es keine Heuler, so gäbe es auch keine Wühler; gäbe es keine Wühler, so würde das Land nicht gepflügt; würde das Land nicht gepflügt, so wüchse auch Nichts; wüchse Nichts, so hätten wir auch Nichts zu essen; hätten wir Nichts zu essen, so könnten wir auch unsere Freunde nicht füttern: wir müssen aber unsere Freunde füttern, ergo muß es auch Heuler geben.

Kammerjäger. Gäbe es keiner Kammerjäger, so gäbe es auch keine Mäuse; gäbe es keine Mäuse, so könnte man sie auch nicht mit Speck fangen; könnte man keine Mäuse mit Speck fangen, so hörte auch alle höhere Politik auf; hörte alle höhere Politik auf, so gäbe es auch keine aufrichtig konstitutionellen Ministerien; gäbe es keine aufrichtig konstitutionellen Ministerien, so wäre auch das Ministerium Brandenburg-Manteuffel kein solches: das Ministerium Brandenburg-Manteuffel ist aber ein solches, ergo muß es auch Kammerjäger geben.

Treubund. Gäbe es keinen Treubund, so gäbe es auch keine Treue; gäbe es keine Treue, so gäbe es auch keine Männer; gäbe es keine Männer, so gäbe es auch keine Frauen; gäbe es keine Frauen, so gäbe es auch keine alten Weiber: es gibt aber alte Weiber, ergo muß es auch einen Treubund geben.

Eisenbahnen. Gäbe es keine Eisenbahnen, so hätte auch das russische Militär nicht so schnell nach Ungarn transportirt werden können: das russische Mi-

Digitized by Google

litär mußte aber schnell nach Ungarn transportirt werden, ergo muß es auch Eisenbahnen geben.

Maßregeln. Gäbe es keine Maßregeln, so gäbe es auch kein Gouvernement; gäbe es kein Gouvernement, so könnte kein Staat existiren; könnte kein Staat existiren, so gäbe es auch keine Schulen; gäbe es keine Schulen, so wüßten wir auch Nichts; wüßten wir Nichts, so wüßten wir auch z. B. nicht, weßhalb die Volksvertreter Waldeck und Temme in's Gefängniß mußten: wir wissen aber, weßhalb die Volksvertreter Waldeck und Temme in's Gefängniß mußten, ergo muß es auch Maßregeln geben.

Teufel. Existirte kein Teufel, so gäbe es auch keine Hölle; gäbe es keine Hölle, so kämen wir Alle in den Himmel; kämen wir Alle in den Himmel, so kämen Die auch hinein; kämen Die auch hinein, so wäre der Himmel kein Himmel; wäre der Himmel kein Himmel, so könnten auch die Gutgesinnten nicht belohnt werden: die Gutgesinnten müssen aber belohnt werden, ergo muß es auch einen Teufel geben.

Miscelle.

In Boston herrscht wegen einer grauenhaften Mordthat die äußerste Aufregung. Der Urheber gehört der gebildeten Klasse, einer sehr angesehenen amerikanischen Familie an. Nach einem Bostoner Blatte ist bis jetzt Folgendes ermittelt. Am 23. November verschwand plötzlich Dr. George Parkmann, und alle Nachforschungen nach ihm blieben ohne Resultat. Am Nachmittage des genannten Tages hatte er in der medicinischen Schule des Howard-Collegiums vorgesprochen; seitdem war jede Spur von ihm verloren. Ein unmittelbar neben jener Schule wohnender Bürger schöpfte Verdacht, daß der Vermißte das Gebäude nicht lebend verlassen habe; er brach ein Loch durch die Mauer des Collegiums und drang in das anßoßende Souterrain ein, welches unter dem Laboratorium des in der Schule angestellten chemischen Professor Webster liegt und nur von diesem Laboratorium aus zu erreichen ist. In diesem Gemache fand er wirklich das rechte Bein und einige andere Theile eines menschlichen Körpers. Die Polizei ward von dem Funde sogleich benachrichtigt; man erbrach das Laboratorium und fand einen Haufen menschlicher Gebeine, von welchen Fleisch und Sehnen eben erst abgebrannt waren. Webster ward augenblicklich aus seinem Wohnhause unter irgend einem plausibeln Vorwande abgeholt; unterwegs sprach er mit den Polizeibeamten heiter und sorglos, als er aber im Gefängnisse den wahren Grund seiner Einziehung erfuhr, gerieth er in tödliche Bestürzung, fiel in Krämpfe und schrie einmal über das andere: „Der Schurke! Ich bin ruinirt! Der Schurke! Er hat mich ruinirt!“ Man führte Webster in das Collegium und zeigte ihm die in seinem Laboratorium gefundenen Ueberreste; er sah sie an, ohne ein Wort zu sprechen. — Bei genauerer Durchsuchung des Zimmers fand man Stücke eines Schädels, einige falsche Zähne, einige Knöpfe und etwas geschmolzenes Gold, offenbar von einer Uhr, in der Asche des Ofens, ferner in einer Theekiste hinter dem Ofen unter Mineralien in Schierlingsrinde versteckt den halbgerösteten Rumpf des Körpers. Auf dem Fußboden sah man Spuren scharfer Flüssigkeiten, welche wahrscheinlich dazu gedient hatten, um Blutflecke zu vertilgen; außerdem aber fand man mehrere blutige Tücher, Kleidungsstücke und Pantoffeln, sowie auch ein großes Messer und eine blutige Handsäge, mit welcher wahrscheinlich der Halswirbel durchgesägt worden ist. Die aufgefundenen falschen Zähne sind bereits von dem Verfertiger als die des vermißten Dr. Parkmann anerkannt worden. Ueber die Motive des scheußlichen Verbrechens enthalten die Blätter keine Andeutungen.

Himmels-Enthüllungen im Januar.

Die Sonne kämpft bis 7 Uhr mit dem Reactionär Mond und kündigt sich um 8¼ Uhr durch die entsprechende rothe Farbe als entschiedene Demokratin an. Um 4 Uhr geht sie hinter den Horizont zu einer geheimen Verschwörung. Der Mond scheint am 5. auf das letzte Viertel der deutschen Einheit und zeigt sich am 13. in seiner neuen österreichischen Uniform. Am 21. genießt er sein erstes Viertel und ist am 28. so voll, daß er sich selbst für einen Bäckergesellen hält.

Die Witterung ist in diesem Monat für Ranking-Beinkleider sehr störend. Zu Anfang 7—8 Grad, thermometert sich die Kälte bis zu 23 Grad hinauf, so daß sogar ein Constabler im Bett erfriert. Am 18. am kältesten; am 22. noch kälter.

(Wird fortgesetzt.)

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 2. Kaiserslautern, Samstag 5. Januar **1850.**

Die Geschichte des armen Scheerenschleifersjungen.

Erzählung von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Nie empfing ich von meinem Vater ein Wort der Liebe. Sein mürrisches, zornmüthiges Wesen scheuchte jedes kindliche Gefühl zurück. Wie es nun mich stand, war ihm völlig gleichgültig. Nie hat er mich gefragt: Bist du hungrig? Hast du Kleider? Klagte ich, so fuhr er mich zornig an und rief: du bist groß genug, dir Brod und Kleider zu betteln. Soll ich sie dir vom magern Verdienste kaufen? Da bin ich denn in die Häuser gegangen und habe gebettelt um Brod und Kleider, und Gott wandte mir Herzen zu, die mich mit Beidem versorgten. Mochten mir die Kleider passen, oder nicht, das galt mir gleich, wenn sie nur vor Nässe und Kälte schützten. Oft trug ich die Kleidungsstücke der verschiedensten Altersstufen an meinem Leibe. Schuhe und Strümpfe kannte ich und brauchte ich nicht, Sie waren Gegenstände des Ueberflusses, und meine Füße waren so abgehärtet, daß ich im tiefen Kothe des Herbstes und Frühlings, wie im Schnee des Winters und im brennenden Staube des Sommers so rüstig wanderte, wie der, dessen Füße sorgfältig bekleidet sind. Auf meinen Kopf kam keine Mütze. Ein reiches Lockenhaar schützte ihn hinlänglich, und wenn es regnete, machte ich es, wie mein treuer Wiedu, ich schüttelte die Locken, wie er sein zottiges Fell — das Wasser troff ab; und uns Beiden war geholfen. Wie eine wilde Pflanze wuchs ich auf, aber ich gedieh auch herrlich wie sie. Wetterhart und wetterfest war ich, wie es nur Einer seyn konnte; aber wenn ich mich im Bache wusch, sah ich, daß meine Wangen blühten, wie die Rosen. Ich wuchs, wie ein Schwamm, und wenn ich einmal mit den Buben in Kampf gerieth, so erkannte ich meine Kraft. Mit Wiedu lief ich um die Wette, und die Schärfe meiner Sinne hatte eine außerordentliche Höhe erreicht.

In der Nahrung war ich nicht in Gefahr, wählerisch zu werden. Brod und Kartoffeln wechselten mit Kartoffeln und Brod. Das aber darf ich nicht verschweigen, daß ich Alles getreulich mit meinem treuen Wiedu theilte. An dem treuen Thiere hing mein Herz. Konnte es anders seyn? Was mir das einzige Menschenherz, dem ich angehörte, das Vaterherz versagte, das gab mir ja das Thier — Liebe. Sage doch ja Keiner, das Herz könne der Liebe entbehren! Es ist so wenig möglich, als die Pflanze der Wärme und des Lichtes entbehren kann. Ach, wenn ich Kinder sah, denen die Eltern liebkoseten, die auf des Vaters oder der Mutter Schooße saßen, und sich so traulich und glücklich an ihre Brust anschmiegten, dann stand ich stille — und Thränen traten mir in die Augen, und ich fragte mich: Warum hast du denn dies Glück nicht? Warum liebt dich dein Vater nicht auch so? — Kam ich dann zu ihm und wollte mich so liebevoll an ihn anheimeln — und er stieß mich von sich mit harten Worten, vielleicht gar mit einem derben Tritte oder Puff — ach, dann brach mir schier das Herz vor Weh. In solchen Stunden geschah es oft, daß Wiedu an mich heranschlich, wedelnd sich an mich schmiegte, und mir die Thränen vom Auge weleckte, als wollte er sagen: Weine nicht; ich habe dich ja doch lieb! Dann hab' ich das treue Thier mit meinen Armen umfaßt und an mich gedrückt, und seine reiche Liebe erwiedert aus Herzensgrunde. Er war mein Spielgenosse, mein Schlafgeselle, mein Begleiter auf Schritt und Tritt, mein Leidensgefährte, mein Vertheidiger, wenn die Buben mit Uebermacht mich anfielen, und mein Warner, wenn beim Obstmausen etwa durch einen Schützen Gefahr drohte. Ich verstand seine Töne, er meine Winke, meine Worte.

Ist es ein Wunder, daß meine Seele ganz an dem treuen Thiere hing, an dem einzigen Wesen das mich liebte? — Das war die Schule, in der die gemüthliche Seite meiner Natur ihre Bildung und Pflege erhielt! — O wohl denen, die sich in treuer Eltern Liebe glückselig fühlten! Wohl denen, die im Kreise liebender Geschwister aufwuchsen! Ach, leben nicht heute noch Tausende so, wie ich lebte?

Digitized by Google

Iſt es ein Wunder, wenn ſie in Rohheit untergehen? Laßt uns darum die Menſchenfreunde ſegnen, welche, wie in Düſſelthal am Rheine, im rauhen Hauſe bei Hamburg und an vielen andern Orten ſich ſolcher verwahrloſten annehmen, und ſie retten vom Verderben, und erziehen in der Furcht und Vermahnung zu dem Herrn, zu tüchtigen Gliedern der menſchlichen Geſellſchaft und des Reiches Gottes. Oft hab' ich im ſpätern Leben gefragt: Warum nahm dich Armen eine ſolche Anſtalt nicht auf? — Aber Gottes Gedanken ſind nicht unſre Gedanken; ſeine Wege ſind alle wunderbar. Wer darf fragen: Herr, warum thuſt du das? — Er wollte mich nach ſeinem Plan anders führen! Sein Name ſey gelobt!

Es war ein Heil für mich, das erkenne ich jetzt klar, daß die Liebe des Thieres zu mir und die meine zu ihm mich alles Lebende lieben lehrte. Nie iſt es mir eingefallen, einem Thier ein Leid zuzufügen; nie hab ich eins gequält, und wenn ich eins traf, das ſchwer verletzt, mit dem langſamen Tode des Hungers und Schmerzes rang, da hab ich's lieber ſchnell getödtet, als es einer langſamen Todesqual preisgegeben.

Trotz aller Rohheit und Wildheit, die mir eigen war; trotz aller Härte, die ich oft gerade an den Thüren der Reichen erfuhr; trotz dem entſetzlichen Frevel, daß mich der ſchmutzige Geiz oft mit den Worten abwies: Geh' in Gottes Namen! blieb mein Herz dennoch weich und theilnehmend, und ich konnte kein Weh ſehen ohne tiefes Mitleid. Bat mich Jemand um einen Dienſt, ſo konnte Niemand williger hinlaufen und ihn leiſten als ich.

Was für meine geiſtige Bildung geſchah! Was ich lernte? In dem Worte: „Nichts," liegt die entſetzliche Antwort. Wie hätte ich bei unſerm Wanderleben Gelegenheit finden ſollen, eine Schule zu beſuchen. Wußte ich doch nicht einmal, was eine Schule ſey!

Eines Auftritts muß ich beſonders gedenken, weil er genau zeigt, wie es damals um mich ſtand.

Einſt trat ich mit bedeutendem Hunger in ein Haus und bat: Gebt mir ein Stücklein Brod!

Eine grämliche, alte Frau kam heraus, ſah mich ſcharf an und fragte: Kannſt du auch beten?

Beten? fragte ich mit einer ſo einfältigen Miene, wie ſie nur aus der erkannten Unwiſſenheit hervorgehen kann. Was iſt denn das? Die Frau ſchlug die Hände zuſammen und ſagte: Ein ſo großer Kerl, und weiß nicht was Beten iſt? Fort, du Höllenbrand, wer nicht beten kann, kriegt von mir kein Brod!

Ich war nicht zornig über die Frau, vielmehr ſtand ich verblüfft, verwirrt, beſchämt da, und ſchlich dann weg, um mich auf ein nahes Bauklotz zu ſetzen und nachzudenken, was die Frau meinen könne. Mein Vater that nie etwas, was den Namen Beten verdient hätte. Was war's denn nun? Da fiel mir ein, daß ich oft andere Bettelbuben ganz unverſtändlich hatte murmeln hören. War das Beten, ſo konnt ich's ja leicht nachmachen!

Geſagt, gethan. Ich lief in das nächſte Haus und brummelte in den Bart. Ich dachte nicht, daß das noch ſchlimmer ausfallen würde. — Während ich ſo murmele, tritt eine Frau aus der nahen Küche und hört mir zu. Als ich aufhöre ſagt ſie: Was haſt du denn da gebetet? Sag' mir's 'mal langſam und deutlich her!

Eine Gluth der Scham ſtieg mir ins Angeſicht und — ich lief, was ich laufen konnte, davon. Einen dritten Verſuch wagte ich nicht, und doch wuchs mein Hunger von Minute zu Minute. Geh' zu deinem Vater! ſagte ich zu mir ſelber. Er wird dir's ja ſagen. Mein Vater ſtand am Schleifrade und ſchliff. Ich erzählte ihm den Hergang.

Laß den Bauern ihr Geizbrod! ſagte er.

Aber womit ſoll ich meinen Hunger ſtillen? fragte ich. Ach, lehrt mich doch beten!

Zornig ſah er mich an und rief: Ich kann's ſelber nicht! Wer Scheeren ſchleifen kann, braucht nicht zu beten! Laß mir Ruhe — oder —!

Es durchzuckte mich bis ins Innerſte meiner Seele. Weinend ging ich an eine andere Thüre. Dort erſetzten Thränen das Gebet, das mich Niemand lehren wollte.

Wenn auch leiblich blühend und kräftig, war ich doch geiſtig ohne alle Anregung. In eine Kirche ging mein Vater nicht. Neugierde trieb mich hinein. Ich fühlte mich wunderbar ergriffen vom Geſange, von der Predigt. Hier hörte ich von Gott reden; hier hörte ich beten und es ging mir ein Licht auf über das Gebet; aber wer Gott war, wo ſollte ich darauf eine Antwort kriegen? — Je mehr ich nachdachte, je mehr Räthſel umgaben mich, wie ein Netz, aus dem ich nicht heraus konnte. Der Trieb, ſie gelöst zu haben, erwachte mächtig, aber die Löſung fehlte. Ich ſah Leute leſen und ſchreiben. Was war das? Ein Bauer ſagte zu mir: Betteln iſt eine Schande, wenn man geſunde Glieder hat, wie du! Das fuhr mit tief in die Seele. Ein andermal ſagten die Knaben in einem Dorfe zu mir: Kannſt du auch leſen, rechnen und ſchreiben? Ich erröthete und ſagte: Nein! Ach, der iſt ſchon ſo alt und weiß noch Nichts! riefen ſie ſpottend. Geh' doch in die Schule! ſetzten ſie hinzu. Was iſt das? fragte ich. Sie lachten laut auf, daß ich das nicht wiſſe! Einer

Digitized by Google

war gutmüthiger, als die Andern, der sagte mir's und was man Alles da lerne.

Zum ersten Male fühlte ich, was Neid sey. Ich beneidete diese Glücklichen, die so Vieles lernen konnten. Und mein Vater lehrte mich nicht einmal das Scheerenschleifen. Aber ich nahm mir vor, ihn darum zu bitten, daß ich doch nicht mehr zu betteln nöthig hätte. Lehret mich doch das Schleifen, sagte ich bittend zu ihm, damit ich arbeiten und mein Brod verdienen kann. Die Leute sagen: Betteln wär' eine Schande!

Er hatte schon zuviel Brandwein getrunken. Eine derbe Ohrfeige leitete seine Antwort ein. Dummer Esel, rief er, kannst du denn ein Rad drehen? Und wenn du es könntest, wer würde dir Schneidegeschirre anvertrauen? Und wenn sie dir sie anvertrauten, woher kriegst du denn ein Rad? — Willst du hochmüthig werden, und nicht mehr betteln? Wart, ich will dich lehren! — Nun folgte ein Strom Schimpfnamen und Flüche. Der Knotenstock sauste durch die Luft und — nur meine behende Flucht rettete mich vor einem langandauernden Andenken an diese Stunde. (Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Californien.

(Aus der Weserzeitung.)

Von einigen jungen Bremern, welche mit den im März und April abgegangenen Bremischen Schiffen „Talisman" und „Gesina" nach Californien ausgewandert sind, trafen in diesen Tagen die ersten Nachrichten aus San Francisco hier ein.

San Francisco, 29. September.

Da wären wir also glücklich in dem vielgepriesenen Goldlande angekommen. In der That, der Eintritt in das Land der goldenen Hoffnung kann nicht glänzender seyn. Die wundervolle Bai von Francisco, in imposanter Majestät sich ausdehnend, möchte in der Welt nicht ihres Gleichen haben. Wir erreichten sie am 13. September mit dem „Talisman", nach einer glücklichen Fahrt von sieben Wochen von Valparaiso; der Anblick der ungeheuren Bai mit dem Walde von Masten, machte einen außerordentlichen Eindruck auf uns und erhöhte die Freude, das Ziel einer so langen Reise erreicht zu haben. Allerdings verliert die herrliche Entrée viel von ihrem guten Eindruck, sobald man das neue Terrain näher untersucht. Die zahlreichen Schiffe, die hier vor Anker liegen, sind fast leer; das Goldfieber hat die Mannschaft ergriffen und sie, nachdem kaum die Anker geworfen, nach den Minen getrieben. Die beiden Bremer Schiffe „Talisman" und „Gesina", welche letztere einen Tag später als wir, ankam, sind auch fast ganz entvölkert, sie haben nur noch zwei Matrosen, Koch, Zimmermann und jener zwei, diese einen Steuermann, und auch diese wird vielleicht die Sehnsucht nach dem funkelnden Metall forttreiben. Diese Hast, diese Begier charakterisiren ganz Californien, die Menschen wie die Gebäude und Verhältnisse. Alles liegt noch bunt durcheinander und kann über die rohen Anfänge nicht hinauskommen. Damit auch ich nicht in diese Verwirrung gerathe, werde ich bei meinem ersten Berichte, den ich Ihnen versprach, mich möglichst der Ordnung und Ruhe befleißigen.

Hören Sie also zunächst, welchen Eindruck Francisco macht. Der Aufschwung dieser Stadt gränzt an das Fabelhafte, sie erweitert sich täglich. Wie viele Einwohner sie zählt, vermag Niemand genau anzugeben, da die Zahl täglich ab- und zunimmt; ich habe verschiedene Angaben zwischen 25,000 und 40,000 gehört. An Schönheit und Annehmlichkeit ist nun freilich bei dem übereilten Aufbau wenig zu denken; die Stadt bietet ein höchst buntscheckiges Panorama. Eine Unmasse von Zelten und leichten hölzernen Häusern bilden den größesten Theil der Stadt, doch wird die Zahl der eisernen Häuser, die aus den vereinigten Staaten herbeigeschafft werden und der wirklich massiven Gebäude, die zum Theil sogar mit Luxus ausgestattet sind, immer häufiger. Auf den Straßen, die bis jetzt freilich wenig mehr als Wege sind, herrscht ein buntes, wüstes Treiben, oft sehr wenig appetitlich, da es an Schmutz, an krepirtem Vieh nicht fehlt. Nun, Rom ist nicht in einem Tage gebaut, und was bei den eigenthümlichen Verhältnissen geschehen kann, geschieht. Tausende von Händen sind beschäftigt, der Stadt ein wohnliches Ansehen zu geben. Ein unschätzbares Gut ist die vollkommene Freiheit und Sicherheit, man kann Waaren und alles Mögliche auf offener Straße stehen lassen, sie sind vollkommen sicher, und geschieht ja einmal ein Diebstahl, so folgt ihm die Strafe, Erschießen oder Erhängen, auf der Stelle. Tüchtige Arbeiter finden hier reichliche Beschäftigung und Erwerb, und der Unterhalt ist, wenn man auf Confect und Annehmlichkeit verzichtet, leidlich billig. Nur wenn man irgend höhere, europäische Ansprüche macht, muß man horrent bezahlen.

Eine böse Schattenseite an San Francisco ist aber das Hazardspiel, die Spielhöllen sind in ungemessener Anzahl da und leider ebenso wie die Kneipen, um gut deutsch zu reden, bei Tag und Nacht überfüllt. Sogar in den Minen nimmt das Spiel furchtbar überhand, ein großer Theil des Gewonne-

Digitized by Google

nen zerrinnt auf diese Art ebenso schnell, als er gewonnen wurde. — Die Ueberfüllung mit Waaren ist ungeheuer, und die Spekulation damit vorläufig ganz vernichtet; die Preise sind so sehr herabgedrückt, daß alle jetzt noch ankommenden mit großem Verluste verkauft werden müssen. Besonders die gleich nach den Minen Abgehenden sind zum Verkaufen ihrer Waaren unterm Preis gezwungen, weil sie für dieselben während ihrer Abwesenheit horrente Lagermiethe bezahlen müßten. Da das Goldfieber so viele Arbeitskräfte aus Francisco fortzieht, so stehen den übrigbleibenden die glänzendsten Aussichten offen, besonders den Matrosen. Ich habe zu Reisen nach Valparaiso und andern Orten Matrosen mit 120 bis 140 Dollars für den Monat engagiren sehen, Steuerleute können das Doppelte erhalten. Viele der nach den Minen desertirten Matrosen bringen dort das Gewonnene schleunigst wieder durch und gehen dann auf die hier liegenden Schiffe.

Was die Minen selbst betrifft, so ist dort jetzt nicht die eigentliche Saison. Die Regenzeit erzeugt viele Krankheiten, weßhalb ich meinen Besuch noch aufgeschoben habe. Die Hauptpassage dahin geschieht zu Wasser, dauert 3 — 4 Tage und kostet etwa 30 Dollars ohne Beköstigung. Wer die Minen besuchen will, gehe wie weiland Bias und trage möglichst das Seinige bei sich, je weniger Waaren und Kleidung er mit sich führt, desto besser kommt er dort fort. — Wir wohnen in der Mission des Dolores, eine Stunde von Francisco in einem schönen Thale gelegen. Wir haben unser Mehrere ein Stück Land gemiethet, das hier weit billiger ist, als in und um Francisco, die Luft ist rein und gesund. Die Mission ist nur durch einen Priester vertreten und besteht zum größesten Theil aus Spaniern, außerdem nächst uns aus zwei Deutschen und zwei Irländern. Wir leben recht angenehm und sogar recht lustig. Denken Sie sich, daß wir dreimal wöchentlich in dem hiesigen Wirthshause Tanz haben; die anwesenden Spanierinnen sind unsere Damen, und die ausgezeichneten Frauen und Jungfrauen tanzen nicht blos den Vandango, sondern sogar unsere guten deutschen Walzer, Galopps und Schottisch. Sie können sich denken, wie wohl uns das thut. Ich erwähne dies zuletzt, um mit Nachdruck zugleich den schlimmsten Mangel Californiens hervorzuheben, den Damenmangel. Er ist in Francisco selbst wahrhaft entsetzlich, ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß auf 1000 Männer noch nicht 10 Frauen kommen; ist das nicht wahrhaft furchtbar? Wenn Sie einen Funken von Mitleid für die armen (Franciscaner, hätt' ich bald gesagt) Californier haben, so machen Sie Propaganda für Californien unter den deutschen Damen, ihre Zahl ist ja Legion. Damen, Damen! Eine Goldmine für einige Damen!

(Einen anderen Brief im nächsten Blatt.)

Der hatte Pulver auf der Pfanne!

Als in den dreißiger Jahren der König Louis Philippe von Frankreich in der Gegend von Chalons eine Menge Soldaten zusammengezogen hatte, um die Soldaten im Felddienst zu üben, wurde von dem Könige von Preußen ein bekannter, tüchtiger General in das Lager gesandt, wo auch die französischen Prinzen waren. Der nachmals verunglückte Herzog von Orleans nahm den tapfern Preußen mit Ehren auf, aber es war doch schlimm, daß der General auch nicht ein Wörtlein französisch verstand. Zum Glück sprachen die Prinzen deutsch und auch ein Adjutant des Herzogs von Orleans, der sich aber mörderlich ärgerte, daß er mit dem Deutschen deutsch reden mußte, denn er war ein hochmüthiger, üppiger Franzose, und die Auszeichnung, die dem tapfern Deutschen von den Prinzen widerfuhr, lag ihm auch schwer im Magen.

Eines Tages sagte der General von H....., über Tisch, wo er neben den Prinzen saß, zu dem Adjutanten: Ich wundere mich billig, Sie, als Franzosen, das Deutsche so fein, rein und gut reden zu hören.

Der Franzose dachte: Wart', deutscher Bär, nun ist die Gelegenheit da, dich zu ärgern und die einen französischen Denkzettel anzuhängen, der dich demüthigen soll, und sagte rasch und keck: Ich bin lange genug als Feind in Deutschland gewesen, um es gründlich zu erlernen.

Der General von H..... lächelte und sagte sogleich: Da muß ich denn doch Ihr großes Sprachtalent bewundern. Ich bin zweimal als Sieger in Paris gewesen und auch lange Zeit, und habe doch keine Sylbe französisch gelernt!

Der Franzose wurde kreideblech vor Grimm, aber er mußte ihn als bittern Brocken hinunterschlucken und schweigen. — Das heiß' ich Atrumpfen und Feuer auf der Zündpfanne haben! Kind der Ehrenmann, der das that, war der preußische General von Holleben. Der hat's brav gemacht!

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 3. Kaiserslautern, Donnerstag 10. Januar **1850.**

Interimistische Aussichten.

Da haben wir die Bescheerung! Das Frankfurter Christkindchen, die neue interimistische Centralgewalt nämlich, wächst recht rasch und zeigt, was es werden will. Es ist, wie wenn ein junger Löwe zum erstenmal die Tatzen recht und — es sind auch Krallen dran! Da war freilich der Erzherzog Reichsverweser mit seinem Ohnmachts-Ministerium nichts dagegen. Wir werden jetzt bald zu schnupfen bekommen, wo das Centrum ist und die Gewalt.

Der Bote hat in Nr. 1 seines Hauptblattes bereits einige Andeutungen aus der Frankfurter Oberpostamtszeitung gegeben, aus welcher die neue Bundescommission herausreitet, wie weiland die verlebte Centralgewalt aus ihr geredet hat. Wenn man sich das, was die Oberpostamtszeitung sagt und durchschimmern läßt, ein bischen zusammenfädelt, so kommt etwas heraus, was weder eine Perlenschnur, noch ein Rosenkranz ist. Für's erste sehen wir einmal so viel, daß die Herren Kübeck und Radowitz einander nicht beißen werden, sondern daß Bruder Preuße und Bruder Oesterreicher viel einiger sind, als man meinte. Oesterreich sagt: Es bleibt halt beim Alten! d. h. der alte Bundestag ist oben, nur wieder etwas anders gemodelt. Die Stimmen der kleineren Staaten haben künftig zu schweigen, und nur die großen, respective Habsburg und Hohenzollern reden. Dabei kann das sogenannte Dreikönigsbündniß mit seinem Erfurter Reichstage allenfalls doch bestehen, und Preußen hält auf diesem Reichstage die Kleinen sammt und sonders unter dem Dammen und vertritt dann die ganze verbündete Genossenschaft bei dem darüber stehenden Bundestage. Dieser engere oder sogenannte Dreikönigsbund mag in Gottes Namen ein Volkshaus haben, denn was es sagt und beschließt, gilt am Ende doch nichts, wenn der drüber stehende Bundestag nicht will. Bei diesem letzteren soll von Volksvertretung gar keine Rede seyn. Die alte Bundesgesetzgebung soll nur durch Staaten-Bevollmächtigte revidirt und so umgewandelt werden, wie man sie eben braucht. Die neuesten Hersteller der Einheit, Kraft und Größe Deutschlands sind dabei der Ansicht, daß die kleineren deutschen Staaten durchaus nicht mehr mit den großen gleichberechtigt bleiben könnten, „weil sie vom revolutionären Element durch und durch zerfressen seyen.“ Ja die Krallen sehen so weit hervor, daß man sie, wie der Bote in Nr. 1 bereits berichtet, schon gegen die Repräsentativ-Verfassungen häkeln sieht. Der hohe Bund scheint im Sinne zu haben, dieselben weg oder anders gemodelte dafür hinzu octroyiren Nicht nur zwischen, sondern wirklich in den Zeilen liest man, daß in politischen Dingen nur „der Wille und Kraftentscheiden, also nur Preußen und Oesterreich zu sagen hätten, wie es künftig in Deutschland gehalten werden solle. Ja in derselben Frankfurter Oberpostamtszeitung wird geradezu herausgesagt, und zwar dort mit besonderer Beziehung auf Würtemberg, daß die Bundescommission von den Mitteln Gebrauch machen würde, die ihr durch die Executionsordnung des Bundes verliehen sind, daß sie diese Mittel vorschriftmäßig gegen die Regierung richten müßte, wenn es dieser etwa einfallen sollte, dem Verlangen der Volkskammer nachzugeben. Das gilt natürlich für alle andern auch. Diese Herren zu Frankfurt haben sich's wohl gemerkt, daß man seit dem Zerknallen der Reichsverfassung das Heil vorzugsweise und mit Recht darin sucht, die Verfassungen der einzelnen Staaten möglichst freisinnig und volksthümlich zu revidiren. Nun sagen sie einstweilen gerade heraus: Ihr Fürsten, nehmt euch in Acht und genehmiget nichts, was uns zu liberal erscheint, sonst legen wir ein Veto ein und kommen nöthigenfalls mit unsern Executionsmitteln.

So scheinen gegenwärtig die Actien zu stehen. O das Interim hat wirklich den Schalk hinter ihm. Im Plauderstübchen consolidirt sich die Ansicht immer mehr: Wir sind gepritschi! besonders in den kleineren Staaten. Deutschland wird einig gemacht, aber wie? —

Digitized by Google

Die Geschichte des armen Scheerenschleifersjungen.

Erzählung von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

II.

Im Rathe Gottes war es beschlossen, daß mein Leben eine andere Wendung nehmen sollte.

Es war im Spätherbste. Der Nordostwind wehte kalt und schneidend über die Stoppeln und trillte das gelbe Laub in den Lüften. Ueber uns hin zogen Kraniche und wilde Gänse in ihren scharfen Winkeln und geraden Linien einer wärmeren Heimath zu. Die Wintersaat lag warm gedeckt im Schooße der Erde. Die Ackerkrähe hüpfte umher, ihre Nahrung zu suchen, oder flog krächzend in großen Schwärmen gen Westen hin. Alles war leer auf den Feldern. Nur hin und wieder hüteten Knaben die Kühe und Rinder auf den Wiesen und saßen um lodernde Feuer, in denen sie sich Kartoffeln brieten. Wir zogen auf der schmutzbedeckten Landstraße dahin, und mein sehnsüchtiger Blick weilte oft bei den Knaben und ihrer Lust, die ich nicht theilen durfte. Weder Ruhe, noch Freude war mir beschieden.

Dürftig bekleidet, so, daß der kalte Wind lustig durch die Löcher und offenen Nähte meiner zusammengestoppelten Kleidung pfiff, wadete ich baarfuß und baarhaupt in dem tiefen, kalten Kothe der Straße, und mein treuer Wiedu neben mir. Wir zogen beide an dem Radkarren meines Vaters, und er schob hinten, die beiden Handläufe haltend, nach; leider war er unmäßig betrunken, und wankte bald rechts bald links. Wir mußten uns außer Athem ziehen, und er schob kaum etwas Weniges an dem schweren Radkarren. Im letzten Dorfe hatte er Streit mit zwei Fuhrleuten gehabt, die ihn ihre Fäuste hatten fühlen lassen. So kam es, daß er voll Zornes und aufs Heftigste gereizt auf Wiedu und mich schimpfte und schalt. —

Nach großen Anstrengungen waren wir endlich in die Nähe des Stadtthores gekommen. Nie hatte ich das Ende eines Weges lebhafter herbei gewünscht, als damals, denn ich sank fast um vor Ermüdung.

Viele Leute gingen mit uns dem Thore zu, denn die Feierabendglocke hatte geläutet, und die hinter die Berge hinabgesunkene Sonne färbte nur noch den Abendhimmel golden und purpurn. Nach kurzer Dämmerung bricht in solcher Zeit die Nacht schnell herein. Plötzlich trat ich mit dem nackten Fuße in etwas Scharfes und Spitzes. Ein brennender Schmerz nöthigte mich, anzuhalten und den heftig blutenden Fuß in die Höhe zu heben. Wiedu zog zuviel links und mein Vater schob den Karren stärker. In dem Augenblicke, als ich, von dem Radkarren gestoßen, der Länge nach in den Koth stürzte, verlor auch mein Vater das mühsam erhaltene Gleichgewicht und — Alles, Mann und Karren, stürzte zur Seite in das unreine, aber weiche Bette des Straßenkothes. Durch die unaussprechlich heftige Flüche meines Vaters und das unmäßige Gelächter der heimkehrenden Arbeiter ahnete ich, ehe ich mich erheben konnte, was geschehen war. Der Trieb der Selbsterhaltung lehrte mich, schnell den Zugriemen abstreifen und mich aufmachen. Ich eilte, auf die Seite zu kommen und wischte so gut ich konnte, den Schmutz von mir ab, während sich mein Vater bemühte, sich aufzurichten, was ihm nur schwer gelang, weil der Karren theilweise auf ihm lag und die Trunkenheit ihn hemmte. Mehr als Alles brachte ihn aber das Gelächter der Buben und des Volkes außer Fassung. Endlich gelang es ihm doch, sich aufzurichten. Er ließ Rad und Alles liegen und hieb mit seinem Knotenstocke wie ein Besessener auf die Leute ein. Jeder Hieb traf, und der eisenbeschlagene, dicke Stock traf fürchterlich. Ich hörte mehrere Leute heftig schreien, und sah Einen taumeln und niederstürzen.

Ich kroch auf Händen und Füßen aus dem Bereiche meines Vaters. Ich wußte zu gut, daß sich bald seine ganze Wuth gegen mich wenden würde.

Allein was ich befürchtet, traf diesmal nicht ein. Mit Angst und Entsetzen sah ich, wie sich mehrere Leute an meinen Vater warfen, ihm den Stock entwandten, und ein Polizeisoldat, der dazu kam, ihn binden und fortführen ließ. Auf sein Geheiß nahm ein andrer das Schleifrad und schob es ihm nach. Wohin sie ihn führten, ich wußte es nicht; aber diese Ungewißheit und der unaussprechliche Schmerz meines blutenden Fußes preßten mir ein heftiges Weinen aus.—

Die Ereignisse, die ich hier erzählt, verliefen blitzschnell. Bald war der Volkshaufe mit meinem Vater im Thore verschwunden, und nach mir sah sich Niemand um.

Als ich auf meinen Fuß treten wollte, brach ich mit einem lauten Schmerzruf zusammen. Es steckte eine Glasscherbe darin. So gut ich konnte, reinigte ich ihn mit einem alten Lappen, den ich als Halstuch geschenkt erhalten, umwickelte ihn und hinkte, um dem schneidenden Winde zu entgehen, an eine Gartenmauer, wo ich mich neben einem Abweisesteine niederkauerte. Mein Fuß schmerzte mich immer heftiger, das Blut drang durch das Tuch. Nässe und Kälte verursachten einen, meine Glieder schüttelnden, Frost. Der Abend nahete schnell. Der heftigste Hunger plagte

Digitized by Google

mich, und die Vorübergehenden würdigten mich Armen keines Blickes. Ach, es waren reiche gutgekleidete Leute darunter; aber keiner sah mich an.

Was sollte aus mir werden in dieser Lage, bei diesem Schmerze, unter freiem Himmel? Bebend vor Frost, weinend vor Schmerz, lag ich da ohne Hülfe, ohne Beistand.

Ich faßte mir endlich ein Herz, einen vorübergehenden Herrn um Hülfe anzurufen. Er sah mich an, aber ohne ein Wort zu sagen, eilte er vorüber.

In dieser Trostlosigkeit kam mir Wiedu, wie gerufen. Das treue Thier war seinem Herrn gefolgt; aber als sie ihn in Gewahrsam gebracht und er mich nicht sah, kam er zurück an den Ort des Jammers. Er schnuppperte so lange umher, bis er mich fand. Nichts ist der Freude gleich, mit der er an mir aufsprang. Bald aber schien er meinen Schmerz zu begreifen. Er legte sich nieder auf meinen leidenden Fuß, um ihn zu erwärmen.

Auf einen Augenblick vergaß ich meinen Schmerz über der Freude, das treue Thier wieder bei mir zu haben. Ich kam mir nun gar nicht mehr verlassen vor. — Und doch — wo sollte ich ein Obdach finden, da es jetzt zu regnen begann, und dieser Regen eisig kalt war? Ich lauschte, ob nicht noch Jemand käme. Sollte ich in die Stadt hinken? Wer nahm mich auf in dieser Nacht? — Als ich eben diesen trostlosen Gedanken Raum gab, hörte ich deutlich Jemand kommen. Wiedu knurrte. Der schleppende Gang, das Keuchen verrieth mir, daß es eine bejahrte Person seyn müsse. Wirklich hatte ich mich nicht getäuscht. Es war ein altes Mütterchen, das ein Bündel zusammengelesenes Holz trug.

Ach, dachte ich, die ist arm, wie du es bist. Sie wird nichts für dich thun können. Das Gefühl des Verlassenseyns durchzuckte mein Herz und ein Thränenstrom entquoll meinen Augen. Sie hörte mein Schluchzen und trat näher.

Warum weinst du, mein Kind? fragte sie mit einem so theilnehmenden, liebreichen Tone, daß er mir erwärmend bis in das Innerste meiner Seele drang. Ich hatte solch einen Ton nie gehört und dachte: So muß wohl eine Mutter mit ihrem Kinde reden! — Er war mir so fremd, daß ich ordentlich zweifelte, ob er mir Armen gelten könne; allein bald wurde ich davon überzeugt, und mein ganzes Herz hatte das Mütterchen gewonnen. So kurz ich konnte, erzählte ich ihr mein Schicksal und meine jetzige Lage.

Du bist schlimm daran, du armes Kind, sagte sie. Hier kannst du nicht bleiben. Kannst du denn gehen?

Schlecht genug, sagte ich.

Probir's 'mal, versetzte sie, aber tritt auf die Zehenspitzen. Ich that's, und es ging besser, als ich selbst gedacht.

Siehst du, sagte sie, es geht; aber wo wirst du deinen Vater finden? Hat den der Wachtmeister gepackt, so sitzt er im Thurme und da darfst du nicht zu ihm. Da werd ich dich wohl diese Nacht in mein Stübchen nehmen müssen. Einige Augenblicke besann sie sich, dann sagte sie: Komm in Gottes Namen. Du sollst bei mir schlafen, und Hunger wirst du auch haben?

Ach ja, sagte ich, seit Vormittag hab ich's mit dem Hungern zu thun gehabt.

Ja, ja, sagte sie. War auch jung. Weiß, wie das thut. Im Alter wird Einem das Hungern weit leichter, als in den jungen Jahren, wo der Magen gar keinen Boden hat. — Sie suchte nun in ihrer Tasche, und als sie dort eine trockne Brodrinde fand, sagte sie mit großer Freude: Da hab' ich noch ein trocknes Krüstchen; iß es als.

Ich griff hastig darnach. Obwohl es hart, wie ein Stein war, so griff ich es doch mit meinen guten Zähnen muthig an. Kaum weiß ich mich zu erinnern, daß mir jemals etwas besser geschmeckt hätte. Mit Freuden hörte sie mich die Rinde zermalmen. Ach, wer doch noch so gute Zähne hätte! seufzte sie. Aber nun komm, Kind. Die Nacht ist da und es fängt wieder an zu regnen — oder, beim Licht betrachtet, ist es Schnee. Als sie meinen Wiedu sah, dem ich heimlich auch einen Brocken meiner Brodkruste gegeben hatte, rief sie aus: Wem ist denn der Hund?

Ich sah sie betrübt an. Er ist ja mein, sagte ich fast weinend. Erbarmt Euch des ehrlichen Thiers doch auch. Er findet ja meinen Vater nicht und müßte dann auf der Straße liegen. Es ist mein treuer Wiedu. Er wird Euch weder Last, noch Unreinlichkeit machen!

Das kluge Thier schmiegte sich an mich, als verstände es, daß ich zu seinem Besten spräche. Ich wäre, hätte das Mütterchen ihn nicht mit angenommen, wahrlich lieber auf der Straße bei ihm geblieben, als ohne ihn unter ein schützendes Obdach gegangen. Sie merkte das und sagte: Meinetwegen! Ich bin den Hunden immer gut gewesen. Sind gar gescheidte Thiere.

Mit diesen Worten wich eine Zentnerlast von meiner Seele. Die Brodkruste und das Bewußtseyn, daß auch mein treuer Wiedu ein Obdach finden sollte, machten mir das Gehen bedeutend leichter. Wir traten unsern Weg an. Er war weit. Gott weiß, durch wie viele dunkle Gassen und Gäßchen

Digitized by Google

sie mich führte! Endlich blieb sie vor einem Hause stehen.

Da sind wir endlich, sagte sie. Aber was wird der Hausmann, der brummige Gewürzkrämer, sagen? Wird er dich und den Hund ins Haus lassen? Sie sagte das mit einer so großen Aengstlichkeit, daß ich, zu meiner nicht geringen Angst, schloß, der Hausherr müsse eben kein sonderlicher Menschenfreund und ein noch geringerer Thierfreund seyn. Das Herz begann mir heftig zu pochen. Sollte meine Hoffnung nun getäuscht werden, so nahe am Ziele?

Dießmal war die Furcht ungegründet. Der Gewürzkrämer war just in das Wirthshaus gegangen, um sein Abendtränklein zu sich zu nehmen, und seine Haushälterin war im Keller. So merkte denn Niemand, daß wir die dunkle, schmale Stiege hinaufkletterten. Nur ein Wunder hielt aber die schlimmsten Folgen eines andern Ereignisses ab, das ich nicht hatte voraussehen können.

Bei den vielen ausgezeichneten Eigenschaften Wiedu's besaß er eine Untugend erheblicher Art. Er war von Natur ein außerordentlicher Katzenfeind. Fand er eine, so konnte sie, wenn sie nicht flr auf den Beinen war, ihr Testament machen. Dabei erhob er seine Mark und Bein durchdringende Stimme in solchen Fällen über alle Beschreibung, und jede vernünftige Vorstellung blieb erfolglos. Nun hatte Jungfer Annemarthe, die Haushälterin, eine unsägliche Vorliebe flr die Katzen. Einer dieser Lieblinge lag auf einem Haufen alter Kleidungsstücke, unfern der Treppe, und schnurrte ganz behaglich sein Schlummerlied.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Californien.

(Aus der Weserzeitung.)

Stockton am St. Joaquim River, 19. September.

Nach 174-tägiger Reise, incl. 10 Tage Aufenthalt in Valparaiso, kamen wir glücklich in San Francisco an; dieser Ort übertraf meine Erwartungen, namentlich die schöne Bai mit Hügeln umgeben, wo circa 200 Schiffe lagen, auf welchen indeß wenig Leben ist, da alle Mannschaft sofort nach den Minen wegläuft. Schöne Häuser und Straßen, erstere jedoch von Holz, aller möglicher Luxus ist hier zu finden, auch fehlt es nicht an Spielhäusern, die leider sehr vielen Zuspruch haben. Der reichste Mann geht hier ebenso gekleidet als der ärmste, jeder trägt was ihm beliebt, auch die sonderbarste Tracht erregt nicht die geringste Aufmerksamkeit. Ich trug mit meinem Freunde unsere Kisten selbst nach dem Lagerplatze, wir kauften Brod und Aepfel auf dem Markte und verzehrten solche daselbst. Der Arbeitslohn ist nicht unter 8 Dollars per Tag, Zimmerleute und andere Handwerker verdienen 14 Dollars per Tag! Kisten mit Waaren, Körbe mit Champagner, offene Fässer mit Reis, Kaffee ꝛc., alles liegt auf öffentlicher Straße und nicht für einen Groten wird gestohlen. Die größte Sicherheit herrscht hier, Nachtwachen existiren gar nicht, doch wird jeder Dieb, sowohl in St. Francisco, als hier und anderwo sofort aufgehängt. Auch in den Minen ist Sicherheit, es wird in jedem Distrikte, sobald nur 100 Menschen da sind, sogleich ein Alcade und ein Sheriff gewählt, und wird fast nichts gestohlen; seit zwei Monaten ist nur ein Fall vorgekommen, wo ein Dieb, leider ein Deutscher, sofort aufgehängt wurde. Ein Franzose, der seinen Cameraden auf der Jagd erschossen, wurde am 11. September in St. Francisco gehängt. — Am St. Joaquim River liegt zuerst die Stadt „Benicia“, circa 15 deutsche Meilen von St. Francisco mit 10,000 Einwohnern, dann Stockton, abermals 15 Meilen weiter, erst vor sechs Monaten gegründet, mit 15,000 Einwohnern. Die Geschäfte gehen hier sehr gut, der Fluß an unserer Stadt ist nur 40 bis 80 Fuß breit, trägt Schiffe von 150 bis 200 Last, die zu Lagerhäusern benutzt werden In St. Francisco sind sämmtliche Nationen der Welt repräsentirt; junge Leute am Comptoir erhalten 300 Dollars pr. Monat Salair, und Plätze, ohne Haus, werden an mittelmäßigen Lagen zu 500 Dollars pr. Monat vermiethet. Täglich kommen Leute aus den Minen an, die in drei Monaten 10 bis 25,000 Dollars gefunden. Geld ist hier reichlich und es werden schon 5 Dollars-Stücke hier geprägt. Der Transport der Güter nach den Minen kostet 14 Dollars pr. 100 Pfund, die Passage von St. Francisco zu Wasser hieher ist 11 Dollars die Person.

Räthsel.

Wo speien die wilden Vulkane kein Feuer?
Wo bleiben stets trocken die Seen und Weiher?
Wo sind die Gebirge den Ebenen gleich?
Wo herrscht der Frieden im jeglichen Reich?

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 4. Kaiserslautern, Samstag 12. Januar **1850.**

Die badischen Preußen.

War der Michel am zweiten Weihnachtstage hinüber ins Badische gefahren, um dorten einen alten Vetter zu besuchen. Kam er nach Mannheim und sah allda lauter preußische Uniformen und ditto Pickelhauben. Na, dacht' er, da wimmelts von lauter zweifüßigen Thronstützen des guten Königs aus dem Hohen-Zoll-Hause, wie er sich spaßhaft auszudrücken beliebt. Im Eichbäumle trank er ein paar von den winzigen badischen Bierschöpplein, die dem König Gambrinus sicherlich mit sammt dem Glase durch die Kehle gerutscht wären, wenn Gambrinus sich je heruntergelassen hätte, das dünne Mannheimer Bier zu trinken. Im Eichbäumle saßen aber auch Soldaten, natürlich. Aus Respekt vor der Uniform und dem, was drum und dranhängt, hielt sich der Michel etwas abseits an einem leeren Tische, war aber doch mit einem Ohre drüben am andern. Weiß der Himmel, was die Preußen für eine Sprache führten. Michel dachte: Die müssen sich schon gut naturalisirt haben da außen am Rheine, sprechen fast wie die Pfälzer um Käserthal oder schwädeln, wie die Oberländer. Sollten's vielleicht gar Hinterpommern seyn? Ohne weiter nachzufragen ging der Michel fort und kam nach Feldenheim zu seinem Vetter. Gegen Abend, so im Zwielicht kommt ein Mordkerl von einem Preußen zur Thür herein, sieht sich um, geht dann auf den Michel zu, reicht die Hand hin und sagt gar nicht auf berlinerisch oder norddeutsch: „Guten Abend Vetter Michel!“ Der ist ganz verdutzt, denn er hat doch keinen Vetter im ganzen Preußenland. Da sagt der Alte: „Kennst unsern Jörg nicht mehr?“ „Kränk!“ sagt der Michel: „Du bist's Junge? Jetzt ist mein Traum aus! also die im Eichbäumle zu Mannheim waren auch natürliche Pfälzer und Schwaben, ihr seht nur so preußisch aus.“ „Ja,“ sagt der Jörg: „man kann uns von den Preußen nur noch am Greifen unterscheiden. Wo die Preußen den Adler haben, haben wir den Greifen, und wenn wir die Mütze tragen, sieht man den Unterschied nur an dem kleinen Kokärdle mit dem Geld und Roth.“

Der alte Vetter von Feldenheim seufzte dazu und sagte: „Wir sind in Baden nur noch zähringisch eingebändelt, sonst ist alles preußisch, aber die Gulden gelten noch, wenn man hat.“ — „Und schweigen müßt ihr,“ fügte der Michel bei: „sonst merkt man am Ende doch, daß ihr noch Pfälzer oder Schwaben seyd.“

Die Geschichte des armen Scheerenschleifersjungen.

Erzählung von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Wiedu hatte sich allezeit durch seine feine Nase ausgezeichnet. Kaum auf die Treppe getreten, schnupperte er laut. Nicht lange blieb er über den Ort im Zweifel, wo seine Erbfeindin in süßer Ruhe lag; rasch, wie ein Gedanke, flog er dahin, und seine gellende Stimme klang entsetzlich in meinen Ohren. Rufen, Befehlen — Alles war umsonst. Der alte Haß war in lichter Lohe aufgelodert. Es war ein Glück, daß die Katze durch einen kühnen Seiltänzersprung sich in Sicherheit brachte, und von dem Balken herab ihre grüne Feuerangen glänzen und ihr Zischen vernehmen ließ. Die Dunkelheit verhinderte, daß wir ihren gebogenen Rücken und langsam sich windenden Schweif sahen. Wiedu wollte ihr nach, vergaß aber in seiner blinden Wuth alle Klugheit und purzelte rücklings auf den Boden. Dieß unerwartete Mißgeschick brach seinen Zorn und seine Stimme, und gab mir Zeit, ihn durch Zuhalten der Schnauze und festes Fassen am Felle völlig zu Verstande zu bringen.

Es war abermals eine Fügung, daß Jungfer Annemarthe in dem tiefen Keller war, und überdieß einigen erheblichen Mangel am Gehöre hatte, sonst hätte keine Macht der Erde meinen Wiedu vor dem Ausschließen aus dem Hause gerettet. Siehst du, siehst

Digitized by Google

du, rief halblaut das Mütterchen, es thut kein Gu! die Annemarthe iſt eine ausgeheckte Katzenmutter. Hätt' die das gehört, dann ſollte uns Gott gnaden! Was wird das erſt morgen geben?

Ich beruhigte ſie mit meiner Wachſamkeit. So ging denn die erſte Gefahr vorüber, und wir kamen glücklich ins heimliche Stübchen.

Von den Anſtrengungen des Ganges, von der Näſſe und Kälte, von der Angſt und Sorge war ich ſo angegriffen, daß ich ſchnell nach einem Orte taſtete, wo ich ſitzen könnte. Ich fand eine an der Wand ſtehende Kiſte, die ich ſogleich einnahm. Hätte ich ſie nicht gefunden, ich glaube, ich wäre zuſammengeſunken. Geduldig dich ein Bißchen, ſagte ſie, ich will eben Licht ſchlagen. Sie ſuchte nun nach einem Käſtchen, worin ſie Stahl, Zunder und Feuerſtein bewahrte. Nach einigem Suchen fand ſie es. Nach unendlich langem Kippen an dem Steine gewann ſie Feuer, und bald brannte das Oellämpchen.

Jetzt leuchtete ſie mir in das Geſicht, und prallte erſchrocken zurück. Ach du mein Gott, wie ſiehſt du aus! rief ſie.

Ich mochte wohl ſchlimm ausgeſehen haben, denn der Schmutz der Straße, in den ich gefallen war, das Blut, das an meine Hände gekommen war, und daher ins Geſicht, und jetzt der mich heftig ſchüttelnde Fieberfroſt waren alle drei geeignet, den Ausruf des Mütterchens zu rechtfertigen.

Während ſie ſchnell Waſſer in eine Schüſſel goß, daß ich mich wüſche, nahm mein Fieberfroſt ſo ſehr zu, daß alle meine Glieder zitterten. Nachdem ich mich gewaſchen, half ſie mich ſchnell entkleiden, und ſteckte mich dann in das erwärmende Bett. Hierauf machte ſie Feuer an, um warmes Waſſer zu bekommen zum Reinigen meiner Füße, und beſonders der Glaswunde, in die Schmutz gerathen war.

Nicht lange währte es, ſo trat auf den Froſt eine Gluthhitze ein, und als dieſe ſich gelegt, und ich ein Stück Brod gegeſſen und einige Taſſen Fliederthee getrunken hatte, den ſie mir braute, fiel ich in einen ſo tiefen Schlaf, daß ich die ganze Welt vergeſſen hatte, ehe es das Mütterchen merkte.

Kein Wunder war es, daß alle die Ereigniſſe dieſes traurigen Tages in meinen Träumen mir wieder vorkamen. Wiedu's Angriff auf die unſelige Katze war das letzte Traumbild, das mich beſchäftigte. Darüber erwachte ich und — es war heller Tag. Ich rieb mir die Augen, und ſah mich überall um, verwundert und ungewiß, wo ich mich befände. Allmälich wurde es in meinem Geiſte hell und klar. Ich erinnerte mich genau der Ereigniſſe von geſtern Abend, und nun richtete ich mich auf, nach Wiedu und dem Mütterchen mich umzuſehen. Das Mütterchen war nicht da; aber Wiedu richtete ſich am Ofen auf, wo er ganz behaglich lag, und eilte mit großer Freude auf mich zu. Als ich mich jetzt bewegte, fühlte ich den brennenden Schmerz meines Fußes. Wie erſchrack ich, als ich ihn aufdeckte! Er war kirſchroth und dick angeſchwollen bis gegen das Knie hin. An Aufſtehen und Gehen war gar nicht zu denken.

Wie ich nun ſo dalag, und den Kopf des treuen Hundes ſtreichelte, den er auf das Bette legte, fiel mir mein Vater ein. Das Mütterchen hatte geſtern geſagt: ſie hätten ihn in den Thurm gethan. Was das zu bedeuten hatte, wußte ich nicht, denn ich kannte von einem Thurme keine andere Beſtimmung, als die, daß die Glocken darin hingen. Da mochte mein Vater freilich nicht ſo gut geſchlafen haben, als ich in dem weichen, guten Bette, das gewiß der König nicht beſſer hatte, wie ich meinte; allein es war ja doch auch ein Obdach, und Stroh hatte er gewiß zum Lager. Mehr war er nicht gewohnt. Ich beruhigte mich daher. Ein anderer Gedanke quälte mich mehr. Was ſollte es nun geben, wenn ich mit ihm fort ſollte, und nicht konnte? Auch wußte er ja gar nicht, wo wir, Wiedu und ich waren. Und ging er ohne uns Zweie, wer half ihm den Radkarren ziehen? Ließ er uns endlich hier, was würde dann aus uns? Von dieſen Gedanken iſt mir das Herz wieder ſo ſchwer geworden, daß ich zu weinen anfing.

Lang andauernde Gemüthsunruhe hat bei einem Buben meines damaligen Alters nicht lange Raum und Zeit. Wer ein Bubenherz kennt, wird es eben nicht verwunderlich finden, daß bald andere Gedanken durch meinen Kopf flogen, das Bild des Vaters verdrängten und meine Thränen trockneten. Das, was meinen Gedanken eine andere Richtung gab, war fürs Erſte der erwachende, heftige Hunger und Durſt, und ſodann die Neugierde, mich in dem Stübchen umzuſehen.

Daß Feuer in dem kleinen Kochöfchen war, hatte ich bald gefühlt. Vielleicht, dachte ich, hat ſie dir etwas zurecht geſtellt. In der Ecke ſtand ein kleiner Tiſch. Aus Erfahrung wußte ich, daß in der Schublade das Brod zu liegen pflegte. Nicht ohne große Schmerzen ſchaffte ich mich aus dem Bette gegen den Ofen hin. Da ſah ich ein kleines Töpfchen und darüber, als Deckel, ein mächtiges Stück Brod liegen. Vom Hunger getrieben, und mehr noch von einem wahrhaft brennenden Durſte, machte ich mich darüber her. Es war Kaffee, ein Labſal, das ich nur einmal in meinem Leben genoſſen hatte. Nie war ich gieriger über eine Speiſe hergefallen. Auch Wiedu empfing

Digitized by Google

seinen Antheil Brod, und dann suchte ich, so schnell als möglich, wieder in das Bett zu kommen. Wiedu legte sich vor das Bett, und ich ließ nun, wie man zu sagen pflegt, meine Augen in dem Stübchen spazieren gehen. Wie war da Alles so wundernett und reinlich! Des Gerathes war wenig; aber Alles geordnet und kein Stäubchen drauf. An dem Fensterchen, dessen runde Scheiben zwar von Alter blau und grün schillerten, aber mitunter stockblind waren, stand ein Tischchen aus Tannenholz, schneeweiß gescheuert. Neben dran stand eine braunroth angestrichene Kiste und in der Ecke ein Spinnrad. Ueber dem Fenster und an der ganzen Querwand hin lief ein Brett, auf welchem blinkendes Kochgeräthe, zinnerne Teller und Schüsseln und einige Porzellantassen, dann mehrere dickleibige Bücher sich befanden. Darunter hing ein handgroßes Spiegelchen. Das war Alles; aber aus dem Allem sprach eine Ordnung, wie ich sie sonst niemals in einem Hause gefunden hatte, in das ich, um Scheeren zu Schleifen zu holen, gekommen war. Mir war so wohl in diesem Raume, daß ich ewig hätte dableiben mögen, wenn mich nur der Schmerz in meinem Fuße hätte froh werden lassen, und die Sorge um meinen Vater.

Während ich so Alles mir betrachtete, begann Wiedu heftig zu bellen, und leise wurde die Thiere aufgemacht.

Kusch! Kusch! Alterchen, sagte das Mütterchen, das freundlichen Gesichtes hereinblickte. Ich thue dir ja nichts! Kennst du mich denn nicht, ich hab' dir ja auch dein Frühstück gegeben? —

Ich rief dem treuen Wächter, und sie trat nun, umwedelt von Wiedu, der sie erkennen mochte, herein.

Hast du gut geschlafen, Kind? Unruhig zwar, aber tief, denn du hörtest mich gar nicht, als ich aufstand, und in der Stube handthierte. Nun freilich, das Fieber hatte dich angegriffen, denn du glühtest die ganze Nacht, wie eine Kohle. Magst auch recht müde gewesen seyn, und lange nicht in einem guten Bette geschlafen. In deinen Jahren ist der Schlaf noch lang und fest; in meinen, daß sich Gott erbarme, da schläft man, wie die Hasen und wacht wie die Eulen. Aber gelt, du hast wie ein Prinz gelegen? Hast du auch etwas gegessen? Sie blickte nach der Ofenplatte, und als sie sah, daß ich da reine Arbeit gemacht hatte, fragte sie: der Hund hat's doch nicht gar verzehrt? Ich konnte nicht zu Worte kommen, so rasch ging das Plapperment der guten Frau. Erst jetzt ließ sie mir zu einer Antwort Raum, und ich konnte ihr, dankend, die Beruhigung geben, daß Wiedu kein Schnauser sey, und ich mir das Vorhandene zu Gemüthe geführt habe.

Sie lächelte zufrieden; aber plötzlich rief sie: Ich habe ja deines armen Fußes ganz vergessen! Laß doch sehen! Als ich ihr ihn zeigte, schlug sie, entsetzt, die Hände zusammen. Ach, du liebster Gott, rief sie; du hast ja ganz grausam den Rothlauf drinnen! Da mußt du ein paar Tage im Bette bleiben.

Aber mein Vater! mein Vater! rief ich, und meine Thränen brachen heftig hervor. Er bleibt so lange nicht hier, und was soll dann aus mir werden?

Ja, du liebster Gott, sagte die gute Frau mit wehmüthigem Ausdruck, und setzte sich zu mir, da sieht's ohnehin schlimm aus. Ich muß dir's nur erzählen.

Als du so gut schliefst, dachte ich: geh' 'mal auf die Bürgermeisterei, um zu hören, wie's da steht. Es war eben schon neun Uhr; ich schloß die Thüre ab und ging. Als ich auf's Rathhaus kam, machte ich meinen Knix, und fragte nach deinem Vater. Nun siehst du, ist hier kein Gericht, und alle Gefangene müssen nach dem Gerichtssitz gebracht werden. Denke dir nur das Unglück, dein Vater hat drei Leute lebensgefährlich verwundet in seiner blinden Brandweinwuth. Da haben sie ihn schon heute früh in das Gefängniß des Kreisgerichts abgeführt, das ist fünf Stunden von hier. —

Ach, wie wird's ihm da gehen? schluchzte ich.

Nun, nun, Noth leidet er nicht; aber der Herr Bürgermeister haben gesagt, fünf Jährchen Zuchthaus würden ihm wohl werden, vielleicht auch mehr, zumal er ein gefährlicher Mensch sey, der schon im Trunke mehrmals solche Malesitzstreiche gemacht. Ich erschrack auch, und sagte: Gestrenger Herr Bürgermeister, er hat aber einen Jungen!

Was? rief da der gestrenge Herr, wo ist denn der? Wachtmeister, warum hör' ich das nicht?

Der Wachtmeister trat demüthig herzu und sagte: Ich hab's selber eben von der Frau Schmittin zuerst gehört.

Ei, so schlag' das Wetter drein! rief da der Herr Bürgermeister, das ist eine saubere Geschichte. Da können wir den Balg am Ende füttern. Nun, erzähl' Sie denn 'mal, was Sie weiß! Ach du liebster Gott, ich zitterte wie Espenlaub im Winde, wie ich den Herrn so zornig sah. Er ist ein herzguter Mann gegen die Armen, aber jähzornig und hitzeblitzig, wie Pulver. Da hab' ich denn gesagt, er möge mir doch nicht böse seyn, so und so sey's gegangen, und hab's ihm haarklein erzählt. Da hat er mich ruhig angehört, und selbst als einmal geschmunzelt, weil unser Eins die Worte nicht so superfein zu setzen versteht, obgleich ich mein Möglichstes that; auch kein Jota vergaß. Als ich endlich fertig war, kratzte er

Digitized by Google

sich hinter den Ohren, und sagte zu dem Schreiber: Rothnagel, mach' Er einen Bericht. Er hat ja die ganze Geschichte jetzt gehört. Sag' Er dem Gerichte, ich schlüge vor, den Buben bei der Frau Schmittin zu lassen. Es wäre eine brave, achtbare Frau. Drauf sagte er zu mir: Sieht Sie, Frau Schmittin, da hat Sie einen erzdummen Streich gemacht!

(Fortsetzung folgt.)

Bagatellen.

1. Legitimistisches Unglück.

Die Zeitungen melden, der Legitimisten-Herrgott, Herzog Heinrich von Bordeaux, oder wenn jemand will, Heinrich V. von Frankreich sey jüngst bei einer Eisenbahnfahrt nach seinem Wohnsitze Frohsdorf aus dem Waggon gefallen und habe sich zwei Vorderzähne bedeutend beschädigt. Kunz meint, das sey sehr schlimm für einen Mann, der nächstens an der französischen Republik anbeißen und Napoleonisten, Orleanisten und Republikaner hinausbeißen solle. Es werde ihm das jetzt schwer fallen. Michel sagt, wenn er es doch packe, so sey für Frankreich das Glück dabei, daß es einen König bekomme, von dem man sagen könne, er sey aufs Maul gefallen, denn die neuere Geschichte habe gezeigt, daß ein König, der nicht aufs Maul gefallen, allzu viel gesprochen und jedenfalls mehr versprochen habe, als er hinterher halten konnte oder wollte. — Kein Unglück so groß, daß nicht ein Glück dabei wäre.

2. Der Plehwe-Hut.

Weiß die geneigte Leserin schon, wie ein Plehwe-Hut aussieht? Wenn sie es nicht weiß, will ich ihr sagen, daß er der Form nach von den bisher üblichen Damenhüten sich wenig oder gar nicht unterscheidet. Die zwei Farben sind die Hauptsachen daran, und die sind preußisch, wie sich das von selbst versteht, wenn man bedenkt, daß der Hut in Mannheim aufgekommen und seinen Namen von Plehwe, dem vorigen preußischen Stadtkommandanten daselbst geerbt hat. Außen ist der Plehwe-Hut schwarz, innen weiß — das ist alles. Aber merkwürdig ist es eben doch, daß dieses neue Modestück aus dem Main-Nekar-Paris nicht nur dort, sondern auch auswärts zu grassiren anfängt. Die rheinische Damenwelt ist, wie es scheint, leichter unter den preußischen Hut zu bringen, als die zwei von den Dreikönigen, welche wieder unter demselben herausgeschlüpft sind, weil es ihnen zu eng und schwül darunter werden wollte.

Ach wie sind die Köpfe so wandelbar! Gestern schwarz-roth-golden, heute schwarz-weiß und morgen vielleicht schwarz-gelb! Es ist ein Jammer! Wäre doch nur einmal ein deutscher Reichshut gefunden, der gehörig paßte, damit der fatale Modewechsel auf und in den Köpfen aufhörte.

Miscellen.

Schaden macht nicht klug. Vor einigen Jahren trat ein fein gekleideter Herr in einen der ersten Goldschmiedläden Kölns, wählte sich für eine namhafte Summe Schmuckſachen und ersuchte den Herrn des Hauſes, Jemanden mit zum Pastor ..... zu schicken, wo die Zahlung erfolgen werde. Die Magd bekleidete den Fremden bis in die Hausflur des Pastorats, wo er sie warten hieß, bis er sie beim Pastor angemeldet hat. Nach wenig Minuten erschien der Fremde mit dem Geistlichen unter der Studenthüre; jener trat zur Magd und ersuchte sie, ins Zimmer zu treten, welche Einladung der Pfarrer wiederholte, wonach der Andere durch die Hausthüre verschwand. Das Mädchen betrat die Stube und der Geistliche sagte ihr, sie möge Platz nehmen, während er sie einige Augenblicke fixirte. Dann redete er sie an: „Es ist nicht schön, daß Sie sich von ihrem Manne wollen scheiden lassen.“ Man stelle sich das Staunen des Pastors und den Schreck der Magd vor, als nach wenig Worten der Betrug am Tage lag! Der Dieb war indessen in Sicherheit. Der Goldschmied ist seit jener Zeit an Jahren älter geworden, aber nicht an Vorsicht, denn es ist derselbe, der vor wenigen Wochen von zwei Franzosen betrogen wurde.

Naives Geständniß. Als ein Geistlicher ein ungarisches Fräulein bei ihrer Vorbereitung zum Tode fragte, wer ihr einziger Trost im Leben und im Sterben gewesen sey, gab sie zur Antwort: „Sein's gewesen Herr Fähndrich von Hillenbach.“

In einem neuen Trinkliede lesen wir:

„Von dem Glase bis zum Munde
Schaff' ich eine Eisenbahn,
Und mit jeglicher Sekunde
Kommt ein neuer Zug dort an.

Das heißt gewiß ein respektabler Zecher!

Auflösung des Räthsels in № 3 des Plauderstübchens:
Landkarte.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 5. Kaiserslautern, Donnerstag 17. Januar **1850.**

Ein Wort an Einen.

Weil der Bote bisweilen so betrübt, ja selbst unmuthig in die trübe Zeit hineinschaut und über sie redet, so meinte neulich Einer, er verkenne wohl gar das Schöne und Gute, das sie gehabt und gebracht. Wie war der so irre! Guter Freund, hat ihm der Bote gesagt: meine Betrübniß gilt einem Theile der Vergangenheit und der muthmaßlichen Zukunft überhaupt; meine Unmuth gilt denen, welche die Vergangenheit und damit die Gegenwart und wohl auch die nächste Zukunft verdorben haben, seyen es nun reactionäre Regierungen oder republikanische Demokraten oder beide. Der Grund- und Kerngedanke der allgemeinen deutschen Erhebung im Frühlinge des Jahres 1848, nämlich die vernünftige Freiheit unter dem schützenden Banner eines einigen und starken Deutschlands, war der schönste und erhabendste, der je gedacht worden. Er hat meine Seele so hoch gehoben, wie die irgend eines deutschen Mannes, aber er hat sie nicht ins Blaue, ins leere Reich der Träume und Unmöglichkeiten getrieben. Daß selbst meine nicht ins Fabelhafte überspannten Wünsche und Hoffnungen ihre Verwirklichung nicht gefunden haben, das stimmt mich trübe, ich gestehe es, das thut mir schmerzlich wehe, nicht um meiner selbst, sondern um meines armen deutschen Vaterlandes willen. Und darum grolle ich den unvernünftigen Uebertreibungen auf der einen und den Wortbrüchigkeiten auf der andern Seite, die beide an dem Fehlschlag schuld sind, weil sie sich gegenseitig hervorgerufen haben. Wer mag das tadeln? Wer noch seine fünf Sinne und dabei wirklich ein Herz fürs Vaterland, nicht blos für seine Partei hat, dessen Zustimmung ist mir gewiß. Niemand verkennt dabei weniger als ich, daß die Märzerhebung zum Theil sehr schöne Früchte getragen. Hätte sie Deutschland auch nichts gebracht, als Oeffentlichkeit und Mündlichkeit bei den Gerichten, so müßte sie dafür schon gesegnet werden. Aber sie hat noch Anderes herbei geführt und angebahnt. Sie hat einen gewaltigen Riß in das Unwesen der alten Feudallasten gemacht, sie hat Religionsfreiheit gebracht, sie hat der Censur den Hals gebrochen, Schwurgerichte ins Leben gerufen, das Vereinsrecht errungen und vor allen die Idee der Einigung Deutschlands zu einer Macht erhoben. Diese und ähnliche Güter sind heute noch als Errungenschaften zu betrachten, aber wer mag verkennen, daß sie jetzt zum Theil wieder gefährdet und in Frage gestellt sind? Sie zu verlieren, dazu gehört bei Gott! viel weniger, als sie zu erringen. Nur Besonnenheit und Mäßigung vermögen uns so manches errungene Gut zu erhalten und noch zu erwerben. Alle schwindelnden Worte helfen hier nichts, sie können nur verderben und wieder zerrinnen machen, was sich noch nicht recht gefestiget hat. Und wenn wir alle mit weiser Mäßigung und Besonnenheit, fern von Ueberstürzung und Gedanken des Umsturzes, weiter gehen, dann wird auch die wahrhaft gute und große Idee der Einheit und ächten Freiheit Deutschlands sich noch als eine Macht erweisen, der nichts widerstehen kann, wenn sie auch nicht auf den Spitzen der Sensen und Bajonnette getragen wird. Das ist meine Meinung, guter Freund, aus ihr fließen meine Worte, da und dort meine Befürchtungen, immer meine wohlgemeinten Warnungen. Guten Abend Herr N.!

Die Geschichte des armen Scheerenschleifersjungen.

Erzählung von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Aber, gestrenger Herr Bürgermeister, sag' ich drauf, ich konnt' doch das Kind mit dem blutenden Fuße — Richtig, das hatt' ich vergessen. Frau Schmittin, sagte er nun: Geh' Sie zum Herrn Pastor, und zeig' Sie es ihm auch an, er ist Mitglied der Armenpflege, und dann geh' Sie zum Doctor Knurrer, daß er den Fuß untersucht, und ich will sorgen, daß Sie ein Kostgeld kriegt, bis die Geschichte aus ist;

Digitized by Google

aber ich wollte, der Balg wäre, wo der Pfeffer wächst. — Da dacht' ich, nun kommt ihm die Hitzeblitzerei wieder, der Koller, und ich machte meinen Knix und schlich hinaus, ehe es wieder donnerte und blitzte. Nun lauf' ich zum Herrn Pastor, der macht auch ein saueres Gesicht, und sagt, die Armenkasse könne nichts mehr leiden. Als ich ihm aber Alles wieder ganz genau von A bis Z erzählt hatte, sagte er: Nun freilich, es war brav von ihr, Frau Schmittin, und der liebe Gott hat's wohl gemacht, daß der arme Bub' eben zu ihr gekommen ist. Sie muß nun denken, es sey Ihr Kind und ihn erziehen in der Gottesfurcht. Das Weitere wird sich finden. Geh' Sie aber zum Doctor! Vor dem war es mir am bängsten; denn der heißt nicht umsonst Knurrer. Er knurrt immer, wenn arme Leute kommen, die die Recepte nicht bezahlen. Er knurrte auch, aber er wird schon kommen.

Als das Mütterchen so anfing zu erzählen, hatte es mir fast die Brust zugeschnürt, daß ich keinen Athem holen konnte. Als es endlich feststand, daß ich meinen Vater, wer weiß wie lange nicht mehr sehen sollte, da brach mein Weinen wieder mit aller Macht hervor. Hatte ich doch nun Niemanden mehr, dem ich angehörte! — Als ich so weinte, reckte Wiebu seinen Kopf zu mir auf und sah mich so bedauerlich an, als ob er mir sagen wollte: Sey gutes Muthes, du hast mich ja noch! Das ergriff mich so heftig, daß ich seinen Kopf mit meinen Armen umfaßte, und laut weinend an mich drückte.

Das Mütterchen hatte selber Thränen in den Augen. Darauf sagte sie: Weinen macht das Herz leicht, Kind; drum will ich dir's auch gar nicht wehren; aber, siehst du, recht ist es doch nicht von dir, daß du so trostlos bist. Ein Kind soll seinen Vater lieben und ehren, das gebietet Gott, der Herr, und hat dem Gebote eine schöne Verheißung gegeben. Dein Vater hat aber gegen dich unmenschlich, gegen Andere verbrecherisch gehandelt; dafür muß er nun Strafe leiden nach Gottes Ordnung und dem Gesetze. Du kannst ja doch nicht bei ihm seyn! So sollst du an das Wort des Herrn Pfarrers denken, der so weise sagte, Gott habe es gnädig gefügt, daß du zu mir gekommen wärest. Siehst du, mir sind fünf Kinder und der Mann gestorben, und ich habe auch Niemanden mehr, wie du. So will ich denn denken, du seyest mein Kind, und du sollst denken, ich sey deine Mutter. Hegen und pflegen will ich dich, wie eine Mutter ihr Kind; aber ich hoffe, du hast mich lieb; du artest dich gut; bist gehorsam, willig, fleißig, und folgst meinem Wort und Beispiel und es wird dir gut gehen, selbst besser als bei deinem Vater. Der hat ja doch, wie du mir selber erzähltest, nicht für dich gesorgt; in eine Schule wärst du nie gekommen, und wie leicht wär' es gewesen, daß du zu Grunde gegangen wärest.

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich, besonders die Aussicht, in eine Schule zu kommen. Meine Thränen versiegten, und ich erwog Alles, was ich gehört hatte.

Nun höre, fuhr sie fort, wie ich es mit dir vorhabe. Sobald dein Fuß heil ist, gehst du in die Schule und lernst — Rechnen, Lesen und Schreiben? fragte ich mit pochendem Herzen. Freilich, sagte sie, versteht sich, und noch mehr, den Katechismus und Gottes Wort dazu. Dann kannst du mir Abends ans Gottes Wort und der Hauspostille vorlesen, denn meine Augen sind trübe und selbst mit meiner Klammbrille kann ich den feinen Druck nicht mehr lesen. Lieber Gott, Kind, das viele Weinen hat sie mir trübe gemacht. Fünf Kinderchen, wie Milch und Blut, hab' ich zu Grabe tragen sehen, und meinen Mann. Da hat mir das Herz geblutet, und der Thränenquell hat nicht aufgehört zu fließen.

Hast du denn schon etwas gelernt? fragte sie, und fuhr dann, sich selbst antwortend fort: Wie frag' ich doch auch? Du bist ja schon fast neun Jahre alt!

Da mußte ich denn von der Farbe reden, und ich berichtete ihr Alles ohne Rückhalt mit dem ganzen Wehgefühle, das meine Seele allemal erfüllte, wenn ich an meine bodenlose Unwissenheit dachte. Daß ich nicht beten konnte, that dem treuen Herzen am Wehesten. Sie setzte sich jetzt ganz nahe ans Bett, und sagte mir von dem lieben Gott und dem Herrn Jesus so viel Liebes und Herrliches, daß ich gar nicht müde wurde, zu horchen, und den Athem oft anhielt, um nur ja kein Wort zu verlieren. Darauf betete sie ein Morgengebet aus einem ganz kleinen Büchlein, das sie das Habermännchen hieß, und ließ mich das Vaterunser nachsprechen. Daß ich es schon beim dritten Male völlig auswendig wußte, erfüllte sie mit ebensoviel Verwunderung, als mich mit Freude. Nun wußte ich ja, was beten heißt, wußte, warum ich betete, und kannte ein schönes Gebetchen. Wer war glücklicher, als ich? Die Trauer über meinen Vater wich von meinem Herzen und froh sah ich in die Zukunft hinaus.

Während das Mütterchen das Feuer im Oefchen schürte und die Kartoffeln für das Mittagsmahl schälte, und dabei unaufhörlich so gemüthlich mit mir plauderte, hörten wir unten im Hause eine hellgellende Stimme. Der Doctor! rief das Mütterchen. Bald darauf wurden Tritte hörbar und die Thüre wurde

Digitized by Google

heftig aufgeriſſen. Ein himmelbaumlanger Mann ſtolperte herein, ſo dürre, wie eine Bohnenſtange. Schwarzes Haar, kraus und dick, hing um das kreideweiße Geſicht, aus dem zwei ſchwarze Augen blitzend hervorleuchteten.

Verdammte Hühnerſtiege von Treppe! rief er. Da bricht man ja den Hals! Wo iſt denn der Balg, der Strolch, um deßwillen ich da herauf muß? — So geht's aber, wenn man ſo die Taugenichſe von der Straße aufliest und berbergt! Und auch noch ſo einen Eiderbiſſer von Hund! Ei, dich ſoll ja! Er hob ſeinen Stock, um Wiedu, der gebellt hatte, Eins zu verſetzen. Der verſtand aber keinen Spaß und wäre ihm ſicher derb in die Beine gefahren, an denen ohnehin kein Fleiſch war, wenn ich ihn nicht zurückgerufen hätte.

Ich will den Doctor nicht! rief ich mit vollem Zorne, als ich dieſe Worte gehört hatte.

Was? rief der Doctor; Schlingel, glaubſt du etwa, ich wollte umſonſt die vermaledeite Hühnerleiter heraufgeklettert ſeyn? Her deinen Fuß!

Ich will nicht! rief ich.

Ach, thu's doch, Kind! bat das Mütterchen.

Der wird mich ſchön zurichten, rief ich; der hat kein Erbarmen mit einem armen Knaben. Er kommt nur, weil er muß. Er ſoll heimgehen. Mein Fuß wird von ſelber gut. Er thut mir auch nicht mehr weh! —

Das mußte auf den bärbeißigen Doctor gewirkt haben. Er zog mildere Saiten auf. Sey kein Eſel, Bub, ſagte er. Es iſt ſo bös nicht gemeint. Komm, mach' kurzen Prozeß, und zeige mir deinen Fuß! Aber ich that's nicht. Da legte er ſich aufs Bitten, und das Mütterchen auch, und da konnte ich nicht widerſtehen. Als er meinen Fuß ſah, rief er aus: Ja war's Zeit! der Bube hätte können des Todes ſeyn! Warum kam Sie nicht früher, Frau Schmitin? So lange wartet man nicht!

Da haben wir's! ſagte das gute Mütterchen, faſt weinend. Nun iſt am Ende die Schuld an mir. Geſtern Abend bekam ich den armen Jungen. Heute ruf' ich Sie. Sie grollen und zanken, daß ich Sie rufe und jetzt iſt's zu ſpät!

Er verſchluckte die Pille, und ſagte: Armer Schelm, du mußt Höllenpein ausgeſtanden haben; denn da ſteckt gewiß noch eine Scherbe drinnen. Nun legte er den halben Tiſch voll Inſtrumente, daß mir die Haare zu Berge ſtanden, und fuhr mit einer Sonde in der Wunde herum, daß ich faſt laut aufgeſchrieen hätte. Darauf zog er wirklich einen Glasſplitter heraus; legte mir Leinwandfäden, welche das Mütterchen zupfte, mit etwas, das er aus einem Gläschen draufgoß, auf, und verband mir den Fuß; gab Verhaltungsregeln und ſagte dann: Du biſt ein Kapitalkerl! Ein Andrer hätte Zetermordio geſchrieen, und ging.

Ich will gar nicht ſagen, wie dieſer Unhold mit mir umging! Ich habe im ſpäteren Leben noch manchmal Schmerzen gelitten, aber gegen dieſe waren ſie alle nur Kinderſpiel. Eiskalter Schweiß bedeckte meinen ganzen Körper.

Er kam nun regelmäßig alle Tage, fluchte zwar jedes Mal auf die vermaledeite Hühnerleiter, wie er unſere Stiege hieß, aber er war doch nicht mehr ſo unhold, als beim erſten Male. Mein Fuß wurde allmälig beſſer, und nach etwa acht Tagen war ich ſo weit geheilt daß ich den ganzen Tag außerhalb des Bettes bleiben konnte. Da flohen denn die Stunden raſch dahin; denn das herzige Mütterchen ſpann, und erzählte mir viel wunderſame Geſchichten, lehrte mich Gebete, Sprüche, ſchöne Liederverſe und antwortete liebreich auf meine tauſend Fragen, die ich an ſie richtete.

Auch eine andere, ſchwere Sorge wurde von meinem Herzen genommen, nämlich die, ob der alte Gerſtenmeier, unſer Hausherr, und die katzenfreundliche und hundeſcheue Annemarthe meinen Wiedu dulden würden, woran das Mütterchen gezweifelt hatte.

Der alte Gerſtenmeier war ſo Einer, wie man ſie mit dem Sprüchlein zu bezeichnen pflegt:

Alles, was die Leut' verdrießt, das treib' ich;
Wo ſie mich nicht gerne haben, bleib' ich;
Schlafen ſie, ſo wach' ich.
Weinen ſie, ſo lach' ich.

Im Grunde der Seele nicht böſe, hatte er nur ſeine Freude dran, Andere zu necken und zu ärgern. Freilich war er ein Geizhals und Raffauf, aber doch noch lange nicht von der ſchlimmſten Art. Hätte Annemarthe den Hund gehegt, ſo war's gewiß, daß er ihn nicht geduldet hätte. Jetzt, wo ſie fluchte, tobte, und den ganzen Tag über den Hund, den Katzenmörder, haſelirte, ſchlug er ſich auf Wiedu's Seite, lockte und ſchmeichelte ihm, und drohte der Alten, alle ihre Katzen todtzuſchlagen, wenn ſie dem lieben Thiere ein Leid zufügte. Dabei wirkte aber noch etwas mit, was er bald entdeckt hatte. Alle Katzen Annemarthens nämlich fingen keine Ratten, und von dieſen ſchädlichen Thieren wimmelte des Gewürzkrämers Haus, Keller und Magazin. Wiedu war aber ein ſo geſchickter, als unermüdlicher Rattenfänger. Binnen wenigen Tagen hatte er die Räume ſo von dieſen Thieren geſäubert, daß Gerſtenmeier erklärte, der Hund ſey mehr werth, als das ganze Katzengeſchlecht, und ſelbſt Annemarthe mußte geſtehen, daß er ein treffliches Thier ſey, nur habe er eine ganz miſerable Natur, daß er nämlich die edlen Katzen ſo haſſe.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine merkwürdige geschichtliche Vergleichung.

Man hat schon häufig darauf aufmerksam gemacht, daß zwischen den Ereignissen, welche dem Sturze Karls des Zehnten von Frankreich und jenem Ludwig Philipps vorangegangen, eine merkwürdige Aehnlichkeit herrscht. Die Sache ist richtig, wie sich aus folgender Nebeneinanderstellung der Thatsachen ergeben wird.

1. Der Herzog von Berry, Sohn Karls X.,

2. vertheurathet sich mit einer ausländischen Prinzessin (Sicilianerin.)

3. Dieser Ehe entstammt ein Sohn als Erbe der Krone, der Herzog von Bordeaux.

4. Sein Vater, der Herzog von Berry, stirbt durch Meuchelmord,

5. den 13. Februar 1820.

6. In dem Jahre, welches dem Sturze Karls X. vorangeht (1829), erreichen die Brodpreise die außerordentliche Höhe von 1 Fr. 5 Cent.

7. Die strenge Kälte des Winters von 1829 bis 1830 macht, daß die Seine in Paris zufriert.

8. Die retrograde Bewegung der Regierung nach glänzenden Hoffnungen veranlaßt die wahren Royalisten, ihre Rathschläge über die bevorstehende Crisis zu unterstellen.

9. Diese Rathschläge werden von der Staatsgewalt verkannt.

10. „Wenn strafbare Umtriebe meiner Regierung „Hindernisse erwecken sollten, die ich nicht vorhersehen „kann, nicht vorhersehen will, so würde ich die Kraft „finden, sie zu besiegen u. s. w.“ (Auszug aus der Thronrede 1830)

11. Diese herben Worte führen die Protestation von 221 Deputirten herbei.

12. Einnahme von Algier und Gefangennehmung des Dey.

13. Erlasse vom 25. Juni, welche die Freiheit der Presse vernichten.

14. Montag Abends verursachen diese Erlasse Zusammenrottungen, in welchen mit lauter Stimme die Zeitungen gelesen und besprochen werden. Diese Zusammenrottungen sind eine Art Vorspiel der Revolution, welche am folgenden Tage ausbrechen sollte.

1. Der Herzog von Orleans, Sohn Louis Philipps I.,

2. vertheurathet sich mit einer ausländischen Prinzessin (Mecklenburgerin).

3. Dieser Ehe entstammt ein Sohn als Erbe der Krone, der Graf von Paris.

4. Sein Vater, der Herzog von Orleans, stirbt gewaltsam,

5. den 13. Juli 1842.

6. In dem Jahre, welche dem Sturze Louis Philipps I. vorangeht (1847), erreichen die Brodpreise am 1. April die außerordentliche Höhe von 1 Fr. 24 Cent.

7. Die strenge Kälte des Winters von 1847 bis 1848 macht, daß die Seine in Paris zufriert; sie war seit 1830 nicht zugefroren.

8. Die retrograde Bewegung der Regierung nach glänzenden Hoffnungen (wenigstens dem Anscheine nach) veranlaßt die wahren Conservativen, ihre Rathschläge über die bevorstehende Crisis zu unterstellen.

9. Diese Rathschläge werden von der Staatsgewalt verkannt.

10. „Mitten in der Agitation, welche feindliche „oder blinde Leidenschaften anschüren, belebt und „stützt mich eine Ueberzeugung, nämlich: Wir be„sitzen in der constitutionellen Monarchie, in der „Vereinigung der großen Staatsgewalten die sichern „Mittel, alle diese Hindernisse zu besiegen u. s. w.“ (Auszug aus der Thronrede 1847.)

11. Diese herben Worte führen die Protestation von 108 Deputirten herbei, welche sich dafür entscheiden, an dem Banquett des 12. Arrondissements Theil zu nehmen.

12. Gefangennehmung Abdel-Kaders.

13. Erlaß des Polizei-Präfekts, den 21. Februar angeschlagen, welcher sich dem Banquett und dem Associationsrecht widersetzt.

14. Montag Abends verursacht dieser Erlaß Zusammenrottungen, in welcher mit lauter Stimme die Zeitungen gelesen und besprochen werden. Diese Zusammenrottungen sind eine Art Vorspiel der Revolution, welche am folgenden Tage ausbrechen sollte.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 6. Kaiserslautern, Samstag 19. Januar **1850.**

Berichte des Generals Mieroslawski über den Feldzug in Baden.

Ein Schriftchen unter obigem Titel hat der Bote so eben durchgelesen und will darüber nur kurz seinen Lesern berichten. Dasselbe besteht lediglich aus den acht Bülletins, welche der Verfasser seiner Zeit über die verschiedenen militärischen Operationen und Treffen an die provisorische Regierung zu Karlsruhe eingesendet. Das erste ist vom 31. Mai, das letzte vom 1. Juli, an welchem Tage Mieroslawski zu Offenburg den Oberbefehl niederlegte, der, wie er selbst sagt, „fortan keinen Sinn und keinen Zweck, keine wirkliche Bedeutung mehr hatte.“ Das Schriftchen mit der angehängten Karte des Kriegsschauplatzes gibt wenigstens eine ziemlich klare Uebersicht dessen, was im Monat Juni in Baden auf den Kampfstätten geschehen. In den eingestreuten Bemerkungen, Urtheilen und Klagen erscheinen uns wieder die trüben Bilder von Verwirrung, Unfähigkeit, Muthlosigkeit und Verrath. Doch fehlt es auch nicht an Zügen ächter Tapferkeit. Der Volkswehr im Allgemeinen spendet der Herr Obergeneral gar wenig Lob, um so mehr aber einzelnen Abtheilungen der badischen Truppen und einzelnen Führern derselben, wie z. B. dem „kaltblütigen jungen Helden Siegel.“ — Die kurzen „Allgemeinen Betrachtungen“, welche der Verfasser seinem Büchlein noch angehängt hat, sind an sich von wenig Belang. Sie behandeln nur die Fehler, welche die Häupter des Aufstandes begangen, versteht sich vom streng revolutionären Standpunkte aus betrachtet. Was unsere Pfalz insbesondere betrifft, so entschuldigt Mieroslawski mit Recht das Zurückweichen der aufständischen Truppen, da sie sich ja unmöglich halten konnten. Er macht dabei, gerade wie Bamberger, der provisorischen Regierung von Baden ein gerechten Vorwurf wegen der „schändlichen Art, wie Baden die Rheinpfalz preisgab, ehe es noch durch die Ankunft der Verbündeten am Main genöthigt war, alle seine Truppen am Neckar concentrirt zu halten. Er sagt, die Art, wie die provisorische Regierung zu Karlsruhe mit der Pfalz um die nothwendigen Mittel feilschte, habe ihre gerechte Strafe in der Art gefunden, wie Baden seinerseits von dem übrigen Deutschland preisgegeben wurde.“ Dabei befindet sich der Herr Obergeneral doch wieder in einem großen Irrthume, wenn er auf die beiden Festungen auf pfälzischem Boden zu sprechen kommt. Er meint nämlich, man hätte zufolge seiner Anweisungen von Paris aus, die badischen Truppen alsbald dazu verwenden müssen, die Bewegung in die deutschen Nachbarländer, namentlich nach Hessen und Würtemberg hinüberzutragen. „Diese friedliche (!) Eroberung würde in ihren umfassenden Folgen die Besetzung der Festungen Landau und Germersheim nach sich gezogen haben, eine Besetzung, die bei dem ersten insurrectionellen Aufschwung der Pfalz versäumt worden, und ohne welche doch weder eine militärische Organisation, noch ein militärischer Widerstand zu hoffen war.“ Der Herr Ex-Obergeneral betet hier dem kolossalen Querkopf Karl Heinzen nach und meint „die pfälzischen Republikaner könnten es mit Nichts entschuldigen, daß sie die Gelegenheit zu einer alsbaldigen insurrectionellen Uebertrumpelung der beiden Festungen unbenutzt vorübergehen ließen.“ Da thut er den pfälzischen Republikanern großes Unrecht. Gott weiß es, und wir alle wissen es auch, daß diese die Gelegenheit gewiß benutzt hätten, wenn sie sich nur einmal dargeboten hätte. Es lag nicht an der weiland provisorischen Regierung, nicht an Willich, Blenker ꝛc., wenn Landau und Germersheim nicht übertrumpelt wurden. Wie wäre denn das nur möglich gewesen? Nur auf dem Zeitungspapier stand es oft, Landau will übergehen, anders nirgend, von Germersheim gar nicht zu reden. Und selbst wenn der Herr Obergeneral mit seinen badischen Belagerungstruppen gekommen wäre, die beiden Festungen hätte er so bald nicht bekommen, wenn auch Preußen noch länger gezögert hätte, die Bundesfestung wenigstens zu entsetzen. Das sind also Träume, und wenn das Dann an diesem Wenn hing, so war die ganze Rechnung von vornherein ohne den Wirth gemacht. Kurz, wir

Digitized by Google

haben hier einen Beweis mehr, daß es verkehrt war, landeskundige Fremdlinge, wie diesen Polen, an die Spitze zu ſtellen, abgeſehen von allen ſonſtigen faulen Flecken. — Warum die preußiſch-badiſche Regierung das Schriftchen Mieroslawskis verboten hat, kann der Bote nicht begreifen.

Die Geſchichte des armen Scheerenſchleifersjungen.

Erzählung von W. O. v. Horn.

(Fortſetzung.)

Auch gegen mich war der Gerſtenmeier wohlwollend, denn ich machte ihm Düten für ſeinen Laden, und wenn Mittwochs und Samſtags, an den ſogenannten Gebtagen, das Mütterchen ihr Almoſen an den Thüren ſuchte, gab er mir ſelbſt das Mittagseſſen, was freilich wenig genug war und mich nicht geſättigt haben würde, wenn nicht Mütterchens Brod nachdrücklicher geweſen wäre.

Das gute Mütterchen hatte ihre Sorgfalt auf Alles ausgedehnt, was meine Wohlfahrt bedarf. Daß ich ſo dürftige Kleidung hatte, war ihr ſchon leid genug; daß ich aber in dieſer Jahreszeit baarfuß gehen ſollte, konnte ſie durchaus nicht ertragen. In den Häuſern der Stadt, wo ſie Knaben meines Alters wußte, bettelte ſie Schuhe, Stiefel und Kleidungsſtücke aller Art zuſammen, daß ich am Ende im Beſitze eines Reichthums an Kleidern und Schuhwerk mich befand, wie ich ihn nie für möglich gehalten. Strümpfe und Schuhe, oder Stiefel anziehen, koſtete mich aber eine unſägliche Mühe und Ueberwindung. Wenn auch das Meiſte dieſer Stücke im ſogenannten „Schenkſtande“ war, das heißt, in dem, der es abzulegen zwang, ſo waren ſie mir doch ſo köſtlich, daß es mir vorkam, als ſey jetzt alle Tage Sonntag. Waren auch in den Kleidern bedeutende Oeffnungen an Orten, wo ſie nicht hingehörten, oder beſſer zu ſagen, erkleckliche Löcher drin, ſo wußte mein Mütterchen Rath. Zehn Flacken ſind beſſer, wie ein Loch, ſagte ſie, und unter ihrer Nadel verſchwanden die Löcher, wenn auch bebluane Lappen auf ſchwarzem Grunde zu ſehen waren. Zerreißen kann jeder Narr, ſagte ſie dabei, aber Flicken iſt eine Ehre, und ein Menſch, der ſich nicht ſchämt, ein Loch im Kleide zu haben, ſchämt ſich auch eines Loches in ſeiner Ehre nicht. Das waren ſo ihre goldenen Sprüchlein. Was ſie ſagte, prägte ſich mir tief in die Seele, und ich hab's immer drin erhalten. Ebenſo hielt ſie auf Reinlichkeit am Leibe. Es iſt eine Schande, wenn ſo ein Bube herumlauft, und iſt ſo ſchmutzig, daß nöthigenfalls ſeine Hoſen, auch ohne Beine drin, ſtehen bleiben, ſagte ſie. Pfui der Schande! Wer am Leibe ſich ſauber hält, ſieht auch drauf, daß ſeine Seele ſauber bleibe.

Was mir Anfangs recht ſchwer fiel, war, daß ich Mittwochs und Samſtags die Gaben für ſie an den Thüren ſammeln mußte. Hatte doch jener Bauer geſagt: Betteln iſt eine Schande, wenn man geſunde Glieder hat. Was mich indeß tröſtete, war ja eben wieder das Bewußtſeyn, daß ich es für die gute Seele that, die mich ſo lieb hatte, und der ich ſo viel Dank ſchuldete, daß ich ihn nie abtragen konnte. An dem Tage, an dem ich zum erſten Male die Schule beſuchen ſollte, führte ſie mich zu dem Paſtor. Es war ein freundlicher Mann, der mich recht eindringlich zu allem Guten ermahnte und mir eine Handfibel ſchenkte. Wie glücklich war ich im Beſitze dieſes Büchleins! Der Lehrer war auch ein ſehr freundlicher Mann. Er gewann ſchnell mein ganzes Zutrauen und meine Liebe. Keiner war am andern Morgen ſo früh in der Schule, als ich. Das helle Schulglöcklein hatte noch lange nicht gerufen, ſo war ich ſchon an meinem Platze und beobachtete die Buchſtaben, um die bereits gelernten mir einzuprägen. Meine Aufmerkſamkeit und mein Fleiß entſprachen vollkommen dem mächtigen Drange meiner Seele zum Erkennen. Der Lehrer hatte recht ſeine Freude an mir, und mit dem Fortſchreiten wuchs meine Liebe zum Lernen.

In meinem Leben war bald die Ordnung, welche mein Mütterchen auch in dem ihrigen hatte. Morgens um ſechs Uhr ſtand ich auf und ſachte das Feuer im kleinen Ofen an, ſtellte das Waſſer zum Kaffee auf und holte bei der alten Annemarthe, die ſelber Vieh hatte, das kleine Töpfchen voll Milch. Kam ich, ſo war das Mütterchen auch aufgeſtanden. Sie reinigte nun das Stübchen, wobei ich wacker half. Nach dem Frühſtücke überlernte ich noch einmal die Aufgabe und dann ging's in die Schule, und Mittags eben ſo. Nach der Mittagsſchule eilte ich auf den Zimmerplatz, Späne zu ſammeln, und Abends machte ich für Gerſtenmeier Düten, wenn ich gelernt hatte. Mittwochs und Samſtags waren die Gebtage. Da ſammelte ich von Thüre zu Thüre die Almoſen für das Mütterchen. Dienſtags Mittags war abermals frei, weil es der ſogenannte Waſchtag war. Dann ging ich in den Wald, Holz leſen, und Wiedu begleitete mich. Im Winter war das keine ſonderliche Freude, obgleich bei dieſer Gelegenheit Schlittenfahren, Schleifen, Schneeballmachen und dergleichen edle Künſte geübt werden; allein im Frühlinge, Sommer und Herbſte — welche Luſt! Wenn

Digitized by Google

die Vögel fangen, die Beeren reifen, die Nester im Laube ſtanden, o wie war ich da ſo fällig in dem grünen Walde! Wie manchen Sechſer brachte ich meinem Mütterchen zur Erdbeerzeit heim, den ich mit Erdbeeren gewann, die ich pflückte, während ich das Holz las oder wenn ich es geleſen hatte.

Auch von meinem Vater hörte ich noch einmal etwas, nämlich, daß er zu langer Haft war verurtheilt worden. Leider machte das nur mehr einen vorübergehenden Eindruck auf mich. Ich konnte nun das Leben und Sein, deſſen ich jetzt durch Gottes Huld genoß, gegen jenes meiner früheren Lebenstage vergleichen. In der Liebe meines Mütterchens lag eine Welt voll Glück, die ich ja nie gekannt und nie würde kennen gelernt haben, wenn ich nicht zu ihr gekommen wäre. Wie mein Geiſt erwachte; wie ich jetzt erſt einſah, was ich früher nur geahnt; wie ich jetzt Gottes Wort kennen lernet, das Alles konnte ich nun ſchon würdigen, und zu dem kam die Ordnung, die geregelte Nahrung. — o ich erkannte die Führung Gottes, und dankte ihm dafür. War es da ein Wunder, wenn ich mit Entſetzen an mein früheres Leben dachte, wenn meines Vaters Bild mehr und mehr in meiner Seele erloſch, und dagegen das meines Mütterchens, der ich, nächſt Gott, das Alles dankte, in vollem Glanze darinnen ſtand?

III.

Mehrere Jahre waren ſo hingefloſſen, ohne daß ich ihr Schwinden merkte. Ich dachte gar nicht daran, daß es je anders werden könnte. und wenn mein Mütterchen vom Tode ſprach, ſo dachte ich mir darunter wirklich Nichts. Hatte ich doch nie einen Todten geſehen. Wie konnte ich eine deutliche Vorſtellung davon haben?

In der Schule hatte ich wahrhaft reißende Fortſchritte gemacht; und nun ſollte ich in den Religionsunterricht gehen, um confirmirt werden zu können. Mein Betragen war ohne heftigen Tadel geblieben, obgleich Tadel vorkam. Tolle Bubenſtreiche fehlten nicht. Wenn ich confirmirt ſeyn würde, ſagte das Mütterchen, ſollte ich ein Handwerk lernen Da empfahl ſie mir denn beſonders das ihres Seligen, der ein ehrſamer Schuſter geweſen war. Siehſt du, ſagte ſie, ein Handwerk hat einen goldenen Boden, beſonders das des Schuſters. Die Leute brauchen den Schuſter immer, und die Mode hat den unſeligen Einfluß nicht, wie bei dem Schneider. Ich wäre nun zwar immer lieber ein Schmied oder Schloſſer geworden; allein ich war gewohnt, das, was das Mütterchen ſagte, wie ein Evangelium zu ehren, und ſo war ich denn auch bereit, gerne ein Schuſter zu werden.

Eins nur quälte mich dabei. Wenn ich ein Handwerk lernte, hörte mein Waldgehen auf; ich mußte von meinem Mütterchen weg zum Meiſter, und meinen lieben Wiedu durfte ich nicht mitnehmen. Da wußte ſie Rath. Wiedu verſorge ich, ſagte ſie, du weißt, wie lieb ich ihn habe, und mit dem Meiſter rede ich, daß du alle Tage in der Feierſtunde und den ganzen Sonntag zu mir kommen darfſt. Das beruhigte mich denn wieder.

Es war eben um die Martinizeit. Schon blies der Wind gar ſcharf und kalt und trillte die gahrenden Dachfahnen, und Regen und Schnee ſtritten um die Herrſchaft in den Lüften. Gerade um dieſe Zeit begann auch der Confirmandenunterricht. Eines Tages, als ich recht ergriffen von dem Lehrworte heimkam, klagte mein Mütterchen, ihr ſey nicht wohl. Ich wollte den Doctor holen, allein ſie widerſprach und meinte, es ſey am Ende nur eine arge Verkältung, die ſie ſo matt und weh mache. Wenn der Menſch ſeinen Tod vorherwiſſen könnte, ſagte ſie am andern Tage, ſo würde ich denken, der meine ſey nicht fern. Nun, wie Gott will! — Bei dieſen Worten ergriff mich eine unausſprechliche Angſt. Die Thränen kamen mir unwillkürlich in die Augen, und ich eilte ohne Weiteres zum Doctor, aber nicht zu dem langen, dürren, ſondern zu einem alten, ehrwürdigen Manne, der uns nahe wohnte. Er kam. Auf ſeine Anordnung mußte ſich das Mütterchen zu Bette legen. Ich gab meine Schule, mit Erlaubniß des Paſtors, auf, und pflegte ſie nach beſtem Wiſſen und Können. Wo ich ging und ſtand, weinte ich, und meine Gebete ſtiegen zum Herrn auf für ihre Erhaltung. Es war anders im Rathe Gottes beſchloſſen.

Am Abend mußte ich ihr aus dem Habermännchen Gebete leſen, und dann rief ſie mich an das Bette, küßte mich und ſagte: Habe immer Gott vor Augen und im Herzen; wandle vor ihm und ſey fromm, und ſein Segen wird dich begleiten. Gedenke an ihn in allen deinen Wegen, ſo wird er dich recht führen! Dann legte ſie ihre Hand ſegnend auf mein Haupt und betete lange ſtille. Mir brach ſchier das Herz.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine merkwürdige geschichtliche Vergleichung.

(Schluß.)

15. Man empört sich gegen diesen Erlaß und die Gewalt geräth in die Hände der Insurgenten.
16. Der Kampf dauert 3 Tage, den 27., 28. und 29. Juli 1830.
17. Er beginnt am Dienstag und hört am Donnerstag auf.
18. Das Volk trägt den Sieg über die königlichen Truppen davon.
19. Die Gensdarmerie kommt zuerst in den Kampf und unterliegt.
20. Sie wird abgedankt.
21. Die Unverletzlichkeit des Königs, proclamirt in der Charte von 1814, wird zum Spott.
22. Karl X. wird im Alter von 74 Jahren entfernt,
23. im Februar, dem Monat, in welchem der Herzog von Berry starb.
24. Er dankt zu Gunsten seines zehnjährigen Enkels, des Herzogs von Bordeaux ab, indem der Herzog von Angouleme die Königswürde nicht annimmt.
25. Der Herzog von Bordeaux wird als König vorgestellt.
26. Er wird zurückgewiesen und man antwortet, daß es zu spät sey.
27. Eine provisorische Regierung wird nach der Revolution eingesetzt.
28. Die königliche Familie ist genöthigt, den Boden Frankreichs zu verlassen.
29. Sie verläßt ihn in kleinen Tagereisen, begleitet von mehreren Tausend Nationalgarden, von einer großen Zahl von Freunden und treuen Dienern, sowie von drei Commissären der provisorischen Regierung, welche größtentheils im Augenblicke der Trennung Thränen vergossen. Sie schifft sich zu Cherbourg den 16. August 1830 ein.

30. Sie wählt England, als Land der Verbannung.
31. Karl X. vergießt Thränen als er dasselbe betritt.
32. Die Temperatur ist im Augenblicke der Revolution sehr hoch (29°R)
33. Einige Tage nachher erhebt sich ein furchtbarer Sturm von Blitz und Donner begleitet.
34. Die Minister Karls X. in Anklagestand versetzt.
35. Das Haupt der Familie stirbt auf fremder Erde.

15. Man empört sich gegen diesen Erlaß und die Gewalt geräth in die Hände der Insurgenten.
16. Der Kampf dauert 3 Tage, den 22., 23. und 24. Februar 1848.
17. Er beginnt am Dienstag und hört am Donnerstag auf.
18. Das Volk trägt den Sieg über die königlichen Truppen davon.
19. Die Municipal-Garde kommt zuerst in den Kampf und unterliegt.
20. Sie wird abgedankt.
21. Die Unverletzlichkeit des Königs, proclamirt in der Charte von 1830, wird zum Spott.
22. Ludwig Philipp I. wird im Alter von 74 Jahren entfernt,
23. im Juli, dem Monat, in welchem der Herzog von Orleans starb.
24. Er dankt zu Gunsten seines zehnjährigen Enkels, des Grafen von Paris, ab.

25. Der Graf von Paris wird als König vorgestellt.
26. Er wird zurückgewiesen und man antwortet, daß es zu spät sey.
27. Eine provisorische Regierung wird nach der Revolution eingesetzt.
28. Die königliche Familie ist genöthigt, den Boden Frankreichs zu verlassen.
29. Sie verläßt ihn eiligst, ohne sich Zeit zu lassen, das Nothwendigste mitzunehmen, genöthigt, sich zu verbergen und zu verkleiden, um der Wuth des Volkes gewisser Gegenden, durch die sie reist, zu entgehen; ohne Schutz von den Ihrigen und selbst von ihren Günstlingen Preis gegeben. Sie schifft sich zu Havre in der Nacht vom 2. auf den 3. März 1848 ein.
30. Sie wählt England, als Land der Verbannung.
31. Ludwig Philipp I. ruft freudig aus: „Ich bin glücklich in diesem Lande, als er dasselbe betritt.
32. Die Temperatur ist im Augenblick der Revolution sehr mild für die Jahreszeit. (10 bis 12° R.)
33. Am 26. Februar, 2 Uhr Nachmittags, erhebt sich ein Orkan von Blitz und Donner begleitet.
34. Die Minister Ludwig Philipps I. in Anklagestand versetzt.
35. Das Haupt der Familie stirbt . . . . .
. . . . . .

Thierhäuschen.

Durch die Musik des 14. Infanterie-Regiments findet bis nächsten Sonntag, den 20. d. M. in meinem Saale Harmonie-Musik statt. — Anfang 3 Uhr. Eintrittspreis 6 Kreuzer. Hiezu ladet ein

H. Jakob.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 7. Kaiserslautern, Donnerstag 24. Januar **1850.**

Ueber das projektirte evangelische Rettungshaus.

Ein Artikel im „Vogesenboten“ über die Gründung eines evangelischen Rettungshauses für verwahrloste Kinder in der Pfalz gibt mir die Feder in die Hand, und ich hoffe, der Bote für Stadt und Land wird es nicht verschmähen, das in seinem Plauderstübchen laut werden zu lassen, was ich schlicht und einfach in Beziehung auf diese hochwichtige Angelegenheit bemerken möchte.

Bekanntlich ist in unsern Tagen mehr als je die Rede von der **inneren Mission**. Diese „innere Mission“, wie sie im Gegensatze zu der äußeren oder Heidenmission genannt wird, geht darauf hinaus, die tiefen Schäden, an deren unsere Zeit in ihrem ganzen gesellschaftlichen Wesen und Leben, sowohl im Staate als in der Kirche, leidet, nach Möglichkeit zu heilen und zu entfernen. Die wahren Freunde des Volkes, die wirklich ein Herz haben für sein Glück und seine Noth, sehen längst mit tiefer Betrübniß, wie dasselbe in leiblicher, geistiger und geistlicher Beziehung immer mehr herunterkommt. Der Pauperismus oder die Verarmung und Armennoth, wächst in bedauerlicher Weise; abrr in gleichem, ja noch in höherem Maaße auch die Entsittlichung. Diese beiden Grundübel der Zeit stehen in Wechselwirkung zu einander. Die Verarmung führt nicht selten zur Entsittlichung, religiös-sittliche Verwahrlosung immer zur Verarmung und zu noch viel anderem Verderben für den Einzelnen wie für die Gesellschaft. Hier ist der Fleck, an dem unsere Zeit krank ist, und von dem aus geholfen werden muß. Da hilft aber keine Politik, keine gewaltsame Umgestaltung der Staaten, nicht diese oder jene Staatsform; da können weder Regierungen noch Kammern allein helfen; am allerwenigsten der Communismus, der aufs Theilen ausgeht, und als der ungeschickteste Quacksalber die kranke Zeit nur vollends todt kuriren würde. Auch der vernünftigere Socialismus, der wohl sieht, daß etwas fehlt und daß geholfen werden müsse, ist mit seinen unpraktischen Theorieen hier nicht der rechte Arzt, weil er nicht nach dem rechten Heilkraute greift. Es muß hier äußerlich und innerlich geholfen werden, und das Beste dabei müssen gerade die inneren Heilmittel thun. Die wahrhaft christliche rettende Liebe muß hier helfend eintreten, wenn es wirklich und nachhaltig besser werden soll. Blose Almosen und materielle Unterstützungen führen hier allein nicht zum Ziele, würden sie auch noch so reichlich dargeboten. Die Quelle der Uebel muß verstopft, die Quelle eines neuen Lebens dagegen eröffnet werden. Das kann nur geschehen, indem man der leiblichen, geistigen und religiös-sittlichen Verwahrlosung des Volkes mit allen Kräften entgegenarbeitet. Mit Gewißheit des Erfolges kann diese Arbeit nur auf dem Grunde der Religion begonnen und fortgesetzt werden. Wahre Religiosität, ein frisches gesundes Glaubensleben muß vor allen Dingen wieder geweckt und gepflegt werden, wenn es in allen, auch in den zeitlichen Verhältnissen besser werden soll. Alle Geistesbildung ohne Religiosität ist nur eine Tünche, hinter der der Moder doch stecken kann. Es kann jemand einen sehr ausgebildeten Verstand haben, und dabei doch schlecht seyn, wenn ihm die ächte Religiosität fehlt; hat er aber diese, so wird seine geistige Bildung nur noch veredelter und gemeinnützlicher. Es ist darum heilige Pflicht des Staates, der Kirche, der Schule und jedes Einzelnen, nach allen Kräften dafür zu sorgen, daß das ganze Volk, namentlich die ärmeren oft so verwahrlosten Klassen desselben, recht tüchtig und gründlich unterrichtet, dabei aber stets zu religiös-sittlichem Sinn und Leben hingeleitet werden. Ich sage zu religiös-sittlichem — denn es ist ein grundfalscher Wahn, daß es eine Sittlichkeit ohne Religiosität geben, und daß man die Menschen in der Schule oder im Leben sittlich heranziehen könne, wenn man auf die Religion als solche auch gar keine Rücksicht nehme. Die Sittlichkeit ist blos Frucht der Religiosität, alles andere ist höchstens Gesetzlichkeit und Anstand. Suchen wir das Volk recht practisch für das Leben zu bilden, dabei aber wahrhaft christlich fromm zu erziehen, so wird es nicht nur auch gesetzlich und äußerlich gesittet, sondern wahrhaft moralisch gehoben zu allen

Digitized by Google

häuslichen, bürgerlichen und kirchlichen Tugenden geſchickt und bereit ſeyn, und die Hauptquelle des Elendes und der Unzufriedenheit wird verſtopft werden. Dazu eifrig mitzuhelfen, hat Jeder die Pflicht, oder, wie ich hier ſagen kann, die Miſſion. Die Gebildeten dürfen dem Volke, das ſich ſo gern nach ihnen richtet, in religiös-kirchlicher Beziehung ein beſſeres Beiſpiel geben, die Reichen und Bemittelten ſich mehr der Armen, nicht blos in leiblicher, ſondern auch in geiſtlicher Hinſicht annehmen. Die Geiſtlichen haben in ihren Gemeinden, die Lehrer in ihrer Schulgemeinde, die Hausväter und Hausmütter in ihren Familien, wozu ich natürlich auch die dienenden Glieder rechne, bedeutende Gebiete, um das Werk der inneren Miſſion zu treiben. Aber es reicht das allein nicht aus, der leiblichen und geiſtlichen Noth des armen Volkes kräftig abzuhelfen. Die reltende Liebe muß auch zuerweitertem, gemeinſamem Wirken ſich zuſammenſchließen, wenn gründlich und nachhaltig geholfen werden ſoll.

Das hat man vieler Orten bereits erkannt. In England z. B. beſtehen viele und großartige Vereine für alle Zweige der inneren Miſſion und ſie leiſten Erſtaunliches. Mögen Armuth und ſittliche Verwahrloſung auch noch ſehr groß dort ſeyn, ſo bedenke man nur, in welchem Maaße ſie größer ſeyn würden, wenn dieſe innere Miſſion nicht thätig wäre. In Frankreich hat man eingeſehen, daß die ſocialiſtiſchen Gelüſte und Verkehrtheiten, welche gewiſſermaaßen auf die Irreligioſität der arbeitenden Klaſſen ſpeculiren, die ganze ſtaatliche Geſellſchaft, ſie möge Form und Namen haben, welche ſie wolle, nothwendig in ein bodenloſes Verderben müſſen, wenn man ihnen nicht kräftig entgegen tritt. Es hat ſich darum unter andern ein Verein „für antiſocialiſtiſche Propaganda und für Verbeſſerung der Lage der arbeitenden Klaſſen“ gebildet. An ſeiner Spitze ſtehen Leute wie Molé, Thiers, Berryer, Broglie, Montalembert. Während die Häupter der Communiſten und Socialiſten in ihren Reden und Schriften dem Volke ſogar den Glauben an Gott und Unſterblichkeit aus dem Herzen zu reißen ſuchen, um es recht zu demoraliſiren und deſto beſſer zu ihren Zwecken zu gebrauchen; während ſie die Arbeiter zu ködern ſuchen durch den Zuruf: „Es darf künftig keinen Tempel mehr geben, als die Werkſtätte, und keinen Cultus als Arbeit und Genuß!“*) hat jener Verein „Religion und Arbeit“ zu ſeiner Loſung gemacht.

*) Ich habe dieſen und andern wahrhaft gotteslästerlichen Wahnwitz auch in unſerer Pfalz von einem communiſtiſchen Doctor gehört, der freilich jetzt auch über alle Berge iſt, nachdem er viel Unheil geſtiftet.

Anmerkung des Einſenders.

— In Deutſchland iſt für die innere Miſſion auch ſchon manches geſchehen. Anſtalten, wie die Diaconiſſen-Anſtalt zu Kaiſerswerth, Rettungshäuſer für verwahrloſte Kinder, darunter das berühmte „rauhe Haus“ zu Horn bei Hamburg, zahlreiche Vereine zur Linderung leiblicher und geiſtlicher Noth geben Zeugniß dafür. Noch aber hat die chriſtliche Liebe für ihre Werke und Thaten auch in Deutſchland ein unermeßliches Feld. Es iſt Zeit, daß es immer mehr angebaut werde und der chriſtlich-religiöſe Sinn ſich practiſch, lebendig und fruchtbar beweiſe.

Auch in der Pfalz hat man das eingeſehen. Evangeliſche Geiſtliche und Laien haben ſich in einen Verein zuſammengethan, der zunächſt die Aufgabe hat, gute Schriften zu verbreiten, die einen beſſern Sinn im Volke wecken ſollen. Bald iſt man einen Schritt weiter gegangen. Man will ebenfalls ein Rettungshaus für leiblich und geiſtlich verwahrloſte Kinder gründen. Es hat ſich gezeigt, daß der Gedanke wie anderwärts in Deutſchland Anklang findet. Wer hielte auch ſolche Anſtalten nicht für gut? Es ſind ſchöne Gaben gegeben und zugeſagt worden. Ich ſetze den ziemlich weit verbreiteten „Hülferuf zur Gründung eines Rettungshauſes in der Pfalz“ als bekannt voraus und komme nur noch auf einen Einwand, den man von mancher Seite hört, und der auch im Vogeſenbote gemacht iſt. Man ſagt nämlich: Warum ein evangeliſches Rettungshaus? warum dieſe gute Sache confeſſionell betreiben? Bedenke man es recht, daß auf ſolcher Anſtalt ein etwas Rechtes wird, wenn ſie nicht auf religiöſer Grundlage ruht, und man wird dann auch zugeben müſſen, daß hier nur confeſſionell zu Werke gegangen werden darf. Ein Rettungshaus für alle Confeſſionen ſtößt auf gar viele Schwierigkeiten. Das Haupterforderniß für ein ſolches iſt vor allen Dingen ein geeigneter Hausvater, der zugleich Erzieher und Lehrer, auch Religionslehrer der aufzunehmenden Kinder ſeyn muß. Da kann doch wohl nur von einer Confeſſion die Rede ſeyn? Sodann bedenke man ferner, zu welchen Eiferſüchteleien und Häkeleien ein gemeinſames Rettungshaus ſchon in Beziehung auf die Aufſicht und die Aufnahme der Kinder dieſer oder jener Confeſſion führen müßte. Am Ende käme man wieder auf den unſeligen, alles Gute zerſtörenden Gedanken, man dürfe das religiöſe Element nicht vorwalten laſſen, und der verderbliche Indifferentismus würde die gute Sache im Keime wieder erſticken. Nein, nein! bleibe man bei dem Gedanken, ein evangeliſches Rettungshaus zu gründen. Will die katholiſche Kirche auf ihrem Gebiete Aehnliches thun, ſo iſt das ja um ſo beſſer. Das Feld iſt ſehr groß, es kann nicht zuviel

Digitized by Google

darauf gearbeitet werden. Auch die Anstalt für Besserung jugendlicher Sträflinge, welche in der Pfalz besteht, und die der Correspondent des Vogesenboten an die Stelle eines solchen Rettungshauses gesetzt sehen möchte, mag bestehen bleiben. Sie hat wieder ein anderes Feld der innern Mission zu bearbeiten und wird nicht überflüssig. Es muß ohnehin noch in vielen andern Beziehungen besserend gewirkt werden. Sage darum auch niemand: Was ist solch ein einziges Rettungshaus mit wenigen Kindern für so viele? Es soll klein anfangen und mit Gottes Hülfe groß wachsen. Jedenfalls ist es zu betrachten als eine Art von Brennpunkt, an dem sich die christliche Liebe immer wieder neu entzündet, und das um so mehr, wenn es sich einmal an seinen Früchten als tüchtig und segensreich erweist. Es wird zugleich den Segen haben, daß die, welche sich daran betheiligen, in ihren eigenen Gemeinden und Lebenskreisen aufmerksamer werden auf leibliche und sittliche Nothstände und einander mehr zu thätiger Religiosität in der Liebe ermuntern. Und wer noch zweifeln wollte an der Wohlthätigkeit eines solchen Unternehmens, der schaue sich nur dort um, wo solche Anstalten schon länger bestehen, und er wird nicht mehr zweifeln.

Mit dem Wunsche, daß die Sache des Rettungshauses viele thätige Freunde finden möge, verbindet die Bitte um Entschuldigung für sein längeres Schreiben

Ein protest. Geistlicher.

Die Geschichte des armen Scheerenschleifersjungen.

Erzählung von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Darauf legte das alte gute Mütterchen sich nieder, lächelte mich an und schloß das Auge. Ich wollte bei ihr wachen, um das Feuer zu unterhalten. Oft horchte ich, wie sie schliefe. Ihre Brust hob sich leicht, und ich hoffte, der Schlaf werde sie stärken. Gegen Mitternacht übermannte auch mich, der ich vor ihrem Bette saß, der Schlaf. Mein Haupt sank auf das Bett und — es war heller Tag, als ich erwachte. Sie lag noch so stille und ruhig da, wie am Abend. Um sie nicht zu wecken, schlich ich auf den Strümpfen umher. Als sie sich aber gar nicht rührte, ergriff mich eine entsetzliche Angst und Furcht. Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Endlich schlich ich ans Bett, berührte ihre Hand, und — sie war eiskalt.

Ach, es ist ein unbegreifliches Gefühl, das der Gedanke weckt, man sey bei einem Verstorbenen. Wie lieb ich mein Mütterchen hatte, wie meine ganze Seele an ihr hing, weiß Gott; aber jetzt, wo sich mir der Gedanke aufdrängte, sie sey todt, durchzitterte mich ein unbeschreiblicher Schrecken, eine Furcht, eine Angst, die mich hinwegtrieb. Ich hätte um kein Gut der Erde auch nur eine Minute länger in dem Stübchen aushalten können. Ich rannte zur Thüre hinaus, die Treppe hinab und rief: Sie ist todt, ach, sie ist todt! Gerstenmeier und Annemarthe stürzten herzu. Von ihnen begleitet, wagte ich mich noch einmal in das Stübchen. Annemarthe drückte ihr leise betend die Augen zu und sagte: Gott gebe ihr den ewigen Frieden! Jetzt, wo ich aus fremdem Munde bestätigen hörte, was ich gefürchtet, brach auch der ganze Sturm meines Gefühls aus in lautem, trostlosem Weinen.

Komm mit mir, sagte der Gerstenmeier. Hier kannst du nicht mehr bleiben. Er faßte mich bei der Hand, und der treue Wiedu folgte mit gesenktem Haupte, als ob er's auch fühlte, und wüßte, was mich für ein Unglück getroffen, und daß auch ihm eine Wohlthäterin gestorben sey. In Gerstenmeier's Stube setzte ich mich in eine Ecke am Ofen, und ließ meinem Schmerze freien Lauf. Wiedu legte seinen Kopf auf meinen Schooß und kümmerte sich um nichts mehr. Sonst bellte er, wenn ein fremder Mensch in die Stube trat; jetzt kamen und gingen Leute, und er muckste nicht.

Ich fühlte tief mein ganzes Unglück. Mit ihr war mir ja Alles gestorben. Ich stand nun wieder allein in der Welt, ohne ein Herz voll Liebe, das sie so reich für mich gehabt. Mein Vater saß in einer fernen Stadt im Arbeitshause, wo ich ja nicht bei ihm seyn konnte. Ich war wieder so verlassen, wie an jenem Abend, wo sie mich fand, und elender jetzt, weil ich das Glück kannte, das ich verloren hatte. So lange sie noch oben im Stübchen war, meinte ich, ich müßte zu ihr eilen. Mehrmals war ich auch bis an die Thüre gegangen, aber dann faßte mich ein so entsetzliches Grauen, daß ich fast jählings die Treppe hinabgestürzt wäre.

Der alte Gerstenmeier nahm sich meiner recht freundlich an. Ich schlief in einem Kämmerchen, wo mir Annemarthe ein nothdürftiges Bett machte. Auch sie war recht gut gegen mich; aber ich merkte es wohl, daß ein triumphirendes Lächeln über ihre gelben, faltenreichen Gesichtszüge glitt, wenn sie den guten Wiedu ansah. Sie dachte gewiß, nun müsse er fort und ihre Katzen gewönnen Ruhe. Sie trug halt einen bodenlosen Haß gegen das edle Thier im

Digitized by Google

Herzen. Ihr Heinz und Mietz bekämen nun Ruhe, hoffte sie, wenn ich aus dem Hause vertrieben würde. Gerstenmeier sah das auch.

Als ich am andern Morgen mein Frühstück verzehrte, sagte er, mit einem Seitenblick auf Annemarithe: Gestern bin ich deinetwegen bei dem Herrn Pastor gewesen. Die Herren vom Armenrathe haben beschlossen, dich zu dem Meister Ruppel zu thun, auf daß du das edle Handwerk eines Schusters oder Pechvogels lernest. Was wird's aber mit deinem Wiedu geben? Mitnehmen kannst du ihn doch nicht; denn der Ruppel hat nichts für ihn. Du wirst mit seinen neun Würmchen hungern müssen. Was soll da der Hund? Ich blickte ihn voll Schrecken an. Jedes Wort erstarb mir auf der Zunge.

Ich will dir etwas sagen, fuhr er fort; du weißt, daß mir die Ratten alle die holländischen Käse im Keller wegfraßen, ehe Wiedu im Hause war. Seitdem ist's gut; allein wenn er weg ist, werden die nagenden Bestien schon wiederkommen, und mich um meinen Profit betrügen. So denk' ich, du läßt ihn mir, da die verdammten Katzen der Annemarithe doch nicht an die Ratten gehen. Der Ruppel wohnt ja in der Nähe, und du kannst ihn immer sehen und um dich haben, wenn du willst.

Ach, Ihr könnt ja Rattenfallen und Gift legen, fiel ihm Annemarithe in die Rede.

Mir war's gewiß nicht ums Lachen; aber, Gott vergebe mir! es kam mir doch, denn der Gerstenmeier war ein Erzgalgenvogel. Hörst du, Paul, sagte er, sie kann das gute Thier nicht leiden, weil es ihre faulen Bälge von Katzen jagt; Ich will's aber, und wenn er alle die Katzen zum Hause hinaustreibt, und ich selbst will ihn füttern!

Da wird er gewiß nicht fett! rief Annemarithe im Zorne und lief hinaus, indem sie die Thüre zuwarf, daß die Fenster klirrten.

Was sollte ich machen? Leider war, was Gerstenmeier von den neun Kindern des Ruppel sagte, wahr, und an Mangel war bei ihm kein Mangel. Blieb Wiedu im Hause, so hatte er's gewiß gut; denn schon aus Rücksicht auf seine Dienste und um Annemarithe zu ärgern, hielt er ihn gut. Ich ergab mich drein, obgleich ich zweifelte, daß Wiedu im Hause Liebe, wenn ich ihm fehlte. Ebenso ergab ich mich in das Loos, ein Schuster zu werden, eingedenk der Vorliebe des guten Mütterchens für dies Handwerk.

Unvergeßlich ist mir der Tag, an dem mein Mütterchen begraben wurde. Ich folgte dem Sarge und meine Seele war zerrissen. Wie ich hinaus auf den Kirchhof kam und wieder heim, weiß ich heute noch nicht; nur das weiß ich, daß mich der Gerstenmeier an seiner Hand mehr zog, als ich mich fortbewegte. Tief ins Herz drang mir die Rede des Pastors, der nur volle Wahrheit sagte, als er die Verstorbene eine fromme Christin nannte. Besonders hob er ihre Liebe für mich hervor, und riß damit alle blutenden Wunden aufs Neue auf. Mich ging's ja zunächst an, wie hätte ich kalt bleiben können? Sie war ja die einzige Seele, die mit Liebe mich an sich zog, die mich kennen lehrte, was es heiße: geliebt zu werden, der darum auch mein ganzes Herz gehörte. Die Dankbarkeit gegen sie kann nie in meiner Seele erlöschen!

Nur noch Eine Nacht schlief ich im Hause Gerstenmeier's, am andern Morgen mußte ich zu Ruppel an die Werkbank. Unendlich tief war mein Schmerz, als ich von dem Stübchen Abschied nahm, wo ich so glücklich gewesen war. Ich redete laut zu meinem Mütterchen, dessen Geist gewiß um mich schwebte. Keine Furcht kam in meine Seele, seit der kalte Leichnam zur Ruhe des Grabes gebracht war. Wie beruhigend war es für mich, daß ich mir jetzt sagen durfte, ich habe sie nie gekränkt, ihr keinen Seufzer ausgepreßt. Hätte ich doch in diesem Stübchen bleiben können! — aber es konnte nicht seyn. Ich mußte scheiden.

So trat ich denn bei Meister Ruppel ein. Er war ein kleines, blasses Männchen, das sich etwas einbildete und viel darauf hielt, daß der Junge ihm den gehörigen Respect erwies. Uebrigens herrschte im Hause viel Armuth und — noch mehr Unreinlichkeit. Die Meisterin war eine höchst ärgerliche Prise, die den ganzen Tag mit den neun Kindern herumkeifte, deren Unart alles Maaß des Erträglichen überstieg. Dennoch war der Meister gegen sie blind und taub. Das zabbelnde, kleine Volk war unbändig und so klein noch, daß man hätte meinen können, ihre Geburtstage fielen höchstens in drei Jahre zusammen. Es war ein Glück, daß davon zwei Drittheile in die Schule gingen, und die übrigen, bis auf das Kleinste, draußen herumschwärmten in Wind und Wetter. Dabei waren sie fest wie Eichen, und hatten rothe Backen wie Borsdorfer Aepfel.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Verleger J. Kapfer.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 8. Kaiserslautern, Samstag 26. Januar **1850.**

Die Geschichte des armen Scheerenschleifersjungen.

Erzählung von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Ein Junge ist bei jedem Handwerke der Sündenbock, der Alles tragen muß; allein ein Schusterjunge ist doch der allerärmste Schelm auf Gottes Erde. Alte Schuhe auftrennen, Leder klopfen, Pech kneten, Pechdrähte ziehen und Borsten dran machen, Schuhe nageln, Walken, Wichsen, Wasser holen, und Gott weiß was für Geschäfte, liegen ihm alleine ob. Dabei muß er die Schuhe wegtragen, und es ist nicht wie bei den Schneiderjungen, die ein Trinkgeld kriegen. Hier fällt selten etwas ab. Geht's gut, so kriegt er Puffe und Ehrentitel, wie: Esel, Ochse u. s. w.; geht's queer, so gibt's Prügel mit dem Knieriemen, der abscheulich beißt.

Meister Ruppel hatte die Thiere lieb. Das war mein Glück; denn sonst hätte Wiedu's Liebe mir manches blaue Mal gebracht. Hunde liebte er absonderlich, und Vögel, die in Käfigen in allen Ecken und Winkeln der kleinen Werkstatt hingen. Das war ein Getudel zum Desperatwerden! Das Füttern, Fegen und mit Wasser versorgen war meine besondere Arbeit, die erste am Tage.

Das Alles wäre gut gewesen, aber — ich wuchs stark und hatte einen Appetit, der mit einem Schnittlein Brod, durch das ich den Himmel sehen konnte, nicht gestillt war. Deren zehn hätte ich, wie Dampf, weggepfiffen — allein ich bekam nur Eins und damit Holla. Mein Wiedu hatte es besser. Bekam er beim Gerstenmeier magere Kost, so fand er an jedem Guzsteine einen gedeckten Tisch. Es war denn auch kein Wunder, daß ich bald hohläugig drein sah, daß jede Lebenslust im Keime starb, und daß das Joch, das ich trug, mich zu Boden drückte.

Ein Tag, wär's ein Tag des Unglücks oder Glücks, ich ahnete es damals nicht — änderte mein Loos. Es war im Juni des folgenden Jahres, bis wohin ich treulich und ritterlich ausgehalten hatte, als eines Morgens der Meister über Feld ging. Er hatte mir Arbeit gegeben, und gesagt, in höchstens zwei Stunden sey er wieder da. Ich arbeitete rüstig. Die Fenster standen offen, wie auch die Thüre, da es sehr heiß war. Die Meisterin war zu einer Freundin in die Nachbarschaft gegangen. Allein im Hause und ungestört, ging mir die Arbeit so rasch von der Hand, daß ich noch vor Ablauf einer Stunde meine Aufgabe erledigt hatte. Da kam Wiedu und liebkoste mir. Du hast ja deine Arbeit gethan, dachte ich, da darfst du auch einmal ruhen und mit deinem Hunde spielen. Das that ich denn harmlos und freudig. Unglücklicher Weise schlich sich die Katze herein, ein abscheulicher, rother Kather, der faul und träge, Jahr aus, Jahr ein unter dem Ofen lag, und die Mäuse auf Tischen und Bänken tanzen ließ. Kaum wurde Wiedu ihrer ansichtig, als er sich von mir losriß und auf die Katze losfuhr, um ihr rothes Fell mit seinen scharfen Zähnen zu fassen. Vergebens schrie ich, ihn zurückzuhalten. Ich sah, der alte Gerstenmeier hatte ihn durch Hetzen noch mehr in seiner natürlichen Katzenfeindschaft bestärkt. In der Angst sprang das gehetzte Thier auf den Ofen, und als Wiedu auch dort nach ihr hackte, auf den Käfig eines schönen Canarienvogels, der herunter fiel, sammt der Katze. Das Vögelchen schlüpfte aus dem Loche, woran der kleine Wassertrog gehängt, und wie ein Blitz zum Fenster hinaus. Ehe Wiedu die Katze fassen konnte, sprang sie auf den großen Käfig einer Drossel und schmiß auch den herab. In meiner Angst war ich aufgesprungen, Wiedu zu fassen und — warf die Werkbank um, daß das Geräthe in der Stube herumfuhr. Die Vögel schrieen, die Katze miaute, Wiedu bellte, ich heulte vor Angst, und in diesem entsetzlichen Augenblicke ging die Thür auf, und der Meister stand todtblich, vor Entsetzen, in der Thüre.

Was hast du angerichtet? Strick, Tagedieb! rief er im rasendsten Zorne. Hinaus, Teufelsbraten, schrie er, und der Knieriemen, der unglücklicher Weise vor seinen Füßen lag, sauste mir um Kopf, Ohren und Rücken, daß mir Sehen und Hören verging. Umsonst wollte ich Alles erzählen. Er hörte und sah

Digitized by Google

nicht, und ſchlag blind zu. Nicht eine Minute darfſt du mehr im Hauſe bleiben. Gleich pack deine Lumpchen zuſammen und fort! Ich will gleich zum Paſtor, um ihm zu ſagen, was du für ein Vogel biſt! So ging's in Einem Athem fort.

Mit zwei Sprüngen war ich zur Stubenthüre draußen, und auf meinem Kämmerlein. Viel hatte ich nicht zu packen. Zwei Hemden und das auf dem Leibe, ein Wamms und eine Hoſe — das war mein Hab und Gut. In ein Tüchlein band ich's, und lief dann die Stiege hinab zum Hauſe hinaus, und Wiedu hinter mir drein. In der Stube raſete der Meiſter, und ich hörte ſein Toben noch, als ich um die Ecke bog, die mich zum Thore leitete. Wohin ſollte ich? In der Stadt war Niemand, zu dem ich gehen konnte. Sicherlich bekam Ruppel überall Recht. Der Schein war gegen mich. Eine Weile ſtand ich an der Ecke ſtille und ſann — dann ſagte ich, den mächtigen Zug nach Freiheit in der Bruſt: Die Erde iſt überall des Herrn, und ſeine Treue reichet ſo weit der Himmel iſt! Das heilige Wort entſchied. Wie ein Pfeil von der Sehne geſchnellt, flog ich zum Thore hinaus, ſah nicht rechts, nicht links, und mein treuer Wiedu vor mir und neben mir bellte fröhlich, als wollte er ſeine Freude Kund geben, über den Entſchluß, in die weite Welt zu gehen.

Als ich vor das Thor kam, fiel mein Blick auf den Gottesacker. Das Thor war offen, tief im Hintergrunde desſelben grub der Todengräber ein Grab. Er ſah mich nicht. Niemand war ſonſt nahe. Das Herz zog mich hinein in den ſtillen Raum, wo ſo viele ruhten von der Laſt des Lebens, zog mich zu einem Hügel, auf dem die Roſen blühten, die ich gepflanzt. Da bin ich denn hineingeſchlüpft und habe auf dem Hügel, unter dem das treue Mutterherz ruhte, heiße Thränen geweint. Ach, lebteſt du noch, ſagte ich ſchluchzend, ich armer Knabe irrte jetzt nicht in der Welt herum hülflos und troſtlos. Ach, du biſt mir geſtorben, und meinen Vater halten ſie in Kerkermauern feſt. Mich ſtößt ein harter Mann hinaus in die Welt, und ich werde wieder was ich war — ein Bettelbube! — Das Wort machte mich ordentlich erbeben! Nein, rief ich, betteln will ich nicht, arbeiten will ich und mein ehrlich Brod erwerben! — Aber ich war ja noch ein Knabe, der nichts verſtand! — Ach, läg ich drunten bei dir, Mütterchen, ſeufzte ich, mir wäre wohl. — Jetzt fühlte ich es recht, was ich an ihr verloren hatte. — Weinend ſaß ich noch auf dem Hügel, als die Glocken erklangen und der Leichenzug nahte. Ich mußte fort. Noch einen Blick voll Dank und Liebe auf das theure Grab und — das Thor lag hinter mir.

Gejenkten Hauptes wanderte ich fort, bis ſich die Straße in zwei theilte. Wohin ſollte ich? — Da ſprang Wiedu luſtig auf die Straße, die links ins Land hineinführte, und ich folgte ihm unbedenklich. Was lag dran, wohin ich kam? Nirgends fand ich Armer ja eine Heimat, nirgends ein liebendes Herz. — Ich blickte hinauf zum Himmel, und betete leiſe; Herr, lehre mich thun nach Deinem Wohlgefallen. Dein guter Geiſt führe mich auf ebener Bahn! Dies Gebet zu der Waiſen Vater und der Armen Troſt ſtärkte mich, daß ich fortab muthig weiter ſchritt.

Bald traten neue Bilder vor meine Seele, und gaben meinen Gedanken eine andere Richtung. Die Gegend war mir unbekannt, denn in dieſe Richtung war ich nie gekommen; aber ſie war ungemein ſchön. Eine dunkelbewaldete Bergkette zog ſich in der Entfernung einer Stunde etwa hin; üppige Wieſengründe lagen dort, aus denen der ſtärkende Duft des jungen Heues die Luft erfüllte. Dörfer lagen in Obſtwäldern und in leiſen Wehen des Windes wogten reiche Saatfelder überall. In den Wieſen waren die Mäher und Heumacherinnen beſchäftigt. Ueberall Lachen, Geſang und fröhlicher Verkehr. Mir lag eine Laſt auf dem Herzen. Heute früh hatte ich das dünne Stücklein Brod verzehrt. Seitdem war nichts über meine Zunge gekommen. Ein entſetzlicher Hunger begann mich zu quälen. Meinen Durſt hatte ich an einer Quelle zur Seite der Straße gelöſcht. So lange die Kraft vorgehalten hatte, war ich mit Wiedu um die Wette gelaufen; allein Hunger, brennende Hitze, und durch vieles Sitzen des Gehens entwöhnt — da wollte es denn bald nicht mehr fort. Die Mittagsglocke läutete in einem fernen Dorfe, da ſah ich Mäher, die ſich gelagert, ihr Mittagsbrod zu verzehren. Betteln konnte ich nicht, die Schaam hielt mich zurück. Da ſetzte ich mich an den Rand der Straße, ihnen gegenüber, und blickte mit dem Verlangen des quälenden Hungers auf die behaglich Eſſenden.

Einer von ihnen ſchien die wehmüthigen, bittenden Blicke zu verſtehen, zumal Wiedu, dreiſter als ich, zu ihnen gelaufen war, und ſich der hingeworfenen Brocken erfreute.

Junge, ſagte der Mäher, dir geht's wohl wie dem Hunde? Haſt wohl Hunger?

Ach ja, ſagte ich balblaut.

Komm her, wir haben noch für dich übrig.

Da war's aus mit meiner Blödigkeit. Ich ſprang hinab zu ihnen und griff wacker zu. Sie betrachteten mich mit Theilnahme. Haſt wohl geſtern Faſttag gehabt? fragte Einer.

Digitized by Google

Den hatt' ich alle Tage, sagte ich, und erzählte ihnen, wie es mir ergangen.

Da bist du durchgebrannt? fragte der, der mich gerufen.

Ich bejahte das. Aber wo willst du denn nun hin? fragte er theilnehmend. In meiner Verlegenheit stieß ich endlich die Worte heraus: das weiß ich selbst nicht!

Armer Schelm! sagte der Mann, und schnitt mir ein Stück Brod, das bei Ruppel's acht Tage mich hätte nähren können. Da hast du für die Noth, sagte er. Nun geh' in Gottes Namen, und sieh zu, daß du einen Dienst kriegst.

(Fortsetzung folgt.)

Brief eines jüdischen Freiwilligen an seinen Freund in Schlesien.

Paris, den 15. März 1814.

Angenehmer Freund! Geliebter Schmuel! Insbesonders geehrter Mensch!

Wenn mer bedenkt, was unser Schöpfer arrangirt hat vor Organe in de Entstehung des Systemgebäudes auf dem Welteurund des Erdbodens, kann mer werden so conjüß, als ob die Lugidors stünden mit 100 pC. Agio. Es ist erstaunlich, welche Gefühlnisse sich erbrechen in der Seele des Herzens, wenn mer gesehen hat Päris. Ich hob gesehn Päris, Gott gerechter, Päris is ene Stadt! — was is Päris vor ene Stadt? Wie könn ich beschreiben die Description von Päris! Geschächter Mensch, ich bin gewesen in Päris, als die verbündeten Souverains, umstrahlt von der Glorie des Glanzes heiligster verbundener Alliance, feind herein geglänzt und herein getriumfirt. Ich bin auch mit herein getriumfirt mit der Package von Alexander den großen Kaiser aller Reußen, Kosacken, Baschkiren und aller wilden asiatischorientalischen Morgenländer von St. Petersburg.

Als ich dir süll schraiben von Päris? 's is à grauße Stadt, à gewaltige Stadt, als mer sich keine Idee im Kopf davon kann machen. Mainst Du, Schmuel, 's gäb Haiser in Päris? Gott behüt! Lauter Schlösser, lauter Paläster! De Staffeln sein nit von Holz, aach nit von gemainem Stein, sondern dorch an dorch von Marmel, — 's is à ganz feiner Stein un Alles gebaut von ächtem katharinischen Marmel, gewonnen aus den Gefilden Hesperiens glücklicher Marmelbrüche. De Fußboden sein à Glatteis. De Einwohner sein für gewöhnlich zweierlei Geschlechts. Als ich Dir süll machen à Beschreibung nach der Natur; als mer sein mit Kanonendonner hereingekraalt; der Kaiser Lessander un der König von Praißen un die andern hohen Monarchen; kennt ich doch werden confus in mein Gemüth über die Vorstellung von der Erinnerung der Möglichkeit aus der Vergangenheit. — Hör mir su, Schmuel! — 's is gewesen à Triumpf, der hat sich gewaschen! — Mei, noch stehn mer de Haare su Berg für lauter Egoismus! — Du weißt je, Schmuel! was ich bin für à ferchterlicher Patrigot von der gerechten Sache, daß Teitschland so gedrickt is worden von de Napoleon. Hör su, angenehmer Schmuel! Meinst du, es wär gewesen à Einzug, als wie der Arzherzog Karl mit seinen Hußaren is gekallopirt durch Werzborg? Gott behüt! — ganz stattlich sein sie herein getriumfirt, und da hotts gegeben su Päris à Geschrei, à Getümmel und Gewimmel, als ob der Meßias sey gekümmen. Mai, was willst du sogen, Schmuel! Ich bin aach dorch ganz Päris getriumfirt mit Lessanders Package. Alle hobens die Farbe changirt wie der Vogel Cameleon und alles geschrien of franzesisch — Vif 's leben de Erreter un alle Bonbons! — 's Volk hat sich changirt — süll ich leben! — as ob mer de Wolte schlägt. Den gewaltigen Napoleon von Metall haben se umgeperzelt und entzwei gerungenirt, das is Dir gewesen à Schand und Spott. As s' en hätten stehen lassen, bis er wäre geworden alt un antik, su hetten sie können lösen draus a scheines Geld, denn er hat gewogen viel Millionen Zentner.

Hob ich zum per Exempel gemacht à Geschäftge mit à Nerosklöppel, 's hat nor gewogen 11 Loth und doch hat mers Terannenklöppel manfist besahlt, weils is gewesen antik.

Aber hör su, Schmuel! Als alles is gewesen im Reinen, is noch gekümmen Keiser Franz! à braver Herr, à solider, friedfertiger Herr, hat er angehabt à weißen Frack, oder is gewäsen à Leibröckel, was weiß ichs, und rothe Höschen hat er angehabt, ganz natürlichen, ufrichtigen Carmosinschartach, as man nennt de Generalshosen. Er hat Dir ausgesehn wie der ewige Frieden, beschrieben von Jmanuel Kant, Professor zu Königsberg in Praisen! Dann is zuletzt gekommen der Meloch von Frankreich, franzosische König, à dikker Herr, à lieber gescheidter Herr, der hat erobert sein grauses Land ohne Schuß, is aber gewaltig strapazirt von der vier und zwanzigjährigen Regierung übers Meer drüben und wird gerufen der allerchristlichste Monarch Louis biscuit. Er is aach wohl raich, ich wais nit, der hat gelassen alles in der alten Verfassung un Ordnung, bis uf das, was er hat abgeändert. So hat er zum Beispiel, oder

Digitized by Google

auf deutsch per Exempel den eisernen Napoleon von Kanonen cämpenirt, von der großmächtigen arroganten Siegessäule heruntergepetzelt und zusammengerungenirt, als en Gedenkstein für die Menschheit, daß der Krug nicht länger hält als bis er zerbricht. Hernacher hat er weggefeilt die ganze Gesichts-Fisienemie von Napoleon uf de Ordens von de Croix de d'honneurkreuz-Legion, un hat was anders druff gemacht von en gewissen König, der sich Habnrei Kaiser der Vierte schreibt, der hat aber schun vor 300 Jahr im Palais royal zu Päris gelebt. Die Herren Offiziers von de Ehrenlegion haben ä gewaltige Fraid darüber gehabt, weil sie nun glauben, daß sie durch die Seelenwandlung schon 300 Jahr vor ihrer Geburt mit in die Bataille gewest. Aber auch die deutschen Helden haben sich gewaltig eingekrapt bei die feindlichen Freunde, denn se boden uf ä franzesisch Schildwachenlied, deutsche Verse translatirt, welche lauten, wenn mer musikalisch zu spielen versteht:

„Ström hin mein Blut vors Vaterland und meiner Liebe."

Ein seliger patriotischer Freiwilliger hat es poetisirt kurz vor seinen Tod, im heroischen Fieberparoxismus des Vorgeschmacks einer feindlichen Kugel. Mer hat ihm zu Ehren uf sein Grab gepflanzt eine 100jährige Eiche und weinet häufige Thränenperlen uf seinen Todeshügel.

Was sogst du, Schmuel, als mers so machen dorft mit ä Documentche oder ä Wechselche, daß mern Datum zurückdatirte uf 300 Jahr? As de Prozentige steige übers Kapital 30mal. — Süß ich leben, Schmuel, 's geiht über Gedenkbarkeit, daß mer möcht bekomme de Kolik in de Eingeweide, daß merd nicht dorf thun. Es würd alles wieder eben und ehrlich. — Nu, was thut man mit dem Ruhm von der Nachwelt? Käun mer doch nit dervon leben! Mer kenn nit mer machen keine Spekulation. — Schmuel, geb Acht! 's werd kümmen aue schlechte Zeit! Hett mer sunst gehalt ä Verzeß, hett mer geschworn n'n falschen Meineid, is alles gewesen ins Reine. — Nu mer aber hat gemacht den Lessander un den serchterlichen Blücher su Doktores Jures, da hat sich's ausgeschworen! — Angenehmer Freind, geschätzter Mensch, wenn ich hinschau uf das alles nicht vollbrachte Geschehene, känn ich confuß werden vom Vorgefühl zukünftig vergangenheitlicher Folgezeit und mein patriotisch deutscher Busen quillt uf von Vaterlandsempfindlichkeit und deutschen Fühlnissen und Sentiments pour la patrie.

Disconto steht à 6 pr. Ct. De Päppiere fehlen und die Lugedors sind schlecht zu beschneiden wegen des knappen Randes mit de französische Inschrift.

Jetzt leb gesünd im Leib, angenehmer Schmuel! Ich bin ganz voll vom Vorgefühl der zukünftigen Vergangenheit. Indem ich die Freiheit patriotisch bekämpft habe, ergreife ich die Feder und höre zu schließen auf und verbleibe Dein getreuer

Benjamin Hersch.

Anekdoten.

Ein Jude hatte einem redlichen Manne 200 Thaler zu 9 Procent Zinsen geliehen. Der Mann konnte den Termin nicht halten und der Jude wurde klagbar. Bei Untersuchung der Sache kamen denn auch die übermäßigen Zinsen zur Sprache. — „Aber," sagte der Richter, „wie kommt Ihr dazu, von dem armen Manne 9 Procent Zinsen zu fordern? Wisset Ihr nicht, daß ein Gott über uns ist, der von oben herab alle unsere Handlungen sieht? Höchstens durftet Ihr nur 6 Procent nehmen." — „Nun," antwortete der Jude, „wenn der liebe Gott von oben herunter sieht, so sieht er die 9 für eine 6 an."

Ein vornehmer Spanier, der das St. Jakobsbild an einer goldenen Kette auf der Brust hängen hatte, wurde von einem Freunde besucht. Als derselbe nun seinen Freund bewillkommen wollte, war das Pferd wie toll, und drang, ohne Aufhören, ungeachtet des Zurückhaltens des Reiters, auf den Ritter ein. — „Aber, was fehlt denn Ihrem Pferde?" fragte dieser. Und jener antwortete: „Es ist ehedem ein Postpferd gewesen, und wo es ein Schild aushängen sieht, glaubt es, es sey ein Gasthaus."

Miscelle.

Struve gibt gegen Franz Raveaux in der Kölner Zeitung vom 20. dieses eine Erklärung, worin folgende Stelle vorkommt: „Was Franz Raveaux Unsinn nennt, das ist eben die entschieden republikanische Gesinnung."

Räthsel.

Mit L. wird's gegessen, doch gekocht muß es seyn.
Mit J. nimmt man's gern, doch ungekocht ein.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 9. Kaiserslautern, Donnerstag 31. Januar **1850.**

Eine verwirrte politische Betrachtung vom Kunz.

Und da soll man nicht den Leiden kriegen an aller Politik? Da politisirt einer, wenn es so aussieht wie gegenwärtig in der Welt, vorab in Deutschland. Man kann nicht einmal sagen, wie es jetzt steht, viel weniger, wie es in Zukunft stehen wird. Wenn man in die verschiedenen Zeitungen mit ihren verschiedenen leitenden raisonirenden und berichtenden Artikeln hineinsieht, so ist es gerade, als wenn man durch das Glas einer camera obscura schaute. Alle Arr ein ander Bild, keines klar und feines bleibend. Nur einen einzigen Eindruck hab' ich fest: mir ist, als sehe ich einen fürchterlich zerzausten Wirrkopf, in dem hundert Hände mit Kämmen herumfahren, ohne ihn glatt zu bringen. Gott weiß, daß ich in Verzweiflung geriethe, wenn mir jemand zumuthen wollte, ich solle einmal ein halbwegs klares Bild von der gegenwärtigen Lage der Dinge im lieben deutschen Vaterlande geben. Auch wollt' ich einen körperlichen Eid darauf schwören, daß die vornehmeren Zeitungsschreiber mit ihren langen Artikeln eben auch nur mit der Stange im Nebel herum flankiren. Da will der eine wissen, daß Oesterreich und Preußen völlig einig seyen und mit den übrigen deutschen Fürsten spielen wollen, wie die Katze mit der Maus; der andere versichert hoch und theuer, die beiden Adler seyen gar nicht einig, sondern wetzten schon die Fänge und Schnäbel, um sich gegenseitig in die Federn zu fallen. Hier hat's einer aus guter Quelle, daß die abgefallenen Dreikönigsbündler sich wieder mehr zu Preußen neigten und Württemberg dazu; dort weiß ein anderer eben so zuverlässig, daß sie sammt Bayern in eine antipreußische Allianz mit Oesterreich getreten. Ob der Reichstag zu Erfurt wirklich zu Stande komme, darüber geht heute ein Ja, morgen ein Nein durch alle, oder doch die meisten Tagesblätter. Dieser ist fest überzeugt, Preußen werde auf dem eingeschlagenen Wege fortgehen und sich nicht irre machen lassen, Jener behauptet, Preußen sey im Stillen damit ganz einverstanden, daß Oesterreich mit seinen Verbündeten das Zustandekommen des Erfurter Reichstages nicht leiden wolle, und es hoffe so mit guter Manier seines Versprechens quitt zu werden. Zuletzt kommen sie gar und sagen, Bayern habe den Finger auf dem rechten Loche, es habe einen Vermittlungs-Vorschlag gemacht, der allerseits Anklang gefunden. Ueber diesen Vorschlag selbst sind sie mäuschenstille und verrathen kein Sterbenswörtchen, weil — sie nichts davon wissen.

Der vormärzliche Diplomat und badische Bundestagsgesandte v. Blittersdorf schreibt Artikel über die Nothwendigkeit und das Bevorstehen zahlreicher Mediatisirungen, über welchen den kleineren Fürsten die Haare zu Berge stehen müßten, wenn nicht andere, wohlunterrichtet seyn wollende Stimmen aus demselben Frankfurt ganz tröstlich sagten, die interimistische Bundesgewalt denke nicht von Weitem daran. Mittlerweile behaupten andere, Baden sey projektirter Weise schon zerrupft und zerrissen, und der Großherzog werde nächstens zu seinen Collegen von Sigmaringen sagen: Guten Morgen, Herr Bruder! In Tyrol an der bayerischen und in Böhmen an der sächsischen Gränze stehen österreichische Truppen, kein Zeitungsmensch wird recht klug daraus, was sie eigentlich wollen und sollen; das behalten die Herren Kübeck-Schönhals für sich, vielleicht wissen nur noch die Herren Radowitz-Bötticher davon. Uns anderes Gerümpel in und außer den Kammern geht das nichts an.

Inzwischen sagen sie zu Plochingen, Württemberg müsse sich an Preußen anschließen, zu Möhringen aber, es müsse das ja bleiben lassen. Ein Theil des Volkes in den dreikönigsbündnerischen Staaten will um jeden Preis an der Frankfurter Reichsverfassung festhalten und wählt nicht zum Erfurter Reichstage, die Gagernsche oder Gothaer Fraction hat längst eingesehen, man müsse Kortel nachlassen und wählen, um etwas statt nichts zu erhalten. Während dessen sagt der König von Preußen: Wie die Kammern wollen, will ich nicht! und das Ministerium zu Darmstadt schafft sich die störrische Kammer durch plötzliche Auflösung derselben vom Halse, weil sie etwas in die

Feststellung der künftigen Verhältnisse Deutschlands sprechen zu dürfen meint.

Und da soll eine deutsche Reichsverfassung mit oder ohne Vereinbarung zwischen Fürsten und Volk zu Stande kommen? Ach! wenn nur der Nimmermehrstag nicht ihr Geburtstag ist! Den 29. Februar will ich mir meinetwegen noch gefallen lassen.

So ungefähr, aber eigentlich noch viel durcheinanderer, sieht es gegenwärtig in Deutschland aus, wenn man es durch die Zeitungsbrille betrachtet. Die Diplomatenbrille ist eine andere, ist aber nicht für unsere Nasen und Augen. Hab' ich Recht, wenn ich sage, Deutschland sehe aus, wie ein ungekämmter Kopf, an dem sie so kreuzweise frisiren, daß die Haare ausgehen müssen oder wenigstens Kopfweh unvermeidlich ist? Hat der Bote Unrecht, wenn er manchmal des Abends im Plauderstübchen seufzend ausruft: Leidartikel über Deutschlands Lage hätte ich wohl, aber einen Leitartikel kann ich, ohne zu fabeln und blauen Dunst zu machen, nicht auf die Beine bringen, einen solchen schon gar nicht, der Allen recht wäre?

Die Geschichte des armen Scheerenschleifersjungen.

Erzählung von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Mit herzlichen Dankesworten schied ich. Neugestärkt konnten wir beide, Wiedu und ich, nun fortwandern. Als die Sonne sich zum Untergange neigte, versagten aber meine Beine schier ihre Dienste. Ich war nun durch ein Dorf hindurchgegangen, weil ich noch hoffen durfte, ein anderes, das nicht ferne von demselben liegen sollte, zu erreichen. Da hatte ich mich aber doch getäuscht. Die Nacht kam, und das Dorf sah ich noch nicht. Meine Verlegenheit war groß. Wo sollte ich schlafen? Die Frage drängte sich gar sehr in den Vordergrund, aber eine beruhigende Antwort fehlte; Hunger quälte mich nicht; der gutmüthige Mäher hatte mir soviel Brod gegeben, daß Wiedu und ich vollauf bis morgen, und, bei gutem Haushalten, selbst noch ein Frühstück hatten; aber ich war so müde, daß ich fast nicht mehr von der Stelle konnte, und Wiedu ließ auch den Kopf hängen, und schlich hinter mir drein, statt, daß er bisher immer lustig vorausgesprungen war.

Da fiel mein Blick auf eine Reihe Heuschober, die neben der hochliegenden Straße in einem Wiesengrunde standen. Gibt's ein köstlicheres Bett? rief ich aus, und trat sogleich den Weg, den Rain hinab an. Dort floß ein kleines Flüßchen, dessen Ufer die duftigen Heuschober säumten. War auch der Weg nicht außerordentlich weit, den ich zurückgelegt, so machte doch die Ungewohntheit des Wanderns, die große Hitze des Tages, daß ich mich sehr entkräftet fühlte. Die Wellen des Flüßchens plätscherten so einladend, daß ich mich rasch entschloß, mich entkleidete und in die laue Fluth sprang. Wiedu folgte mit auf der Stelle. Wunderbar erquickt, stieg ich heraus. Wiedu schüttelte sein zottiges Fell und sein fröhliches Springen bewies, daß er sich ebenso erquickt fühlte, als ich. Nun theilte ich im hellen Mondscheine mein Brod in zwei Theile für heute Abend und morgen frühe, theilte wieder das Abenddrod mit Wiedu, und hatte mit dann bald ein Lager bereitet, wie ich mich dessen seit Mütterchens Tode nicht erfreut hatte. Wiedu kroch zu mir ins warme, duftige Nestlein, und nachdem ich mein Abendgebet laut und herzlich gebetet, schlossen sich die Augen bald zum friedlichen Schlafe. Wer so, wie ich, im frommen Glauben einschläft, daß er in Gottes Hut ruhe, schläft wohl!

Als die ersten Strahlen der Morgensonne die Landschaft vergoldeten, kroch ich mit Wiedu aus der Höhle, die wir uns gemacht, setzte den Heuschober, den ich verdorben hatte, wieder zurecht, dehnte mit Behagen meine Glieder in der balsamischen Morgenluft, und betete dann das herrliche Lied:

Mein erst' Gefühl sey Preis und Dank,
Erhebe Gott, o Seele!
Der Herr hört deinen Lobgesang,
Lobsing' ihm, meine Seele!

Das Morgengebet gab mir eine hohe Freudigkeit. Nun war gewiß heute des Herrn Segen mit mir! Wieder theilte ich getreulich mit Wiedu mein Brod, und eilte dann wieder auf die Landstraße. Mir war zu Muthe, als wär' die ganze Welt mein eigen, und die Brust war mir so froh und leicht, wie den Lerchen, die, ihr Morgenlied trillernd, in die reine Luft stiegen. Alte Gewohnheiten können wohl zurückgedrängt werden, aber ist Zeit und Stunde, Ort und Verhältniß günstig, so treten sie wieder mit frischer Kraft und Luft in ihre Rechte ein, und beherrschen wieder die Seele, wie früher. Ich habe das Recht an mir selber erfahren. Das ziellose und fesselfreie Wanderleben, das ich jetzt wieder zu führen begann, war meinem frühern ähnlich; aber unendlich köstlicher, weil kein Schleifrad zu ziehen war, keine Prügel zu erwarten standen. Leichtsinnig, nach Bubenart, gab ich mich, unbekümmert um die Zukunft, der Luft des Augenblicks und der ganzen Anmuthmlichkeit meines Lebens hin, dessen ich seit frühester Jugend gewohnt war. Es war übrigens noch weit zum nächsten

Digitized by Google

Dorfe. Ueberhaupt waren in der Gegend Dörfer selten, aber desto mehr einzelne Höfe lagen in größerer oder geringerer Entfernung von der Landstraße. Es war eben schon hoher Mittag, als ich ein Dorf erreichte. Jetzt fiel mir's schwer aufs Herz, daß ich wieder betteln mußte. Für das gute Mütterchen war mir's nicht schwer geworden; allein nun sollte ich wieder, wie einst, für mich betteln, und der Bauer hatte doch gesagt: „Betteln ist eine Schande, wenn man Glieder zum arbeiten hat.“ Meiner Treu', Glieder, gesunde Glieder hatte ich, und Lust zur Arbeit. Sollte ich nicht um einen Dienst im Orte fragen? Der Gedanke war köstlich. Daß es mir fehlschlagen könne, dachte ich gar nicht. Gleich ins erste Haus trat ich frischen Muthes und guten Gewissens ein. Eine Frau trat mir entgegen.

Könnt Ihr mich nicht zur Arbeit brauchen? fragte ich frischweg.

Sie besah mich von oben bis unten, und sagte dann: Was kannst du Bübchen denn arbeiten?

Ich meinte, sie frage, welche Arbeit ich thun könne, sagte keck: Alle, die Ihr mir gebt!

Sie lachte. Da hast du ein Stück, sagte sie. Geh' weiter. So einen kleinen Esser können wir nicht brauchen! Ich stand da, wie Loth's Weib. — Sie reichte mir ein tüchtiges Stück Brod und sagte: Geh' in Gottes Namen!

Das wirkte wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Das ganze Gebäude meiner Hoffnung fiel zusammen. Jetzt verstand ich erst die Frage der Frau. Niedergebeugt verließ ich das Haus und schlich weiter.

An zwei, drei andern Häusern derselbe Bescheid. Mit einer heißen Thräne im Auge kam ich ans Ende des Dorfes. Da begegnete mir ein Bauer, der meinen Wiedu mit Wohlgefallen betrachtete.

Bub', sagte er, gib mir den Hund! Was thust du damit? Mußt das Brod für dich betteln!

Ich schüttelte den Kopf.

Nun, sagte er, ich will dir ihn abkaufen.

Ich verkaufe ihn nicht! sagte ich fest.

Ei! rief der Bauer ärgerlich, was thut ein Bettelbub' mit einem Hunde?

Ich eilte fort, ihm keine Antwort geben zu müssen, und der Bauer brummte noch lange in den Bart, sprach von Lumpengesindel und dergleichen.

Das schnitt mir tief in die Seele. Ach, ich habe in meinem spätern Leben noch manche bittere Täuschung erlebt; allein keine hat mich tiefer gedemüthigt, keine mich unglücklicher gemacht, als die, welche ich in dem Dorfe erfahren. Mit recht schwerem Herzen schritt ich fürbaß. Der Muth war mir gesunken, noch einmal einen Versuch zu machen, einen Dienst zu erhalten. Ueberdieß hatte des Bauers Rede mich recht hart verletzt. Verzeih' ihm Gott den Schmerz, den er mir in die Seele legte!

Ohne Aufenthalt wanderte ich fort; aber die Sonne brannte glühend heiß; das Weh im Herzen drückte. Ich war bald entsetzlich müde, und setzte mich an den Weg, in den Schatten eines Baumes, denn ein Gewitter nahte mit Schnelligkeit.

Da kam eine Kutsche des Wegs in derselben Richtung, die ich verfolgte. Wie glücklich ist der Reiche, dachte ich. Wenn nun der Regen strömt, sitzt er in seiner Kutsche, und ich bin dem Wetter ausgesetzt.

In der Kutsche saß ein Herr, etwa so ein Fünfziger, und ein Mädchen meines Alters.

Als die Kutsche zu mir kam, sah mich der Herr an. Meine Augen verriethen wohl noch die Spuren des Weinens.

Warum bist du so traurig, mein Sohn? fragte er liebreich. Du bist wohl recht müde?

Ach ja, sagte ich treuherzig, ich laufe schon seit Sonnenaufgang.

Das ist lange her, sagte er. Weißt du was, setz' dich hinten auf, so ruhst du aus, und kommst doch weiter.

Der Kutscher zog ein saueres Gesicht, was ich im Blicke sah, aber was ging das mich an? Der Herr hatte es ja gesagt. Flugs war ich hinten auf, und der Wagen rollte schnell von der Anhöhe hinab, einem Walde zu.

Das war eine Pracht! Das ging wie im Fluge. Nur der arme Wiedu hatte zu laufen, denn er blieb nicht sitzen, obgleich ich ihn hinaufgehoben hatte.

Meine Furcht vor dem Gewitter war unbegründet. Es begann wohl tüchtig zu donnern, allein es fielen nur wenige Regentropfen. Der Donner aber und die hellen Blitze brachten etwas Anderes, was freilich außer dem Kreise meiner Vorstellungen lag.

Wir waren kaum in dem Hochwalde, als ein heller Blitz zuckte: ein krachender, entsetzlicher Donnerschlag folgte äußerst schnell, und, vom Scheine des Blitzes und dem hellen Prasseln des Donners erschreckt, rissen die muthigen Pferde wie rasend aus. Der Wagen schoß dahin, der Kutscher konnte die Pferde nicht halten.

Aus dem Wagen erschallte ein gellender Angstschrei, und — im nächsten Augenblicke lag er im Graben, zur Seite des Weges und ich — wurde wider das Ufer des Grabens geschleudert, daß mir das Bewußtseyn entfloh.

Lange muß es indessen nicht gedauert haben. Als ich erwachte, floß etwas ganz warm über mein Gesicht herab, und als ich es wegwischte, und meine Hand besah — war's Blut. Jetzt erst fühlte ich

Digitized by Google

einen ſtarken Schmerz über die Stirne. Ich fühlte hin, und fand eine tüchtige Schmarre, die quer über die Stirne lief. Als ich mich umfah, ſaß der gute Herr unter einem Baume und hielt jammernd ſeinen Arm; der Kutſcher klagte über ſeine Hüfte; der Wagen war zerbrochen — nur das freundliche Mädchen war unbeſchädigt. Sie kam ſetzt zu mir her, um zu ſehen, was mir geſchehen ſey.

Du Armer, ſagte theilnehmend der ſelbſt leidende Herr. Ich wollte dir Gutes thun, und nun iſt's in Uebel verkehrt worden!

Ich raffte mich auf, um das Blut abzuwaſchen. Als ich von der Quelle zurückkam, blutete meine Wunde noch immer fort, und ich wußte es gar nicht zu ſtillen. Da kam denn das freundliche Mädchen, und band mir ein Tuch, das ſie um ihren Hals getragen, um meinen Kopf. Unterdeſſen waren Leute des Weges gekommen, die nun Hand an den Wagen legten, ihn aus dem Graben hoben, zuſammenbanden, ſo gut es gehen mochte, und ihn nach dem Dorfe zurückführten. Dort ſollte, wie ſie ſagten, ein Bader wohnen, der vortrefflich Schäden heilen könne. Dem alten Herrn, der ungeheure Schmerzen leiden mußte, ohne daß er es kund that, war das angenehm. So wurde denn der Wagen umgewendet, und der ganze Zug ſetzte ſich in Bewegung. Nur ich blieb traurig ſitzen.

Das Mädchen bemerkte es, und ſagte es ihrem Vater.

Komm' doch mit uns, Kleiner, ſagte er liebreich, dann legt dir der Bader doch auch ein Pflaſter auf deine Wunde.

Sollte ich, konnte ich in das Dorf zurück? Es zog mich wohl, den guten, freundlichen Menſchen zu folgen — aber mein Wille ſtand feſt. Ich blieb, und ſie zogen dahin.

Das Gewitter hatte ſich mit dem heftigen Schlage entladen. Der Sturm trieb es weit von uns ab in das Land hinaus. Der Himmel wurde wieder heiter, und ich, da es ſo ſtille und unheimlich in dem Walde war, eilte, das Freie zu erreichen. Nach einer Wanderung von etwa einer Viertelſtunde lichtete ſich der Wald, und ich hörte die fröhlich jodelnden Töne eines Hirtenhornes. Das Gefühl der Angſt in dem dunkeln, ſtillen Walde gab plötzlich dem der Freude Raum, wieder in der Nähe von Menſchen zu ſeyn. Selbſt mein guter Wiedu ſprang fröhlich an mir empor, gleich als theile er mein Gefühl. Bald trat ich aus dem Walde heraus, und vor mir lag im Golde der ſinkenden Sonne eine ſchöne Landſchaft. Hügelreihen bildeten den Ausgang des Gebirges gegen eine ſaatenreiche Niederung, während links das Gebirge ſich mit ſeinen dunkeln Wäldern in einen weiten Bogen hinzog. Alles war vergoldet von der Sonne und das Herz ging mir auf bei dem ſchönen Anblick. Ich ſah zum blauen Himmel empor, voll Hoffnung, daß ich Armer doch wohl noch ein Unterkommen finden würde.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Zu Chatham ereignete ſich vor Kurzem der ſchauderhafte Fall, daß ein junges ſiebzehnjähriges Mädchen, die Nichte eines Menagerie-Beſitzers, als ſie vor einem zahlreichen Publikum mit einem Löwen und einem Tiger Kunſtſtücke aufführen wollte, von einem der wilden Thiere zerriſſen wurde. Seit einem Jahre hatte ſie dasſelbe Stück täglich aufgeführt und die Thiere ſchienen völlig gezähmt. Diesmal hatte ſie gerade mit dem Löwen zu thun, und der Tiger ſtand ihr zufällig im Wege, ſie ſchlug ihn leicht mit einer kleinen Gerte, um ihn fortgehen zu machen; der Tiger knurrte zornig, ſtreckte ſich auf den Bauch aus und ſprang dann wüthend auf ihren Nacken, wo er ſie mit furchtbaren Biſſen in wenigen Augenblicken tödtete. Man mußte der grimmigen Beſtie mit einer ſchweren eiſernen Stange mehrmals über die Schnauze ſchlagen, ehe ſie ihren Raub fahren ließ, aber alle Hülfe für das unglückliche Mädchen war vorbei.

Der bekannte Schriftſteller Thomas Carlyle, der gründlichſte Kenner der deutſchen Literatur in England, hat unlängſt in einer eigenen Schrift der Negerſclaverei das Wort geredet. Von der Anſicht ausgehend, daß die Neger nun einmal eine untergeordnete Menſchenrace ſeyen, findet er es ganz in der Ordnung daß ſie den Weißen ihren „geborenen Herren", die gröbſte Arbeit abnehmen, damit dieſe, wie die Bürger der alten Staaten, ungeſtört ihre öffentlichen Angelegenheiten, oder der Kunſt und Wiſſenſchaft leben können!

Jemand erklärte einem Mädchen die Blumenſprache und begann mit den Farben: „Roth iſt die Liebe; Blau iſt die Treue; Grün iſt die Hoffnung; Weiß die Unſchuld; Gelb die Eiferſucht; Schwarz die Trauer u. ſ. w." — Des andern Tages kam er wieder und examinirte ſie; ſie zählte alle Farben vor nur vergaß ſie Weiß. „Ei," ſagte er, „Sie vergeſſen ja die Unſchuld." Saphir, welcher zugegen war, antwortete: „Wer kann alles behalten!"

Saphir weiß überall den Stachel der Satyre, obgleich fein geſpitzt, mit einem milden Ueberzuge zu verſehen. So iſt folgende Inſchrift, die ſein Schlafgemach in Wien ziert, wenn auch ſcharf treffend, doch von einem Anfluge gutmüthiger Milde:

Glücklich allein iſt der Schlafende nur.
Er ſchnarcht ohne Polizei und träumt ohne Cenſur.

Verantwortlicher Verleger J. Kayſer.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 10. Kaiserslautern, Samstag 2. Februar **1850.**

Die Geschichte des armen Scheerenschleifersjungen.

Erzählung von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Die Erfüllung meines Wunsches lag mir näher, als ich dachte. Bis hierhin hatte die Furcht des Alleinseyns in dem dunkeln Walde meine sinkenden Kräfte mächtig gestützt — jetzt ließen sie aber auch plötzlich nach. Ich fühlte eine Ermüdung bis zum Umsinken, und schleppte mich mühsam weiter. Als ich endlich die Büsche hinter mir hatte, die den Hochwald umsäumten, lag vor mir ein Weidestrich, mit goldig blühenden Ginstern bedeckt, und in den Zwischenräumen, wo Gras wuchs, weidete eine kleine Heerde, aus Rindern, Ziegen und Schweinen bestehend, und ein alter Hirte lehnte am Stamme einer einzeln stehenden Birke. Wiedu erhob ein lustiges Gebell. Das zog des Hirten Blicke auf den Hund. Lange betrachtete er ihn mit Aufmerksamkeit, und lockte ihn dann; aber da hatte er sich vertrechnet. Wiedu folgte nie fremdem Rufe. Jetzt erst sah er mich.

Du bist ja ganz matt, sprach er gutmüthig. Hast wohl Hunger? Ohne eine Antwort abzuwarten, reichte er mir ein Stück Brod, das ich sogleich mit Wiedu theilte, und durch schnelles Verzehren den Beweis lieferte, daß die Frage des Hirten keiner Antwort bedurfte.

Was ich sagen wollte, hob er darauf an, ist der Hund dein?

Ich bejahte die Frage.

Willst du ihn verkaufen?

Nein, sagte ich, wo ich bleibe, bleibt mein Hund, und wo er, ich.

So! sagte der Alte, und fuhr mit der rauhen Hand über das Gesicht. Was ich sagen wollte — hob er dann nach einer kleinen Pause wieder an — bist du in der Nähe daheim?

Ich komme weit her, sagte ich darauf.

Was ich sagen wollte, fing er nach einer Pause wieder an, hast du denn noch deine Leute?

Ich stehe ganz allein, antwortete ich und suche einen Dienst.

Sein Gesicht heiterte sich auf und er fragte: Für dich und deinen Hund?

Ja!

Wer dich in den Dienst nimmt, kriegt also den Hund mit?

Freilich, so lange ich bleibe.

Was ich sagen wollte — mein Hund ist mir zu Grunde gegangen, oder, daß ich es recht sage, der Forstwart hat ihn todtgeschossen, weil er ein „Linksmauser“ war, und bisweilen jagen ging. Nun bin ich ohne Hund, und einen „Beiläufer“ wie du bist, könnt' ich fusement auch brauchen, denn da muß ich auch die naschigen Geisen und das undändige Käffelvieh hüten, und das ist ein Stück Arbeit, das zu groß ist für meine alten, morschen Knochen, denen das Laufen nicht mehr ansteht. Da dächt' ich, du bliebst mit deinem Hunde bei mir. Kost sollst du haben und ein Paar Schuhe. Kleider geben dir die Bauern, wenn du das Vieh gut besorgst.

Lange zu besinnen war da nicht.“ Ich sagte zu.

Gut versetzte der Hirte, so kannst du bei mir bleiben. Die Abendglocke im Dorfe wird bald läuten, dann fahren wir heim, und ist es dann meiner Frau recht, so bleibt's fest.

Auf wie lange? fragte ich keck.

Das wird sich zeigen, sagte der Hirt; beträgst du dich gut, und ist dein Hund das, was ich von ihm halte, dann kannst du es lange gut bei mir haben. Laß uns das aber 'mal probiren. Blas' 'mal ins Horn!

Ich that's. Ein lang getragener Ton klang in die Gegend hinaus, und das Echo gab den Ton wieder.

Das war gut, sagte der Alte, man meint, du wärst von einer guten Hirtenart. Versuch's mal' mit der Heerde. Er reichte mir die Peitsche.

Sieh', dort will der Bullen an das Kleefeld. Treib' ihn zurück! Ich lief so gut ich konnte, dahin, und ließ das gewaltige Thier die Schmicke der Peitsche an der Nase fühlen, wie ich das oft bei Hirten früherhin

Digitized by Google

gesehen hatte. Das Thier rasselte mit der Kette, die es um den Hals trug (ein Zeichen seiner Wildheit), senkte den Kopf und drang auf mich ein. Wiedu sah das, und warf sich ihm entgegen, ihm nach der Nase beißend, und ich wich nicht, sondern hieb in raschesen Schlägen ihm nach der Nase zu. Es brummte fürchterlich, wandte sich aber dann, und ging zur Heerde zurück. Ich ließ meinen Blick umherschweifen, und sah eine braunrothe Ziege, die an den Hecken die Gipfel abbiß. Auf ein Zeichen von mir flog Wiedu dahin, und brachte sie zur Heerde zurück.

Als ich zurückkam lächelte der Alte zufrieden.

Was ich sagen wollte, Bub', du hast da ein Meisterstück gemacht, und ich sehe wohl, du und dein Hund, ihr Beide seyd zu brauchen, und man meint, ihr wäret alle Beide bei'm Vieh schon gewesen, und dabei groß geworden. Wenn du's so machst, sollst du noch von mir einen Kittel kriegen, und Martini, wenn ich mein Hirtengeld einziehe, ein Trinkgeld.

Das überstieg all mein Hoffen. Ich hätte ja gerne für das Brod allein gedient. Aus des Alten mehrmals wiederholter Bedingung, „wenn's meiner Frau recht ist," entnahm ich, daß sie die Hosen anhatte, und ein scharfes Regiment führen mochte. Vor solchen tapfern Weibern hatte ich Respect; denn gegen Gerstenmeier's Haus über wohnte ein Schneider, dürr und dünne, wie ein Rähfaden, der hatte so eine, die ihm das Nuß auf dem Kopf hackte. Mehr als einmal war ich Zeuge, wie der arme „Geisbock," wie ihn der Gerstenmeier hieß, eine gesunde Tracht Prügel von ihr empfing. So lammsnaturig sah mir nun den Hirte nicht aus; allein, wer bürgte mir dafür, daß ich nicht der Sündenbock im Hause werden sollte? Das lag mir gar bedenklich auf der Seele. Viel Zeit blieb mir aber nicht, dem Gedanken nachzugrübeln, denn die Abendglocke läutete, und, nachdem wir unser stilles Gebet gesprochen, hieß es: Vorwärts! Mir war der Auftrag geworden, der Heerde vorauszugehen. Der Hirte folgte.

Langsam zogen wir die zum Beginne des Dorfes. Da trat ich auf die Seite, und die Thiere liefen grunzend mäckernd und brüllend ihren Ställen zu.

Ueberall fragten die Bauern den Hirten: Hannes, wo habt Ihr denn den Beiläufer her und den schönen Hund?

Es ist ein blutarmer Bub', eine Waise, sagte er, die Frage umgehend. Gebt ihm doch etwas zur Kleidung. Ihr seht, der Wind pfeift ihm überall durch!

Er kann morgen einmal kommen, sagten mehrere höchst gutmüthig, und meine Seele freute sich, denn es waren wirklich bedenkliche Oeffnungen in meiner Kleidung sichtbar.

Endlich nahten wir uns am andern Ende des Dorfes der Wohnung des Hirten. Es war ein Häuslein, so klein, so baufällig und armselig, daß ich unwillkürlich seufzte.

In der Thüre stand eine stämmige Frau. Beide Arme stützte sie auf die Hüften und sah in dieser Stellung so kampflustig aus, daß ein zweiter Seufzer aus meiner Brust heraufstieg.

Was zum Kuckuck, Hannes, rief sie in einem Tone, der nicht eben freundlich klang, was hast du denn da für einen Strolch aufgefangen? der sieht ja aus, als sey er schon in der halben Welt herumgefahren!

Mir stieg das Blut bis zur Stirne. Scham und Aerger stritten um die Herrschaft.

Da haben wir's, brummte Hannes; aber er ermannte sich und sagte: Dem Landrath und Bürgermeister sein Bub' dient uns nicht. Willst du so einen, so hol' dir ihn!

Was räsonnirst du denn gleich? sagte sie zürnend. Was sollen wir mit ihm thun? Die Zeit ist schlecht, das Brod theuer, und wir bringen unsere Mäuler kaum durch.

Hast du nicht hundert Mal gesagt, rief er ärgerlich aus, ich müsse einen Beiläufer haben, sonst gäben mir die Bauern die Hut nicht mehr? Nun ich einen habe, maulest du!

Eben nahm sie einen Anlauf zu einer bissigen Gegenrede — da sah sie den Hund, und ihr Gesicht klärte sich auf.

Was ich sagen wollte, bemerkte Hannes, das ist ein Hund, so hat ihn der König nicht. —

Wo hast du ihn her? Was kostet er? fragte sie.

Nichts! sagte Hannes triumphirend.

Nichts? rief sie. Du bist ein Narr, Hannes! So einen Hund schenkt dir Niemand.

So soll man immer hören, ehe man hadert, sagte Hannes. Was ich sagen wollte, der Hund gehört dem Buben, und geht frei in den Handel. Es ist ein Staatshund, heut hat er schon sein Probestück abgelegt, und, was ich sagen wollte, einen besseren Beiläufer als den Paul hätt' ich nicht kriegen können. Er erzählte ihr nun die Geschichte, wie ich zu ihm gekommen u. s. w.

Meinetwegen, sagte sie darauf. Er mag dableiben.

Ich stand, während dies sich zutrug, an der Ecke des Hauses, und meine Lage war nicht zum Beneiden.

Komm', sagte er, und wir traten in das Häuschen, das nur ein Stübchen, ein Küchelchen und ein Speicherchen hatte, zu dem man auf einer Leiter aufsteigen mußte. Aber ach, wie sah es da aus? Unrath

Digitized by Google

und Unreinlichkeit überall! Alles so eng, daß man sich kaum regen konnte. Es war ein Glück, daß die Hirtenleute keine Kinder hatten.

Das Mahl, aus dicker Milch und Kartoffeln bestehend, war für mich königlich, aber die Zuthat nicht erfreulich; denn schimpfend wurden alle Geschichten durchgehechelt, die sich am Tage im Dorfe zugetragen.

Müde war ich, und bald sanken mir die Augen zu. Gebetet wurde nicht. Vor Schimpfen und Schelten kam sie nicht dazu. Ich hätte mich gerne niedergelegt, wo es auch gewesen wäre, allein daran durfte ich noch nicht denken.

Paul, rief sie, nimm den Eimer, und hole Wasser, dort drüben ist der Röhrbrunnen!

Ich gehorchte. Als ich den Eimer niedergesetzt, sagte sie: Nun müste noch den Geissenstall hinter dem Hause! Stille ging ich, auch das zu thun. Es war viel Arbeit, denn den armen Thieren war das Ställchen vielleicht eine Woche lang nicht gereinigt worden. Was mich am meisten schmerzte, war, daß Wiedu nichts bekommen hatte, als einige Kartoffeln, die ich ihm heimlich zugesteckt. Endlich kam ich wieder. Nimm das Spühlwasser und knete Kartoffeln drein, zum Futter für den Hund! rief sie.

Zum Glück hörte das der Alte.

Was? rief er. Nichts als Wasser und Kartoffeln? Schütte ihm etwas Milch zu! So ein guter Hund muß gute Nahrung haben. Sie warf ihm einen giftigen Blick zu, und rief: Meinetwegen, gib ihm die Abendmilch alle; dann kannst du morgen Wasser zum Kaffee trinken! Aber sie that doch, was er sagte.

Hannes selbst holte nun einen alten Korb, legte Stroh hinein, und rief Wiedu, daß er sich hineinlegte. —

Das thut er nicht, sagte ich; er ist gewohnt bei mir zu liegen.

Nun, wie soll er denn die Leiter hinauf kommen? fragte sie.

Ich nehm' ihn auf den Arm, sagte ich; aber — seyd doch so gut, und gebt mir ein bischen Oel auf ein Läppchen, mein Loch im Kopfe thut mir weh!

Wo hast du das gekriegt? fragte sie.

Ich erzählte es, aber sie schüttelte ungläubig den Kopf, was mich nicht wenig kränkte. Ich hatte indessen schon beim Schuster Ruppel schweigen gelernt, und das war gut. Sie suchte ein Läppchen, goß Oel darauf, und verband mir wieder den Kopf, meinte aber, das seidene Tuch sey besser für sie als Halstuch, sie wolle mir ein Anderes geben, und machte Anstalten dazu. Da hatte sie sich aber verrechnet. Das Tuch war mir ein Heiligthum, das ich um kein Gut der Erde hingegeben hätte.

Meinetwegen behalts', brummte sie, und dann setzte sie hinzu, schaff dich die Leiter hinauf!

Ich faßte Wiedu unter dem Arm und stieg, nachdem ich gute Nacht gewünscht, die Leiter hinauf, die nun weg gehoben wurde. Da oben war's dunkel und enge; allein es lag frisches Heu da, und bald hatten wir uns ein Nestlein bereitet, und der Schlaf der Ermüdung legte sich so schnell auf meine Augen, daß sie schon, während meines Abendgebetes zufielen, und erst sich wieder öffneten, als es unten rief: Paul, auf, es ist hohe Zeit! Wie gerne hätte ich noch geschlafen, denn kaum graute der Tag. Ich mußte nun Feuer anmachen. Während dies geschah, hörte ich bei halboffener Thüre das Gespräch:

Du bist ein rechter Esel, sagte sie, daß du dem Bettelbuben einen Kittel, ein Paar Schuhe und ein Trinkgeld versprachst, der hätte fürs Brod dienen können. Was soll's geben, wenn der Winter kommt? Dann bleibt die Heerde daheim — und wir können ihn füttern. Bis Martini behältst du ihn, dann läßt du ihn laufen.

Aber der Hund! sagte Hannes.

Den heimeln wir uns an, daß er gerne bei uns bleibt.

Was ich sagen wollte, du hast gestern Abend mit dem Spielwasser gut angefangen! warf er hin.

Halts Maul, schrie sie, ich werde wissen, was ich zu thun habe! Bei ihm Schlafen darf er nicht mehr. Er muß bei uns in der Stube liegen. Auch will ich ihn als einmal zu Hause behalten.

Ich erschrack über diese Falschheit des Weibes — und doch kam mir das Lachen! Ich wußte zu gut, daß alle ihre Versuche erfolglos seyn würden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein constitutionelles Verhältniß.

Ich habe mir anjetzt mit meinen dummen Jungen, den Willem, in ein conschtitutionelles Verhältniß jesetzt. Denn bis dahin that ich, als Vater, was ich wollte un Willem mußte mir jehorchen. Da Des aber nich ehrlich conschtitutionell is, so sagte ich zu ihm: „Hör' mal, Willem," sagt' ich, „von heute an hört die Tyrannei unter uns uf; ich bin von jetzt an Deine Krone un Du bist des Volk un hast Deinen eijnen Willen, weil Du am besten wissen mußt, was Dir noth thut. Aber damit ich nich unnütz bin un eine nothwend'je starke Regierung behalte, so mache ich eine Conschtitution un zwar blos mit ein zuspensefes Veto, nennt man Des. „Nanu will mal was!" — So sagt mein Willem: „Ich will heute Nachmittag spazieren jehen." —

Digitized by Google

„Schön," sagte ich, „Des is janz in der Ordnung, des freut mir, deß Du Dir so in de Conschtitution find'st. Aber es könnte vielleicht heute Nachmittag rejnen, un darum muß ich von mein suspensiefes Veto Jebrauch machen un darum kannst Du mal de andre Woche wieder anfragen, ob Du heute Nachmittag spazieren jehen darfst." So antwort't mir der dumme Junge: „Wenn't rejent, denn nehm' ick mir einen Paraplui mit, aber es is janz schönes Wetter!" — Da ich nun hieraus foljerte, daß ich, als Krone, durch solche Naseweisheiten keene Lebensfähigkeit behielte, so jagte ich ihn aus de Kammer, jab ihm einen Katzenkopp un sagte zu ihm: „Du hast Dir unfähig bewiesen; von jetzt an mußte Deinen Willen in zwee Kammern aussprechen, un Charlotte, des Dienstmädchen, is Dein Vertreter in de Erste, un Rujust, mein Bedienter, in de Zweite Kammer!" — So sagt der Junge, indem er an zu plinsen fängt: „Des is aber nich mein Wille, Vater!" — „Krone!" verbesserte ich un füge hinzu, „Des is conschtitutionell un die zwei Kammern sind eine Staatseinrichtung, un wenn De noch lange dajejen muckst, denn wirste injesperrt! Verstehste mir?" — Was jeschieht nu nach acht Dage? Der Junge hat sich hinter meine Leute jesteckt un wie ich den Rujust in de erste Kammer un die Charlotte in de zweete Kammer versammle, so stellen sie Beede den dringlichen Antrag an die Krone, an mir: „Rujust will heute Nachmittag spazieren jehen." — Des war mir denn doch zu arg; ich löste beide Kammern uf un sagte zu Rujust'n un Charlotten, wenn se sich so was noch mal unterständen, denn würden sie aus den Dienst jejagt! — So weit is des jetzt mit meine Conschtitution zwischen mir un meinen Sohn gekommen un ich freue mir man, deß er sich nich mehr über Absolutismus zu beklagen hat.

Miscelle.

In der Nähe von Manchester, zu Broughton, fand dieser Tage ein schauderhaftes Ereigniß statt, welches noch nicht enträthselt ist. Alexander Novelli und die Wittwe seines Bruders lebten hier in einem Hause mit den beiden Kindern dieser Dame, und drei Personen, welche die Dienerschaft des Hauses bildeten. Die Dienerschaft ging zu gewohnter Stunde zu Bette und ließ Herrn Novelli mit seiner Schwägerin im Salon. Als der Kammerdiener Morgens früh in den Salon trat, fand er zu seinem Entsetzen die Leiche der Dame halb entkleidet auf dem Sopha. In das Schlafzimmer Novelli's eilend, um ihm die Schreckenskunde zu bringen, findet er ihn an der Zimmerdecke erhängt. Der Leichnam war noch warm, so daß die Aerzte erklärten, er könne kaum zwei Stunden todt seyn. Anfangs war ein Arzt der Ansicht, daß Frau Novelli vergiftet worden, und daß Novelli sich dann selbst erhängt. Bei der ärztlichen Untersuchung des Leichnams der Dame fand sich starke Blutüberfüllung im Gehirne vor und die Gefäße des Halses waren so blutüberfüllt, daß die Aerzte trotzdem daß keine sonstige Spuren von Gewaltthat sichtbar waren, den Schluß zogen, daß die Unglückliche von ihrem Schwager erdrosselt worden, was um so wahrscheinlicher, da keine Spur von Gift sich in der Leiche vorfand. Ein vollkommenes Dunkel schwebt noch über diesem schrecklichen Familiendrama. Man weiß aber, daß Novelli leidenschaftlich in seine Schwägerin verliebt war, und so mag er, in seiner Neigung zurückgestoßen, zu jener Missethat sich habe fortreißen lassen. Ein Kampf scheint vorhergegangen zu seyn, denn eine Kamee, die Frau Novelli trug, war zerbrochen, und am Gesichte des Mörders fand sich eine Contusion vor.

Himmels-Enthüllungen im Februar.

Die Sonne fängt bereits vor 8 Uhr an zu wühlen und Licht zu verbreiten. Um 4¾ Uhr Nachmittags geht sie hinter einem Schwarzen Berg unter. Der gutgesinnte Mond dodelschwingt sich in seiner Licht-Parenthese — (so am 4.,) so am 19., — am 12. in neuer Livree durch die finstern Wolken und zeigt am 26. sein vollständiges Gesicht. Die Witterung ist im Cal. Oecon. pract. perp. viel angenehmer als draußen. Vom 7. bis 13. wird auf allen Regierungen Schnee liegen, dem ganzen Lande etwas weiß gemacht und dasselbe von oben herab in ein Leichentuch gehüllt werden. Unsere holden Frauen erscheinen in russischen Pelzen, unter denen das schönste deutsche Herz schlägt.

Räthsel.

Ich bin eine Blume, wie Purpur so roth.
Doch bin ich auch giftig und bringe den Tod.
Bin ich von Silber, Stahl oder Bein.
So kann ich wohl nicht mehr gefährlich seyn;
Dann dien' ich zur Arbeit und gegen den Stich
Des kleinsten der Spieße schütze ich Dich.

Auflösung des Räthsels in № 8 des Plauderstübchens:
Linsen. — Zinsen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 11. Kaiserslautern, Donnerstag 7. Februar **1850.**

Die Geschichte des armen Scheerenschleifersjungen.

Erzählung von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Als wir gefrühstückt, ging ich blasen durch das Dorf. Die Bauern waren mir freundlich. Hier bekam ich ein Stück Käse und Brod, dort ein Paar alte Schuhe, ein Kleidungsstück. Kurzum, ich war ein glücklicher Mensch. Alle sagten: Sey aber auch unserm Vieh gut! — Nichts war mir lieber, als das Essen, denn die Hirtenfrau schnitt knappe Stücklein! —

Auch heute ging's bei der Heerde gut; besonders erwies Wiedu, daß er das ächte Blut eines Hirtenhundes in seinen Adern hatte; aber der Dienst war nicht leicht. Das Rüsselvieh, wie Hannes die Schweine nannte, war schwer in Ordnung zu halten, und die naschigen Ziegen brachen gerne aus. Da galt's ein Laufen, Hetzen, Aufschauen nach allen Seiten, und der alte Hannes legte sich gemüthlich unter einen Baum, rauchte seine Pfeife oder kommandirte und schlief. Ich war todtmüde am Abend. Und doch war an Ruhe nicht zu denken. Die Ziegen anbinden, Wasser holen, und mit den Kerbhölzern im Dorfe herumlaufen und das Hirtenbrod holen, das Alles war noch meine Arbeit. Als ich meinen Wiedu fassen, und die Leiter hinaufsteigen wollte, rief die Hirtenfrau: Holla, das geht nicht. Der Hund verdirbt das Heu. Ich hab ihm ein Bett in der Stube gemacht!

Ich ließ ihn, innerlich lachend, unten und stieg allein hinauf! aber da hätte einer das Leid des treuen Thieres sehen sollen! Er sprang an der Leiter hinauf, bellte, heulte und war nicht zu besänftigen. Die Frau lockte, Hannes lockte. Es half nichts; endlich wollte sie ihn fassen und in die Stube tragen; aber Wiedu, sonst so ein friedliebendes Thier, sträubte grimmig sein Haar, zeigte die scharfen Zähne und knurrte so unzweideutig, daß die Frau zurücksprang, fluchte und tobte. Ich mußte wieder herabsteigen, und ihn bewegen, sich in den weichen Korb in der Stube zu legen. Nur mit Widerstreben folgte er; als ich aber Miene machte, wegzugehen, sprang er wild auf und drängte sich zur Thüre hinaus, und stand wimmernd an der Leiter.

So nimm ihn in des Henkers Namen mit, rief sie endlich und warf die Thüre grimmig zu.

Wie glücklich war das treue Thier, als ich ihn wieder mit hinauf nahm! Wie schmiegte er sich so liebevoll an mich an. O diese Liebe that mir unendlich wohl, und wie beschämte des Thieres Treue die treulosen Menschen da unten, die uns trennen wollten!

War sie mir gleich Anfangs unhold, so wurde sie das noch vielmehr, als sie sich überzeugen mußte, alle Versuche, den Hund mir abwendig zu machen, schlügen fehl. Was ich einmal in der Bibel gelesen: Es sey besser bei Löwen und Drachen wohnen, als bei einem bösen Weibe, das fand ich recht bestätigt. Alles aber trug ich in Geduld, weil ich doch kein Beteltbrod mehr essen mußte. Indessen war es doch eine schlimme Aussicht, daß sie mich zu Martini, wenn der Winter da war, fortschicken wollten. Was sollte ich dann beginnen?

Wenn auch der alte Hirtenhannes in allen Stücken mit mir zufrieden war, so bewies mir denn doch seine bitterböse Frau alle Tage mehr ihren Groll. Mehrmals sperrte sie den Wiedu ein und ließ ihn nicht mit gehen. Das war mir das Bitterste.

Eines Tages, es war im September, wurde der Hirt unwohl. Ich war im Stande, die Heerde allein zu hüten, allein ohne den Hund konnte und — wollte ich das nicht. Sie war gerade an dem Morgen übel aufgestanden. Als ich die Heerde zusammenblasen sollte, rief ich dem Hunde. Er bleibt daheim! schrie sie mir zu.

So mag auch die Heerde daheim bleiben! rief ich und warf das Horn in die Ecke.

Es war unrecht von mir, daß ich trotzte; aber man ist auch nicht alle Tage geneigt, die übelste Be-

Digitized by Google

handlung zu ertragen, und ich wußte ja, warum sie das that!

Jetzt waren alle böse Geister los. Du verfluchter Bettelbub', rief sie geifernd, willst du mir trotzen? Sie ballte die Faust und rief: Nimmst du das Horn oder nicht?

Das ging denn doch auch über des geduldigen Hannes Geduld. Still! rief er aus. Wie kann der Bub' allein die Heerde hüten, ohne den Hund? Nimm das Horn, Paul, und komm!

Da nahm ich's und ging, und er ließ den Hund heraus, der vor Freude wahrhaft jauchzte. Aber in mir wallte der Zorn! Ich trieb die Heerde hinaus, und mein Unmuth wuchs fast mit jedem Schritte.

Niemals aber hab ich das Vieh ungebertiger gesehen, als an diesem Tage. Es war, als hätte es mich absichtlich auf Aeußerste reizen wollen. Besonders waren es die Schweine, die bald hier, bald da in einen Kartoffelacker geriethen und Unheil stifteten. Und was das Vieh beschädigte, mußte der Hirt ersetzen. Da galt mirs aufzusuchauen, daß durch mich kein Nachtheil kam, sonst konnte ich es gar nicht mehr zm Hause ertragen. Indessen ging's doch noch leidlich. Am andern Morgen mußte sich der Hirte zu Bette legen. Nun hatte die böse Frau freie Hand. Sie sperrte wirklich heute wieder den Hund ein, und aus Schonung für den Kranken verbiß ich meinen Zorn und zog mit der Heerde aus. Auch heute wieder brachen die Schweine ins Kartoffelfeld. Im höchsten Zorne warf ich den schweeren Ringelstock nach Einer, wovor mich Hannes oft gewarnt hatte, traf sie unglücklicher Weise an den Kopf und — das Thier fiel nieder. Von Entsetzen ergriffen stürzte ich zu der Stelle und — wie gelähmt stand ich — sie war todt! — All mein Zorn war verflogen; aber an seine Stelle trat eine unaussprechliche Angst. Was sollte es nun werden? Ich konnte das Thier nicht ersetzen, und Hannes? — —: Ach, zu Allem, was meine Seele bis in ihre Tiefen zerriß, kamen noch Vorwürfe, daß ich mich vom Zorne hatte hinreißen lassen!

Ich sah nicht mehr, ob mein Vich weide, ob die Schweine in den Aeckern waren, oder was sie trieben. Ich stand da, wie eine Bildsäule. Endlich dämmerte in dieser Nacht meiner Seele ein Gedanke. Es war der: Du mußt fort, so weit dich deine Beine tragen! Gedacht, gethan!

Ich warf Hirtentasche, Ringelstecken und Peitsche weg, ließ Heeede Heerde seyn und lief, was ich laufen konnte, davon. Wie wenn ein böser Geist mich verfolgte, so trieb's mich. Wie weit ich gelaufen war, weiß ich nicht, aber es war eine andere, mir ganz unbekannte Gegend, in der ich athemlos bei einem Vorholze ankam. Die Nacht sank herab. Nirgends war ein Dorf zu sehen. Das hätte mir auch nicht helfen mögen, denn vor Menschen fürchtete ich mich. Noch standen Haferfelder ungeschnitten, und in einem derselben legte ich mich nieder. Wie es in meiner Seele stand, ist schwer zu sagen. Erst jetzt, wo über mir die helleuchtenden Sterne aufgingen, erkannte ich, daß mein zweites Vergehen größer war, als das erste. Ich hatte die Heerde ohne Obhut gelassen, welchen Schaden mochte sie angerichtet haben? — Ich schloß meine Augen, weil ich nicht gen Himmel zu sehen wagte und — voll Qual im Gewissen, wagte ich kaum zu beten. Ein Thränenstrom entquoll meinen Augen, und endlich flehte ich um Vergebung, um Abwehr des Unglücks von der Heerde, von dem armen Hirtenhannes. Nur meine Schuld erkannte ich, und die der Hirtenfrau erschien mir klein dagegen. Und mein Viehu, das einzige Wesen, das mich liebte, an dem mein Herz hing, war fort, von mir getrennt!

Kummer und Erschöpfung ließen mich endlich in einen tiefen Schlaf sinken, aus dem mich der frühe Ruf des Feldhuhns weckte. Ohne an Essen zu denken — und doch hatte ich, seit ich entlaufen war, Nichts genossen — begann ich wieder meinen Lauf. Ein Dorf, das ich nahe vor mir sah, ließ ich liegen, und folgte der Richtung eines Waldes, der zur Seite lag. Haselnüsse und Brombeeren stillten einigermaßen den quälenden Hunger, der sich nachgerade einstellte. Mehrmals mußte ich ruhen, und als die Sonne hinabsank hinter die Gipfel der Berge, die den weiten Gesichtskreis schlossen, den ich überschaute, sah ich in geringer Entfernung einen stattlichen Bauernhof liegen. Die Noth trieb mich dort einzusprechen.

Ein riesiger Kettenhund fuhr mich grimmig an, als ich mich dem Thore näherte. Am Brunnen, der am Hofraum stand, sah ich die Hoffrau beschäftigt. Als der Hund so heftig bellte, sah sie um und erblickte mich.

Was willst du? fragte sie milde.

Mich hungert so sehr! sagte ich, und meine Thränen flossen wieder. Das sah die mitleidige Frau. Komm herein, sagte sie, der Hund thut dir nichts!

Gerne folgte ich der gutmüthigen Einladung, und in der Küche, wo ich bei dem Heerde mich niedersetzte, wurde ich reichlich gespeist. Die gutmüthige Frau ließ sich mit mir in ein Gespräch ein, und mir lag das Herz auf der Zunge. Ich beichtete ihr Alles, Alles, bis zu dem letzten schrecklichen Ereigniß.

Sie hörte mir mit großer Theilnahme zu und sagte dann: Recht hast du nicht gethan, das ist wahr; aber ich kann mir's wohl denken, wie du

Digitized by Google

dazu kamst, fortzulaufen. Was willst du aber nun anfangen?

Ach, das weiß ich ja nicht! sagte ich laut weinend, denn das Herz war mir, durch die Erinnerung an mein gutes Mütterchen, so schwer geworden, daß ich das Weinen nicht zurückhalten konnte. Die Frau hatte auch Thränen in den Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Californien.

Von F. Gerstäcker.

San Francisco, 13. Oktober. Unser erstes Ziel ist erreicht, wir sind glücklich in der etwas versteckt liegenden, aber sonst herrlichen Bay von San Francisco eingelaufen. Noch in den letzten Tagen hatten wir mit einer californischen Bö zu kämpfen, die uns zwang, vom Lande wieder abzuhalten, und erst den dritten Tag, nachdem wir Land in Sicht bekommen, gelang es uns in den ersehnten Hafen einzukreuzen. Am Ufer hatten wir noch den interessanten Anblick einer Masse von Walfischen, oder eigentlich nur sogenannten und minder werthvollen Humpbacks, die Strahlen ausschießend, mit den riesigen breiten Rücken in schläfriger Faulheit die Fluth theilten. Vor dem Eingange oder Golden Gate, wie es jetzt die Amerikaner nennen, trafen wir noch mehr andere Schiffe — einige Amerikaner und Chilenen. Gegen Abend trieb uns eine frische Prise gegen die Fluth an, zwischen den kahlen, steinigen Hügeln durch, der Stadt entgegen, und als sich das Land an beiden Seiten öffnete, wurden auch schon hie und da die malerischen, zwischen die Berge hineingedrängten weißen Zelte der Ansiedler sichtbar. Noch weiter vor, und an dem rechten Abhang wurden einzelne kleine Holzgebäude sichtbar. Das war Francisco, und die Masten an der linken Seite des Hafens — aber der kleine Ort? Die Hügel verbargen uns noch den Anblick des größten Theils. Mit jeder Kabellänge ward mehr zu sehen, und jetzt — Mast an Mast ein wirklicher undurchdringlicher Wald von Wimpeln und Stangen, dehnte sich die ungeheure Masse der dort vor Anker liegenden Schiffe aus. Dort dabei die kleinen Fahrzeuge, die rechts und links hinüberschossen, da drüben die Zelte und Rinder- und Pferdeheerden, auf den Hügeln die immer deutlicher und zahlreicher auftauchenden Gebäude — das Auge fand gar nicht Zeit, das alles, was sich ihm neu und anziehend bot, zu fassen, zu überschauen.

Das meiste Interesse hatten aber doch für mich im ersten Augenblick die Schiffe. War es, daß ich mir das Land gerade so gedacht hatte, als es sich jetzt in Wirklichkeit zeigte, war es, daß ich den verlassenen Talismann herauszuspähen wünschte — zwei deutsche Flaggen konnte ich dabei schon erkennen. Dicht daneben ein Hamburger, und dort, Seite an Seite mit einer zweiten Bremer Flagge, wehten diese, während oben auf dem Fockmast desselben Schiffes eine kleine Flagge mit einem großen H (Heydorn) flatterte. Das war der Talismann; gleich darauf kam auch der Kapitän Meyer in seiner Jölle heran, und zeigte uns den Platz, wo wir ankern konnten. Fünf Minuten später rollte der schwere Anker in die Tiefe und wir befanden uns jetzt auf californischem Grund und Boden.

Und Californien? Ich weiß wahrhaftig nicht, wo ich beginnen soll — als ob alte Märchen mit ihren fabelhaften Schätzen plötzlich wieder aufgetaucht wären, und nur das noch fehlte, daß eine unbestimmte Anzahl von Genien mit goldenen Geschirren voll Diamanten ꝛc. hier auf und ab spazierea, so kam mir das erste Betreten des Landes hier vor. Die Leute sprachen von Gold, als ob es eben nur gewöhnlicher Staub wäre, und die für alles geforderten Preise bewiesen uns nur zu bald, daß es kein Traum, sondern trockene, wahre Wirklichkeit sey, was uns umgab.

Wie soll ich aber das Land in der kurzen Zeit, die mir hier vergönnt ist, schildern, ohne einestheils den Anschein zu gewinnen, als ob ich übertriebe, und andererseits auch ohne zu wenig zu sagen? Gewiß ist, daß alle die Nachrichten, die ich in Europa hörte und verbreiten half, vollkommen gegründet sind, Gold ist in Masse hier, nur der Erwerb, der harten Arbeit wegen, schwierig. In den Minen arbeiten jetzt etwa 70,000 Menschen, hier in San Francisco sind ungefähr 25,000, und viele andere Tausend in den kleinen Städten Stockton, Sacramento ville, Monterey ꝛc. Wie viel Tausend noch unterwegs sind, mag Gott wissen.

Unglückliche Speculationen haben dagegen die Kaufleute gemacht, die bedeutende Sendungen von Waaren herschickten. Massen von diesen liegen hier, ohne Käufer zu finden, in den Straßen umher, und wäre die Fracht von hier fort nicht so enorm theuer, so könnte man glänzende Geschäfte machen, Güter hier geradezu aufkaufen und nach Deutschland zurückzuschicken! Holz zu Häusern hält sich noch am besten im Preis, und besonders werden für Bauplätze enorme Preise gezahlt. In dem Verhältniß stehen aber auch die Miethen: für ein ganz mäßiges Zimmer wird in einem guten Stadttheil 100, 150, ja 200 Dollars per Monat bezahlt, und diese Zimmer

Digitized by Google

sind oft nur Leinwand oder Kattun über einzeln stehende Pfosten genagelt oder gespannt, so daß man ordentlich fürchtet, der erste Wind müßte die ganze Stadt über die Bay hinüberwehen. Glücklicherweise ist das Klima mild genug, und die Leute können sich schon mit einem einfachen Regenschutz behelfen. Mit dem in Verhältniß steht auch das Aufbewahren von Koffern und Kisten der Einwanderer, von denen 1½ bis 2 und 3 Dollars per Stück für den Monat gezahlt wird und dann ist man noch nicht einmal sicher, daß die Sachen nicht in Wind und Wetter hinausgeschoben werden und verderben. Es mag sich deßhalb jeder, der Lust hat noch Californien auszuwandern, wohl hüten, viel Gepäck mitzubringen, da noch dazu auf einen Verkauf der Sachen mit Nutzen kaum zu rechnen ist. Nur Kisten und Kasten ans Land zu schaffen, kostet schon einen enormen Preis. Ein gewöhnliches Schiffboot voll schaffen die Matrosen nicht unter 10 Dollars ans Land, und eine nur einigermaßen ordentliche Fuhr in die Stadt hinein, vom Wasser fort, kann Niemand unter 2 bis 3 Dollars bekommen; zwei bis drei Kisten machen aber schon eine Fuhr. Rechnet man dazu noch das Lagergeld, und den Ueberfluß von Waaren, mit denen die Stadt förmlich überschwemmt ist, so kann man ungefähr ermessen, welchen Nutzen man sich von solchem Transport versprechen darf.

Wie mit Waaren umgegangen wird, mag folgendes Beispiel lehren. Im Anfang fehlte es ungemein an Wäsche: die Folge davon war, daß Unmassen von Hemden ꝛc. hierhergeliefert wurden; Handarbeit ist aber ungemein theuer, das Waschen also ebenfalls. so kommt es denn, daß jetzt Massen von Hemden und Hosen oft nur eine Woche getragen, sonst aber ganz unbeschädigt auf der Straße liegen. Man trägt das Hemd, wirft es, wenn schmutzig, weg, und kauft sich — das Dutzend zu 8 Dollars — ein anderes.

Heute war ich am untern Werft, und wünsche nur, der Leser hätte auf einen Augenblick den Platz mit mir dort übersehen können. Der Landungsplatz lag von Gütern geradezu übergestreut, als ob der ganze Strand eine einzige Waarenbarrikade bilden sollte; und wie viel, wie unendlich viel war daran verdorben! Fleischfässer aufgestoßen und der Inhalt verfault, Kaffeesäcke morsch und der Kaffee in den Schlamm getreten, Packpapier in ganzen Rießen vernichtet, Porzellan in den Körben zerschlagen, getrocknetes Fleisch in seinen Netzballen voller Maden, Schiffsbrod ausgestreut und beschmutzt ꝛc. Unberechenbar ist es wohl, für wie viel Dollars hier Güter im Freien liegen, unberechenbar der Schaden, den der letzte Regen unter ihnen angerichtet hat, wo unzählige Kisten und Ballen halb im Wasser standen, und die Eigenthümer derselben den Inhalt ruhig mußten durchnässen lassen.

(Schluß folgt)

Anekdoten.

Sophir hatte sich der Gunst einer Frau vom Stande in Wien zu erfreuen. Als er einst zu ihr ging und das hübsche Kammermädchen ihn melden wollte, konnte er nicht umhin, der kleinen Schelmin einen Kuß zu geben. Man denke sich jedoch seine Verlegenheit, als ihre Gebieterin hinzukam. Sophir faßte sich augenblicklich und sagte: „Madame, ich bewundere nicht allein die Macht Ihrer Reize, sondern auch die Reize Ihrer Macht (Magd).“

Die Entdeckung eines großen See's mitten im afrikanischen Festlande, 360 englische Meilen nordöstlich von Kolobeng, dessen Daseyn schon von mehreren Reisenden, jedoch ohne bestimmte Beweise angegeben ward, ist jetzt eine Thatsache. Der englische Missionär Robert Livingston ist mit zwei Landsleuten von Kolobeng aus nach einer langen und ermüdeten Reise, auf welcher er nur wilden Thieren und andern Hindernissen begegnete, bis zu diesem Binnenmeere vorgedrungen, welches plötzlich in unermeßlicher Weite vor seinen Augen lag. Die Einzelnheiten dieser Entdeckungsreise sind noch nicht bekannt; der Reisebericht wird aber bald veröffentlicht werden, da man Livingstons Begleiter täglich in London erwartet.

Charade.

Ein Schäfer lag im düstern Hain und schlief.
Beschattet von des Ganzen wildem Strauche.
Da naht sich Phillis*) ihm, und seufzte tief;
Sie merkt an seines Athems leisen Hauche,
Daß er zur Zeit die Erste noch nicht war.
Drauf ruft sie ihm ins Ohr das letzte Paar;
Sie ruft es lauter, ruft es immer wieder,
Sie sinkt an seiner Seite zärtlich nieder
Und wiederholt das Ganze immerdar.
Er war die Erste längst, drum mußt' er büßen
Er büßte seine Straf' mit hundert Küssen.

*) Dessen Frau.

Auflösung des Räthsels in Nr. 10 des Plauderstübchens: Fingerhut.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 12. Kaiserslautern, Samstag 9. Februar **1850.**

Die Geschichte des armen Scheerenschleifersjungen.

Erzählung von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Endlich sagte die Hoffrau: Könntest du denn auch Schafe hüten? O gewiß, sagte ich.

Willst du auch treu und fleißig seyn, und nicht wieder fortlaufen? fragte sie weiter.

Ach Gott, nein! rief ich aus. Behaltet mich doch; ich will ja gerne trockenes Brod essen, und Alles thun, was Ihr von mir fordert. Ihr verdient einen Gotteslohn an mir!

Mein Mann ist zwar in der Stadt, sagte sie, aber er kommt heute noch wieder. Bleib einmal da. Vielleicht kannst du bei uns bleiben.

Das war mir eine Himmelsbotschaft. Ich blieb. Gegen Abend kamen die Knechte und Mägde vom Haferschneiden heim. Sie sahen mich neugierig an. Als die Hoffrau sagte, sie wolle mit ihrem Manne reden, daß ich als Schäfer dableibe, lachte Einer derselben höhnisch und sagte: Der wird mir auch der rechte Schäfer seyn! Unser Herr wird einen Taglöhner halten müssen, der ihm die Schäferschippe trägt, und der Widder wird ihn auf den Hörnern heimtragen! Ich schwieg, und die gute Hoffrau verwies dem Spötter seine Unart. Ich lag schon in der Scheune auf dem Heuschober, als ein Wäglein herangerollte. Das war der Hofbauer.

Morgens mit dem grauenden Tage war ich bei der Hand. Noch war Alles still im Hause. Ich setzte mich an die Thüre. Bald darauf wurde sie aufgemacht. Es war der Hofmann, ein dicker, gehäbiger Mann, freundlich und gutmüthig, wie seine Frau. —

Bist du schon wach, Kleiner? fragte er verwundert. Meine Frau hat mir von dir gesagt. Ich will's 'mal mit dir probiren. Ich habe nur zwölf Hämmel. Komm, ich will dir sie zeigen. Das that er. Soll ich sie auf die Weide treiben? fragte ich. Warte, du hast ja noch nichts gegessen, versetzte er, aber wenn du willst, so will ich dir zu essen geben, und dir dann zeigen, wo du sie hintreibst.

Das that er denn reichlich, und sogleich nahm ich die Schäferschippe, trieb die Thiere heraus und folgte ihm vor das Thor. Dort lagen in einiger Entfernung Wiesen, und dahin trieb ich sie auf sein Geheiß.

Ach, Wiedu, seufzte ich oft, wärst du bei mir, mein Glück wäre vollkommen!

Mittags brachte mir eine Magd mein Essen, und der erste Tag meines neuen Amtes ging glücklich herum. Als ich Abends die Thiere heimbrachte, sagte der Hofmann: Paul, du kannst denn nun bei uns bleiben!

Da ich dir noch kein Bett zurecht gemacht, sagte die gute Hoffrau, so wär mir's lieb, wenn du noch einmal auf dem Heuschober schlafen wolltest. Morgen hast du dein ordentliches Bett. Zu ihrem Manne gewandt, sagte sie: Peter, ich denke, wir verdienen einen Gotteslohn an dem Jungen! Er nickte ihr zu; aber der Jörg, der Großknecht sagte leise, doch so, daß ich es hören konnte: Gebt Acht, der Bettelbub' wird eine Horniffe für uns! Das galt dem Gesinde, und die warfen mir alle giftige Blicke zu. Warum? Gott weiß es; Ursache konnte ich ja doch keine gegeben haben!

Nach dem Essen stieg ich die vierzig Sprossen der Wandleiter in der Scheuer hinauf, um auf das Heu zu kommen. Es war stockdunkel und ein Fehltritt hätte mich das Leben kosten können. Recht inbrünstig dankte ich Gott, daß ich eine so gute Unterkunft gefunden. Ich gelobte, treu und recht den braven Leuten zu dienen. Und als ich Amen aus voller Seele gesagt, waren meine Gedanken bei Wiedu, und mit diesen Gedanken schlief ich ein. Gegen Morgen war es, als mir träumte, mein treuer Wiedu sey gekommen, und habe mich gesucht. Ich hörte ihn am Scheuerthor winseln; darauf sey der Hofhund gekommen, und habe sich mit ihm herumgebissen. Mitten in diesem Traume fiel ein Schuß, und ich fuhr empor. — Ich hörte reden unten, den Hofbauer schelten, und dann wurde es stille. Ich konnte lange nicht mehr einschlafen. Der Traum quälte mich

Digitized by Google

schrecklich. Dennoch siegte endlich der Schlaf wieder, und erst als es heller Tag war, wurde ich wach. Als ich herunterkam, sagte der Hofbauer: Nimm dich vor dem Kettenhund in Acht! Er ist von einem wüthenden Hunde diesen Morgen früh gebissen worden, der in den Hof kam. Sie hatten die Thüre nicht zugemacht!

Wieder trat mir mein Traum vor die Seele, und ich rief aus: Großer Gott, wenn es Wiedu gewesen wäre!

Dein Hund, fragte der Hofmann, den dir des Hirtenhannes Frau eingesperrt hat? Es wäre möglich. Vor dem Hofe liegt er; ich hab' ihn todtgeschossen!

Da fingen die Kniee an zu zittern. Ich fühlte, daß ich bleich wurde, wie Schnee; aber ich konnte nicht von der Stelle. So geh' doch, und guck' 'mal nach! sagte der Hofmann, der mit großer Theilnahme mich ansah. Komm, ich gehe mit dir! Wir gingen vors Thor. Ja, da lag Wiedu, das treue Thier, und war todt! Dürre, wie ein Gerippe, war er. Ach, er hatte mich wohl lange gesucht, und doch die Spur endlich gefunden um — zu sterben.

Ich war außer mir! Im wildesten Schmerze warf ich mich auf meines Wiedu Leichnam, und weinte laut. —

Der menschenfreundliche Mann stand gerührt bei mir. Ach hätte ich das denken sollen, sagte er wehmüthig, ich hätte ihn nicht todtgeschossen!

Mein Schmerz war gränzenlos. Niemand höhnte mich, als der böse Jörg, aber der Hofmann wies ihn strenge zurecht, und ließ mich gewähren, als ich unter dem großen Apfelbaume, neben dem Holthore ein Grab machte und Wiedu hineinlegte. Da konnte ich es immer sehen!

Essen konnte ich nichts. Ich trieb meine Hämmel hinaus, und — der Tag war ein Trauertag, wie viele, die ihm folgten. Ich hatte ja jetzt kein Wesen mehr auf Erden, das mich so liebte! Nur noch ein Gut besaß ich, es war das seidene Halstuch, und manchmal, wenn ich weinend bei den grasenden Hämmeln saß, meinte ich, das Mädchen habe mich doch auch lieb gehabt, als es mir das Tuch schenkte, und damit meine Wunde verband. Und in meinen Träumen erschien sie mir oft als ein Engel.

Um meinen knabenhaften Frohsinn war es auf lange geschehen. Fuhr ich aus, so fiel ja mein Blick auf Wiedu's Grab, kehrte ich heim, so sah ich's. Und an meiner Seele nagte der Vorwurf, daß ich durch meine Flucht an seinem Tode Schuld sey.

Die Hofleute waren seitdem noch viel freundlicher und gütiger gegen mich. Nicht so das Gesinde. Ich mochte mit ihnen nichts zu thun haben; that still meine Pflicht, und suchte meinem Herrn und der Frau alle Dienste zu leisten, die ich konnte. Auch die beiden kleinen Kinder hingen mit Liebe an mir. Nun nannten sie mich: Tellerlecker, Schmarotzer und Fuchsschwanz, was soviel hieß, als: heimlicher Ankläger. Ertappte sie der Hofmann auf falscher Fährte und zankte, so war ich Schuld, auch wenn ich nichts von allem wußte. Hätte ich Alles sagen dürfen! Die Furcht vor dem Jörg schloß mir den Mund; ich sah viele Lumpenstreiche; ich wußte, daß er, wenn Alles schlief, aus dem Hofe schlich; daß er oft dem Hofmanne Wein stahl; aber seine Drohungen waren fürchterlich. Oft kam mein Gewissen in eine arge Lage, weil es mich trieb, Alles zu sagen, und doch hatte ich den Muth nicht, weil ich fürchtete, der Jörg schlüge mich todt, was er mit fürchterlichem Blicke einst sagte, als ich ihn auf frischer That ertappte. Alles, was zerbrochen wurde, mußte ich zerbrochen haben. An allem Unheil war ich Schuld. Ich trug's stille und dachte: dein Herr kennt dich besser; aber ich vergaß dabei, daß ein oft fallender Tropfen einen Stein aushöhlt, und von jeder Verläumdung etwas hängen bleibt. Ich merkte allmälig, daß mein Herr und seine Frau mir nicht mehr so gut waren, als früher. Da drohte ich, daß ich nicht mehr schweigend Alles auf mich nehmen würde, und als der Jörg mir sagte: denk' an das, was ich dir gesagt, Bettelbub', und stopf' dein Maul! da sagte ich: brich du mir's nur nicht auf, sonst! — Das war ein unselig Wort! Ich ahnte nicht, daß sie Alle nun einen Plan zu meinem Verderben schmiedeten, dessen Ausführung der böse Jörg sich vorbehielt.

Nach der großen Stadt Frankfurt hatten wir nicht sehr weit. Oft hatte ich den Wunsch ausgesprochen, einmal dort zu seyn zur Zeit der Messe, von der ich so viel gehört.

Der Hofmann verkaufte dorthin seine fetten Ochsen und anderes Mastvieh. Zur Ostermesse hatte er viel Geld dort einzunehmen, und wollte selber hinfahren. Da bat ich denn, daß er mich einmal mitnähme. Dem willfahrte er. So mußte ich mit denn in meine neuen, schönen Kleider putzen, und an einem schönen Morgen fuhren wir mit dem ersten Glühen des Tages ab. Der Jörg fuhr.

Komm nicht spät wieder, sagte die Hoffrau, die wohl wußte, daß ihr Mann bei solchen Gelegenheiten in der Regel tief, zu tief, ins Gläschen schaute. Bleib' mir ja dort über Nacht! rief sie. Ich erwarte dich erst morgen!

Er lächelte, und wir fuhren, gezogen von zwei muthigen Rossen, in die frische Morgenluft hinein.

Die Reise war für mich unendlich angenehm. Wie

Digitized by Google

staunte ich, als ich die große Stadt, die prächtigen Häuser, das Menschengewühl und die vielen Buden sah!

Alles sehen, Alles recht genau sehen, war mein höchster Wunsch. Auf meiner Wanderung kam ich denn auch in den Braunfels, wo die tausend Herrlichkeiten mich in einen Zustand der Verzückung setzten.

Als ich so vor einem Laden stand, der von Gold und Silber strotzte, und im Anschauen ganz versunken war, kamen mehrere junge Mädchen mit einer älteren Frau auch an diesen Laden, um Allerlei zu kaufen. Ich hätte sie nicht beachtet, wenn nicht der Ton einer Stimme mich mächtig ergriffen hätte. Ich fuhr schnell herum und — nicht weit von mir stand — das Mädchen aus dem Walde, das mir das seidene Tuch geschenkt, das ich gerade heute als Halstuch anhatte. Freilich war sie groß geworden seitdem — eine blühende, bildschöne Jungfrau, — aber ich hätte sie unter Tausenden wiedererkannt.

(Fortsetzung folgt.)

Californien.

Von F. Gerstäcker.

(Schluß.)

Einen fatalen Anblick gewähren die vielen Spielbanken — es müssen wenigstens 500 Spieltische (in den größeren Häusern oft sechs und acht in einem Zimmer) in der Stadt seyn, und für jetzt zahlen sie der Regierung noch eine sehr beträchtliche Steuer. Ein gutes Ende nimmt es aber damit nicht, und wenn der Staat dem immer mehr überhandnehmenden Unwesen nicht steuern will, so werden sich die Bürger wohl, bald wieder, wie das auch in den Minen schon mehreremale der Fall gewesen, zu einem Regulatorengericht zusammenthun, und mit den Spielern kurzen Prozeß machen. Interessante Scenen fallen dort übrigens oft genug vor. So trat vor einigen Tagen ein Mexicaner (die Spanier zeichnen sich überhaupt durch ihre Kaltblütigkeit beim Spiel aus) an einen Tisch und setzte einen ziemlich schweren Beutel, ohne weiter ein Wort zu sagen, auf eine Karte. Der Spieler zieht ab und der Fremde hat gewonnen; jener öffnet den Beutel und glaubt nur Dollars verloren zu haben, wird aber todtenbleich, als er Doublonen findet. Er hatte nicht einmal genug Geld auf seinem Tisch, die Nachbarn halfen ihm aber augenblicklich aus, der Mexikaner wurde bezahlt, nahm seine beiden Geldsäcke — der Gewinn einer Minute mochte ungefähr 6000 Dollars betragen — und schritt eben so ruhig und gleichmüthig, wie er gekommen, wieder hinaus. So glücklich beim Spiel sind aber natürlich nur wenige, und Hunderte und Hunderte verlieren in diesen Schaudhöllen in kurzen Stunden ihr Alles, was sie mit saurem Schweiß monatelang zusammengearbeitet haben.

Deutsche gibt es in San Francisco in sehr großer Zahl, und in der That sind die wohlhabendsten, ja reichsten Leute hier Deutsche, die besonders mit der früheren freiwilligen Kompagnie nach Californien kamen, und ganz unglaublich, vielleicht selbst zu ihrer eigenen Verwunderung, Schätze sammelten. Auch in den Minen arbeiten große Massen unserer Landsleute, und unbegründet ist das Gerücht, das sich schon in Rio Janeiro verbreitete, daß der Gouverneur ein Gesetz erlassen wollte, nach welchem Ausländern — d. h. nichtamerikanischen Bürgern — das Goldgraben auf eigene Rechnung verboten seyn sollte. Demgemäß hat sich denn auch die Verbindung auf der Reform — die der sogenannten Haimouskinder — von selbst aufgelöst, und der eine von ihnen, der thöricht genug gewesen war, das Geld vorzustrecken, ist diesmal noch mit dem bloßen Schrecken davongekommen. Der alte Matrose, der seinen Halt an die vier jungen Leute nicht gern aufzugeben wünschte, hat ihnen freilich noch einen neuen Plan, eine Art Kompagnie im Goldwaschen angeboten, sie werden aber wahrscheinlich nicht darauf eingehen, wenigstens sind sie gewarnt genug.

Wunderbar ist es, daß bei dieser Menge von Einwanderern, die mit den kürzlich eintreffenden Schiffen angekommen, Arbeit noch so enorm im Preise ist — für Handarbeit wird mit größter Bereitwilligkeit 6 Dollars per Tag bezahlt, Tischler, Zimmerleute, Schmiede verdienen 10, 12 und 16 Dollars täglich, Kellner bekommen von 100 bis 150 Dollars den Monat Gehalt; nur Commis sehen sich in ihren Erwartungen getäuscht, denn die wahrhaft enorme Konkurrenz und die riesigen Miethen zwingen die Kaufleute sich so viel als möglich einzuschränken; die meisten von ihnen geben deßhalb auch gleich in die Minen oder treiben auf eigene Hand durch Ein- und Verkauf im Kleinen ein keineswegs schlecht lohnendes Geschäft.

Eigenthümlich ist hier die gänzliche Mißachtung der Geldsorten. Fünffrankenthaler gehen vollkommen gut als Dollar; selbst preußische, ehrliche rothbäckige preußische Thaler schlüpfen für ihre edleren Namensvettern mit durch — Franken- und vier gute Groschenstücke passiren gleichfalls für Viertel-, und acht gute Groschenstücke für halbe Dollar, ja selbst Louisdor für Eagles zu 5 Dollars. Kupfer kennt man

Digitized by Google

natürlich gar nicht, und Papiergeld eben so wenig. Es existirt übrigens auch schon hier geprägtes Geld mit der Aufschrift „California“ es soll aber nicht so gut seyn als das andere. Außerdem passiren sehr viel geprägte kleine Barren von verschiedener Größe.

Höchst interessant sind die verschiedenen hier zusammengeströmten Nationen, besonders viele Chinesen gibt es, und sie haben mehrere zu den besten gehörende Restaurationen errichtet; es sind doch komische, aber industriöse fleißige Burschen, die zu allem, was sie angreifen, eine gewisse Geschicklichkeit haben. Sie gehen ebenfalls in ihrer Landestracht, aber die Zöpfe haben sie, wie bei uns die Frauen, um den Kopf gelegt und befestigt; dieß aber, in Verbindung mit ihrer Tracht, macht sie manchmal den Frauen so ähnlich, daß ich ihnen schon oft nach den Füßen gesehen habe. Die Schönheiten Chinas scheinen aber sämmtlich in ihrem Mutterlande geblieben zu seyn, bis jetzt wenigstens konnte ich noch keine davon zu Gesicht bekommen.

Eine ungeheure Menschenmenge zieht fast täglich nach den Minen hinaus, und es laufen sogar schon Dampfboote auf der Bay und den Sakramentofluß hinauf. Die Fahrt auf dem letzteren kostet jetzt 25 Dollars bis Sakramentotown oder Suttersfort. Auf den Schoonern, die täglich in sich immer mehr begegnenden Oppositionen abgehen, kostet es nur 14, ja auch 12 Dollars Steerage ohne Beköstigung. Diese Art der Beförderung ziehen die meisten nach den Minen abgehenden schon ihrer Billigkeit wegen vor, und auch wir werden uns morgen am 19. Oktober auf einem solchen kleinen Schooner nach Sakramentocity einschiffen. Ungeheuer viel Einwanderer ziehen jetzt nach Stockton, den südlichen Minen zu, die sehr ergiebig seyn sollen, mich zieht es aber in die Berge hinauf, den alten Buschen, die grissly Bear (gräßlichen Bären) aufzusuchen, von dem hier fabelhafte Geschichten seiner Größe und Wildheit wegen erzählt werden. Ich will mit denen, die sich mir angeschlossen haben, so hoch in die Berge hinaufzuziehen, wie es nur möglich ist, und wir wollen dann einmal versuchen, was mit Jagd und Goldwäscherei zu machen ist. Wild und abenteuerlich genug ist das Leben jedenfalls, und ich kann wohl sagen, daß ich mich von Herzen darauf freue.

Suttersfort gehört übrigens jetzt seinem früheren Eigenthümer nicht mehr; er hat das meiste seinem Sohne abgetreten, einen andern sehr großen Theil seines Landes verkauft und sich selbst auf seine Farm in der Nähe von Sakramentotown zurückgezogen. Gegenwärtig ist er als Deputirter der Landeigenthümer Californiens in der Hauptstadt Monterey.

Die Sicherheit des Eigenthums ist hier wirklich merkwürdig. Die Waaren, die sämmtlich unbewacht auf den Straßen liegen, bleiben unberührt, und die geringsten Kleinigkeiten stehen oft stundenlang unten am Strand oder vor irgend einer Thüre, ohne daß es auch nur Jemanden einfallen sollte, sich an ihnen zu vergreifen. Die Kaufleute, denen es bei den kleinen theuern Behausungen an Raum mangelt, lassen ihre Güter ruhig vor den Häusern, und selbst Weinflaschen sind nicht, oder doch nur höchst selten, der Gefahr ausgesetzt einen fremden Eigenthümer zu finden. Die Strafe auf Diebstahl ist aber auch ungemein hart, und besteht in 160 Peitschenhieben, von denen der Verbrecher noch nie den hundertsten hat aushalten können. In den Minen haben sie das Lynchlaw und förmliche Regulatorengerichte; auf Diebstahl, selbst der geringsten Kleinigkeit, steht der Verlust der Ohren.

Die Indianer sollen wenig mehr zu fürchten seyn.

Die persönliche Sicherheit in der Stadt ist ebenfalls vollkommen; man sieht in den Straßen Waffen nur an eben Eingetroffenen; sonst trägt Niemand, wenigstens nicht sichtbar, weder Pistolen noch Messer. Auch in den Minen soll, einzelne und zwar sehr einzelne Fälle abgerechnet, kein Mord in letzter Zeit vorgefallen seyn. Die Minenarbeiter nehmen sich, wenn sie nicht ganz weit ins Innere gehen wollen, nicht einmal mehr Gewehre mit. Provisionen und Geräth soll man ebenfalls fast so billig in den Bergen kaufen als hier unten, und die ungemein starke Verbindung des Hafens mit dem Innern läßt das auch erwarten.

Homonyme.

1. Ich diene dir zur Sicherheit
   Und raube dir das Licht.
2. Durch mich bestimmt man eine Zeit
   Und zieht mich vor Gericht.
3. Das Wild entkämft dir unversehrt
   Hast du mich unterlassen.
4. Der Landwirth eh' er Korn einfährt
   Muß sich mit mir befassen.
5. Gut ausstaffirt sind's du nur
   Objekte ohne Zahl,
   Blei, Pulver, Flintenstein, Papier
   Zündschwamm und Feuerstahl.

Auflösung der Charade in № 11 des Plauderstübchens:
Wachholder. — Wach — Holder.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 13. Kaiserslautern, Donnerstag 14. Februar **1850.**

Die Geschichte des armen Scheerenschleifersjungen.

Erzählung von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Ach, wie gerne hätte ich ihr meine Dankbarkeit geäußert, aber das ging nicht. Sie kannte mich ja auch nicht mehr. — Indessen — sie sah mich erst flüchtig an; dann länger, und — das Halstuch, das ich trug. Ich fühlte, daß ich roth wurde, als sie mich ansah. Ich schlug die Augen nieder. Als ich endlich den Muth gewann, sie wieder anzusehen, betrachtete sie mich freundlich, und nickte mir zu! Großer Gott, sie war es gewiß! Aber in dem Augenblicke ergriff die ältere Frau ihre Hand, und zog sie fort. Sie sah noch einmal nach mir um — und — war um die Ecke. Ich sah sie nicht wieder. Das Bild aber ist mir in der Seele geblieben. Ich habe lange an der Stelle gestanden, halb im Traume, bis der Kaufmann, ein grober Mensch, mir zurief: Sag' was hältst du hier Maulaffen feil? Pack' dich, Esel! Das weckte mich, und beschämt eilte ich in das Wirthshaus, wo wir eingestellt hatten. Der Hofmann hatte gesagt: Präzis sechs Uhr fahren wir fort! — aber es wurde sieben, acht, neun — er saß noch beim Schoppen, und als endlich die Pferde gar nicht mehr ruhten, und wir ihn endlich auf den Wagen schafften, war er so trunken, daß ich ihn halten mußte, sonst wäre er sicherlich herabgefallen. Er schlief bald ein, und ich hatte meine Last, zumal der Jörg wie rasend fuhr. — Es war Nachts drei Uhr, als wir auf dem Hofe eintrafen.

Morgens früh, so erfuhr ich später, trat der Jörg zur Hoffrau und sagte: Habt Ihr nach des Herrn Gelde gesehen? Mir wurmt etwas!

Was denn? fragt sie.

Auf dem Wege, sagt er, als der Paul den Herrn hielt, schaute ich einmal um, da merkte ich, daß der Paul so an seinem Säckel herumfingert, und heute früh, als ich den Wagen ablade, liegt dieser neue Thaler im Stroh. Da ist's nicht just. Der Herr hatte außer dem Gelde im Gurt zehn solcher Thaler in den Sack gesteckt. Er wird ja wissen, was er mitnahm, und wenn die andern neun noch da sind, so verzeih' mir Gott meinen Argwohn!

Damit ist er fortgegangen. Die Hoffrau aber rief ihn zurück. Jörg, sagte sie, glaubst du, der Paul habe meinen Mann bestohlen?

Ich glaube gar nichts, sagte er tückisch lachend; aber fragt den Herrn, und dann seht einmal, wenn etwas fehlt, in des Paul's Bett, oder in seinem Bündel, oder — wo Ihr wollt! Darauf ließ er die Hoffrau in ihrem Schrecken stehen.

Ich schlief den Schlaf des guten Gewissens, und da ich auf dem ganzen Wege für den trunkenen Hofmann zu sorgen hatte, so war ich am andern Morgen leider nicht zu rechter Zeit auf.

Erst spät rief mich der Jörg. Komm' nur herunter, du Faulpelz, schrie er grimmig. Willst du bis Mittag liegen?

Ich sprang aus dem Bett. Es war schon acht Uhr. Als ich herabkam, war ich recht in Sorge. Aber was war denn vorgegangen? fragte ich mich. Alle machten mir finstere Gesichter. Die Hoffrau dankte mir nicht, als ich ihr einen guten Morgen wünschte. — Ich aß schnell, und wollte die Hämmel heraustreiben.

Bleib' daheim, rief der Hofmann zornig. Füttre dein Vieh im Stalle!

Die Mägde und der Jörg lachten höhnisch, und flüsterten. Ich wußte nicht, woran ich war. Ich sann und sann, — aber ich fand keinen Grund für dies Benehmen gegen mich.

Bald darauf kamen zwei fremde Männer geritten. Sie gingen in das Haus.

In meiner Zerstreuung wollte ich endlich vor das Thor hinaus, auf's nahe Feld gehen. Da faßte mich plötzlich Einer am Kragen. Als ich mich rasch umkehrte, war's der Jörg, in dessen höllisch lachendes Gesicht ich blickte.

Was hältst du mich? rief ich, und wollte mich losmachen.

Aha, rief er, die Elster will fortfliegen, wie bei

Digitized by Google

dem armen Hirtenhannes! Diesmal geht's nicht so! Du bist gefangen, du Dieb!

Auf das Schreien des Jörg kam der andere Knecht, und Beide faßten und hielten mich, und aus der Hausthüre kam der Hofmann, dessen Gesicht roth vor Zorn war. Sie schleppten mich in die Stube, wo die beiden Männer saßen und schrieben.

Ich konnte kein Wort reden, so war ich von dem Allen betäubt. Noch war mir Alles ein Räthsel; als aber der fremde Mann mir vorlas, was der Hofmann ausgesagt hatte, da hörte ich, daß ich ihm sollte 9 Thaler aus dem Säckel auf der Fahrt entwendet haben, und daß man diese 9 Thaler in meinem Bette versteckt gefunden habe. Darauf sollte ich antworten!

Großer Gott, ich sank schier zusammen! Dennoch ermannte ich mich, denn ich wußte mich ja rein von solchem höllischen Verdacht. Ich erklärte Alles für Lug und Trug; ich schwur bei Gott, dem Allwissenden, ich sey rein, und wisse nichts von alledem, wessen man mich beschuldigte. Das aber genügte dem Manne nicht. Er schrieb wohl jedes Wort nieder, das ich redete, aber er meinte, das seyen die Kniffe der Spitzbuben, wie sie ihm alle Tage vorkämen; befahl, mich an einem sicheren Ort einzusperren, und schloß sein Protokoll.

Sie rissen mich nun hinaus, und sperrten mich in die Scheuer, wo ich bis Nachmittag saß, und den giftigsten Stachelreden des vorübergehenden Gesindes ausgesetzt war. Nachdem die beiden Männer auf dem Hofe gegessen und getrunken hatten, wurde ich an den Händen gebunden und fortgeführt. Umsonst waren meine Betheuerungen; ich sey unschuldig, umsonst meine Thränen. Begleitet von den Flüchen und Verwünschungen der Zürnenden wurde ich fortgeführt.

Ich kann's nicht beschreiben, wie mir zu Muthe war. Tausendmal wünschte ich beim Mütterchen zu seyn; dann wär' ich doch aus dem Unglücke gekommen, in das mich die Bosheit der Menschen gebracht, denen ich doch nie ein Leid zugefügt hatte. Diese Richtung meiner Gedanken brachte mich in die rechte. Ich blickte aus dem schwarzen Unrecht der Erde hinauf zum Vater im Himmel; dachte des Spruches: „Befiel dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen;" erinnerte mich des schönen Liedes: „Mach's der Herr so, wie er will, geduldig will ich halten still, bis er das Unglück wendet." So kam Trost in meine Seele unter dem schwersten Ungemache meines Lebens.

Als wir im Städtchen ankamen, wo der Landrichter wohnte, wurde ich in das Gefängniß gebracht.

Anfangs war ich in dem dunkeln Raume, wie ein Blinder. Nach und nach konnte ich indessen die Dinge um mich unterscheiden und entdeckte, daß ich noch zwei Leute zur Gesellschaft hatte, die auf einer Pritsche lagen. Ach, dachte ich, das sind gewiß ebenso unschuldig Verhaftete, wie du, und auch darin lag eine Beruhigung; denn in diesem schauerlichen Raume allein zu seyn, wäre entsetzlich für mich gewesen. Ich lehnte still in einer Ecke, und dachte über mein Unglück mit kummervoller Seele nach. Da richtete sich der Eine auf und sagte in einem Tone, der mir in die Seele schnitt: Willkommen mein Bübchen, willkommen! Es ist mir allemal eine Lust, wenn ich einen jungen Galgenstrick sehe; denn ich denke, die Zunft stirbt nicht aus, und ich tröste mich mit dem Gedanken: Der kann's noch zu was bringen, eh' er gehenkt wird. Pfuscher gibt's in unserer Zunft genug, aber wenig Meisterspitzbuben. Siehst du, Kind, ich hab' auch in deinem Alter angefangen und darf mit Stolz sagen, ich hab' mein Geschäft ordentlich gelernt. Erst stahl ich Obst. Mein Vater meinte, das machten alle Buben so, und ließ es gehen. Darauf stahl ich auf den Jahrmärkten dieß und das. Es glückte. Dann lernte ich den Leuten die Taschen segen. Zuletzt brach ich ein, was eigentlich weiter nichts ist, als Thüren machen, wo keine sind. Als auch das glückte, wurde ich übermüthig, vergaß das eilfte Gebot, und wurde hier zur Ruhe gesetzt. Ich denke, der Hanf für meinen Strick ist noch nicht gesäet.

Mir liefs eiskalt über den Rücken. Ich schauderte vor solcher Verruchtheit.

Was hast denn du gemaust? fragte er. Ich konnte nicht antworten. Das Entsetzen hatte mir völlig die Sprache geraubt. Er horchte eine Weile, ob ich ihm antworten würde. Als ich aber schwieg, rief er: Brav, mein Bübchen! Du hast gute Anlagen. Wer gleich gesteht wird ein Lump und Pfuscher. Das ist aber das zwölfte Gebot der Spitzbuben: Gesteh' nichts! Ich verwette meine Nase gegen einen Fingerhut (denn du mußt wissen, daß ich ein Schneider bin), Alle, die gehenkt werden, waren unschuldig, das heißt, sie bekannten ihre Schuld nicht. Wozu auch? Siehst du, jeder Mensch hat so seine lieben Geheimnisse, in die ein anderer das Recht nicht hat, seine Nase zu stecken. Bleib du deinem Grundsatz getreu, so kommen sie dir nie an die Gurgel.

Daß du Waschmaul nur schon am Galgen hingst! rief der Andere.

Peter, sagte lachend der Schwätzer, sey kein Narr. Du weißt doch, daß es keine Galgen mehr gibt, und wo noch einer steht, ist's blos, um die Raben zum Narren zu haben, die allemal dabei an eine gute Mahlzeit denken. Sodann weißt du, daß ich einmal

Digitized by Google

habe Schulmeister werden sollen. Da steckt mir das Lehren in den Knochen. Nun ist es eine angeborne Liebe zu jungen Leuten, aus denen noch etwas werden kann, daß ich mich ihrer annehme. Sieh, der da gibt Hoffnung, ein tüchtiger Meister zu werden. Könntest du so schweigen, wir sößen jetzt nicht hier wegen der paar Thaler, um die wir den Kerl —

Was, schrie der Andere, nun schüttest du es mir in die Schuhe!

Wem denn sonst, du ehrliche Seele, du Heiliger? Hättest du mich gehen lassen, ich hätt' ihn besser verscharrt, und hätte nicht gleich Alles eingestanden. Du bist aber eine so breiweiche Natur, die gleich Reue fühlt! — Es war nahe daran, daß sich die beiden Verbrecher an der Gurgel faßten, und es war ein Glück, daß mir der Kerkermeister Stroh brachte. Ich legte mich darauf, befahl meine Seele Gottes Gnade, und steckte die Finger in die Ohren, das ruchlose Gerede nicht zu hören. Schlafen konnte ich nicht. Ich war innerlich zerknirscht durch die Rede des Mörders. Ich sah, wie leicht der Weg des Lasters zu betreten ist, und wie er reißend dem Abgrunde zuführt. Nie ist wohl ein Wegweiser zur Hölle, wie dieser, ein Wegweiser zum Himmel geworden. Ich betete zum Herrn mit heiliger Inbrunst, daß er mich auf seinen Wegen erhalte.

Als ich ihm kein Gehör gab, schwieg er endlich stille. Die Nacht kam, und der Schlaf schloß des Ruchlosen Mund und meine Sinne. Am andern Tage kam ich zum Verhör. Der Landrichter war ein Mann, zu dem man auf der Stelle Zutrauen fassen mußte. Ich erzählte ihm Alles, was ich auf dem Hofe erlebt bis zu den kleinsten Umständen. Er hörte aufmerksam zu; fragte hinein und schrieb Vieles auf.

Also der Jörg war gleich anfangs dein Feind? fragte er; aber was hatte er gegen dich?

Er glaubte, ich verriethe seine Lumpenstreiche, sagte ich.

Aber wie kam das Geld in dein Bett? fragte er. — Das weiß nur Jörg und der liebe Gott, antwortete ich. Aber ich glaube fest, der Jörg hat's hineingesteckt, als ich schlief; denn mein Bett stand auf seiner Kammer, und ich schlafe gar fest.

Ich glaube, setzte ich hinzu, das Kindermädchen weiß mehr von der Geschichte. Es wollte mir etwas heimlich sagen, aber es kam nicht dazu.

Das machte ihn aufmerksam.

Nun sollte ich wieder in das Gefängniß gebracht werden, aber ich flehte um Gottes willen, mich nicht mehr zu den Menschen zu bringen.

Auch das gewährte er mir. Ich blieb bei dem Gefangenwärter im Hause.

Gleich am folgenden Tage wurde ich wieder vorgeführt. Diesmal war der Hofmann, die Hoffrau, der Jörg und das Kindermädchen da. — Doch ich will es kurz machen! Die drei ersten zeugten gegen mich. Als aber die Reihe an das Kindermädchen kam, erzählte es haarklein, wie der Jörg Morgens dem andern Knechte, dem Peter, den ganzen Plan auseinandergesetzt; nämlich, er wolle dem Hofmann, wenn er in Frankfurt trunken wäre, Geld nehmen und es in mein Bett stecken, dann mich des Diebstahls anklagen, und mich so aus dem Hause bringen, weil ich sie am Ende doch noch verrathen würde. Als das Mädchen das sagte, wurde der Jörg bleich wie eine Leiche, und als ihm der Landrichter eine Predigt hielt, wie der allerbeste Pastor, da gestand er's ein, und — ich war frei. Er aber wurde sogleich verhaftet. Da machte der Hofmann große Augen, und die Hoffrau weinte und bat mich um Verzeihung. Komm wieder mit uns! sagte der Hofmann. Ich will dich halten wie mein eigen Kind!

Das rührte mich tief. Willst du wieder mit auf den Hof gehen? fragte mich der Richter liebreich.

Ach, sagte ich, ich hatt' es wohl gut da, und würde es auch wieder gut haben, aber ich kann doch nicht immer Schäfer bleiben. Ich möchte lieber ein ehrlich Handwerk lernen, wenn's ginge!

Was mögtest du denn gerne werden? fragte er mich. —

Schlosser! war meine Antwort; aber setzte ich fast weinend hinzu, wer sollte das Lehrgeld zahlen? Ich habe ja nichts!

Halt! rief der Hofmann. Du sagst da etwas, was mich an meine Schuld mahnt. Ich hätte für die Zeit, die du mir dientest, einem Schäfer wenigstens dreißig Gulden geben müssen. Du denkst gar nicht an deinen verdienten Lohn. Er griff in die Tasche, zählte das Geld auf den Tisch und sagte: Ich glaube selbst, es ist besser für ihn, wenn er das Handwerk lernt. Es wird nicht viel mehr Lehrgeld kosten, und sollt's mehr kosten, Herr Landrichter, so bin ich da, und zahl's nach.

Der Landrichter drückte ihm die Hand, und ich küßte sie ihm und seiner guten Frau unter heißen Dankesthränen.

Wohlan, sagte der Landrichter, du magst, bis ich einen guten Meister gefunden habe, in meinem Hause bleiben.

Mit heißem Danke schied ich von den Hofleuten und dem guten Kindermädchen, und blieb im Hause des Landrichters. Wie dankte ich Gott für diese Wendung meines Schicksals! Wie gelobte ich ihm, nie von seinen Wegen zu weichen!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz des Boten.

Aus der Pfalz, 19. Januar 1850.

Es ist eine traurige Erscheinung in unsern Tagen, daß an vielen Orten der Pfalz noch immer Leichenessen gehalten werden. Mit welchen Gefühlen mögen die Trauernden an dem Tage, an welchem sie eines ihrer Lieben zu Grabe geleitet haben, in ihrem Hause fröhliche, nicht selten jubelnde Gäste versammelt sehen? — Ein jüngst in dem Orte S. vorgekommener Fall veranlaßt den Einsender dieses zu gegenwärtigen Zeilen: Nachdem vor etwa 6 oder 7 Wochen in einem Hause die Frau gestorben war, folgte ihr nach diesem kurzen Zeitraum der Gatte. Sechs unversorgte Kinder, und unter diesen noch vier schulpflichtige, bilden die Zurückgebliebenen. An dem Begräbnißtage der Mutter mußte, obwohl schon damals der Mann krank gewesen, ein Leichenessen gehalten werden, und nun, nachdem auch ihre letzte Stütze von hinnen geschieden, waren die Kinder genöthigt, am Begräbnißtage ein Mahl zu geben, welches wegen der großen Verwandtschaft und Freundschaft nicht unbedeutend seyn durfte. Mit Thränen in den Augen mußten am Tage vor der Beerdigung ihres geliebten Vaters die Kinder die Vorbereitungen zum Mahle treffen. Und alles dieses gebietet die hergebrachte lästige Sitte. — So traurig nun an und für sich dieser Gebrauch ist, um so trauriger ist es, wenn man sieht, wie Leute, die auf Bildung Anspruch machen, statt diesem Mißbrauch entgegen zu arbeiten, denselben durch ihr Erscheinen bei solchen Gelegenheiten — fortpflanzen. Es wäre der Zeit angemessen und gewiß wünscht jeder Vernünftige, daß endlich diesem Unfug mit aller Strenge gesteuert werde. Müssen einmal die Träger für diesen letzten Liebesdienst belohnt werden, so belohne man sie mit Geld.

Miscellen.

Die in Würzburg erscheinende bayerische Presse bringt in einer ihrer neuesten Nummern in den Spalten ihrer Bekanntmachungen unter der Rubrik „Getraute" folgendes Curiosum: Lang, Dorothea, Feldhütterskind, 3 Jahre alt. — Amberg, Magdalena, Kärnersfrau, 62 Jahre alt.

In Philadelphia wurde ein junger Mann wegen Untreue gegen seine Angebetete zu 300 Dollars Schadenzahlung verurtheilt. Der Verklagte entschuldigte sich damit, daß das Heurathsversprechen am Sonntage gegeben und, vom geschäftlichen Gesichtspunkte aus betrachtet, deßhalb ungültig sey!

Nach der Augsburger Postzeitung wurde am 26. Januar vor dem Kreis- und Stadtgerichte in Regensburg eine Sache verhandelt, die wohl in den Annalen des bayerischen Gerichtsverfahrens unter die größten Seltenheiten gehört: Der Fall einer Doppelehe. Der Revierjäger Joseph Waldner hatte 1826 eine „gräflich Stauffenbergische" Wittwe mit 5 Kindern geheurathet, welche ihm noch ein Kind zubrachte. Als nach sieben Jahren alles durchgebracht war, verließ Waldner mit Zustimmung seiner Frau und des Gerichtes sein Weib und seine 6 Kinder, um sich anderswo ein Unterkommen zu suchen. Im Jahre 1843 kam er als Jäger zum Grafen v. Kreuth auf Guteneck, wo ihm bald der Antrag gemacht wurde, eine Försterswittwe, an welche der Graf eine Pension zu bezahlen hatte, zu ehelichen, um dieser Pension los zu werden. Der Inculpat gab an (was auch wirklich der Fall war), öfter an seine Frau Briefe geschrieben zu haben; diese hatte ihm aber aus übergroßer Kälte keine Antwort gegeben; woraus er schließen mochte, sie sey gestorben. Die Heurath mit dieser zweiten Wittwe, die ebenfalls mehrere Kinder hatte, ging also wirklich vor sich, und gestern waren beide Frauen bei Gericht anwesend. Der Staats-Anwalt beantragt nach dem Art. 297 und 204 des Strafgesetzbuches fünf Jahre Strafarbeitshaus. Auf die sehr gewandte Vertheidigung, wobei besonders die Fahrlässigkeit in Eingehung der zweiten Ehe hervorgehoben wurde, verurtheilte der Gerichtshof den Angeklagten zu sechs Monaten Gefängnißstrafe und Tragung der Kosten, welche, in Anbetracht der Mittellosigkeit des Verurtheilten, dem Aerar zufallen.

Auflösung der Homonyme in № 12 des Plauderstübchens:

Laden.

1. Fensterladen. 2. Vor Gericht laden. 3. Gewehr laden. 4. Aufladen. 5. Kaufmannsladen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 14. Kaiserslautern, Samstag 16. Februar **1850.**

Die Geschichte des armen Scheerenschleifersjungen.

Erzählung von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Acht Tage blieb ich im Hause. Es war das eine Familie nach dem Herzen Gottes. Wie der Mann, so war die Frau, die dem lieben Mädchen, das mir das seidene Halstuch geschenkt, und an das ich, seit ich in Frankfurt gewesen, immer denken mußte, merkwürdig ähnlich sah. Hätten sie eines Dieners bedurft, ach, ich wäre gerne Zeitlebens bei ihnen geblieben. Eines Tages aber sagte der Landrichter, höre Paul, nun hab' ich dir einen Meister ausgemacht. Er heißt Rupprecht und wohnt in der Neugasse. Morgen gehst du hin. Sey brav und gottesfürchtig, fleißig und gehorsam. Ich dachte, es wird gut gehen! — Seine Frau sagte: du darfst zu uns kommen, wenn du willst. Und wenn du eines Rathes bedarfst, so komm' ja gleich zu uns.

Morgens ging ich, nachdem ich inniglich mich bedankt hatte. Der Meister war ein rauher, aber ehrlicher und sehr geschickter Mann; aber seine gelbe Frau war der Geiz selber. Sie gönnte sich und Andern nichts. Ich bekam Schnittchen Brod, daß man die Sterne am Himmel dadurch sehen konnte. Ich hatte schon gelernt, wie das Jungenbrod schmeckt bei Meister Ruppel; aber da führe Einer mit leerem Magen den schweren Hammer, oder feile den ganzen Tag am Schraubstock! Ich war gerade in dem Alter, wo man essen kann ohne Ende; denn ich schoß auf, wie ein Wasserschößling. Da wurde meine Farbe fahl und meine Backenknochen standen vor. Die Augen legten sich tief in die Höhlen, und die Kraft ließ schnell nach. Ich war so dürre, wie ein tannener Bohnenpfahl.

Eines Sonntags ging ich in Landrichters.

Paul, sagte die liebe Frau, Du siehst ja so übel aus; bist du krank? — Ach, sagte ich, ich bin kerngesund, aber — mir fehlt das — Essen! Die Frau Meisterin ist so gar sparsam! Aha, sagte die gute Frau, das hab' ich doch schon gehört. Nun, da ist doch etwas zu helfen. Mein Mann hat dir bei dem neben uns wohnenden Lehrer täglich zwei Unterrichtsstunden des Abends ausgemacht, und die Sache mit deinem Meister abgethan. Du lernst da Zeichnen, Rechnen und Aufsätze machen. Dann kommst du etwas früher und issest dich erst satt.

So sorgten diese edeln Menschen an Leib und Seele für mich. Wie war ich so glücklich und dankbar! Da machte ich rasche Fortschritte, daß der Landrichter seine Freude daran hatte, und die einmal kräftig wirkende Nahrung brachte mich auch wieder auf die Beine. Die Frau Meisterin sagte: Siehst du, Paul, das Vielessen that's nicht. Da wird der Magen nur weit, wie ein Wollsack; wenig und Ordnung, das nährt. Daß bei diesen Lehrstunden auch die Hofleute ihre Hand im Spiele hatten, wußte ich, und als das Christfest, das frohe, schöne kam, erhielt ich vom Hofmann ein ganz neues Kleid, und von Landrichters zwei gar schöne Bücher.

Ohne große Störungen flossen meine Lehrjahre hin. Sie waren eine Reihe von Wohlthaten, die mir Landrichters und die Hofleute erwiesen. Ich hatte tüchtig zeichnen gelernt; ich rechnete fertig und war im Stande, einen leidlichen Aufsatz zu schreiben. Mein Handwerk hatte ich brav gelernt, das sagte selbst mein Meister, der nicht leicht lobte. Ach, hätte das mein gutes Mütterchen erlebt! Wüßte es mein Vater, wenn er noch lebt! sagte ich oft zu mir. Wie aufrichtig war mein Dank gegen Gott, der mich so wunderbar geführt, der an mir das Wort bewährt hatte: Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen!

Als ich meinen Lehrbrief empfing, sagte der Meister: Paul, Er kann nun bei mir in Arbeit bleiben. Wir kennen uns nun einmal. Seit ich losgesprochen war vom Lehrjungen, hörte das Du auf. — Ich dankte dem ehrlichen Manne, sagte aber, ich wollte nichts thun, ohne mit meinen Wohlthätern geredet zu haben. Wie die's wollten, so wäre mir's recht.

Da hat Er recht. Dankbarkeit ist eine Tugend, die den schwer straft, der sie versäumt. Geh' Er in Gottes Namen!

Digitized by Google

Dem Landrichter sagte ich Alles. Freilich, meinte er, wär' ich noch jung', und der Gefahren seyen viele in der Welt; aber, setzte er hinzu, wenn das Vögelein immer im Neste bliebe, würde es nie die eigenen Flügel gebrauchen lernen. Wo willst du denn hin?

Ins Solinger Land, wo sie die feinen Klingen machen und wo die Eisenwerke sind, versetzte ich. — Es ist gut für dich. — Rede auch mit dem Hofmanne, sagte er. Ich ging auf den Hof. Freundlich wurde ich aufgenommen. Auch sie stimmten mit ein. Reichlich beschenkt schied ich mit warmem Danke. Auch Landrichters beschenkten mich und baten, daß ich ihnen oft schreiben solle.

Tausendmal sah ich zurück, so lange ich den Kirchthurm sehen konnte, und — ich will's gestehen, fast wär' ich umgekehrt. Endlich siegte ich über mein eigen Herz, und wanderte rasch fürbaß. Nach Frankfurt ging mein Weg zuerst, obwohl er aus dem Wege lag. Warum? — Arbeit suchte ich keine, — aber Jemanden suchte ich. Ich hoffte — das Mädchen wiederzusehen, die wie ein Engelsbild vor meiner Seele stand. An sie war ich ja alle Tage durch die Landrichterin erinnert worden, die ihr so sehr glich, obgleich sie fast hätte ihre Mutter seyn können. — Aber alles Hoffen war eitel! Ich fand sie nicht, und traurig wanderte ich durch das Nassauer Land dem erzreichen Siegener Lande zu, dessen Gießwerke ich sehen wollte.

Als ich eines Tages so auf der Landstraße hinschlenderte, trat plötzlich aus dem Walde ein Kerl heraus, der verdächtig aussah. Ich betrachtete ihn nicht, sondern schritt rasch von dannen.

Nachdem er eine Weile Schritt mit mir gehalten sagte er: Meiner Treu, du hast dich ordentlich gemausert, Vögelchen! Weißt du noch, daß ich dir im Gefängniß zu — so fein vorpfiff? Wie bist du entwischt und zum Schlossergesellen geworden? Sag an! —

Es lief mir eiskalt über den Rücken bei diesen Worten. Ich faßte meinen Knotenstock fester und schlang den Haltriemen tüchtig um die Hand.

Frei bin ich gesprochen worden, weil ich schuldlos war, sagte ich mit Festigkeit; denn ich erkannte auf der Stelle den verworfenen Menschen wieder, von dem ich gehört, daß er aus dem Gefängniß ausgebrochen wäre.

Ich habs so halb und halb gehört, sagte er, nun der arme Jörg mußte dafür sitzen und brummen. Pfiffig bist du und ich hoffe, du hast meine Lehre behalten? — Ich denke, wir Zwei haben uns nicht umsonst gefunden. So ein Schmied oder Schlosser — es läuft ja auf eins hinaus, muß gut zuschlagen können, und du scheinst Kräfte zu haben? Wie wärs, wenn wir eins mit einander versuchten. Du brauchst Geld und ich. Da ist die letzte Nacht in Kamberg ein reicher Niederländer eingekehrt, der ins Bad nach Wiesbaden will. Der hat Geld in Massen. Wir wollen ihm den Geldsack erleichtern und theilen.

Mir fuhr der Gedanke durch die Seele, Gott könne mich gerade hierher geführt haben, um eine Schandthat zu hintertreiben. Dazu mußte ich aber den Menschen sicher machen.

Und wenn er sich uns denn mit dem Kutscher zur Wehre setzt? fragte ich.

Pah, Vögelchen, rief er aus, und machte eine ausdrucksvolle Handbewegung, die genugsam sagte, daß er ihn todtschlagen wolle. Er setzte mir nun den Angriffsplan auseinander. Ich ging auf alles ein, was ihn ungemein freute.

Horch! rief er plötzlich, er kommt; ich höre den Wagen rasseln. Es ist alles sicher hier herum. Du trittst links in den Wald, ich rechts, und sobald er zwischen uns ist, rasch dran. Ich fasse den Herrn, du den Kutscher, und der Sieg ist unser!

Wir mußten eilen, denn die Kutsche bog schon um die Ecke.

Der Herr saß behaglich in dem zurückgelegten Wagen und rauchte seine Pfeife.

Als er gegen uns kam, stürzte der Kerl drüben aus dem Walde, zog eine Pistole heraus, die ich gar nicht an ihm bemerkt hatte, und schoß sie auf den Herrn ab. Glücklicherweise fehlte er, und fiel nun rasch den Pferden in die Zügel, indem er rief: Heraus Schlosser, und haue drauf!

Ich sprang nun blitzschnell hervor, schwang meinen Knotenstock auf ihn selber, und streckte ihn bewußtlos zu Boden.

Herans Herr, rief ich, helfen Sie mir, den Mörder binden; Kutscher, Stricke her! Geschwind!

Der Kutscher sprang herab, der Herr, so schnell er bei seiner Gicht konnte, aus dem Wagen, und nun banden wir ihn, daß er sich nicht regen konnte.

So schnell ich konnte, erzählte ich dem Herrn den Hergang. Du bist ein braver Junge, rief der Herr, der vor Schrecken todtblich war, aus; aber was machen wir mit ihm?

Legen Sie ihn in den Wagen, und wir gehen nach Wiesbaden, wenn Sie wollen! Ich warf nun mein Felleisen in den Wagen, und wir Drei hoben den Ohnmächtigen hinein. Doch ehe wir noch vor dem Walde waren, erwachte er. Er raste, flehte und tobte; allein ich hatte ihn so fest geknebelt, daß alle

Digitized by Google

seine Versuche fruchtlos waren. Unterwegs unterredete ich mich vielfach mit dem Herrn, der ein gar guter Herr war. Er fragte mich über Alles aus, und ehe wir Wiesbaden erreichten, kannte er meine ganze Lebensgeschichte.

Unser Einzug in Wiesbaden machte nicht geringes Aufsehen. Ein ganzer Troß Menschen begleitete uns an das Amt, wo wir ihn ablieferten. Der Amtmann erkannte ihn sogleich als einen sehr gefährlichen Verbrecher. Indessen warf der Ruchlose mit Anklagen gegen mich in solchem Maaße um sich, daß mich der Amtmann auch verhaften ließ. Vergebens erbot sich der Herr, jede Caution für mich zu stellen. Es half Alles nichts. Was ich zu meiner Vertheidigung vorbrachte, blieb ohne Wirkung, bis ich mich auf den guten Landrichter berief. Ich mußte indessen in Haft bleiben, die übrigens milde war.

Jeden Tag besuchte mich der dankbare Mann, dem ich aus der Gefahr geholfen hatte.

Endlich kam der Landrichter an. Als er mich sah, rief er aus: Armer Junge, du scheinst denn doch überall schuldlos in die schlimmsten Geschichten verwickelt zu werden! Item, merke dir das, und laß dich nicht mit Jedem ein, der dir begegnet! Ich sagte ihm, wie gut es doch hier gewesen, denn wer weiß, wie die Geschichte abgelaufen wäre. Er drückte mir die Hand und sagte: Freilich hast du es diesmal gut gemacht.

Als wir noch sprachen, kam der Niederländer. Gottlob, rief er aus, daß du frei bist! Aber ich wußte durch diesen Herrn, den ich sprach, daß es so kommen mußte. Nun sollst du aber auch für die erlittene Schmach und Noth entschädigt werden! Ich habe ein großes Hüttenwerk, da kann ich Leute, wie du bist, brauchen. Drei Wochen bleibe ich noch hier und du bei mir, und dann gehst du mit mir ins Niederland.

Das war mehr, als ich hoffen durfte. Voll froher Hoffnung für mich, schied der Landrichter, und ich blieb bei dem Herrn, der mich wie ein Sohn behandelte. Er schämte sich meiner nicht; nahm mich überall hin mit sich, und sprach mit mir über mein Handwerk, suchte überhaupt, das merkte ich, den Zustand meiner Kenntnisse zu prüfen. Herr Rottberg war mit mir zufrieden.

Eines Tags, kurz vor der Abreise, sagte er: Wie wär's, Paul, wenn du das Schlosserhandwerk aufgäbest? Du weißt, ich habe ein Hüttenwerk. Du könntest dich da einschießen und bei mir bleiben.

Mein Gott, sagte ich, ich habe meiner Lebtage kein Hüttenwerk gesehen!

Thut nichts, sagte er, du wirst es schon noch kennen lernen. Das ist keine Hexerei! Wollen schon sehen, wie es geht!

Das Bad war ihm gut bekommen, und wir reisten endlich zu meiner Freude ab; denn so viel Neues, Schönes und noch nie Gesehenes ich auch hier alle Tage zu sehen bekam, wie gerne auch Herr Rottberg mich über Alles belehrte, die Unthätigkeit war mir unerträglich.

Die Reise den Rhein hinab war herrlich. Gott, welch' ein schönes, gesegnetes Land! Welch' ein Wechsel von Dörfern, Städten!

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Reichstage in Erfurt. Im Jahre 932 wurde unter Kaiser Heinrich I. eine Kirchenversammlung in Erfurt gehalten, welcher beinahe alle Prälaten von Deutschland beiwohnten. Im Jahre 935 fand dort unter demselben Kaiser eine Reichsversammlung statt, auf welcher dessen Sohn Otto der Große durch die Fürsten zu seinem Nachfolger gekürt wurde. In den Jahren 1073 und 1074 hielt Erzbischof Siegfried von Mainz zwei Synoden ab. In den Jahren 1170 und 1180 hat Kaiser Friedrich der Rothbart das Weihnachtsfest in Erfurt verlebt. Zwar wird eines von ihm in Erfurt im Jahre 1176 abgehaltenen Reichstages in mehreren Chroniken gedacht; andere Verhältnisse, namentlich die Kämpfe, welche Kaiser Friedrich in Italien zu führen hatte, lassen es aber bezweifeln. Auf dem im November 1181 hier abgehaltenen Reichstage warf sich der mächtigste aller deutschen Fürsten, Heinrich der Löwe, Herzog der Sachsen und Bayern, zu Kaiser Friedrich's Füßen und flehte um Gnade und Enthebung von der Reichsacht. Hundert Jahre nach dem Verweilen des großen Hohenstaufen, Kaiser Friedrich's des Rothbarts, in Erfurts Mauern hielt Kaiser Rudolph von Habsburg, einer der größten Männer Deutschlands, seinen letzten Reichstag im Jahre 1289 in Erfurt. Er zog am 14. Dezember ein, um ebenfalls das Weihnachtsfest im berühmten Peterkloster zu feiern. Erfurt wurde der Schauplatz glänzender Feste, von denen die Sage noch zu erzählen weiß. Des Congresses im Jahre 1808, wo Napoleon auf der höchsten Stufe seines Ruhmes stand, erinnern sich manche der Zeitgenossen noch.

Aus österr. Schlesien. Prießnitz, der große Wasserman, hat in seiner unmittelbarsten Nähe einen

Digitized by Google

unerwarteten Rivalen in der Person des Bauers Schrott zu Lindewiese bekommen. Wenn Prießnitz im kalten Wasser ein Universalmittel gegen alle Krankheiten finden will, so behauptet dagegen Schrott eben so steif und fest: „Wasser sey in den meisten, wenn nicht sogar in allen Fällen, Gift!“ Die Kurmethode dieses neuen Aeskulap's ist ganz eigenthümlicher Art, fast bizarr und jedenfalls für starke Verdauungsorgane berechnet, denn sein Hauptmittel besteht in hartem altbackenen Semmeln, die seine Patienten würfelartig geschnitten, genießen und darauf unversüßten, warmen Wein trinken. Einige sehr gelungene Kuren des Semmeldoctors, wie er hier zu Lande genannt wird, haben derartiges Aufsehen erregt, daß viele Kranke, denen die Aerzte und Gräfenberg keine Besserung verschaffen konnten, nach Lindewiese zu Schrott pilgern, so daß das früher ganz unbekannte Gebirgsdorf schon eine ziemliche Berühmtheit erlangt hat. Mehr als 40 Kurgäste sind diesen Winter daselbst und unter ihnen sogar ein ausländischer Prinz, der als österreichischer Offizier in der Lombardei verwundet wurde und dem von gelehrten Doctoren die Amputation eines seiner Beine in Aussicht gestellt wurde; Pflaster und kalt Wasser halfen nichts, aber durch die Schrott'sche Semmelkur soll er beinahe schon vollkommen hergestellt seyn. Auch ein russischer Fürst, wenn wir nicht irren ein Dolgorucky, verließ vor wenigen Jahren Lindewiese radical geheilt und die medicinische Welt sollte jedenfalls das einfache Heilverfahren des Naturalisten Schrott einer größern Berücksichtigung, als wie bisher, unterziehen und es nicht so vornehm und geringschätzig ignoriren. Trotz unseres russischen Winters ist Gräfenberg doch nicht an Besuchern leer; auch Graf Stadion befindet sich noch unter ihnen und seine Besserung, von der mehrere Blätter erzählen, gehört bis jetzt noch immer unter die frommen Wünsche.

Im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit hat sich die Staatsbehörde zu Paris veranlaßt gesehen, gegen das neueste Werk Eugen Sue's: „Les mystéres du peuple,“ in welchem er es sich zur Aufgabe gestellt hat, die Geschichte einer Proletarier-Familie zu schreiben und im Verlaufe derselben die „systematische Unterdrückung des Volkes durch den Adel und die Pfaffen aus der ältesten Geschichte Frankreichs bis zum heutigen Tage“ nachzuweisen und „ein Evangelium der Versöhnung zwischen Bürger und Proletarier zu liefern,“ von Amtswegen die gerichtliche Verfolgung einzuleiten. Nach den bis jetzt veröffentlichten Anfängen dieses Romans wird dieses Auftreten der französischen Behörden vielleicht gebilligt werden. In den „Noten,“ welche der Verfasser mit teuflischer Bosheit anbrachte, drängt er die ganze Quintessenz seiner Angriffe auf Religion und den Bestand der Dinge zusammen, indem er aus allen möglichen Werken ohne Wahl, alter und neuer Zeit, herausgerissene Sätze als Beweise für seine verderblichen Lehren zu geben versucht.

Der Jagdfreund und die beiden Gensd'armen. In Frankreich darf bekanntlich Jedermann jagen, wo und wann er will, wenn er sich einen Schein löset; Gensd'armen achten aber streng auf diejenigen, welche ohne einen solchen Schein dem Jagdvergnügen nachgehen. Zwei Gensd'armen streiften letzthin in der Nähe von Valenciennes im Felde umher; endlich erblickten sie einen Mann mit einer Flinte. Sogleich liefen sie schnell auf denselben zu; der Jäger schien zu fliehen. Nach einer Viertelstunde waren sie so nahe an ihn gekommen, daß sie ihn zu ergreifen hoffen konnten; in diesem Augenblicke kletterte aber der Mann schnell auf einen Baum. „Kommen Sie herunter!“ riefen ihm die Gensd'armen zu; aber er antwortete nicht, sie drohten, nicht von der Stelle zu weichen, bis er herunter komme; er aber zog ganz ruhig ein Frühstück aus der Jagdtasche und fing an zu essen. Das war den Gensd'armen zu arg, und einer versuchte, auf den Baum auch zu klettern, was der Obensitzende nicht hinderte. „Im Namen des Gesetzes, Ihren Jagdschein,“ poltrte der Gensd'arm, indem er den Jäger anfaßte. Dieser reichte ruhig den Schein hin. „Er ist ja in Ordnung.“ — „Freilich,“ antwortete der Jäger. „Warum liefen Sie so schnell davon?“ — Habe ich Ihnen gesagt, daß Sie mir folgen sollen?“ — „Warum kletterten Sie auf den Baum?“ — „Ich pflege hier zu frühstücken und habe Sie nicht aufgefordert, auch herauf zu kommen.“ — „Warum sagten Sie aber dies Alles nicht vorher?“ — „Ich pflege nicht eher zu antworten, bis man mich fragt.“

„Was ist denn eigentlich der Kaukasus?“ fragte ein Berliner Eckensteher seinen Collegen. „Dummer Kerl,“ erwiderte dieser, „der Kaukasus ist der Kasus, an dem die Russen etwas zu kauen haben.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 15. Kaiserslautern, Donnerstag 21. Februar **1850.**

Privatunterricht neben dem Schulunterrichte.

Der Bote hat vor einigen Wochen die Rüge gebracht, welche die Speyerer Zeitung für solche Studienlehrer enthielt, die außer den gewöhnlichen Lehrstunden noch fast sämmtlichen Schülern ihrer Klasse theueren Privatunterricht ertheilen. In der erwähnten Zeitung ist unterdessen noch irgend woher tadelnd darauf aufmerksam gemacht worden, daß hin und wieder auch deutsche Schullehrer solchen Privatunterricht für eine größere Anzahl von Schülern auf Kosten der verordnungsmäßigen Schulunterrichtszeit geben. Die Aufmerksamkeit der Regierung ist dadurch auf diesen Gegenstand gelenkt worden, und schon läßt sich dieselbe in dieser Rücksicht Bericht von den Schulvorständen erstatten. Es ist ganz zweckmäßig, daß man wirklichen Mißbräuchen dieser Art ernstlich zu begegnen sucht, nur hüte man sich, hierin wieder zu weit zu gehen und auf der einen Seite ungerecht zu werden, auf der andern aber der hochwichtigen Sache des Unterrichts zu schaden.

Freilich *sollte* Privatunterricht neben dem in der Schule nicht nothwendig seyn, aber dies „*sollte*“ ist und bleibt ein frommer Wunsch. Privatunterricht ist ein *nothwendiges* Uebel. Es gibt in jeder Klasse Einzelne, welche nicht ganz gleichen Schritt mit den Uebrigen halten können und darum der besonderen Nachhülfe bedürfen wenn sie nicht zu ihrem eigenen Schaden ganz zurückbleiben, oder wenn nicht die Besseren in ihrem Fortgange dadurch wesentlich gehindert werden sollen, daß der Lehrer nicht eher weiter geht, bis er mit unsäglicher Mühe die Geringeren in der Schule nachgeschleppt hat. Man müßte alle Schulerfahrungen Lügen strafen, wollte man in Abrede stellen, daß noch besondere Nachhülfe für Einzelne, ja in manchen Unterrichtsgegenständen für Mehrere, ein unabweisliches Bedürfniß und der Schule wie den einzelnen Schülern wahrhaft förderlich sey.

Wer soll nun dieses Nachhelfen in besonderen Stunden übernehmen? Hin und wieder kann es ein Vater, ein Bruder u. s. f., aber das sind die seltenen Fälle. Am meisten dazu geeignet ist jedenfalls der Lehrer selbst. Er kann es freilich nur auf Kosten seiner Kraft, seiner Frische und selbst seiner Fortbildung, das ist keine Frage, und in so fern hat dies Ertheilen von Privatunterricht seine wesentlichen Nachtheile. Wo es erweislich durchaus nicht nothwendig, da sollte es freilich unterbleiben, aber wo es wirklich noth thut, da ist es ein Jammer für Eltern und Kinder, wenn sich ein Lehrer in keiner Weise dazu verstehen will, Privatunterricht zu geben. Sie wenden sich in diesem Falle oft an Subjekte, die für dieses Geschäft weder Beruf noch Befähigung haben.

Ein Mißbrauch ist es, wie auch die Rüge in der Speyerer Zeitung sagt, sicherlich, wenn der Lehrer, sey es an einer lateinischen oder an einer deutschen Schule, nicht einzelnen oder einigen, sondern allen Schülern solchen besonderen Unterricht gibt, jedenfalls läßt dieß Mißdeutungen zu. Ein noch größerer Mißbrauch ist es, wenn der Lehrer allen Schülern erklärt, sie möchten ihre Eltern fragen, ob sie Theil an der Privatstunde nehmen dürften, in welcher *sämmtliche* Gegenstände des Unterrichts betrieben oder repetirt werden. Man weiß, welche Rücksichten hier die Eltern bestimmen und was bei solchen Stunden herauskommt. Freventlich und strafbar ist es nun gar, sobald der Lehrer die Schulzeit verkürzt und einen Theil derselben zu solchem Privatunterrichte benützt. Hier kommt aber Alles auf die Vorstände und die rechte Aufsicht an, und hier *muß* Aufsicht seyn.

Freilich ist eine sehr wichtige Frage noch nicht berührt, die der Besoldung. Lateinische wie deutsche Lehrer sind schlecht besoldet und verargen kann man es ihnen gewiß nicht, wenn sie in ihrem Fache einen erlaubten Nebenverdienst suchen. Es ist schlimm genug, daß sie auf Kosten des eigenen Lebens suchen müssen, das Leben ihrer Familien durch verdoppelte Arbeit und Anstrengung zu fristen. Das sehen die Beaufsichtigenden recht wohl ein, und können es darum nicht über ihr Gewissen bringen, unbedingt einzuschreiten, wo ein kleiner Mißbrauch besteht, namentlich sofern er nicht eigentlich Schaden bringt und die

Digitized by Google

Schule nicht beeinträchtigt. Jedenfalls hat der Recht, der sagt: Man besolde die Lehrer besser, und sie werden zu solchen Mitteln nicht greifen müssen!

Wiederholt aber sey es gesagt: Privatunterricht ist nothwendig, ja er ist heilsam. Es ist gut und förderlich, wenn der Lehrer von der ihm übrig bleibenden Zeit einen Theil darauf verwendet, um weniger begabten oder aus sonstigem Grunde zurückgebliebenen Schülern in einem oder dem andern Gegenstande Nachhülfe zu leisten. Es ist ebenso wünschenswerth, daß einzelne Schüler Gelegenheit finden, in einzelnen oder allen Gegenständen auch über die Aufgabe hinaus, welche einer bestimmten Klasse oder Schule gestellt ist, unterrichtet zu werden, ohne deßhalb eine höhere und entferntere Lehranstalt besuchen zu müssen. Daß in beiden Fällen ein Lehrer Zeit und Mühe umsonst aufwende, das könnten höchstens der Unverstand und die Ungerechtigkeit verlangen. Im Interesse der Schule wäre überhaupt nur das Uebermaß der Privatstunden und jeder sonstige *eigentliche* Mißbrauch zu beschränken und abzustellen. Verbesserung der Gehalte und *dann* scharfe Aufsicht werden hier den Zweck erreichen.

Daß, wenn ja doch einmal Privatunterricht unter die unvermeidlichen Dinge gehört, der öffentliche Lehrer nicht nur am geeignetsten sey, denselben zu ertheilen, sondern auch, sobald er eines Nebenverdienstes bedarf, die meiste Berechtigung dazu hat, ist oben schon berührt worden, und dürfte wohl kaum Widerspruch finden. Hier sey nur noch darauf aufmerksam gemacht, daß die Regierung bei der angeregten Behandlung dieses Gegenstandes ein vorzügliches Augenmerk darauf richten möge, welchertei Leute, außer den geprüften und öffentlich angestellten Lehrern, noch Privatunterricht ertheilen. Es gibt darunter sehr viele, deren intellectuelle und moralische Befähigung nichts weniger als nachgewiesen ist, die also in keiner Weise dazu berechtigt sind. Es wird von dieser Seite an manchen Orten sogar dem öffentlichen Schulwesen und seinen Zwecken mancher Eintrag gethan. Obwohl nun allzustrenge Bevormundung, wie in jeder, so auch in dieser Hinsicht niemals heilsam ist: so dürfte gerade jetzt, da das Ertheilen von Privatunterricht einer genaueren Untersuchung unterzogen wird und ohne Zweifel Bestimmungen von Seiten der Regierung zu erwarten stehen, die Aufmerksamkeit der Behörden mit Recht auch auf den zuletzt besprochenen Gegenstand gelenkt werden.

Ein Leser d:s Boten, der weder Lehrer ist, noch Privatunterricht gibt oder geben will, dabei aber Vater von Kindern sehr verschiedener Befähigung ist, und sich um den fraglichen Gegenstand längere Zeit kümmert.

Die Geschichte des armen Scheerenschleifersjungen.

Erzählung von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Endlich kamen wir an. Schon von ferne sah ich die stattlichen Gebäude des Hüttenwerkes. Da ging mir eine neue Welt auf! Herr Rottberg zeigte mir Alles, erklärte, belehrte unermüdet. Dann fragte er: Wie sieht dir's nun an?

Ich will Hüttenmann werden, wenn Sie mich behalten wollen! rief ich aus.

Hast du auch verstanden, was dir hier Alles zuruft? fragte er. „Schmiede das Eisen, so lange es warm ist," sagte er. Dies Wort, fuhr er fort, hat für dich eine tiefe Bedeutung. Du bist jung und hast hier Gelegenheit, Etwas zu lernen; aber lernen mußt du und von unten anfangen. Willst du das, so ist's gut!

Ich versprach es freudig, und trat nun gleich in die Lehre bei einem alten Arbeiter, dem mich Herr Rottberg übergab. Jede Arbeit suchte ich gründlich zu erlernen. Der geringsten unterzog ich mich mit Freuden. Als ich bei'm Erzsondern das taube Gestein unterscheiden konnte, kam ich an den Hochofen. Ich lernte den Bau, die Einrichtung der Oefen genau kennen, die Füllung, in Summa Alles, was dazu gehört. Später lernte ich gießen, dann formen.

Brav! sagte Herr Rottberg, wenn er sah, daß ich mir alle Vortheile und Fertigkeiten aneignete. Diese Arbeiten, bei denen mir die Leute mit Liebe förderlich waren, machten mir täglich mehr Freude, zumal ich sah, daß Herr Rottberg es so gerne sah. Ich versuchte es nun, zur Verzierung der Oefen neue Formen zu zeichnen. Ich formte sie ab, und goß darnach. Als ich sie Herrn Rottberg zeigte, sagte er: Sehr gut: Ich merke, du willst bei mir bleiben? Wenn du so fortfährst, werde ich dich bald recht gut brauchen können.

Ein Jahr floß in steter, nützlicher Beschäftigung, in Zunehmen an Kenntnissen und Fertigkeiten hin. Herr Rottberg sorgte reichlich für alle meine Bedürfnisse. Er gab mir Bücher zur Belehrung. Ich bewohnte eine schöne Stube in seinem Hause, und mußte häufig um ihn seyn. Er zog mich überall herzu, wo mit den Factoren berathen wurde — Alles, um meine Kenntnisse zu vermehren. Ein Vater hätte nicht mehr für seinen eigenen Sohn sorgen können! Er war nicht verheirathet, und stand auch so ziemlich, wie ich, allein in der Welt.

Im folgenden Frühling sagte er: Lieber Paul

Digitized by Google

man kann nicht sagen, daß man ein Geschäft verstehe, wenn man nicht weiß, wie es andere Leute betreiben. Es gibt Verbesserungen, die man kennen lernen muß. Ich halte viel aufs Wandern im Handwerk, wie im Geschäfte. Wer nicht hinauskommt, sagt das Sprüchwort, der kommt nicht heim. Darum sollst du reisen, und andere Hüttenwerke an- und einsehen. —

Der Gedanke durchzuckte mich wie ein Blitzstrahl. Ich schrieb's dem edlen Landrichter, dem ich überhaupt von Allem, was mich betraf, Kenntniß gab, und er bestärkte mich in dem Vorsatze, den ich gefaßt. Als ich das Herrn Rottberg sagte, rief er: Wohlan, Du sollst reisen! Mache dich fertig! Aber als gemeiner Arbeiter darfst du nicht reisen. Ich werde für Alles, was nöthig ist, sorgen. Zuerst gehst du nach Holland, dann nach Frankreich und, wenn du englisch gelernt hast, nach England. Ich hoffe, du bleibst brav, und bringst einen reichen Schatz an Erkenntniß mit heim. Daß du fleißig schreibst, versteht sich; ich erwarte es.

Nun gab er mir väterliche Lehren und Ermahnungen, und nach drei Wochen zog ich mit gerührtem Herzen, aber auch mit freudigen Hoffnungen ausgerüstet, wie ein Herr, in die Welt.

Habe Gott vor Augen und im Herzen, sagte der edle Mann, wie einst mein gutes Mütterchen, und bleibe seinen heiligen Geboten treu, so wird Er dich leiten, schützen und behüten. Darin liegt ein Schild gegen alles Schlechte, ein Schild gegen alle Versuchungen, die dir begegnen werden. Komm' gut und rein wieder, und ich will dich mit segnender Liebe empfangen, wie ich dich jetzt entlasse! Er küßte mich und wandte sich dann bewegt ab. Ich ließ meinem Gefühle vollen Lauf. Mit heißen Thränen dankte ich ihm und mit seinem Segen schied ich.

Ich muß hier innehalten, um von etwas zu reden, was mich seit langer Zeit beschäftigte. Herr Rottberg wußte darum und billigte es sehr. Der Gedanke an meinen Vater ließ mir keine Ruhe mehr. Wenn ich mir ihn dachte, vielleicht im tiefsten Jammer, und an das entsetzliche Wort mich erinnerte: Ich kann nicht beten! so zerriß es mein Herz.

Nach Westphalen zog es mich, ihn aufzusuchen und seine alte Tage zu erleichtern, und — in der Seele lag der höhere Gedanke, ihn auf bessere Wege zu führen! Mein Herz bebte vor Freude, wenn ich mir vorstellte, das könne mir gelingen!

Ach, ich vergaß in dieser schönen Hoffnung die Reihe von Jahren, die seitdem dahingegangen waren!

Meine Reise ging nach Unna. Dort war es ja, wo ich ihn verlor, wo ich mein Mütterchen gefunden hatte. Dort war ihr Grab! — Als ich ankam und das Thor sah, wo jener entsetzliche Auftritt sich ereignet hatte, da wollte es mir die Brust schier zersprengen. Ich stieg aus dem Wagen und ging, um mich ganz in jene Zeit zu versetzen. Ich durchschritt die Gassen und Gäßchen, die ich mit meinem Mütterchen an jenem Abende durchwandert hatte; ich kam an die Gasse wo wir gewohnt, aber alles war verändert! Von Gerstenmaiers Hause keine Spur mehr. Ein neues, stattliches Gebäude stand da! Ich suchte nach den alten, lieben Gesichtern — Alles war fremd. Kaum erinnerten sich die Leute an die Namen. Ruppels Familie war in der Welt zerstreut. Auch sein Häuschen war verschwunden. Mit blutendem Herzen ging ich auf den Gottesacker. Ich kannte ja die Stelle ihres Grabes so gut. Der Hügel war tief eingesunken, — aber eine dankbare Seele hat dort innig gebetet, und wenn die Seligen herabschauen können in diese Welt, o dann hat sie sich meiner unauslöschlichen Liebe gefreut!

Auf dem Stadtgerichte forschte ich nach meinem Vater. Auch das war umsonst. Gefällig forschten die Beamten in den Akten; allein da der Prozeß abgegeben worden war, so blieb auch dieß ohne Erfolg. Ich verfolgte aber die Spur, so weit ich konnte. Das Einzige, was ich gewann, war die Nachricht, er sey vor einer Reihe von Jahren gestorben im Arbeitshause. Mit traurigem Herzen wandte ich mich meinen fernen Reisezielen zu. Ich will meine Reisen nicht beschreiben. Nur das will ich sagen, daß ich Holland und Belgien durchreiste, mich so weit mit der französischen Sprache vertraut machte, daß ich Nutzen von einer Reise durch Frankreich ziehen konnte; allein als ich eben in Paris angekommen war ereilte mich ein Brief. Herr Rottberg schrieb mir: Wichtige Geschäfte ließen ihn meine Rückkehr wünschen. Nahe am Rhein sey ein Hüttenwerk käuflich. Er sey leidend, und wünsche in einer milden Gegend sein Leben zu beschließen. Er wolle das Werk kaufen, und dazu bedürfe er meiner Hülfe, da er an das Bett gebunden sey.

Diese Nachricht ließ mich nicht länger zaudern. Ich beschleunigte meine Rückkehr. Je näher ich kam, desto ängstlicher ward mir zu Muthe. Wie werde ich den edlen Mann finden? sagte ich mir tausendmal. Endlich langte ich an. Das Gicht war wieder gekehrt. Er lag zu Bett, jedoch heitern Gemüthes.

Gottlob, daß du wieder da bist! rief er und breitete mir seine Arme entgegen. Es war ein Wiedersehen, wie wenn der Sohn nach langer Trennung aus der Ferne an das Herz des Vaters zurückkehrt. — Tagelang mußte ich an seinem Bette sitzen und er-

Digitized by Google

zählen. Er wurde gar nicht müde, mir zuzuhören und zu fragen. Endlich sagte er: Es ist nun Zeit, daß ich mit dir von dem Geschäft rede. Er setzte mir alles genau auseinander; gab mir die nöthigen Anweisungen und Aufträge, und ich begab mich dann auf die Reise.

Die Lage des Hüttenwerkes war überaus schön. Das nahm mich schon sehr ein. Als ich in das stattliche Wohnhaus eintrat, empfing mich ein alter Herr. Es war der Verwalter. Der Anblick dieses Mannes ergriff mich mächtig. Täuschte mich nicht Alles, so war das der Mann, der bei dem Umfallen des Wagens in jenem Walde den Arm brach; jener Mann, der so mitleidig war — der Vater jenes Mädchens, das ich — in Frankfurt wieder gesehen, aber nicht vergessen hatte. Er war sehr freundlich, und geleitete mich in das Gemach. Dort aber sollte meiner noch eine größere Ueberraschung harren. Mein erster Blick fiel auf die Wand, denn da hing ihr Bild, wie es vor meiner Seele stand, und daneben — das des edlen Landrichters und seiner lieben Frau.

Der Eindruck, den diese Beiden auf mich machten, konnte dem Greise nicht verborgen bleiben. Er sah mich fragend an.

Wundern Sie sich nicht, sagte ich, daß ich so betroffen vor diesen Bildern stehe. Zwei rufen mir theure Freunde zurück ins Andenken, den edlen Landrichter und seine gute Frau.

Der Greis lächelte. Ei, sagte er, das kann mich nur freuen, Herr Werner und ich heiße Sie dann doppelt herzlich willkommen. Es sind meine Kinder!

Mit diesem Worte war mir das Räthsel gelöst, warum die Landrichterin mich so oft an das theure Mädchen erinnerte. Sie war ihre Schwester, und sie hieß Auguste; denn von ihr hatte oft die Landrichterin mit großer Liebe geredet; allein das hatte mich nicht eben angesprochen, weil ich jene Auguste nicht kannte, nicht ahnen konnte, daß sie Eins mit dem Wesen sey, das wachend und im Traume vor meiner Seele stand. War sie hier? Diese Frage machte mir das Herz pochen.

Der Greis wollte wissen, wie ich den Landrichter kennen gelernt; allein ich ging darüber weg, weil ich das einer andern Zeit aufsparen wollte. Herrn Rottberg's Auftrag lag mir auf der Seele. Ich bekämpfte die Gefühle, die sich in mir regten, und bat ihn, mir das Hüttenwerk zu zeigen, das einzusehen meine Aufgabe sey.

Mit einem Seufzer sagte er: Der Tod meines Prinzipals hat hier Alles verändert, auch meine Stellung. Ich werde nun das theure Fleckchen Erde, wo ich seit einem halben Jahrhundert wirke, verlassen müssen. Warum auch nicht? setzte er hinzu. In vierzehn Tagen sind die fünfzig Jahre abgelaufen, da ich hier gewirkt. Gott erhalte Sie noch lange Ihren Kindern, sagte ich. Daß Sie aber, auch wenn Herr Rottberg das Werk kauft, die Stelle verlassen müssen, ist mehr als zweifelhaft. Er wird sich freuen, sich Ihrer reichen Erfahrung bedienen zu können.

Er lächelte zweifelnd und wir gingen. Das Hüttenwerk war in prächtigem Betriebe und Stande. Die Wasserkraft unversiegbar. Die Karten wiesen die Erzgruben ganz in der Nähe nach, und das Gestein war reich. Der erste Ueberblick bewies, daß der Preis, den die Erben des vorigen Besitzers gestellt, ein sehr mäßiger sey. Ich mußte den Tag bleiben, um am andern Morgen das Erzrevier in allen seinen Gruben zu besichtigen. Jeden Aufschluß ertheilte mir der Greis mit seiner genauen Sach- und Ortskenntniß.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Aus Throndjem in Norwegen wird berichtet, daß man bei Spydbergen die Ueberbleibsel des dort gestrandeten Schiffers Jochum Bachem aus Hammerfest und neun mit ihm „geretteter" Personen, der Besatzung seines Schiffes, gefunden habe. Sie hatten sich eine Höhle in der Erde zum Schutze gegen Wind und Wetter gegraben; nach und nach sind die neun Mann dem Hungertode anheimgefallen. Der Schiffer hatte sich, um diesem zu entgehen, erhängt. Aus zwei Briefen, die man bei ihm fand, und die er mit vieler Mühe durch Hülfe einiger vom Schiffbruche ihm gebliebenen Schreibmaterialien an seine Frau gerichtet hatte, erhellt der verzweifelte Zustand, in dem diese Menschen sich nach ihrer Rettung aus der Wuth der Wellen befunden haben. Ein Stück russischer Seife, die neben der Leiche des Schiffers lag und deutliche Spuren von Menschenzähnen trug, bewies zur Genüge die schreckliche Lage, aus welcher er zuletzt vorgezogen hatte, sich durch einen freiwilligen raschen Tod zu retten.

Die Frau. Schon wieder betrunken, wer kann's ertragen?
Nimmt denn die Vernunft bei Dir niemals Platz?
Der Mann. Das thu' ich aus Liebe, will ich Dir sagen.
Weil ich Dich dann doppelt sehe, mein Schatz.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 16. Kaiserslautern, Samstag 23. Februar **1850.**

Die Kupferkreuzer-Verschwörung.

Die Erklärung des Kaiserslauterer Handels- und Gewerbstandes hat eine Bewegung unter den Kupferkreuzern hervorgebracht, die einer Revolution aufs Haar ähnlich sieht. Die Kerle sind nicht nur fuchsroth, sondern zum Theil auch fuchsteufelswild geworden, während die andern hell auf oder doch ins Fäustchen lachen. „Jung ist Herr!“ rufen die badischen und nassauischen Neulinge, während die alten Grünspan ansetzen möchten vor Zorn. Diese wollen Klage führen über ihre Erniedrigung und hoffen, unter dem Kriegszustande würden die Herren Karcher, Jakob, Thomas und alle ihre Mitverschworenen wenigstens standrechtlich erschossen werden. Daß sie so etwas im Sinne haben, kann ich bestimmt bezeugen, denn ich habe zufällig einer ihrer Zusammenkünfte beigewohnt. Man höre!

Am 15. Februar, als dem Namenstage der neuen kohlschwarzen kaiserlichen Majestät Soulouque Faustin I. zu Hayti, saßen wir ziemlich lange im Plauderstübchen, und ich ging etwas tiefsinnig von dannen. Diese Stille lag über der Stadt, denn Mondschein stand nicht im Kalender und das regnerische Wetter sammt dem Straßenkoth luden nicht zu Promenaden ein. Auf einem unserer Plätze, den ich jetzt nicht nennen will, um nicht einmal den Schein einer Denunciation auf mich zu laden, schallte mir ein seltsames Klingen und Flüstern entgegen. Behutsam schlich ich näher, und von einer schattigen Stelle aus sah ich unter einer Laterne, die so hell brannte, wie Straßenlaternen zu brennen pflegen, eine ganze Schaar von alten Kupferkreuzern, die sich auf die wunderlichste Weise benahmen. Sie sahen aus wie alte Leute in abgetragenen Herzfräcken und fadenscheinigen Hosen, kurz ihre ganze Erscheinung erinnerte an den Zahn der Zeit. Was mich aber mehr in Staunen, ja fast in Schrecken setzte, war ihr wildes Durcheinanderplaudern, ihr Schimpfen über den Schimpf, den man ihnen angethan, ihr Harceliren und Lamentiren. Da schlugen zwei die verschliffenen Wappenschilder, dort zwei andere gar die glänzenden Glatzköpfe zusammen und riefen Zeter und Rache, daß es mir ordentlich schwül wurde, wie am 2. Mai vorigen Jahres auf dem Stiftsplatze. Rasch trat ich vor und sagte: „Etwas gelinder, ihr Herren! ihr wißt, daß wir Garnison haben und daß schon euer tapage nocturne den Kriegszustand erschweren könnte, gar nicht zu reden von einer nächtlichen Zusammenrottung und Verschwörung.“

Wie der Blitz waren die abgeriebenen Kupferkreuzer selig auseinandergefahren, sammelten sich aber schnell wieder um mich, als einer aus meiner Westentasche hüpfte und rief: „Bleibet nur da, es ist ja niemand als der Kunz, den ich durch electro-magnetisch-galvanischen Zug gerade hierhergeführt habe, wo sein Weg eigentlich gar nicht hingeht. Er mag uns rathen, vielleicht eine Bittschrift an die Kammer machen oder auf sonstige Weise unsere Sache führen.“

Da ich mich ziemlich willig zeigte, sie anzuhören, so gab es nun ein merkwürdiges Gedräng und Gelärm um mich. Der klagte über unbefugte Mediatisirung, der andere konnte es nicht verwinden, daß er so lange gedient und nun auf halben Sold gesetzt werden solle. Am meisten zeterte einer von den bekannten ganz kleinen nassauischen Pommerchen oder Möpschen. „Bin ich doch auch ein Nassauer und jedes Kind kennt mich als solchen, auch war ich immer so beliebt, warum mich im Alter so herunterstehen gegen die neuen Emporkömmlinge? Bin ich heute mit einem Juden flugs nach Neustadt auf der Eisenbahn gefahren, weil ich dachte, da draußen würden sie gescheidter seyn und das Alter besser ehren, als im Westrich, aber der Guckguck hat die Nachricht schon hinausgetragen bis an den Rhein, überall weist man uns zurück. Ist das nicht schrecklich, bei lebendigem Leibe schon halbirt und am Ende noch gar geviertheilt zu werden?“

„Ja, ja, die Ungerechtigkeit ist schreiend,“ rief ein alter Badenser zugleich mit einem andern Nassauer, der nicht uralt aber doch nicht neuerer Prägung war: „Wollt' ihr denn ewig leben, ihr Racker?“ rief ich

Digitized by Google

mit Napoleon aus. „Laßt euch in eure Heimath schieben und bleibet dort, nachdem ihr genug in der Welt herumvagabundirt habt und hübsch abgeschliffen seyd; wir wollen euch nun einmal nicht mehr, und sind's müde, euch zehnmal in der Hand herumzudrehen, um zu sehen, ob noch eine Spur von euerm Lorbeerkranz oder Wappenschild vorhanden ist."

Ueberdem kamen zwei Arm in Arm auf mich zu. Der eine war ein alter breiter pfalzbayerischer, der andere ein klotzdicker plumper österreichischer Kreuzer. „Wenn ihr denn doch Reaction machet," sagte der Oesterreicher, so denke ich, ihr werdet euern Vortheil wahrnehmen und uns wieder zu Ehren bringen, schon in Anbetracht des neuesten herzlichen Einverständnisses, besonders aber wegen unseres bedeutend schwereren Gewichts, das solch einen Badenser oder Nassauer in alle Lüfte schnellt."

„Heb' dich von dannen, du reaktionärer österreichischer Pappsack!" rief ich ihm zu: „und du, Kurfürstler, gehe mit ihm heim! Das fehlte noch zur Reaction, daß man euch reaktivirte, die ihr bei uns schon lange nichts mehr geltet."

Der alte dicke Oesterreicher zog brummend ab, der Kurbayer hängte sich ihm in den Arm. Nun kam aber noch ein ganz schmucker, netter, blutjunger Kreuzer, den ich im ersten Augenblicke für einen Badenser oder Nassauer hielt, weil er ganz genau von derselben Größe war. „Wie kommt Saul unter die Propheten?" fragte ich ihn. „Gib Acht, die alten mediatisirten Neidhämmel feilen dich, bist du so glatt und verrufen bist, wie sie." Der Junge seufzte und sprach: „Seht mich genauer an, Herr Kunz!" Das that ich und gewahrte zu meinem Schrecken, daß er auch ein spitziges Herzschild als Wappen trug, aber keinen Löwen darin, sondern nur vier Felder: zwei glatt, zwei rauh übers Kreuz. Darum aber stand Fürst. Hohenz. Sigm. „So," sagt' ich: „du bist ein Bruder Sigmaringer, aus dem Lande, das der Fürst an seinen Vetter, den König von Preußen, verhandelt hat? Das ist etwas anders! Höre, du Herrenloser, du kannst vielleicht im Verkehr bei uns mit durchschlüpfen, weil dich die Leute für einen Nassauer ansehen, aber du und deinesgleichen ihr solltet zuerst aus dem Lande gejagt werden, weil ihr keine Heimat mehr habt und man euch vorkommenden Falls nicht dahin zurückschicken kann, wo ihr her seyd."

„Bei dem Kunz ist auch kein Trost," schrie der Haufe durcheinander: „es gibt kein Recht und keine Gerechtigkeit mehr. Wie rächen wir uns nur?"

„O ich wollte ja gern sterben," rief einer mit noch etwas wenigem Lorbeer: „wenn mich nur jemand zusammenschlüge, in eine Büchse lüde und dem ins Herz hineinschösse, der den ersten Gedanken zu unserer Mediatisirung faßte."

„Jetzt ist's aber Zeit, ihr verrutschten und verrosteten Aufrührer; wenn ihr nicht gehet, rufe ich die Schildwache, und ihr sollet dann nicht einmal mehr als Halbe ans Tageslicht kommen. Die Casematten—"

Das wirkte, und kling und klang fuhren sie auf und davon. Ich ging heim und hatte noch im Traume mit den Rothfuchsigen zu thun. Morgens dachte ich etwas weiter nach und kam eben wieder auf die alten Sprünge, daß es gar schön wäre, wenn Deutschland nur einmal einerlei Münze hätte und das Reich darauf sähe, daß nicht mehr Scheidemünze in Umlauf käme, als zur Ausgleichung nothwendig ist, daß aber diese Münze allenthalben gelte.

So wie es jetzt steht, schlägt ein Stäätlein eine Unsumme solcher kleinen Münzen, wie wir das seiner Zeit in dem ehrlichen Coburg gesehen. Ein Land, in dem man nun alle diese Münzen nimmt, wird bald davon überschwemmt, und wenn es sie nicht auf leichte Weise wieder in ihr Vaterland zurückschieben kann, was bei kleinen Ländchen ganz unmöglich wird, so behält es den Wust und muß den Verlust tragen, wenn diese Scheidemünzen abgerieben und entwerthet werden. Man hat darum ganz recht, wenn man Scheidemünze nur von den nächst angränzenden Staaten des unmittelbaren Verkehrs wegen annimmt und selbst diese nicht in übergroßer Menge aufkommen läßt.

Das Ende vom Liede bleibt aber immer: Schaffet, daß Deutschland einig werde, vor Allem auch in Maaß, Gewicht und Geld!

Nachschrift des Boten.

Wenn man hin und wieder äußern hört, das Verfahren des Kaiserslauterer Gewerbe- und Handelsstandes hinsichtlich der alten Kupferkreuzer bringe großen Verlust und dieser treffe vorzugsweise den Armen und weniger Bemittelten, so muß dem entschieden widersprochen werden. Einiger Verlust wird sich ergeben, aber er wird mehr die Kaufleute und besser gestellten Handwerker, als den armen Mann treffen. Der Vorrath des Letztern selbst an Kupferkreuzern, ist gewöhnlich sehr unbedeutend; und mit dem Verlust, den der Tagarbeiter etwa an seinem bis zum 12. Februar erhobenen Lohne gemacht hat, ist die Sache für immer abgethan. Denn so kleinlich geizig und schlecht werden wohl reichere Leute nicht seyn, daß sie ihre Arbeiter nöthigen wollten, von den vorräthigen alten Kupferkreuzern noch etwelche für voll anzunehmen. Zudem hat der Arme mit dem Reichen den Vortheil,

Digitized by Google

daß ihm kein schlechter Kreuzer mehr für gut aufgehängt werden kann, was bis jetzt so leicht der Fall war. Denn die neueren badischen und hessischen Kreuzer kennt jeder leicht. Was aber den Verlust im Allgemeinen sehr verringert, ist der Umstand, daß die noch einigermaaßen kenntlichen badischen und nassauischen Kreuzer älterer Prägung sicherlich in kürzester Zeit zusammengekauft und in ihre Heimat zurückgebracht seyn werden.

Die Geschichte des armen Scheerenschleifersjungen.

Erzählung von W. O. v. Horn.

(Schluß.)

Gegen Mittag kehrten wir in das Haus zurück. Mein Herz pochte. War sie da? — Sollte ich sie sehen? Diese Fragen bewegten mein Herz. Ich sann, was ich in diesem Falle thun solle, und kam zu dem Entschlusse, mich so fremd als möglich zu stellen; aber das waren Alles Luftschlösser! Als ich in das Gemach trat, wo ihr Bild hing; stand sie selber vor mir und erröthete, wie ich. Ihr Vater sah uns beide erstaunt an. Ich trat vor sie und reichte ihr die Hand mit den Worten: Das Halstuch hab' ich als Heiligthum bewahrt! Ich strich die Haare von der Stirne und sagte: Erinnern Sie sich noch des Bettelbuben, den Sie einst auf Ihre Kutsche nahmen, und der damals, als Sie das Umfallen derselben am Arme verletzte, eine Schmarre auf der Stirne davon trug?

Der Greis sah mich mit Erstaunen an, Auguste in großer Verwirrung.

Ist's möglich, rief er endlich aus, Sie wären jener Knabe?

Ich bin's, sagte ich, und noch mehr, ich bin jener arme Paul, an dem Ihre Tochter und Ihr Schwiegersohn in Hessen mehr als Vater und Mutter thaten!

Sie erstaunten noch mehr, denn sie hatten von diesem Paul genug von Landrichters gehört, um ihn zu kennen.

Sie haben uns viel zu erzählen, Herr Werner, sagte der Greis — denn es liegt gar viel Unerklärtes für uns zwischen dem Damals und dem Jetzt.

Ich vergaß, nach Tisch die Gruben zu besichtigen; denn ich mußte ja erzählen, und that's so gerne. Da hörte denn auch Auguste, daß ich sie in Frankfurt erkannt, und sie gestand mit Erröthen, auch sie habe mich gleich wieder erkannt.

Wie wunderbar sind Gottes Führungen, sprach der Greis, als ich geendet hatte, und wie wahr das heilige Wort: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen. Ihre Führungen predigen das laut.

Mehr als einmal standen in Augusten's Augen Thränen.

Ich blieb noch drei Tage, dann schied ich, und nahm die Hoffnung mit, daß sie mir wohl wolle.

Als ich zu Herrn Rottberg zurückkam, und über Alles genügenden Bericht erstattet, sagte er: Paul, du bist ein ganz anderer Mensch geworden. Sag' an, was ist mit dir vorgegangen? Da mußte ich denn beichten. Aha, rief er aus, ich merke schon, der neue Herr Verwalter will gleich für einen feinen Hausstand sorgen! Nun, wenn's so ist, wie du sagst, hab' ich nichts einzuwenden, und der alte, brave Mann braucht ja dann auch nicht zu wandern.

Wie diese Worte mich beglückten, kann ich kaum sagen.

Ich hatte Herrn Rottberg auch mitgetheilt, daß der alte Verwalter in vierzehn Tagen sein Jubiläum feiern würde. Ich denke, sagte er, bis dahin ist der Kauf richtig, und du gehst mir einstweilen voraus und sorgst, daß der Ehrentag des Biedermannes würdig begangen werde.

Er betrieb nun den Kauf, und in kurzer Frist wurde die Urkunde desselben vollzogen.

Nun geh' hin, wohlbestallter Verwalter, sagte lächelnd Herr Rottberg, und sorge, daß dein Haus gehörig bestellt werde, für deine Ausstattung werde ich sorgen.

Tief gerührt von so viel Liebe, fiel ich dem theuern Manne um den Hals. Mein Dank fand keine Worte, aber meine Thränen redeten ja auch eine Sprache, und die verstand er wohl.

Als meine Vollmacht ausgefertigt war, eilte ich, das Hüttenwerk zu erreichen. Zwei Tage vor dem Ehrentage kam ich an. Mit unverstellter Freude empfing mich der Greis, mit einer Freude Auguste, die aus ihren Augen leuchtete. Das Geschäft der Uebernahme war bald beendet. Allein trat ich zu den Arbeitern. Herzlich sprach ich zu ihnen, und hielt mir als ersten Beweis ihrer Liebe aus, daß sie den Ehrentag ihres bisherigen Verwalters würdig begingen. Es wurde nun Alles verabredet. Ich hatte Vieles zu beschicken und zu ordnen; Auguste, die Landrichters erwartete, auch. So sahen wir uns nur beim Essen, aber es reichte hin, um mir immer fester die Gewißheit zu geben, daß sie mir gut sey.

So kam der Vorabend. Die Arbeiter vereinigten die ganze Knappschaft. In der Nacht bauten sie eine Ehrenpforte vor das Haus von grünen Zweigen. Ich gab Geld zu Pulver und Musik. Es sollte auch ein Ehren- und Freudentag für sie seyn. Für Wein und Bier war reichlich gesorgt.

Mit dem Grauen des Tages standen alle Knappen im festlichen Anzug vor dem Hause, und mit Musikbegleitung stimmten sie das herrliche Lied an:

Allein Gott in der Höh' sey Ehr'
Und Dank sey seiner Gnade, u. s. w.

Wunderbar ergreifend war der Gesang, der mich aufweckte, denn ich war so ermüdet von allen meinen Sorgen und Besorgungen, daß ich frühe zu Bett gegangen war. Daher hatte ich nichts vernommen von der Bewegung, welche die Ankunft zweier Reisewagen hervorgebracht. Dem Gesange folgte eine wahre Böllerkanonade, die bis an den hellen Morgen währte. Ich raffte mich auf, kleidete mich an, und eilte zu der Knappschaft. Mein Lob über den schönen Gesang stimmte sie noch fröhlicher. Daß Alles im Hause auf den Beinen sey, sagte uns um sechs Uhr ein Spion, den wir ausgesandt.

Digitized by Google

Nun zog ich mit der Knappschaft vor das Haus. Abermals sangen sie ein Choral: „Lob, Ehr' und Preis dem höchsten Gut' u. s. w. Diesem Liede folgte ein dreimaliges Hoch, und ich trat nun, umgeben von den Schichtmeistern und den ältesten Gießern in das Haus, um meinen Glückwunsch darzubringen.

Als ich die Thüre öffne — wer beschreibt meine Ueberraschung! Da saß der Landrichter, seine Frau und — Herr Rottberg. Alle Drei sprangen auf und umarmten mich. Was ich sagen wollte, war rein vergessen. Glücklicher Weise rettete mich der Aelteste der Schichtmeister, der in einfach herzlichen Worten seinen Glückwunsch darbrachte.

Ich aber faßte des edlen Rottberg Hand, um ihn der Knappschaft vorzustellen als ihren Gebieter. Alle folgten; aber ich kam nicht zum Worte. Als ich sagte: Liebe Knappen, hier ist Euer Gebieter, der Besitzer des Werkes, Herr Rottberg, rief er aus: Glaubt es nicht, liebe Leute! glaubt's nicht. Er will Euch wohl was weiß machen. Hört mich an: Dieser junge Mann hier, den Ihr als den Verwalter ansahet, ist mein Sohn! Hier ist die Urkunde, wodurch ich ihn an Kindesstatt annahm. Er heißt nun Rottberg, wie ich. Wie ist's, rief er freudig, sich an meinem Erbleichen weidend, aus, ist dir's recht, mein guter Paul?

Ich konnte nicht reden. — Ich flog in seine Arme und barg mein Angesicht an seiner Brust!

Aber er machte sich gewaltsam von mir los. Ich bin noch nicht fertig sagte er. Ich hab' ihn Lügen gestraft, fuhr er fort, als er mich als Besitzer des Hüttenwerks nannte, Herr Landrichter, sagte er zu diesem, — lesen Sie diese Urkunde! Der Landrichter las mit bewegter Stimme den Schenkungsact des Hüttenwerks an mich, den Adoptivsohn Rottberg's, Paul Rottberg.

Nun laßt uns dem neuen Hüttenherrn ein Hoch bringen! rief Rottberg aus — und es wirbelte ein endloses Jauchzen durch die Lüfte. Da drängten sie sich alle heran die Glückwünschenden, alle gerührt von dem, deß Zeugen sie waren. Ich war wie betäubt. Das Alles war zu unerwartet gekommen, zu überwältigend.

Rottberg faßte mich am Arme. Komm, mein Sohn, sagte er, du mußt dich sammeln!

Und drinnen in der Stube lag ich an seinem Herzen, und es war so stille in der Stube. Man hört nur Schluchzen, und doch war's ja Freude, nur Freude!

Endlich sagte Rottberg, nun haben sich Alle so sehr gefreut, nur Sie, theure Auguste, scheinen keinen Antheil zu nehmen? Er war zu ihr getreten.

Sie scherzen grausam, sagte sie, und trocknete ihr Auge. Ach, sagte er, der heute ganz ausgelassen war, dem Vater Paul's müssen Sie schon etwas vergeben. Denken Sie, da hat einmal ein liebliches Mädchen an Paul's Stirne ein Halstuch geschlungen, und dies Halstuch hat er als ein Heiligthum bewahrt. Ich glaube, es ist ihm lieber, als das Hüttenwerk. Dann hat er das liebliche Mädchen als Jungfrau in Frankfurt wieder gesehen, und seitdem nicht wieder das Bild loswerden können. Nun ist er vor etwa vierzehn Tagen von hier zu uns gekommen voll Herrlichkeit, und hat mir gebeichtet, er habe das theure Mädchen wiedergesehen, und irre ich nicht, so sind Sie es! Da er nun eine liebe Frau ehrlich erwähren kann, ein kreuzbraver Junge ist, was Ihnen der Landrichter da und seine liebe Frau bestätigen können, und er sie von Herzensgrunde liebt, so möchte ich für ihn, kurz und gut, als Freiwerber auftreten. Wollten Sie ihn wohl glücklich machen? Ich meine, ich habe beobachtet, daß Sie ihm nicht abgeneigt wären!

Das Mädchen brach fast zusammen. Sie war bleich, wie der Tod, und hielt sich an die Landrichterin.

Ach, du lieber Gott, rief Rottberg, in komischem Erschrecken, da hab ich einen dummen Streich gemacht! So geht's wenn man sich in Dinge mischt, die man nicht versteht! Kommen Sie, lieben Freunde, wir wollen uns aus dem Staube machen! Er ergriff des Verwalters und des Landrichters Hände und zog sie mit sich hinaus. —

Gott weiß, woher mir der Muth kam! Aber ich trat zu Augusten und sagte ihr, wie I eb ich sie habe, und — die Landrichterin sagte: Ich weiß, daß sie dir gut ist, legte unsere Hände in einander und sagte: Gott segne Euch! — Auch sie eilte hinweg. Ich zog Augusten an meine Brust, und als ich sie nun fragte Ob sie vor Gott mein liebes Weib werden wolle, da sagte sie leise: Ja!

Es war ein Tag des Jubels und des Glückes für Alle. Rottberg war selig. Nun bleibe ich hier sagte er zu Augustens Vater, und wir zwei Alte wollen uns freuen im Glücke unserer Kinder, bis der Herr kommt und uns abruft zu höherem Lichte.

Auf des Landrichters ausdrücklichem Wunsch wurde unsre Hochzeit in seinem Wohnorte, in seinem Hause gefeiert. Er hatte die Hofleute und das Kindermädchen, das in Kriebberg glücklich verheurathet war, zum frohen Feste geladen, und meinen alten Meister, der seit einigen Jahren Wittwer war. Im Kreise dieser theuren Menschen feierten wir unser Hochzeitsfest, und am andern Tage besuchten wir die guten Hofleute. Dort führte ich meine liebe Auguste an den Apfelbaum, der neben dem Thore steht, und sagte: Sieh, liebe Auguste, hierhin habe ich einst mit blutendem Herzen meinen Wiedu begraben!

Rottberg schwieg und drückte seiner lieben Frau bewegt die Hand. Feldner sagte: Wie wunderbar sind Gottes Wege! Er hat Sie an treuer Hand geleitet, und wir stimmen ein in die Worte des Liedes, das Ihre Knappschaft Ihrem Schwiegervater sang:

Der Herr hat Alles wohl bedacht,
Der Herr hat Alles wohl gemacht,
Gebt unserm Gott die Ehre!

Und Alle falteten ihre Hände, und sagten aus Herzensgrunde: Amen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 17. Kaiserslautern, Donnerstag 28. Februar **1850.**

Was Einer fertig bringen kann, wenn er will.

Einmal saßen Abends die Genossen einer ehrsamen Gesellschaft auf dem Lande bei ihrer Lampe traulich bei einander beisammen und hörten aufmerksam dem Gevatter und dem Schmiedjacob zu, die mit einander disputirten. Der Schmiedjacob hatte gesagt, es sey ganz erstaunlich, was ein guter, wackerer Mann durch Wort und Beispiel auf andere Leute wirken könne, ja noch mehr, es könne Einer bei einer ganzen Gemeinde zu Nutz und Frommen beitragen, ohne daß er Pfarrer oder Schulmeister wäre, wenn er's nur am rechten Zipfel anzugreifen wisse, zumal, um schlechte Sitten zu bessern, und auch im Landbau neue bessere Einrichtungen einzuführen, die den Wohlstand förderten.

Macht mir meinen Gaul nicht scheu, rief der Gevatter aus. Plaud're Einer, so viel er will; mach' er's so gut er nur kann — die Leute sind ihres Kopfes, und gehen ihre eignen Wege, und kümmern sich nicht drum. Und vollends im Landbau machen's die Jungen, wie's die Alten seit Anno X machten, und es geht immer im alten Tappen fort. Kehre Jeder vor seiner Thür, und lasse den Schmutz vor andrer Leute Thüren liegen!

Prost die Mahlzeit! rief dagegen der Schmiedjacob, der sonst nicht leicht hitzig wurde. Glaubt nicht, daß ich so etwas obenhin sage! Ich weiß, daß Ihr das Dorf Hollbach kennt. —

Freilich kenn' ich's, fiel ihm der Gevatter in die Rede.

O, dann kennt Ihr auch das Sprüchelchen von Hollbach? —

Welches?

Ei das, sagte der Schmiedjacob: Die Hollbacher gehen alle beteln bis auf den Pastor, den Schulmeister und den Schöffen, und die kommen nicht, weil sie keine Schuhe haben.

Meiner Treu, sagte lachend der Gevatter, das hatt' ich ganz vergessen. Es ist aber auch nicht mehr so in Hollbach.

Und warum? fragte der Schmiedjacob, ich will's Euch sagen.

Vor etwa zwanzig Jahren kamen der „Batzenmann," wie sie den Steuerboten, und der „Blutegel," wie sie den Gerichtsvollzieher hießen, nicht mehr aus dem Dorfe. Sie waren Alle Lumpen und Faullenzer, und um ihr gutes Feld stand's jämmerlich. Man meinte, über Hollbach herrschten unaufhörlich die sieben mageren Jahre Aegyptens, und es wohnten wirklich soviel Bettler darin, als Bürger. Seht 'mal jetzt das Dorf an! Keiner bettelt; die Häuser sind nett, die Straßen sauber; Batzenmann und Blutegel haben den Weg zum Dorfe vergessen; das Feld ist prächtig gebaut; die Weinberge stehen zum Verwundern, und die Metzger kaufen mehr fette und gemästete Ochsen drin, als sonst magere Kühe und Geisen drin waren. Und dazu hat, nächst Gott, ein Mann das Meiste beigetragen. Noch mehr, es herrschen dort jetzt Sitte und Zucht, während früher keine Ehe in Ehren geschlossen wurde.

Wer war denn das? fragten Viele.

Der Nachtwächter sagte, der Schmiedjacob. Ich will's Euch erzählen. Zu Hollbach stand damals rechts, wenn man um die Kirche bog, in der Ecke ein Haus, das machte es, wie alte Leute — es hatte sich so gebückt, daß es alle Tage einzufallen drohte. Der in dem Hause wohnte, war der Schuster Bäcker, ein alter Pampeler, der lieber spazieren ging, als arbeitete. Er hatte ein gar lieb, brav Töchterlein, aber das konnt's nicht packen, und es ging im Hauswesen alle Tage hinter sich. Seine Weinberge lagen fast wüste, seine Aecker waren nicht gedüngt, seine Wiesen trugen kein Heu mehr, weil seit Menschengedenken keine Asche drauf gekommen war, und kein Wasser drauf geleitet wurde. In Summa, wenn's Dukaten geregnet hätte, der Schuster Bäcker wär' zu faul gewesen, sie aufzuraffen.

Er hieß im Dorfe nur der „Schlotterbuchs." Sein Töchterlein, das hübsche Fränzchen, arbeitete wie ein Feind, aber sie konnt's nicht allein packen. Alle

Digitized by Google

Kinder gingen fort, und es war just Mathäus am Letzten.

Einmal im Herbste hatte das liebe Fränzchen die Trauben aus zwanzig Ruthen Weinberg in einer Bütte, und wollte sie schweren Herzens heimtragen. Aber sie war ihr doch zu schwer zum Heben. Ihr Vater war zu faul gewesen, mit ihr lesen zu gehen, sonst hätte er ihr heben können. Nun war weit und breit Niemand, und das hübsche Mädchen mußte sitzen und harren, bis Jemand käme.

Wie sie so dasaß, dachte sie an ihr Elend. Der Weinberg sollte gerodet werden, aber konnte sie es? Oben und unten lag noch Wüstland, das herrliche Trauben hätte tragen können. Alles, was quer ging, stand so vor ihrer Seele. Da fing sie recht herzlich an zu weinen. Ihr kindlich Gefühl verbot ihr, den Vater anzuhalten, und so konnt's doch nicht mehr fortgehen! —

Wie sie so dasitzt, kommt die Straße her ein Handwerksbursch, ein stattlicher, bildhübscher Mensch, kein Strohmer und Landstraßenheld, sondern gut gekleidet, und an dem Felleisen sah man es ihm an, daß er auch ein Schuster war.

Der war da unten am schönen Rheine zu Haus, in Braubach, wo oben die Marxburg steht, und hätte auch für sein Leben gerne eine Traube gegessen, wenn er sie mit Recht und Ehren gehabt hätte. Sieht er das hübsche Mädchen sitzen, und denkt: Die gibt dir gewiß eine! Er sagte: Gelt, du freundlich Mädchen, eine Traube versagst du mir nicht?

Auch nicht zehn und mehr, sagte sie.

Da springt er aufs Ufer, setzt sich neben hin, und läßt sie sich gut schmecken.

Hebt er mir auch die Last auf? fragte sie, als er sich satt gegessen.

Ich trag sie, wenn du willst!

Aber das that sie nicht. So wandern die Zwei mit einander, und ehe sie das Dorf erreichen, weiß er, daß sie eine Meisterstochter ist, und er dachte: Ich wollte, sie wär die Meistersfrau und ich der Meister! Denn das Mädchen gefiel ihm über die Maßen, und, wie es schien, er ihr auch.

Es ging schon stark auf den Abend zu, als sie das Dorf erreichten, und der Bursch war müd'.

Wenn ihm Kartoffeln und Sauermilch nicht zu schlecht sind, sagte sie, so eß Er mit uns.

Das gefiel ihm, und er ging mit.

Meister Bäcker war ein guter Mann. Er sah's gern, daß das das Fränzchen gethan, und fing gleich mit dem Burschen von der Wanderschaft zu reden an, und er erzählte so viel Schönes, daß der Abend herumflog, wie eine Minute.

Dem Jakob Prinz, so hieß er, gefiels gar gut, nämlich das Fränzchen, und darum Alles.

Abends sagt' er: Lieber Meister, ich bin des Wanderns müde, wollet Ihr mich nicht als Gesellen halten? Ich will um die Kost arbeiten.

Das gefiel dem faulen Bäcker gut, und er ging's ein. So blieb der Jakob Prinz da, und mit Tagesanbruch hob er an zu klopfen, und flickte alles nett und sauber auf, was seit Wochen dalag, wie oft auch die Leute darnach gefragt hatten. Nun waren aber noch zwei Weinberge zu lesen, und in der Luft flog Schnee. Habt Ihr nicht einen Legel? sagte Jakob; ich kanns nicht zusehen, daß Eure Tochter alles auf dem Kopfe heimtrage, und ich soll nebenher gehen.

Da lieh das Fränzchen einen Legel, und es ging flugs von der Hand. Abends sagte Prinz: Meister, die Weinberge könnten siebenmal so viel tragen, wenn man sie einlegte, d. h. die alten Stöcke in die Erde, dann werden die Weinberge wieder jung. So macht man's bei uns.

Das wär' eine Heidenarbeit! sagte der Meister.

Ich will sie thun, wenn's trocken hält, rief Prinz. Mir machts Spa'ß..

Den Spaß will ich Ihm lassen, sagte lachend der Meister.

Als nun das Bischen Most verkauft war, und die Arbeit langsam ging, auch das Wetter noch paßlich war, machte sich der Prinz dran. Die Holdbacher wollten sich halb todt lachen.

Nach vierzehn Tagen hatte der junge Mann den ganzen Weinberg neu gemacht. Die alten Rebenschenkel lagen in der Erde, und das junge Holz stand oben heraus, als wäre der Weinberg jung, und alle standen nach der Schnur, reihenweise und so daß Luft und Sonne darauf wirken konnte.

Darauf gewannen sie Vertrauen zu dem Menschen. Die verlaufenen Kunden kehrten zurück, und Meister Bäcker schämte sich bei dem Fleiße des Gesellen des Herumschlotterns. Er begann zu arbeiten, und Fränzchens Herz lachte, ihre Wängelein blühten wie Rosen und ihre Arbeit flog ihr von der Hand weg.

So ging der Winter herum, und zu Ostern sagte der Meister, der sich doch schämte den braven Menschen für die Kost zu halten:

Jacob, hier ist Sein Lohn! Er hat ihn wohlverdient.

Soll ich gehen? fragte er.

Nein, nein! rief Bäcker. Er soll bleiben, so lang' Er will, aber den wohlverdienten Lohn nehmen.

Meister, sagte darauf Jakob Prinz, ich wüßt ein Mittel, daß Ihr den Lohn spartet, und ich bliebe doch.

Wie so? fragte Bäcker.

Digitized by Google

Gebt mir Fränzchen zur Frau. Ich bin braver Leute Kind, die freilich todt sind, und bin kein Bettler.

Einen besseren Schwiegersohn mochte sich Bäcker nicht wünschen; drum sagte er: Mir ist's schon recht, wenn das Fränzchen will. Da fiel ihm der Jacob um den Hals vor Freude, und weil das Fränzchen in der Küche fröhlich sang beim Kochen, lief er hinaus, und sagt's ihr rund und ehrlich auf gut rheinische Weise.

Da hört das Mädchen zu singen auf, und sagt mit tiefem Weh: Jacob, ich bin ein armes Mädchen!

Aber er läßt sie nicht weiter reden, und ehe man sich's versieht, hat sie Ja gesagt mit Freuden.

Die Hollbacher Mädchen beneideten das Fränzchen, aber sie dachte: besser Neider, als Mitleider!

Nach drei Wochen waren sie ein glückliches Paar.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der russische Staatsschatz.

Die Petri-Pauls-Festung ist bekanntlich das Schatzhaus des Czarenreiches, in welchem die Gold- und Silbersäcke stehen, die dem Papiergelde, mit welchem das Land überschwemmt ist, als Sicherheit dienen. Von Zeit zu Zeit melden die Petersburger Zeitungen dem staunenden Volke von den neuen Millionen, welche in die Festung transportirt worden seyen; die letzte Ankündigung der Art erfolgte im Herbste v. J., wo 4½ Millionen Rubel in Silberbarren und Goldmünzen nach Petri Paul gebracht wurden. Damals blieben in der kaiserl. Credit-Expedition noch über 5 Millionen baar zurück; seitdem sind aber an diese Behörde so bedeutende Auszahlungen gemacht worden, daß kürzlich aus dem Gewölbe der Festung — zum zweiten Male seit dem Sommer v. J. — und zwar 5 Millionen wieder entnommen wurden. Dadurch ist der vorhandene Baarschatz auf 102½ Millionen gefallen. Mit diesem scheinbaren Reichthume Rußlands ist es inzwischen nicht weit her. Ein wohlunterrichteter Mann gibt darüber bemerkenswerthe Aufschlüsse. Als im Jahre 1847 Rußland so großmüthig dem Auslande seine edlen Metalle schickte, begann alsbald das Silber aus dem inländischen Verkehr zu schwinden. Im Falle eines Krieges würde die ganze ungeheure Papier-Circulation sich zu den Metallkassen drängen und dann würde sich zeigen, daß Rußland für seine Schulden keine Bürgschaft besitzt. Die sibirischen Bergwerke geben bei gewissenloser Verwaltung einen sehr unbedeutenden Ertrag, und was den Reichsschatz in Peter-Paul anlangt, so glaubt in Rußland Niemand an dessen Existenz. Unser Gewährsmann sagt: Ich habe in Moskau und Petersburg mehrere angesehene und keineswegs regierungsfeindliche Männer in Betreff jener mythischen Millionen gefragt; man gab mir die Antwort: Papier möge wohl da seyn, aber kein Geld. Als ich nun einwandte, daß ja bei den jährlichen Umzügen aus der Münze und umgekehrt Männer des Handelsstandes herbeigezogen worden wären, damit sie sich mit eigenen Augen vom Vorhandenseyn des Geldes überzeugten, entgegnete man mir: „Ja, man hat uns einen oder zwei Säcke geöffnet, was aber in den übrigen war, wissen wir nicht!" Das ist ein Unglück für die Regierung, und so rächt sich der Mangel an Wahrheit und Offenheit im Verwaltungssystem.

Ein tragisches Ereigniß setzte am 14. Februar ganz Magdeburg in Bestürzung. Die zwanzigjährige hübsche Tochter der verwittweten Besitzerin eines der ersten dortigen Hotels hatte ein von Niemandem, auch von den nächsten Verwandten nicht, gekanntes Liebesverhältniß mit einem jungen Artillerie-Unter-Offizier der dortigen Garnison angeknüpft. Es ist keine Aussicht vorhanden, daß Hymens Bande je das Verhältniß krönen. Da geht gestern Nachmittags das junge Mädchen in einen Waffenladen, kauft unter Scherz und Lachen ein Paar Pistolen, und als der Geliebte am Abend wie gewöhnlich in's Haus kommt, schleicht sie sich gegen Mitternacht mit ihm in den Vorsaal zu ihrem Schlafzimmer. Dort fallen kurz nacheinander zwei Schüsse fast gleichzeitig; man stürzt herbei und findet Beide in ihrem Blute schwimmend. Der junge Mann, dem die Kugel das Herz in der Mitte durchbohrt hatte, war auf der Stelle todt geblieben; das Mädchen, gleichfalls tödtlich in die Brust getroffen, lebte noch eine halbe Stunde und starb dann unter unsäglichen Schmerzen. Ob Einer den Andern, ob Jeder sich selber erschossen, kann Niemand sagen. Verwandte und Bekannte der beiden Liebenden sind um so mehr durch das Ereigniß überrascht worden, als Letztere die Zeit unmittelbar vorher in der anscheinend allerheitersten Laune im geselligen Kreise, der sich gewöhnlich Abends in jenem Hotel zu versammeln pflegt, zubrachten.

Die neuesten Nachrichten aus New-York berichten uns ein fürchterliche Explosion eines Dampfkessels von 80 Pferdekraft, welche am 4. Februar Morgens

Digitized by Google

8 Uhr in einer der mittlern Straßen New-Yorks (Pearlstreet) in einer Buchdruckerei (Taylor & Comp.) sich zutrug. In dem Augenblicke der Explosion wurde, wie Augenzeugen versichern, das ganze Gebäude, 6 Stockwerke hoch, von dem Grund weg sechs Fuß in die Höhe gehoben und stürzte dann in einen unermeßlichen Haufen Ruinen zusammen. Die Explosion war so stark, daß Stücke des Gebäudes nach allen Richtungen hin geschleudert wurden. Alle Fenster in der Nachbarschaft zersprangen, und die Frontmauer des Gebäudes wurde mit fürchterlicher Gewalt in die gegenüberstehenden Häuser geworfen. Kaum ein Stein blieb auf dem andern, mit Ausnahme eines Stückes Mauer von 8 bis 10 Fuß Höhe, gleichsam um anzuzeigen, was hier gestanden hatte. Sogleich nach dem Einsturz brachen die Flammen aus dem ungeheueren Schutthaufen hervor, und das Gräßlichste dabei war, daß von ungefähr 120 Personen, welche unter den Ruinen begraben waren, die etwa noch Lebenden verbrennen oder durch das hingeschleuderte Wasser ertrinken mußten. Indessen konnte fast nichts gethan werden, sie zu retten, bevor man des Feuers Herr geworden war. Tausende von Menschen drängten sich um den Ort des Schreckens, darunter die Angehörigen der Verunglückten, welche hier den Vater, dort den Sohn oder Bruder zu beklagen hatten. — Alle Hülfsmannschaften waren auf dem Platze und strengten ihre Kräfte an, zu retten, was noch zu retten war. Um 11 Uhr waren ungefähr 20 hervorgeholt, während das Aechzen und Geschrei der Begrabenen aus den Ruinen hervor die Ohren der Hülfeleistenden erschütterte. Das Schrecklichste war der Anblick der Frauen, welche die Hände rangen und ihr Haar zerrissen, wenn sie in den zerschmetterten Körpern, die aus den Ruinen gezogen wurden, ihren Mann oder sonstige Angehörige erkannten. Eine der Bedauernswürdigsten unter ihnen hatte ihren Vater, ihren Gatten und drei Söhne unter dem Schutthaufen. So viel bis jetzt constatirt werden konnte, betrug die Zahl der Todten über fünfzig, während der größte Theil der Uebrigen gefährlich verwundet ist. — Die Ursache des Unglücksfalles konnte noch nicht genau ermittelt werden. Viele, auch unter den Geretteten, geben an, es sey ein alter Dampfbootkessel, welcher wieder in Stand gesetzt worden war; der Eigenthümer der Offizin und seine Freunde dagegen behaupteten, derselbe sey neu und das Springen sey durch große Kälte während der Nacht und das zu schnelle Heizen am Morgen verursacht worden.

(Ein krummer Fluß.) Ein Correspondent aus Matamoras schildert in einer Indianazeitung den Fluß Rio Grande so: „Man stelle sich vier der krümmsten Dinge in der Welt vor, dann denke man sich vier noch zweimal so krumme, und dann stelle man sich einen großen Fluß vor, der dreimal so krumm ist, als jene zusammengenommen, so hat man eine schwache Idee von dem krummen Laufe dieses schrecklich krummen Flusses. Von Flößen kann da nicht wohl die Rede seyn; es gibt nur wenig Schlangen darin, weil die Krümme sie am Schwimmen hindert, und die Fische befinden sich alle in den Wirbeln der Krümmungen, aus denen sie den Ausweg nicht finden. Oft versuchten Vögel über den Fluß zu fliegen und kommen auf dasselbe Ufer, von welchem sie sich erhoben, weil sie sich durch die verschiedenen Krümmungen täuschen ließen."

In welch' schanderhaftem Zustande das Unterrichts- und Erziehungswesen in London sich befindet, kann man aus folgendem Auftritte abnehmen, der kürzlich vor einem Bezirkspolizeigerichte jener Stadt vorgekommen ist. Es sollte ein vierzehnjähriger Knabe, Namens Georg Ruby als Zeuge vernommen werden. Man gab ihm eine Bibel in die Hand, auf die er schwören sollte. Verblüfft schaute er das Buch an, als ob er zum erstenmale in seinem Leben ein solches Ding in der Hand hätte. Es entspann sich nun zwischen ihm und dem Alderman (Gerichtsbeamten) folgendes Gespräch: „Wißt Ihr, was Ihr im Begriffe seyd zu thun? Wißt Ihr, was ein Eid ist? — Nein. — „Wißt Ihr, was eine Bibel ist? — Nein. — „Könnt Ihr lesen?" — Nein. — „Habt Ihr nie beten gelernt?" — Nein, niemals. — „Wißt Ihr, was das heißt: Beten?" — Nein. — „Wißt Ihr, was Gott ist?" — Nein. — „Wißt Ihr, was der Teufel ist?" — Ich habe ihn oft nennen gehört, aber ich kenne ihn nicht. — Was kennt Ihr denn?" — Ich weiß, wie man Gassen kehrt. — „Und das ist alles?" — Ja, ich kehre Gassen. — Der Alderman erklärte, daß ihm gar noch nie eine so traurige Unkenntniß wie die des unglücklichen Burschen vorgekommen sey, und entließ ihn, da er unmöglich eine Zeugenschaft von ihm annehmen könne!

Zwei Dinge verzehren sich im Wachsen: die Liebe und die Staatsschulden. Zwei Dinge wachsen im Verzehren: der Neid und die Flamme.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 18. Kaiserslautern, Samstag 2. März **1850.**

Republikanisch- oder monarchisch-constitutionell, das ist die Frage.

Zwei unserer pfälzischen Tagesblätter liegen sich seit längerer Zeit gewaltig in den Haaren, die Speyerer Zeitung und der Vogesenbote. Für das Publikum haben solche Streitigkeiten meist sehr wenig Erbauliches, und doch können sie nicht immer vermieden werden, ja sie sind sogar nothwendig, wo es sich um bestimmte Grundsätze handelt. Zu wünschen ist dabei nur immer, daß sie nicht zu sehr in persönliche Händel ausarten, sondern sich in jenen sittlichen Schranken halten, welche die Presse überhaupt nie überschreiten darf, wenn sie das seyn will, was sie immer seyn soll, ein Mittel zur Belehrung, Bildung und Veredelung des Volkes im weitesten Sinne. Ob der fragliche Streit sich immer in diesen Schranken gehalten, das will der Bote hier unentschieden lassen; auch ist es nicht seine Absicht, hier einen neuen Streit zu erregen oder anzufangen, er will nur seine Leser einigermaaßen über das ins Klare zu setzen suchen, um was es sich handelt.

Obwohl die Speyerer Zeitung nicht zu jeder Zeit die nämliche war, so ist ihre Richtung im allgemeinen doch bekannt genug. Es ist die der unbedingten Opposition und jener Art des sogenannten Fortschrittes, der bewußt oder unbewußt zu Umwälzungen in social-demokratischem Sinne führt, oder, wenn dies nicht in seiner Absicht liegt, doch weder dem bestehenden noch dem errungenen Guten auch nur einen zeitweise dauernden Bestand und dem Volke den ruhigen Genuß desselben sichert, weil dieser in stets erneuertem Drängen untergehen muß. — Die Speyerer Zeitung hat sich dabei immer als das Organ und die Stimme des ganzen pfälzischen Volkes angesehen, weil dieses im ganzen wirklich liberal denkt. Sie hat dabei nur vergessen, daß liberal und liberal zweierlei seyn kann, und daß ihre Art von Liberalismus bei weitem nicht die der ganzen pfälzischen Bevölkerung, nicht die sämmtlicher Gebildeten und sogenannten Gebildeten ist. Das Letztere besonders wollten die beweisen, welche den Vogesenboten gegründet und seither unterstützt haben. Derselbe ist zu einer Zeit entstanden, in welcher die pfälzische Presse wirklich maaßlos geworden war und mit einer Art von Meinungsterrorismus jede Aeußerung einer andern Ansicht verpönte. Es ist nicht zu läugnen, daß eine gewisse Festigkeit dazu gehörte, in der Weise des Vogesenboten aufzutreten, wo man sich damit dem Hasse der damals so lauten und, wenn auch nicht an Zahl, doch an Rührigkeit und Kühnheit so übermächtigen demokratischen Partei aussetzte. Das ist immer anerkennenswerth. Der Vogesenbote will nun ein Organ der conservativ-liberalen Richtung seyn, deren Ziel es ist, das bestehende Gute zu erhalten und wahrhaft zeitgemäße und volksthümliche Verbesserungen auf dem Wege der Reform, nicht der Revolution, zu erringen. Er will den Uebertreibungen und Ueberstürzungen entgegenarbeiten, die nothwendig zum Umsturze führen müssen. Wenn nun die Speyerer Zeitung in ihren Streitartikeln behauptet, die conservativ-liberale Partei bilde in der Pfalz bei weitem die Minderheit, so ist das mindestens ein großer Irrthum. Wer nicht blos die Redenden und Schreibenden, sondern das ganze Volk in Stadt und Land kennt, ist jedenfalls anderer Ueberzeugung.

Doch dem sey, wie ihm wolle, eigen ist es, daß die beiden sich bekämpfenden Blätter beide gut constitutionell seyn wollen, und sich gegenseitig falschen oder Scheinconstitutionalismus vorwerfen. Man sieht daraus, was man alles mit einem solchen Worte machen kann, wenn nicht klar und bestimmt gesagt wird, wie es gemeint sey, was man im Grunde darunter verstehe. Mann kann ja monarchisch und kann republikanisch constitutionell seyn. In der Republik ist das constitutionelle Element von derselben, ja noch von größerer Bedeutung, als in der Monarchie. Wenn der Bote an der Stelle seines Collegen aus den Vogesen stände und den Streit zu führen hätte, so würde er zur Speyerer Zeitung vor allen Dingen sagen: „Ich bin monarchisch-constitutionell, wie bist nun du? Darüber müssen wir im Klaren seyn. Die Speyerer Zeitung käme darüber sicherlich in einige Verlegenheit.

Digitized by Google

Sie wiederholt es zwar seit dem Umschlag der Dinge im vorigen Jahre oft genug, sie sey keine Demokratin, sondern eine Constitutionelle, aber ob sie dabei die monarchische Staatsform festgehalten wissen will, oder der Republik zustrebt, das ist damit keineswegs klar gesagt. Ihr Redacteur behauptet zwar immer, und thut sich darauf etwas zu gut, daß er einer der ersten gewesen, welche sich gegen das Verfahren der provisorischen Regierung erklärt haben. Das ist wahr, ändert aber in der Hauptsache nichts. Man kann das Verfahren der provisorischen Regierung sammt der Einsetzung einer solchen mißbilligen, und doch die Republik wollen. Von dem Redacteur der Speyerer Zeitung ist nur bewiesen, daß er gegen die Personen etwa, auch gegen die Art, wie sie die Sache führten, aber nicht daß er gegen die Sache selbst gewesen. Wenn er dieses aber doch war und ist, so beging er wenigstens in jener Zeit einen Fehler oder Irrthum, der ihn in den Schein des Gegentheils bringen könnte. Er hat an der Spitze des Speyerer Stadtrathes protestirt gegen das Verfahren der provisorischen Regierung und verlangt, sie solle sich mit einer Volksvertretung umgeben. Dem absolutistischen Treiben jener Regenten gegenüber war das ganz gut constitutionell, aber doch sicherlich eher im republikanischen als im monarchischen Sinne. Die Speyerer Zeitung selbst wird zugeben müssen, daß die Aussagung sehr nahe liegt: Die Sache, nämlich die Lossagung von Bayern und die Errichtung einer eigenen Regierung für die Pfalz wird gebilligt, nur die Art und Weise nicht, wie das Regiment geführt wird.

Wenn es aber auch nicht so gemeint war, was der Bote nicht entscheiden will, so entsteht doch die Frage, welches möglicherweise der Erfolg jener Protestation und jenes Verlangens nach einer Volksvertretung hätte seyn können, wenn die provisorische Regierung wirklich darauf eingegangen wäre. Jedenfalls hätten wir damit einen eigenen pfälzischen Landtag gesehen, während die gesetzlichen Vertreter des Landes in München saßen. Das wäre jedenfalls noch revolutionärer gewesen, als die Einsetzung der provisorischen Regierung, welche anerkanntermaaßen nur dem gegen die Wähler geübten Terrorismus ihr Entstehen verdankte. Zudem wäre die Wahl zu solch einer Volksvertretung unter den damaligen Umständen jedenfalls im Sinne der Demokraten ausgefallen, dafür hätten diese in ihrer Weise zu sorgen gewußt. Damit hätte das ungesetzlichste Beginnen nur einen gesetzlichen Schein erhalten, und die Begriffe des Volkes so wie sein Zustand hätten nur noch mehr verwirrt werden müssen. Gesetzt aber, die, welche nicht für eine provisorische Regierung waren, (und das war doch wohl die große Mehrzahl) hätten sich alle an den Wahlen betheiligt, und diese wären nicht im Sinne der provisorischen Regierung ausgefallen, ja der neue Landtag hätte sich wirklich derselben gegenübergestellt, sie sogar zu stürzen versucht — welch heillose Wirthschaft würde da begonnen haben! Nicht blos eine Auflösung des Landtags, sondern ein blutiger gräuelvoller Kampf würde die Folge gewesen seyn. Oder hätten diese Deputirten mit jener Regierung Gesetze, eine Art von Konstitution machen sollen? Dann hätte man nicht nur sie, sondern die ganze Bevölkerung später für mitschuldig ansehen müssen.

Nein, nein, dem Himmel sey's gedankt, daß die damals regierenden Herren nichts von dem wissen wollten, was der Herr Redacteur der Speyerer Zeitung verlangte, die Pfalz wäre sonst revolutionär-constitutionell geworden und hätte noch weit bitterere Früchte zu kosten bekommen.

Der Bote führt das eigentlich nur an, um damit zu zeigen, wie wenig damit gesagt ist, wenn jemand behauptet: „Ich bin Constitutioneller, meine Ansichten und Bestrebungen sind constitutionell.“ Es muß bestimmter herausgesagt werden, welcher Art dieser Constitutionalismus ist. Constitutionell sind wir wohl Alle, wenigstens dürften in unserer Pfalz nicht viele Absolutisten zu finden seyn. Der Bote für seinen Theil spricht es klar und unumwunden aus, daß er nicht republikanisch-, sondern monarchisch-constitutionell ist, und er ist der ganz bestimmtesten Ueberzeugung, daß er es mit der unendlich größten Mehrheit seiner Landsleute ist. Daß diese überwiegend große Mehrheit der Pfälzer, wie der Deutschen überhaupt, von der republikanischen Staatsform nichts wissen will, das ist im verwichenen Jahre klar genug geworden, und zwar mitten in der Revolution, noch klarer aber seit ihrer Unterdrückung. Wer behaupten wollte, daß in der Pfalz nur eine kleine Coterie dem monarchischen Constitutionalismus huldige, oder daß es der Mehrzahl gleichgültig sey, ob monarchisch oder republikanisch, wenn nur ächt constitutionell, der müßte dies auf Kosten der Wahrheit thun, oder mindestens in einem bedeutenden Irrthum sich befinden.

Warum der Bote mit so Vielen gerade die monarchisch-constitutionelle Staatsform jeder andern vorzieht, darüber ein andermal.

Digitized by Google

Was Einer fertig bringen kann, wenn er will.

(Fortsetzung.)

Nun ging der Prinz mit seiner schönen Frau nach Braubach zu seinem Vormund, dem er schon geschrieben hatte, und holte sich sein Vermögen, das in neunhundert Gulden bestand. Er und seine Frau wurden aber einig, Niemanden etwas davon zu sagen.

Der Prinz aber hatte nun so viel Arbeit, daß der alte Bäcker wacker zugriff. Es war ein ganz anderes Leben im Hause, und kam ein schöner Verdienst ein. —

Sobald die Witterung es litt, kaufte Prinz Holz, und baute das Haus wieder zurecht, daß man es nicht mehr kannte. Von dem übrigen Gelde kaufte er Aecker und Wiesen, die spottwohlfeil waren. Nun machte er's mit den andern zwei Weinbergen, wie mit dem ersten. Die Wiesen legte er gerade, bewässerte sie, und that Asche drauf. Statt der zwei Geisen kaufte er eine Kuh. Da hättet ihr das Fränzchen sollen wirthschaften sehen! Es war eine Lust!

Als nun die Weinberge üppig grünten, frisch wuchsen und herrliche Trauben trugen; als die Wiesen besseres und doppelt so viel, als früher, an Heu brachten; als der Prinz herrlichen Klee, reiche Früchte in seinen Aeckern zog, — da sagten sie: Wer hätte das geglaubt? Sie lachten und spotteten nicht mehr, ja, hin und wieder fing Einer hier, der Andere da an, und folgte dem Beispiele des Schusters Prinz. Der aber kam voran, und mußte sich bald einen Gesellen halten. Aber mit seinem Schwiegervater war eine völlige Umänderung vor sich gegangen. Im Wirthshaus sah man ihn nicht mehr. In der Schmiede, wo er sonst halbe Tage lang stand, und rauchte und plauderte, war er ein seltener Gast. Die Hollbacher sagten: Sie geben ihm nichts und er muß arbeiten!

Allein Jeder, der ins Haus trat, sah, daß das erlogen war. Freundlicher und liebreicher waren in ganz Hollbach keine Kinder gegen ihre alten Eltern, als Fränzchen und Prinz gegen den Alten. Er sagte das auch überall, und bekannte es freudig, daß er nicht anders wolle. Er sähe ein, daß Arbeit ein Segen, und das Herumschlottern ein Unglück und Verderben sey.

Es war verwunderlich, wie das Urtheil der Leute in Hollbach umgeschlagen war. Anfänglich hatten sie, wie gesagt, den Jacob Prinz für einen Narren erklärt, hatten räsonnirt, der wolle Alles neu machen und umkehren, aber sie wollten es noch erleben, daß es ihm gehe, wie ihnen auch. Als es aber nicht so ging; als sie sahen, wie vortrefflich seine Erneuerung der alten Weinberge ausfiel; wie die gleichgelegten, gutbewässerten Wiesen so viel mehr und besseres Heu trugen; wie seine wohlbestellten Aecker einen reichen Ertrag lieferten; wie er im dritten Jahre seiner Ehe schon zwei Kühe hielt und damit sein Feld bestellte und düngte — da mußten sie's anerkennen, und ahmten es nach. Sie kamen und holten sich Rath und That bei ihm, und er war willig und bereit, selbst mit Hand anzulegen, um sie Dies und Jenes zu lehren.

Ins Wirthshaus ging er einmal nicht; aber wenn die Leute Sonntags vor den Thüren saßen, ging er gern zu ihnen. Da sprach er dann frisch von der Leber, tadelte hart das Bettelngehen, und meinte, wenn die Leute ihre erwachsenen Kinder zur Arbeit anhielten oder verdingten, kämen sie weiter. Gar oft mußten sie aus seinem Munde das Sprüchelchen hören: „Die Hollbacher betteln Alle bis auf den Schöffen, Pfarrer und Schulmeister, denn die haben keine Schuhe.“ Da sagte er denn, was das eine Schmach und Schande für den Ort sey, und wie sie es gar nicht nöthig hätten, wenn sie nur ihr Feld gut bauen wollten.

Hier und da schlug's durch; aber die Meisten ärgerten sich, und sagten: der hat gut reden!

Freilich war das Betteln für die faulen Hollbacher der allerleichteste Verdienst, und kostete für die Kinder gar kein Lehrgeld; aber sie bedachten nicht, welch einen Schaden es ihren Seelen brachte, wie Frechheit, Schamlosigkeit, Faulheit und Unreinlichkeit damit schon frühe in ihre Seelen gepflanzt wurde und als Unkraut fortwucherte.

Dennoch wirkte auch da des Jacob Prinz Wort, das er mit überzeugenden Gründen zu belegen wußte. Ein Tropfen höhlt den Stein, sagte er, wenn er öfter auf dieselbe Stelle fällt, und kam darum immer wieder darauf zurück.

In den Häusern herrschte häufig Unordnung und Unsauberkeit. Des Prinz Hauswesen war darin ein Muster, und Fränzchen ging, soviel sie auch arbeitete, immer sauber und nett einher. Man konnte sie für ein Mädchen halten. Sie hatte recht ihre Arbeit. Zwei Kinderchen hatte ihr Gott geschenkt; ein Geselle, der Vater, ihr Mann, — das war schon eine ordentliche Tischgenossenschaft. Zwei Kühe standen im Stalle, und sie hatte doch keine Magd. Da hieß es: Früh auf und spät ins Bett! Das war auch in Hollbach nicht Sitte. Sie kehrten's lieber um, und sagten: Spät auf und früh ins Bett!

Das Wirthshaus war immer voll. Da wurde

Digitized by Google

getrunken und gekartet bis Mitternacht, oft bis an den hellen Tag. Abends zog das junge Volk bis zehn — eilf Uhr herum, und in den Ecken und Winkeln konnte man die Pärchen finden.

Das Alles mißfiel dem ehrlichen Manne sehr, und eines Sonntags, als er bei seiner Frau saß, sagte er: Ich habe Manches schon in Holdbach gebessert, aber nun weiß ich ein Mittelchen, wie ich all das Unwesen zu Ende bringe!

Ach, Jacob, sagte Fränzchen, ich bitte dich, laß sie gehen. Du machst dir nur Feinde, und besserst sie doch nicht!

Wer sagt's? fragte er. Man muß sich vor keiner Arbeit fürchten, sonst bringt man sie niemals fertig. Wenn auch Manche mir feind werden, die Besseren erkennen's, und wenn ich sie auf bessere Wege gebracht habe, danken sie mir's hintennach doch.

Was willst du denn thun? fragte sie.

Nachtwächter werden! rief er lachend.

Fränzchen kannte ihn schon. Wenn er auch dabei lachte, so wußte sie doch gewiß, daß es damit sein Ernst war. Daß ich es aber gerade heraussage, das gute Fränzchen hielt das für einen großen Schimpf, wenn ihr Mann, ein tüchtiger Meister im Handwerk und ein wohlbemittelter Mann, Nachtwächter würde.

Du wirst doch nicht? rief sie.

Ich werde es doch, sagte er und sah sie lächelnd an; was hast denn du dagegen?

Es ist — ein Schimpf! platzte sie heraus.

Kein Geschäft beschimpft den, der's redlich thut, sagte er. Es ist eine Arznei für Holdbach.

Was werd' ich nicht noch Alles erleben! rief sie aus.

So Gott seinen Segen gibt, wirst du viel Gutes davon erleben, sagte Prinz. Ich hab' mir Alles ausgedacht. Laß mich, Kind, ich sage dir, es ist eine Arznei für Holdbach; anfänglich ein Bißchen bitter, aber dann desto heilsamer. Auch bleib ichs nur so lange, bis mein Zweck erreicht ist.

Nun schwieg Fränzchen, weil sie wußte, daß doch ihre Einreden nichts mehr halfen.

Laß ihn gehen, sagte der Alte, der ruhig zugehört hatte. Er hat etwas Gutes vor, ich merks schon!

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Unternehmungsgeist und die Großartigkeit der New-Yorker Zeitungen ist ungeheuer. Zu den jüngst hergestellten Einrichtungen, um Neuigkeiten schnell zu erhalten, gehört ein wöchentlich abgehender Courier, der zwischen den Städten St. John und Neubraunschweig, eine Entfernung von 150 deutschen Stunden, reist und in einer Stunde 5 Stunden machen muß. Von St. John werden die Neuigkeiten nach New-York 300 Stunden telegraphirt. So kommt eine wöchentliche Depesche von circa 3000 Worten ungefähr 200 Pfund zu stehen. Die sämmtlichen Blätter zu New-York, Boston, Philadelphia und New-Orleand bilden eine Gesellschaft, die all' diese Kosten gemeinschaftlich bestreitet und trägt. Man rechnet auf telegraphische Depeschen allein 30,000 Pf. Sterling jährlich. Als zwischen Mexico und den Vereinigten Staaten Krieg geführt wurde, hatte die New-York associated press zwischen Vera-Cruz und New-York 6 Dampfboote in Dienst, die an 40,000 Pf. St. Miethe gekostet haben.

In Kamtschatka ist die Kälte so strenge gewesen, daß der russische Gouverneur sich genöthigt sah, seinen gewöhnlichen Wohnsitz in Peter und Paul zu verlassen und sich unter die Erde zurückzuziehen. Er hat nämlich einen unterirdischen Palast, Tschemskoi genannt, welcher 20 Metres tief liegt, für 200 Personen bequem eingerichtet ist und durch immerwährendes Lampenlicht erleuchtet wird. Die reicheren Privatleute haben ähnliche Winterwohnungen, indessen wird es selten so kalt, daß sie in denselben Zuflucht suchen.

Die Totalsumme des russischen Heeres beläuft sich nach Ruttorfer's Militärgeographie zufolge auf 1,003,000 Mann, 170,000 Pferde und 1340 Geschütze. — Der aktive große Generalstab der Armee mag an 460 Generale aller Grade betragen, wovon 40 auf die Garde, 30 bis 40 auf das Quartiermeisteramt, 20 auf das Ingenieurkorps und 30 auf die Artillerie kommen. — Die Dienstzeit der russischen Soldaten ist für die Linie auf 25, für die Garde auf 22 Jahre festgesetzt. Soldaten, welche 20 Jahre lang untadelhaft gedient haben, können auf unbestimmte Zeit beurlaubt werden; jene 20 Jahre lang bringt der Soldat theils im aktiven, theils im Reservedienst zu, indem er 15 Jahre in die aktive Armee, die späteren 5 Jahre dann in die Reservecorps eingereiht wird. Die, welche noch über ihre 20 Jahre hinaus dienen wollen, erhalten besondere Gehalts-Zulagen.

Harmonie-Musik.

Sonntag, den 3. d. M., bei günstiger Witterung Harmoniemusik auf dem Thierhäuschen.

Heinrich Jacob.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 19. Kaiserslautern, Donnerstag 7. März **1850.**

Brüderliche Gesinnung gegen die Pfälzer.

Wir Pfälzer wissen kaum mehr recht, ob wir lachen oder uns betrüben sollen über die Art und Weise, wie sich die Partei gegen uns benimmt, welche in der Ständekammer durch den Abgeordneten Sepp und Gesinnungsgenossen, außer der Kammer vornehmlich durch den Zander'schen „Volksboten" repräsentirt wird. Wo diese Partei der Pfalz und ihren Bewohnern etwas anhängen zu können glaubt, da ist sie flugs auf dem Zeuge. Sie schürt so zu sagen systematisch das Feuer des Hasses gegen die Pfälzer. Ob sie wohl meint, dadurch Liebe und Anhänglichkeit bei uns zu erwecken oder zu erhöhen?

Jene Adresse gegen Judenemancipation und Anlehen, welche sagt: „Wir wollen weder die Juden noch die, welche sie uns bringen; wir wollen auch kein neues Anlehen, sondern wenn man Geld braucht, so mag man die Pfalz am Rhein verkaufen," ist offenbar dictirt durch den Haß jener Partei. Bei Herrn Sepp tritt derselbe hervor in der Art und Weise, wie er sich gegen die Entschädigung für das übel mitgenommene, ganz unschuldige Ludwigshafen aus der Staatskasse ausgesprochen, und der Volksbote bläst natürlich in dasselbe Horn, und meint, die Pfälzer wollten die jenseitigen Bayern aussäckeln. Dabei kann man sich nun freilich des Lachens nicht erwehren, da sich recht gut herausrechnen läßt und längst ausgerechnet ist, wie viel die Pfalz bezahlt und wie viel davon auf sie und ihre Bedürfnisse verwendet wird. Jedenfalls ist und bleibt es eine schmähliche Art des Benehmens gegen eine Provinz, die man noch mehr ruinirt sehen möchte, als sie es bereits ist, weil sie auf ihrem äußersten Posten in gefährlicher Zeit macht- und schutzlos dastand. Es ist eine schmähliche Art, Zwietracht zu säen und zu nähren zwischen einzelnen Stämmen des gemeinsamen Staates in einer Zeit, in welcher enges Zusammenstehen gegen gemeinsame Feinde besonders noth thut.

Ohne Zweifel wird auch von der nämlichen Seite her das Gerücht ausgesprengt, in der Pfalz circulirten Adressen für einen Anschluß an Preußen. Es geschieht dies alles nur in der unlauteren Absicht, die Pfälzer zu verdächtigen und, wo möglich, geschärfte Maßregeln gegen dieselben hervorzurufen. Zum Glücke sind Ministerium und Stände einsichtsvoll genug, um Gesinnung und Getriebe jener Ultrapartei nach ihrem rechten Werthe oder Unwerthe zu würdigen, und wir Pfälzer wollen denn in Gottes Namen der ohnmächtigen Wuth derselben lachen.

Was Einer fertig bringen kann, wenn er will.

(Fortsetzung und Schluß.)

Auf Martinitag war die Gemeinde zusammen. Der Hirte und Nachtwächter wurde da immer gedingt. Der alte Nachtwächter war vor kurzer Zeit gestorben. Nun meldeten sich zwei. Der Eine forderte dreißig Gulden, der Andere fünf und zwanzig. Da erhob sich Jacob Prinz, und sagte: Ihr Männer, ich thue es umsonst, wenn Ihr das Geld anwendet, um die Löcher im Straßenpflaster wieder herzustellen.

Das ist ein Wort, vor dem ich Respect habe, sagte der Schöffe. Der Prinz meint's mit uns Allen gut. Wenn Ihr denkt, wie ich, so bleibt's dabei.

Alle Männer stimmten zu, und Meister Prinz bekam das Horn. Alles lachte. Manche spöttisch, Manche, weil's ihnen komisch vorkam, daß ein so wohlstehender Mann, wie Prinz, den Dienst thue, den bisher nur die ärmsten Leute gethan hatten.

Aber es wurde ins Gemeindebuch geschrieben, und nun biß keine Maus mehr einen Faden davon ab.

Als er mit dem Horn heimkam, ließ Fränzchen das Köpfchen hängen, und redete kein Wort.

Das ist Weiberart, dachte Jacob, und that, als säh' ers' nicht. Sie wird im eigenen Brod wieder gut, sagte er zu sich.

Um zehn Uhr nahm er das Horn, und ging lachend hinaus. Gib 'mal auf mein Sprüchlein Acht! sagte er zu seiner Frau; aber die war verdrießlich und schwieg.

Unten im Dorf lag das Wirthshaus. Da war's heute sehr voll, und ging lustig zu. Die meisten

Digitized by Google

karteten. Jacob hielt das Horn wider den Laden und ſtieß einen Ton heraus ſo voll und kräftig, daß Alle in der Stube voll Schrecken in die Höhe fuhren, fluchten und tobten über den groben Schalksſtreich. Jacob blies zehnmal, dann rief er mit lauter Stimme:

Das Wirthshaus voll, die Kirche leer —
Drum geht in Hollbach Alles quer.
Der Mann bei der Kart', die Frau in Noth,
Im Haus kein Salz und auch kein Brod.
Daher nur Betteln und Klagen!
'S hat Zehn geſchlagen!

Dieß Sprüchlein rief er durch's ganze Dorf. Ueberall kamen die Leute, die noch auf waren, ans Fenſter, und hörten zu. Die Weiber dachten: Gott lohn's! Der ſagt's den Spielern einmal! Fränzchen lächelte, als ſie's hörte. Jetzt begriff ſie ihn, und als er heim kam, war ihr Geſicht wieder freundlich, wie ſonſt. Aber im Wirthshaus ſchrieen und tobten die Brüder Lüderliche. Wenn der's ſo macht, ſo wollen wir's ihm vertreiben! Entweder muß er das Horn abgeben, oder wir prügeln ihn krumm und lahm! Das war ſo die erſte, fliegende Hitze. Es war aber blind geladen, denn die Hollbacher thun viel mit dem Maul und wenig in der That. Die meiſten drückten ſich, und gingen alsbald heim. Nur ſo ein Klätſchen Erzſpieler blieben ſitzen.

Um elf Uhr kam er wieder, und ſah noch Drei daſitzen und mit dem Wirthe ſpielen.

Wieder blies er wider den Laden, wie das erſte Mal, dann blies er die Stunde, und rief:

Es ſitzen und ſpielen noch Drei.
Wollt Ihr wiſſen, wer's ſey?
Um Zwölf nenn' ich ſie frank und frei!
'S hat Elf geſchlagen!

Der Kerl iſt des Teufels, riefen Wirth und Spieler. Er iſt im Stande, und hängt uns den Denkzettel an! Solche Schande mochten ſie ſich doch nicht machen laſſen, und machten ſich eilig aus dem Staube. Das Sprüchelchen rief er wieder durch's ganze Dorf. Am andern Tage war es ein Gerede ohne Maaß. Jeder fragte, wer die Drei geweſen, und ſie brachtens richtig heraus, — und ſie bekamen ihr Theil. Prinz aber ſagte überall, wo er hinkam: Bei meiner Seel', ich nenne ſie Alle bei Namen, wenn ich wieder Spieler und Säufer im Wirthshaus finde!

Ach, ſagte Fränzchen, Jacob, du wirſt ſehen, die ganze Kundſchaft geht fort, wenn du es ſo machſt.

Thut nichts, ſagte er. Sie kommt auch wieder. Und kommt ſie nicht, ſo werd' ich ein ganzer Bauer, jetzt bin ich doch nur ein halber, und wir verlieren dabei nichts; aber kuranzen will ich die Hollbacher, daß es eine Art hat, bis es beſſer wird.

Die Spieler und Säufer aber hielten Rath, wie ſie ihn irre führen könnten. Einer ſchlug vor, ſie wollten, wenn er die Stunde bliese, das Licht auslöſchen. Da er unten anfinge, ſo könnten ſie dann ungeſtört ſpielen. Einer müſſe ſchon Wache halten. Das gefiel ihnen, und ſo blieb's beſchloſſen.

Im Sprüchwort heißt's aber: Die Wände haben Ohren! und da, wo ſie zuſammen ſaßen, hatten ſie weibliche Ohren, und die Weiber hätten den Jacob Prinz alle auf den Händen tragen mögen. Eine ſteckte es ihm. Schon gut, ſagte er.

Als er am Abend Zehn blies, war Alles im Wirthshaus dunkel und todtſtille. Er rief:

Ihr Spieler, bla'et aus das Licht
Und meinet, der Wächter merk' es nicht!
Er wird es doch den Leuten ſagen!
'S hat Zehn geſchlagen!

Und wieder rief er das Sprüchlein durch's ganze Dorf. Alles lachte; die Spieler ſammt dem Wirthe fluchten und tobten, aber ſie ſchlichen zwiſchen der Stunde heim, und als er um eilf Uhr horchte, war das Weſpenneſt völlig leer. Und er hatte die Freude, zu erleben, daß die Furcht vor ihm ſie hellte. Zwar verdachten ſie's ihm dann und wann noch einmal; Jacob aber hatte jetzt an den Weibern ſeine Spione, und richtig trieb er's wie zuvor, bis Abends das Wirthshaus leer blieb. Er rechnete darauf, daß der Spott der Beſſeren, die Bitten der Frauen, die beſſere Erkenntniß ſeine Bundesgenoſſen ſeyen, und hatte richtig gerechnet.

An einem andern Abend ſah er ein Pärchen in einer Ecke ſtehen. Da rief er durch's Dorf:

Der Schlechte vor dem Licht entweicht!
Das Laſter ſtets im Finſtern ſchleicht.
Soll ich vom Pärchen die Namen ſagen?
'S hat Elf geſchlagen!

Da gab's ein Gerede am andern Tage: Wer war's? Wer war's? Viele fragten ihn. Er aber ſagte: Find' ich ſie noch einmal, ſo werden ſie Alle genannt. Auch das wirkte. Die Furcht hütet auch den Wald, ſagte er, und damit iſt ſchon viel errelcht. Die Hauptſache aber thut der liebe Gott.

Fand er Buben auf der Straße, ſo faßte er ſie am Lappen und führte ſie zum Schöffen. Der war ein rechtſchaffener Mann, der, wie alle Beſſeren im Dorfe, ſeine Luſt an dem neuen Nachtwächter hatte.

Im Frühjahr wurde das erſparte Geld aus Straßenpflaſter verwendet, und Jedermann freute ſich darüber; aber mehr freuten ſich die Rechtſchaffenen über die Ordnung im Dorfe. Die Männer blieben daheim, ſparten das Geld, hielten die Kinder in Ordnung und arbeiteten etwas für die Haushaltung, um die Zeit zu verkürzen. Sie banden Beſen, flochten Strohmatten und Strohkörbe, Bienenfäſſer und dergleichen. Das wurde verkauft, und es kam Geld ins Haus. Andere ſtrickten Strümpfe oder beſaſen Erbſen, Bohnen und Linſen.

Digitized by Google

Niemand war glücklicher als die Frauen.

Die Mädchen und Burſche waren zwar falſch; aber die Alten hielten ſie beſſer in der Zucht, und die Buben wagten ſich nicht mehr heraus, ſeit der alte Schöffe ſie ſo abgeputzt hatte. In Summa: in Hollbach war Ordnung und ein ganz anderes Leben. Prinz hatte recht, wenn er ſagte: Früher Haß wird oft ſpäte Liebe. Die Kundſchaft nahm nicht nur nicht ab, ſondern ſie wuchs, und Fränzchen war ganz aus dem Felde geſchlagen. Es muß noch beſſer kommen, ſagte Prinz. Wartet nur bis zum Frühling, wo man im Felde arbeiten kann, dann lehre ich meine Hollbacher auch frühe aufſtehen.

Als nun dieſe Zeit kam, machte er es ſo. Er hatte nur bis drei Uhr Morgends zu blaſen; allein das diente ihm nicht. Er blies bis vier. Um vier Uhr ſetzte er das Horn wider die Läden und Fenſter, ſtieß hinein, daß die Schläfer voll Entſetzen aufſuhren. Dann rief er:

Morgenſtund' hat Gold im Mund,
Das ihne ich Euch allen kund.
Steht auf, die Sonne wartet ſchon!
Dem Fleiß'gen wird gewiſſer Lohn!
Steht auf, ſteht auf, ſteht auf!

Da wars mit dem Schlafen aus. Anfänglich knurrten und brummten die Schlotterer und Faulpelze, aber das half ihnen nichts. Standen ſie nicht auf, ſo kam er noch einmal zurück, und blies vor dem Hauſe, wo noch Alles ſtill war. Nach ein paar Tagen lagen die Leute ſchon in den Fenſtern, wenn er kam, lachten und ſagten: Jacob, du kannſt das Blaſen ſparen! So iſt's recht, ſagte er und ging.

Mit der Gewohnheit iſt es gar ein kurios Ding. Iſt man ein- bis zweimal um 4 Uhr aufgeſtanden, ſo wird man alle Tage um die Stunde wach. Wollte dann ein Mann noch ein Bißchen faulenzen, ſo rief die Frau: Der Nachtwächter kommt! und wie der Blitz war er auf.

Die Hollbacher ſind gutmüthige Leute. Waren ſie auch anfänglich ungehalten über das nagelneue Treiben ihres Nachtwächters, ſo erkannten ſie bald, da er's umſonſt that, wie er's meinte, und hielten ihn darum nur werther.

Das zeigte ſich dann auch vielfach. Sie neckten und riefen ihm zu: Mich fängſt du nicht mehr! Aber nun waren ſie geweckt, und es ging bald gut im Dorfe. Sein Wort fand überall eine gute Statt. Man konnte es deutlich ſehen. Die Hollbacher Felder ſtanden herrlich. Sie rotteten eine Menge wüſte liegendes Land um und bauten es ſorgfältig. Ihre Wieſen legten ſie alle ins Blei, wie's der Jacob im Siegener Lande geſehen hatte, wäſſerten ſie, und der Ertrag war doppelt. Das hatte den Nutzen, daß ſie mehr Vieh hielten, beſſer ihre Aecker und Weinberge düngen konnten. Der Prinz baute Klee, und die Bauern machten's nach. So kam's, daß ſie ihr Vieh zu Hauſe behielten. Nun halten ſie doppelt ſo viel Nahrung vom Viehe. Wenn ſonſt in Hollbach jede Kuh den Vortheil hatte, daß, wenn's heiß war, der Bauer ſeinen Hut auf die dürre Hüfte hängen konnte, und er fiel nicht herunter, ſo wurden jetzt mehr fette Kühe und Ochſen aus Hollbach getrieben, als früher magere oder Geiſen da waren. Der Hollbacher Wein war nie geſucht, obwohl ihre Berge köſtlich liegen. Seit ſie von dem Prinz den rheiniſchen Weinbau gelernt und die Heckenweinberge, die wie ein Struwwelkopf ausſehen, in Pfahlweinberge umgewandelt haben, und gut düngen und rechtzeitig ſie bearbeiten, iſt ihr Wein geſucht, theuer bezahlt und berühmt. Das Sprüchlein aber vom Betteln der Hollbacher iſt ausgeſtorben, denn ſchon lange, lange geht kein Hollbacher mehr fechten.

Als das erſte Jahr ſeiner Nachtwächterei um war ſtarb der alte Schöffe. Auf Martini ſollte wieder gedingt werden. Alle Männer aber riefen: Du ſollſt auch am Tage für uns wachen, du ſollſt unſer Schöffe ſeyn! Jetzt iſts durchgebiſſen. Der Wirth hat ſein Schild eingezogen, auf der Gaſſe iſt kein Unfug mehr, und wir haben früh aufſtehen gelernt.

Der Prinz wehrte ſich und wollte nicht dran, aber er mußte.

Als das dem Landrath bekannt wurde, der die Nachtwächtergeſchichte kannte und ſich herzlich darüber freute, kam er ſelbſt, den Prinz als Schöffen einzuſetzen. Da hielt er eine Rede, daß den Hollbachern Waſſer in die Augen kam, und als er geendet hatte, riefen alle Bauern: Unſer neue Schöffe lebe hoch!

Da empfing in dieſem Anerkenntniß Prinz ſeinen äußerlichen Lohn; den innerlichen hatte er ſchon lange durch den Erfolg ſeiner Bemühungen.

Was machte Fränzchen für Augen, als ſie das hörte! Als er heimkam, rief ſie neckend: Gelt', du biſt doch als Nachtwächter abgeſetzt worden! Aber die Freude über ihres lieben Mannes Ehre leuchtete aus ihren glänzenden Augen.

Prinz war aber auch der rechte Schöffe. Nun war ihm das Feld für ſeine Abſichten geöffnet. Er hielt gut Haus mit dem Gemeindevermögen, aber er legte gute Wege an, baute ein neues Schulhaus, verbeſſerte des braven Lehrers Beſoldung, pflanzte Bäume, gute Obſtbäume an die Wege, legte eine Gemeindebaumſchule an, kaufte eine neue Feuerſpritze, und war unabläſſig bemüht, den Wohlſtand des Einzelnen zu fördern. Durch ihn, kann man ſagen, iſt nächſt Gott, der den Segen dazu gab, Hollbach aus einem Lumpenneſt ein reiches Dorf geworden und die Leute brav und geachtet.

Da ſeht Ihr, Gevatter, ſagte der Schmiedjacob, was Einer in einer Gemeinde kann, wenn er will, und wenn er ſich nicht ſcheut, es recht anzugreifen.

Meiner Treu, ſagte der Gevatter, Ihr habt Recht!

Digitized by Google

Iſt im Dorfe ein tüchtiger Mann, ſo wirkt Wort und Beiſpiel ſegensreich, fuhr der Schmiedjacob fort. Dabei kann man aber lernen, daß es nicht geſagt iſt, daß ein Lumpendorf nicht noch ein tüchtiges werden kann, wenn ihm nur der liebe Gott den rechten Nachtwächter beſchert. Ich aber möchte in alle Dörfer hinein rufen: Iſt denn ſo kein Nachtwächter da?

Aſſiſenverhandlungen.

Die Aſſiſen für das erſte Quartal 1850 begannen am 4. März unter dem Vorſitze des k. Appellationsgerichtsrathe Herrn Körner und werden am 17. beendet ſeyn. Die Jury hat in 12 Prozeduren über 13 Individuen zu urtheilen, wovon 1 des Meuchelmords und Fälſchung, 2 des Kindsmords, 1 der freiwilligen Tödtung, 3 der kriminellen Verwundung, 1 des Meineids, 1 des falſchen Zeugniſſes, 1 der Verleitung hierzu und 3 des qualificirten Diebſtahls angeklagt ſind.

Als Geſchworne wurden einberufen:

1) Bettlion, Johann, Holzhändler in Annweiler. 2) Regula, Daniel, Kaufmann in Albersweiler. 3) Kraus, Johann, Kaufmann in Frankenthal. 4) Weigand, Georg Adolph, Tabaksfabrikant in Frankenthal. 5) Silbernagel, Johann, Bürgermeiſter in Schwegenheim. 6) Volz, Jakob, Gutsbeſitzer in Kandel. 7) Freyburger, Karl, Rentmeiſter in Homburg. 8) Dejon, Wilhelm, Ackersmann in Kirrberg. 9) Jacob, Carl Franz, Arzt in Kaiſerslautern. 10) Krämer, Wilhelm, Wirth in Alſenborn. 11) Kögy, Jacob, Gutsbeſitzer auf dem Bolanderhof. 12) Fries, Carl Ludwig, Reviervörſter in Ramſen. 13) Hertel, Philipp, Bürgermeiſter in Rothſelberg. 14) Mohler, Jacob, Gaſtwirth in Wolfſtein. 15) Mink, Conrad, Rentner in Landau. 16) Boſſung, Johann, Weinhändler zu Diedesfeld. 17) Dacqué, Johann Ludwig, Kaufmann in Neuſtadt. 18) Mara, Jacob, Tuchfabrikant in Lambrecht. 19) Haffner, Chriſtian, Kaufmann in Dürkheim. 20) Lützel, Chriſtian, Wirth in Pirmaſens. 21) Wanzel, Friedrich, Oekonom auf dem Röſſelbrunnerhof. 22) Kuhn, Georg Franz, Wirth in Schifferſtadt. 23) Haas, Chriſtoph, quieszirter Poſtverwalter in Speyer. 24) Albert, Nicolaus, Ackersmann in Seyweiler,

folgende Ausbrüche des Veſuvs hüllten den Tag hindurch den Gipfel des Berges in einen dichten Rauchmantel, der ſich dann von Zeit zu Zeit einer koloſſalen Säule gleich gegen das Himmelsgewölbe erhob und unausgeſetzte Feuerſtrahlen, Steine und Aſche auswarf mit ſolcher Gewalt, daß dieſe ſelbſt bis nach Sorento geſchleudert wurden. Bei Nacht dagegen bot der Ausbruch die Geſtalt einer ungeheuern Feuerſäule, die aus dem Krater emporſteigend, die ganze Umgegend taghell beleuchtete. Am zweiten Tage des Ausbruchs hatte die Lava ſich ein ungeheures Bett gegraben, und wälzte Feuerwogen über die ſchönen Gefilde auf mehr als fünf Miglien Entfernung hin bis zum Dorfe Mauro di Ottaiano, auf der von Neapel abgekehrten Seite des Berges. Zu Ottaiano theilte der Lavaſtrom ſich in drei Armen von denen der Hauptarm dem alten Bette folgte, während die zwei andern zur Seite floſſen. Zwei Kirchen und viele kleine Pachthöfe ſind unter der Lava verſchwunden. Seit vorgeſtern hat ſie endlich zu fließen aufgehört, das Brüllen des Berges iſt verſtummt, der Ausbruch zu Ende. Das ganze Schauſpiel erinnerte lebhaft an den moraliſchen Zuſtand Europas, und an das furchtbare Wüthen politiſcher Leidenſchaften, die lange unter der Decke glimmend endlich vor zwei Jahren zu einem Ausbruch kamen, deſſen Folgen die ganze geſellſchaftliche Ordnung ſo tief erſchüttert haben, und deſſen Nachwehen noch lange Jahre überall ſich fühlbar machen werden. Ich konnte mich nicht enthalten, dem mächtigen Eindruck zuerſt Worte zu geben, den das großartige Naturereigniß auf mein Gemüth machte, ehe ich auf etwas Anderes übergehe ꝛc. —

Neapel, 14. Febr. Acht Tage hindurch waren wir Zeugen des großartigſten Schauſpiels, das die Natur zu bieten vermag. Fortwährend aufeinander

Himmels-Enthüllungen im März.

Die ehrlichſte und aufrichtigſte Demokratin Sonne weckt ihre irdiſchen Schweſtern um 6¾ Uhr und beleuchtet deren Schönheit, Tugenden und Untugenden bis 6 Uhr Abends. Sie geht den ganzen Monat über ſehr roth auf und unter. Der Fanatiker der Ruhe um jeden Preis, Edler Mond, ſchielt ihr am 5.) ſo und am 21. (ſo nach; ärgert ſich am 14. über ſich ſelbſt, daß er neu iſt, und iſt am 28. voller Wuth über die Bewegung der Erde, die er nicht läugnen kann. — Eine Witterung wird, aus Rückſicht gegen die Gelehrten, welche deren Charakter unrichtig angegeben haben, in dieſem Monate nicht ſtattfinden. Die Herren erſcheinen auf der Straße ohne Schlafmützen. — Die Frauen ziehen ſich und Andere warm an.

Verantwortlicher Verleger J. Kayſer.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 20. Kaiserslautern, Samstag 9. März **1850.**

Die Telegraphie.

Es ist in der That etwas ganz unsagbar Merkwürdiges um einen solchen electro-magnetischen Telegraphen. Steht da draußen im Bureau des Eisenbahnhofes ein Kästchen nicht größer als eine gewöhnliche Uhr auf einer Kommode, ist auch ein Zifferblatt daran, wie an einer Uhr, nur sind statt der Zahlen Buchstaben drauf. Will man zum Exempel etwas nach Neustadt oder nach Ludwigshafen sagen, so brauchts nur einen Ruck oder Druck mit dem Finger, und gleich klingelt's auf allen Stationen, was so viel heißt als: Aufgepaßt! Dreht der Verwalter den Zeiger herum und läßt ihn auf einem Buchstaben stehen, pick! schlägt's ein in den Draht, der neben der Eisenbahn auf den Stangen hinläuft, und ehe man gemächlich Amen sagen kann, stellt sich schon in Neustadt oder Ludwigshafen der Zeiger am dortigen Kästchen auf den nämlichen Buchstaben, der alsbald notirt wird. Begreif's, wer kann, aber so geht's, ich hab' mir's zeigen lassen. Wie der Wind — ja was sag' ich? schnell wie die Gedanken fliegen die Buchstaben in die Ferne, sind die Worte beisammen, die man sagen will; und wenn der am andern Ende gleich weiß was er antworten soll, so ist die Antwort fast so geschwinde da, als man im gewöhnlichen Leben auf ein „guten Morgen"! ein „schön Dank!" sagt. — Wie weit ist's doch von Paris nach Berlin und von da wieder nach Frankfurt am Main! und doch braucht eine Nachricht von Paris über Berlin nach Frankfurt keine 24 Stunden, mit all der Zeit, welche doch das Weiterspediren derselben auf den einzelnen Stationen in Anspruch nimmt.

Wer hätte so etwas gedacht in der Zeit als man noch ungeheure Holzgestelle auf die höchsten Bergspitzen und große riesenarmige Windmühlflügel auf die Thürme baute, um, wenns der Regen oder der Nebel gnädig erlaubte, in die Ferne zu winken und durch allerlei Geschlägel der Telegraphen-Arme zu sagen, was man wollte. Ja, es ist ungeheuer, aber prächtig, nur nicht für die Spitzbuben, die man fangen will, weil sie bald nirgend mehr ankommen können, wo man nicht vorher schon wüßte, daß sie kommen. Es hat mir einer gesagt, diese wundersame Kraft des Electro-Magnetismus, die man jetzt erst anfangen lerne zu benützen, werde noch die ganze Welt umgestalten, und ich glaub's. Es wird so gar lange nicht währen, bis wir jeden Morgen unsern guten Freunden in Wien, wohl selbst in Amerika, einen schönen Gruß vermelten, und auf unsere Frage nach ihrem Befinden gleich darauf ein „gut" oder „so so" zurückerhalten können. Zwischen Edinburgh und London kommt das schon vor.

Für die Zeitungsschreiber ist diese Telegraphie von großer Wichtigkeit, und wenn sich der Bote einmal mit dem Wochenblatte associrt, so haben sie in kürzester Frist alle telegraphischen Nachrichten so schnell wie die Kölner Zeitung oder die Times in London. Das wird sehr schön werden! Aber ein Apropos ist doch dabei selbst für die Zeitungsschreiber. Wer hat nicht schon von Flüstergalerien gehört? Eine Flüstergalerie ist nämlich so gebaut, daß Einer in einer Ecke etwas ganz leise gegen die Wand spricht, und der Andere, der an der entsprechenden Stelle auf der ganz entgegengesetzten Seite steht, hört und versteht das Gesagte ganz deutlich. So kommt mir fast die Geschichte mit den electrischen Telegraphen vor, nur etwas grandiöser. Nun meine ich, es könne am Ende noch so weit kommen, daß man gar keine Zeitungen mehr lieſt und hält, sondern, wie jetzt auf ein Lesezimmer, so in ein großes Gebäude geht, wo in verschiedenen Sälen die Nachrichten aus den verschiedenen Welttheilen und Ländern frisch mit dem Telegraphen ankommen und sogleich mündlich ausgegeben werden. Damit wird Zeit gespart, und die Augen werden geschont, und strenge Preßgesetze werden auch fast überflüssig. Wenn wir solche Wisperſäle einmal haben, dann möget ihr Zeitungsschreiber und Drucker lamentiren, wie ihr wollet, was geht das uns Publikum an? wir sind durch den Fortschritt offenbar im Vortheil. Haben doch die Perückenmacher auch Zeter geschrieen, als die Zöpfe und Perücken dem Fortschritte weichen mußten, und kein Mensch hat sich ihres Jammers erbarmt, mög' es euch Zeitungsschreibern und Druckern immerhin ebenso ergehen. Es lebe die Telegraphie!

Digitized by Google

In den Straßen von Paris.

In keiner Stadt flanirt*) man, wie in Paris; in keiner Stadt der Welt hat die Kunst des Flanirens eine so systematische Ausbildung erhalten, wie in Paris. In London, der einzigen Stadt Europa's, die mit Paris concurriren könnte, bemerkt man nichts von Flaniren. Der Fremde, der nach London kommt, sieht sogleich, daß die Themsestadt im Schweiße ihres Angesichts arbeitet, ihre Lungenflügel keuchen unaufhörlich auf und ab, die Hetzpeitsche des Erwerbes treibt Jeden, nur die Ellenbogen helfen durch das gewaltige Menschengewühl, für den Fremden dagegen, der nach Paris kommt, gewinnt es den Anschein, als ob ganz Paris flanire, in dem Pariser Straßenunmulte liegt Anmuth und Grazie, in dem Londoner Straßentumulte liegt, klar ausgesprochen, Erwerbsgier und Grobheit.

Zu dem Flaniren in Paris, mein guter deutscher Leser, gehört doch noch etwas mehr, als ein Paar gut versohlter neuer Stiefel; es gehört dazu vor allen Dingen Menschenkenntniß, ja noch mehr, es gehört dazu eine gute Portion positiven Wissens, es gehört dazu die Kenntniß und das Verständniß der Geschichte, welche hier überall aus den Steinen zu Dir redet und welche überall in tausend Zungen an das Ohr schlägt. In den Straßen von Paris mit Erfolg, mit Geist flaniren, heißt das Leben in seiner ganzen Mannichfaltigkeit erkennen und genießen. Deutsche Professoren, deutsche Philosophen bringen es selten zu dem richtigen Flaniren in Paris, denn man flanirt nicht mit gelehrten Citaten und nicht mit methaphysischen Kategorien, man flanirt nur mit richtigem Scharfblick. Am weitesten in der großen Kunst des Flanirens ist der Pariser Gamin gekommen, diese Blüthe von Paris, diese Stärke aller Revolutionen.

Die meisten Deutschen und Engländer, die nach Paris kommen, absolviren Paris, wie man einen gelehrten Cursus absolvirt, und dieser schwerfälligen Anschauung geht gerade der unaussprechliche Reiz des Pariser Lebens verloren. Wer Paris kennen lernen will, der trenne sich von dem schwerfälligen Systeme seiner Landsleute, der fange, auf eigene Faust, in den Pariser Straßen an, ohne Furcht, in einige Verlegenheit zu kommen, ohne Furcht, mit etwas Koth bespritzt zu werden.

Also hinein in die Pariser Straßen, in die straffen Schlagadern der Riesenstadt, in denen nicht blos das bunte Leben des Tages sich entfaltet, in denen auch die Geschichte Europas nur zu oft ihren Umzug hält, bald mit der Narrenkappe, bald mit von Blut triefenden Gewändern. Das Pariser Straßenleben ist ein durchaus anderes, je nach den verschiedenen Quartieren der Riesenstadt, in denen wir uns gerade befinden. Diese verschiedenen Quartiere, welche zusammen verbunden das große Paris bilden, stehen sich zum Theil wie die wunderbarsten Contraste gegenüber, durchaus verschieden durch ihre Geschichte, getrennt durch den Charakter, die Lebensart, die Sitte, die Eigenthümlichkeit ihrer Bewohner. Vergleicht die Bewohner des Quartier Latin mit den Bewohnern und den Spaziergängern des Boulevards, findet einmal zwischen den Bewohnern der Rue d'Antin und den Umgebungen der alten Notredamkirche eine Vereinigung! Die ungeheuersten Gegensätze sind es grade, aus denen Paris sich bildet.

Beobachten wir aber heute, ehe wir in die großen Gegensätze eingehen, einige allgemeine Erscheinungen und Bilder des reichen Pariser Straßenlebens, sey der Leser für heute mit einigen allgemeinen Pinselstrichen zufrieden. Ja, das ist wahr, Paris macht seinem alten Namen Lutetia auch heute noch vollkommen Ehre, der Schlamm der Seine-Inseln und des Seine-Ufers ist noch immer nicht eingetrocknet, obgleich Geschlechter auf Geschlechter ihn eingestampft haben, dieser eigenthümlich consistente Schlamm ist die breiteste Grundlage des Pariser Straßenlebens. Der Pariser weiß auch dieses Element seines Daseyns graziös zu behandeln, mit eigenthümlicher Anmuth hüpfen die Pariser Damen, die Frauen der vornehmen Welt, wie die Grisetten, über den tiefsten Schlamm, ohne auch nur den Saum ihres Kleides, ohne den weißen Strumpf, der das allerliebste Bein umschließt, irgend wie zu beschmutzen; eine brave, deutsche Hausfrau würde bis an die Knöchel versinken. Der Pariser windet sich wie ein Jagdhund in den engsten, schmutzigsten Straßen durch alle die Fuhrwerke durch, welche durcheinander jagen, ohne auch nur vom Kothe bespritzt zu werden, man sehe nun unsere Landsleute und die fest und solide auftretenden Engländer, wie sie zugerichtet werden; selbst auf den Boulevards haben sie sich nicht selten das mitleidige Lächeln der Franzosen gefallen zu lassen.

Das Pariser Straßenleben schweigt kaum auf einige Stunden nach Mitternacht; auf den Boulevards brennen, bei besonderen Gelegenheiten, die Gaskränze der großen Cafés und Restaurants bis in den hellen Morgen hinein und wenn das Volk der Blousenmänner aus seinen Faubourgs zu schwerer Tagesarbeit in die innere Stadt strömt, begegnen ihm die von den sublimsten Genüssen der Nacht erschöpften Abenteurers und vornehmen Schwärmer. Wo in

*) Müßig umherschlendern, behaglich passend die Straßen durchziehen.

Digitized by Google

Paris das Abendleben aufhört, fängt mit wenig Unterbrechung das Tagesleben wieder an; wenn die eine Welt in die seidenen Betten fällt, erhebt sich die andere von den Strohsäcken der Mansarden und will zum Verdienst, zur Arbeit auf die Straße. Die entlegenen Stadttheile von Paris, wo sich die Armuth, das Elend zusammendrängt, bieten, wenn der bleiche Schimmer des ersten Morgenstrahls in das große Nebelmeer fällt, womit Paris sich bedeckt, einen ganz eigenthümlichen Anblick, das Volk der Arbeit, das Volk der Revolutionen steigt auf die Straßen herab. Die Lumpensammler und Lumpensammlerinnen, für welche auch im elendesten Kehricht noch Werth steckt, die Colporteure der Zeitungen in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen, die Savoyarden, diese Pariser Irländer, sind die ersten, welche erscheinen. An den Straßenecken beginnen die Bratpfannen zu glühen, wo die Arbeiter, wenn sie zur Arbeit gehen, für wenige Sous in Bratkartoffeln oder gebratenen Kastanien ihr Frühstück besorgen können, die kleinen Weinkrämer, die Epiciers öffnen ihre Läden, Bäckerburschen tragen das Brod aus, die Stiefelputzer fangen allmälig an, an den Quais, an den Brückenköpfen, an den Straßenecken ihre Position einzunehmen.

Die höheren Klassen von Gesellschaft liegen jetzt im Schlafe begraben. Die Maschinen der Fabriken fangen jetzt an zu keuchen, zu den Barrieren hinein ziehen auf dürftig bespannten Karren zum Theil auf Eseln Männer und Weiber, die Bewohner des Landes, um Paris mit dem ungeheuern Mundvorrathe zu versorgen, den es alle Tage verschlingt. Die Schlächter, die feinen Fleischwaarenhändler, von denen es sich erwiesen hat, daß sie selbst mit giftigen, der Gesundheit gefährdenden Substanzen das Fleisch vor Verwesung zu schützen suchen, öffnen ihre Boutiken, die verwässerte Milch wird von Straße zu Straße, von Haus zu Haus gebracht, auf unzähligen Märkten ordnen sich in der geschmackvollsten Weise alle die Eßwaaren, welche Paris heute verschlingen soll und die fürchterlichen Damen der Halle fangen an auf ihren Pythia-Sitzen Platz zu nehmen. Auf diesen Märkten kauft Du nichts anders als Geflügel, auf jenen Märkten kauft Du nichts anders als Fische, und ungeheure Austernberge werden aufgeworfen. Auf diesen Märkten nur Fleisch, auf jenen nur Gemüse, auf diesen dort endlich nur Blumen, eine wahre Feenpracht, herrlich die Atmosphäre mit ihrem Dufte erfüllend und das Auge durch ihre Frische und Zartheit ergötzend. Paris rüstet sich dem Tage entgegen.

Die öffentlichen Fuhrwerke fangen an, die Straßen zu durchkreuzen, die Gazelles, die Hirondelles, die Favorites, die Lutetiennes, die Parisiennes und wie sie alle heißen. Es nimmt das Leben von Minute zu Minute einen neuen außerordentlichen Aufschwung. Die Häuser, die Boutiken entpuppen sich, das Leben der Straße wird immer bunter und wilder. In den alten Kirchen an denen Paris so reich ist, erscheinen die Geistlichen an den Altären, in den alten Glasmalereien brechen sich die Morgenlichter, und eine gläubige Menge, meistens Proletarier in Blousen und arme Weiber, liegen im stillen Gebete auf den kalten Steinen, um nach der Morgenarbeit an's schwere Tagwerk zu gehen. Das Pariser Straßenkonzert beginnt, eine Unmasse von Ausrufern brüllt und schreit durcheinander, kaum sind es noch menschliche Töne zu nennen, wodurch sie sich bemerklich machen, die Wasserverkäufer, die Kleiderhändler, die Glaser, die Orangenhändlerinnen, die Limonadiers, die Eierweiber, die Gemüsekärner, alle möglichen Sorten von Käufern und Verkäufern wetteifern mit einander nicht blos durch die Stimme, nein auch durch Pfeifen und Trommeln, um die Aufmerksamkeit von Paris anzulocken.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Assisenverhandlungen.

Sitzung vom 4. März.

Peter Burg, 20 Jahre alt, Tagner, geboren und wohnhaft zu Rechtenbach, vertheidigt durch den Hrn. Rechtskandidaten Loew, wurde schuldig erkannt, zum Nachtheile, des Pfarrers Kalbfuß zu Rechtenbach in der Nacht vom 18. bis 19. November, mittelst Einsteigens in ein zu einem bewohnten Hause gehörigen Oekonomiegebäude ungefähr zwei Malter Korn entwendet zu haben.

Das Assisengericht verurtheilte den Schuldigen zur Strafe der Zwangsarbeiten auf die Dauer von fünf Jahren.

Sitzung vom 5. März.

Helena Kölsch, 25 Jahre alt, Dienstmagd von Lambrecht, vertheidigt durch den Herrn Advokaten Golsen.

Die Eheleute Rhein in Lambrecht hatten im Dezember vorigen Jahrs die Angeklagte in Dienst genommen. Später verbreitete sich in der Gemeinde das Gerücht, dieselbe sey schwanger und deßwegen aus Neustadt ausgewiesen worden. Da sie jedoch die Nachrede als verläumderisch erklärte, wurde sie als Magd beibehalten.

In der Neujahrsnacht stand die Ehefrau Rhein auf, weil ihr Kind unruhig war; sie bemerkte, daß

Digitized by Google

die Angeklagte, welche in demselben Zimmer schlief, ebenfalls auffuhr und hinauseilte, indem sie vorgab, heftige Leibschmerzen zu haben.

Dieselbe kam nach ohngefähr einer Viertelstunde zurück und legte sich wieder zu Bette. Später ging sie noch einmal aus dem Zimmer, worauf die Ehefrau Rhein wieder einschlief ohne etwas Weiteres zu bemerken.

Am andern Morgen fand man Spuren, die darauf deuteten, daß die Angeklagte in jener Nacht ein Kind geboren haben möge, sie wurde hierüber zur Rede gestellt und durch eine Hebamme untersucht, welche die unzweideutigsten Merkmale einer vor Kurzem stattgefundenen Geburt entdeckte.

Es wurde nun eine Untersuchung eingeleitet und die Angeklagte gestand alsbald dem k. Friedensrichter von Neustadt, daß sie wirklich ein Kind, welches aber todt gewesen, geboren habe. Sie habe dasselbe in einen Unterrock gewickelt, im Hofe unter die Kelter gelegt und ihm dabei den Kopf an ein Brett gestoßen. Des Morgens sey sie ganz wohl gewesen, habe ihre Arbeit wie gewöhnlich verrichtet, und dann das Kind in den Bach geworfen. Man fand auch wirklich die Kindesleiche an einem Wehr hängend; sie wurde herausgezogen und von der Mutter anerkannt.

Da der dringendste Verdacht eines verübten Verbrechens vorlag, so wurde die Angeklagte verhaftet.

Aus der Leichensichtigung ergab sich, daß das Kind, männlichen Geschlechts, noch der Geburt lebte, und durch Zerschmetterung des Schädels getödtet wurde, allein die öffentlichen Verhandlungen lieferten den Beweis nicht, daß diese Tödtung freiwillig geschah. Die Geschwornen erklärten die Helena Kölsch der Tödtung ihres Kindes aus Unvorsichtigkeit schuldig, worauf sie das Assisengericht zu einer korrektionellen Gefängnißstrafe von zwei Jahren verurtheilte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Kürzlich sah man einen Fuchs in einen kleinen Felsenspalt am Holstein (einer Felsenwand von Jurakalk), eine Viertelstunde südlich von Gamertingen im Fürstenthum Hohenzollern-Sigmaringen am westlichen Gebirgskamm der Lauchert in schneller Eile sich flüchten. Man legt eine Falle und findet später beim Nachsehen einen Fuchsfuß in derselben. Die Fährten gingen bergein. Ein kühner Erzgräber, Melchior Bender, kroch durch die enge und gekrümmte Felsenschlucht und betrat den Eingang zu einer bisher gänzlich unbekannten Höhle. Bei der Untersuchung, welche am 19. Februar geschah, ergab es sich, daß es eine sehr schöne Tropfsteinhöle ist mit bisher entdeckten fünf Hauptabtheilungen. Die Tropfgehänge (Stalaktiten) bilden die schönsten Figuren, wie Orgelpfeifen Heiligenbilder, Ruinen, Köpfe und so weiter. Es liegen calcinirte und frische Thierknochen umher, Reste der von Raubthieren hierher geschleppten Thiere. Gregnoft Schefoid, der bei der Untersuchung mitwirkte, räth der Stadtgemeinde Gamertingen, diese Naturschönheit zugänglich zu machen, zu reinigen und das aufgefundene Merkwürdige an einen geeigneten Ort in der Stadt für Reisende und solche, welche die Höhle besuchen werden, aufzubewahren. Eine Tabaksdose entdeckte die Erpfinger Höhle und ein Fuchs die Gamertinger.

Welch' ein Capital die Führung eines englischen Journalverlags erfordert, mag aus beifolgender Notiz entnommen werden. — Die Times zahlt jährlich der Regierung folgende Abgaben:

für Papierzoll	110,000 Thlr.
„ Stempelgebühren	400,000 „
„ Zoll auf Inserate	130,000 „

in Summa also 640,000 Thlr. jährlich.

Keine Bagatelle.

Der Bote ist gestern Abends in's Plauderstübchen gekommen mit einem großen Papier voll großer Buchstaben. Er hatt's stillschweigend an die Wand gehängt, und es sah so zu sagen aus wie eine Wandfibel in einer Schulstube. Vorn dran war eine mächtig große Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger gedruckt, was immer so viel heißt als: Aufgepaßt! Da traten sie hin, der Kunz, der Michel und die Genossen alle und lasen die Ueberschrift, und sie hieß: „**Preßgesetz.**" Im Hintergrunde aber stand der Drucker lautlos und bleich.

„So," sagte endlich der Bote ernst, ja finster: „Da habt ihr jetzt die Preßfreiheit, sie ist eine Märzerrungenschaft. Schreibe sich jeder die etliche fünfzig Artikel fest ins Gehirn und, wo möglich, auch mit chemischer Dinte auf die Nägel der drei Schreibfinger, damit sie nicht ausgekratzt werden und euch allezeit vor Augen und im Herzen sind. Es ist schwer, sehr schwer, das alles zu halten und zu behalten, aber wer es vergißt kann Unheil über sich und andere bringen. Und nun lasset uns noch einen Stoßseufzer beten."

Und sie thaten also und sprachen: „Herr, behüte uns! Amen!"

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 21. Kaiserslautern, Donnerstag 14. März **1850.**

In den Straßen von Paris.

(Schluß.)

Und nun überall in den Straßen, an den Plätzen, wo nur irgend ein Platz dazu ist, diese riesenhaften Anschlagzettel, die nur noch nach Ellen gemessen werden. Alles wird an die Straßenecken gebracht, nichts ist zu unbedeutend, nichts ist zu hoch für diese Pariser Straßenecken und ihre Annoncen. Die riesigen Quais der Seine entlang breiten Antiquare Bibliotheken aus, die sich an Werth und Inhalt mit mancher deutschen Staatsbibliothek würden messen können.

Mit Trommelklang und Blechmusik, den riesigen, bebärenmützten Tambour-Major voran, rückt das rothbehos'te Militär aus den Kasernen zu Uebungen auf dem Marsfelde, wenn friedliche Tage sind und wenn man es nicht für nöthig hält, Kanonen mit brennender Lunte für die Pariser Straßen und Plätze in Bereitschaft zu halten. Mit Mühe kommen die militärischen Züge durch die belebten Straßen, das Volk der Blousenmänner steht an den Straßenecken, vive la ligne! hört man rufen, die Soldaten nicken und lächeln. An anderen sammeln sich kleine Trupps der Pariser Nationalgarde, um auf den Mairieen der verschiedenen 12 Aroudissements, in welche Paris getheilt ist, Wache zu thun, immer voraus die zum Theil recht allerliebsten Marketenderinnen, in männlicher, halb militärischer Kleidung mit bandbeputztem Hute, die französische Vivandière.

Und immer höher und höher gipfelt sich das Leben des Pariser Tages, die Straßenbilder werden immer mannichfaltiger, das Auge unterscheidet kaum noch in dem großen Eindrucke, den das Ganze macht, die einzelnen Punkte, und doch übt gerade die Beobachtung alles Einzelnen in dem großen Ganzen einen besonderen Reiz aus. Die Kinder der vornehmen Welt erwachen, die Stunde der Toilettenkünstler hat geschlagen, man sieht sie mit ungeheuerer Hast die Straßen durchstreichen, um die Jugend schöner, das Alter leidlich zu machen. Pariser Toilettenkünste! Die wollen was sagen! Die möge man Nachmittags auf dem Boulevards, Abends in der großen Oper oder bei den Italienern studieren! Im stillen, reizenden Garten des Luxemburg finden sich Grasen, einsame Denker und Wärterinnen mit ihren Kindern ein, in den weit stolzeren Garten der Tuilleries fängt die vornehme Welt an, sich ein Rendezvous zu geben, in dem Garten des Palais-National, wo die Boutiken mit Millionen strahlen und wo es ab- und zuschwärmt in den Café's und Restaurationen, bei Very und Vefour, erscheinen die schönen, lebhaften Pariserinnen, auf Stühlen, die man für wenige Sous miethet, gruppiren sie sich, in vollster Blumenpracht, im Garten umher, jubelnde Kinder spielen Ball und treffen damit nicht selten alte Herren, die, in Zeitungs-Lectüre vertieft, hin- und hergehen. Die Börse, bei der rue vivienne, schwirrt wie ein Bienenkorb. Ist die dreiprocentige Rente gefallen? Ist sie gestiegen?

Mit dem Diner beschließt das Paris, welches es haben kann, die ernste Thätigkeit des Tages. Das Paris, welches es haben kann! Das sind die wenigsten, die meisten Hunderttausende sind auch nach dem elenden Mittagstisch an die Sisyphusarbeit gefesselt, welche die Noth und das Elend ihnen aufgelegt haben. Erst spät Abends beginnen vor den Barrieren die freien Stunden der Arbeiter, während die feine Welt schon lange bei den Italienern oder in diplomatischen Salons Langweile empfunden hat, während in den Café's schon lange die Dominosteine rasseln. Vor den Barrieren singt bei billigem Weine die Marseillaise; auf den öffentlichen Bällen rasen die Studenten mit ihren Grisetten in den Chaucan hinein, Paris ist von ungeheuern Gasgürteln umschlungen, welche Tageshelle verbreiten, die Seine, von Charenton bis zum Pont d'Jena, strahlt in dieser ganzen Ausdehnung mit dem prächtigen Geschmeide, vor den Palästen der Großen, der Bourgeois, der Staatsbeamten halten die dichten Reihen der Equipagen, dort oben tanzt man in orientalischer Blüthenpracht, und hier auf den Straßen hängen sich zweifelhafte Weibsbilder, jung und alt, an deine Fersen,

Digitized by Google

brodlose Arbeiter treten an dich heran und flüstern um eine Gabe. Kommst du aber in die entlegene Quartiere, wo das Gas einer traurigen Dunkelheit weicht, so magst du immer einmal mit gefährlichen Blicken und mit drohenden Mienen um eine Gabe angesprochen werden. Das ist ein Stückchen Paris, aber nur ein ganz kleines dürftiges Stückchen, auf den Straßen der Weltstadt aufgesammelt, das Leben strahlt hier in tausend und aber tausend Reflexen, dem Philantropen sowohl, wie dem Menschenfeinde muß dieses Ungeheuer von Stadt die wunderbarste Aufregung bieten.

Und ist es nicht wunderbar, trotz der furchtbaren, blutigen Katastrophen, welche Paris so oft durchwühlt haben, trotz des häufigen Bürgerkampfes, auf seinem historischen Straßenpflaster, trotz des Kampfes zwischen Besitz und Nichtbesitz, der hier sich schon zum Schauder für die ganze Welt blutig entwickelt, dieses wächst und gedeiht weiter. Es läßt sich durch nichts irre machen. Heute Blut, Barrikaden und Kanonendonner in seinen prachtvollen Straßen, morgen beginnt schon wieder das alte Leben in seinen großen ungeheuren Kreisen. Darin liegt etwas ganz Erstaunliches. Paris ist, wie eine kernätische Schlange. Schlagt man ihr einen Kopf ab, hundert wachsen wieder. Die Schrecken des Junikampfes, die furchtbaren Cavaignac'schen Kanonaden, wer bemerkt davon noch eine Spur in den großen Tableaux dieser Straßen.

Korrespondenz.

Assisenverhandlungen.

(Fortsetzung.)

Sitzungen vom 6., 7., 8. und 9. März.

Andreas Koob, 28. Jahre alt, Ackersmann von Fußgönnheim, vertheidigt durch den Herrn Advokaten Golsen.

Am 21. Mai vorigen Jahres, entdeckte man in einem zwischen den Dörfern Ruchheim und Fußgönnheim gelegenen Weiher eine männliche Leiche, die für die des Küfers Joseph Mersinger von Ruchheim erkannt wurde. Die Beine waren mit einem Hosenträger fest zusammengebunden und somit ziemlich klar, daß Mersinger sich nicht freiwillig den Tod gegeben, sondern, daß die Hand eines Mörders seinem Leben ein Ende gemacht hatte.

Am 21. Mai wurde der Tod Mersingers in den umliegenden Ortschaften bekannt; auch der Angeklagte erhielt bald davon Kunde. Er begab sich an den Ort wo die Leiche lag, und erzählte dort den Leuten, daß er am 18. Mai an Mersinger 200 Kronenthaler bezahlt und von diesem darüber eine Quittung in Händen habe.

Schon am Morgen desselben Tages zeigte er diese Quittung, sich angeigeentlich erkundigend, ob sie auch richtig sey. Mehreren Personen, welche über Bezahlung einer so bedeutenden Summe in jetziger Zeit erstaunt waren, antwortete Koob, daß er im März oder April v. J. beim Roden seines Gartens 200 Kronenthaler gefunden habe, die alle mit den Jahrezahlen 1770 und 1778 versehen gewesen seyen.

Dieses sonderbare und ängstliche Erkundigen über die Richtigkeit der fraglichen Quittung, sowie das häufige Erzählen der an Mersinger angeblich geleisteten Zahlung fiel den Bewohnern von Fußgönnheim sehr auf, und Viele kamen auf den Gedanken, diese Quittung müsse mit dem Tode Mersingers im Zusammenhange stehen. Der in Ellerstadt wohnende Bruder des Ermordeten gab geradezu die Erklärung ab, daß er den Verdacht hege, als habe der Angeklagte die Quittung fabrizirt und seinen Bruder getödtet, denn er sey diesem eine bedeutende Summe schuldig und habe ihn auch vor etwa zwei Jahren mißhandelt. Die sowohl wegen des Mordes, als wegen Fälschung geführte Untersuchung hat ergeben, daß der gegen den Angeklagten entstandene Verdacht bezüglich der Fälschung wohlbegründet war.

Koob schuldete wirklich dem Joseph Mersinger seit einigen Jahren 600 — 700 fl. Als letzterer keine Zahlung erhalten konnte, stellte er im Jahr 1847 eine Klage an. Die Sache wurde jedoch später durch Vergleich dahin geschlichtet, daß Koob sich verbindlich machte an Mersinger 525 fl, sowie die erwachsenen Kosten mit 52 fl. zu bezahlen. Es wurden ihm Fristen gestattet auf Weihnachten 1848 und die folgenden Jahre, die der Schuldner aber nicht einhielt, weßhalb er am 17. Januar 1849 von dem Friedensgerichte zu Mutterstadt für ein Fünftheil der Schuld verurtheilt wurde. Auch hier sind ihm wieder Fristen gestattet worden, so daß er am 18. Mai 1849 seinem Gläubiger nicht mehr als die Hälfte eines Fünftheils der Schuld zu entrichten genöthigt war. Und dennoch wollte er an diesem Tage demselben 540 fl. bezahlt haben. Einer solchen Behauptung stund aber auch noch entgegen, daß Koob stets in Geldverlegenheit war; daß er damals die Erndte des verflossenen Jahrs schon zur Tilgung von Schulden verkauft hatte; daß er andere weit dringendere Schulden nicht bezahlte, von einem Bäcker das Brod auf Credit bis nach der Erndte nahm und bei der Haussuchung nur im Besitz von einigen Kreuzern war.

Unter solchen Umständen war der Angeklagte gleich-

Digitized by Google

sam gezwungen, zur Hebung eines Schatzes seine Zuflucht zu nehmen; aber der abenthenerliche Fund von 200 Kronenthaler konnten seinen Angaben keinen Glauben verschaffen, denn jeder andere würde mit dem angeblich im März oder April schon gefundene Geld fällige Schulden getilgt und für die nothwendigsten Bedürfnisse seiner Familie gesorgt, keinenfalls aber die bedeutende noch nicht zahlbare Summe an Mersinger entrichtet haben.

Koob gab an, daß sich unter den fraglichen Kronenthalern geschwärzte von besonderer Prägung befanden hätten. Damit wollte er die Zahlung glaubhafter machen, indem er wußte, daß man unter dem Nachlaß seines Gläubigers solche Geldstücke finden würde; allein auch dieser Kunstgriff schlug fehl, da der Angeklagte einem Zeugen erzählt hatte, daß er früher dergleichen bei Mersinger gesehen. Auch fand man bei der Entsiegelung der Verlassenschaft Mersingers gar keine Kronenthaler, sondern überhaupt nur 1 fl. 31 kr. an Geld.

Abgesehen von allen diesen höchst belastenden Anzeigen lieferte die Quittung selbst und die Art und Weise wie solche aufgefunden worden, ein schlagendes Moment für die Schuld des Angeklagten. Diese Quittung, welche Koob bei den Untersuchungsbeamten als ächt qualifizirte wurde dreien Experten vorgelegt, welche erklärten, daß die darunter befindliche Unterschrift Mersingers falsch sey, und höchst wahrscheinlich von der Hand des Angeklagten herrühre. Koob hat aber auch von dieser Quittung dadurch wissentlichen Gebrauch gemacht, daß er sie den Anforderungen der Erben Mersingers entgegensetzte. Das Bezirksgericht zu Frankenthal verschob hierauf sein Urtheil bis zur Erledigung der Kriminalklage.

Der praktische Arzt Dr. Emmerich von Mutterstadt besichtigte die aufgefundene Leiche Mersingers; und konstatirte an derselben bedeutende Blutaustretungen und Hautwunden. Es scheint, daß in der Nähe des Weihers in dem man die Leiche fand, ein harter Kampf statt fand, da der Boden an mehreren Stellen zerstampft war. Auch wurden daselbst mehrere Fußspuren entdeckt, wovon die eine mit den Stiefeln Mersingers, die andere mit den Sonntagsstiefeln des Angeklagten harmonirten. Auf den Grund der an der Leiche gefundenen Verletzungen ging das ärztliche Gutachten dahin, daß Joseph Mersinger durch fremde Hand einen Erdrosselungsversuch erlitten habe und hernach ertränkt worden sey.

Am 20. Mai vorigen Jahrs, am Tage vor der Auffindung der Leiche, verließ Mersinger seine Wohnung und ging gegen Fußgönnheim zu, in welchem Orte er von dem Angeklagten, der sich daselbst auf einer Kegelbahn befand, gesehen und angeredet wurde. Ein Zeuge hörte dort Drohungen gegen Mersinger ohne bestimmen zu können, ob diese von Koob oder einem Andern ausgestoßen wurden. Um 4 Uhr des Nachmittags kam Mersinger bei seinem Bruder Claudius zu Ellerstadt an, wo er sich bis 6½ Uhr verweilte, und dann sich wieder entfernte. Er ging auf dem Rückweg nicht wieder durch Fußgönnheim, sondern schlug einen Fußpfad ein, der an dem erwähnten Weiher vorbeiführt, kam aber nicht mehr in seiner Wohnung an.

An jenem Sonntag (20. Mai) gegen 8 Uhr des Abends, entfernte sich der Angeklagte aus seiner Wohnung und ging gegen Ellerstadt zu, von dieser Zeit an bis 10 Uhr kam er nicht mehr nach Hause. Er leugnete anfänglich seine Abwesenheit, doch mußte er später zugeben, nach dem Nachtessen ausgegangen und mit einem Bekannten gesprochen zu haben. Nun wollte er auf einen Acker gegangen, aber bald wieder zurückgekehrt seyn, und sich nach einigen häuslichen Verrichtungen um 10 Uhr zu Bette gelegt haben.

Diese Angabe wurde aber durch die Aussage seiner Dienstmagd widerlegt, welche zwar anfänglich mit dem Angeklagten übereinstimmte, aber auf die Vorstellungen des Untersuchungsrichters unter heftigem Weinen erklärte, daß Koob sie verleitet habe, zu sagen, sie sey den ganzen Abend bei ihm im Hause, welches er nicht verlassen, gewesen. Derselbe sey aber nach dem Nachtessen fortgegangen und erst um 10 Uhr wieder heimgekehrt. Auch die Ehefrau des Angeklagten und sein damaliger Dienstknecht stimmten mit dieser Erklärung vollkommen überein.

Der Angeklagte steht in keinem gutem Rufe; er wurde schon zweimal wegen Mißhandlung zuchtpolizeilich bestraft, und vor einigen Jahren wegen Mordversuchs in Untersuchung genommen, aber wieder freigelassen.

Trotz der vorliegenden Verdachtsgründe konnten die Geschwornen aus den öffentlichen Verhandlungen die Ueberzeugung nicht gewinnen, daß Koob den ihm zur Last gelegten Mord verübt habe; sie erklärten aber denselben schuldig: im Monat Mai ahhin eine Privaturkunde dadurch verfälscht zu haben, daß er in betrügerischer Absicht, zum Nachtheil des Joseph Mersinger, Küfers zu Ruchheim, dessen Unterschrift beifügte und von dieser Urkunde, wissend daß sie falsch sey, in betrügerischer Weise Gebrauch gemacht hat.

In Folge dieser Erklärung verurtheilte das Assisengericht den Schuldigerkannten zur Strafe der kriminellen Einsperrung auf die Dauer von 7 Jahren, zu einer Geldbuße von 46 fl. 40 kr. und zu den Kosten der Prozedur.

Digitized by Google

Sitzung vom 9. März.

1. Jakob Krauß, 17 Jahre alt, Sohn des Fuhrmanns Johannes Krauß auf der Geiswiese bei Elmstein, vertheidigt durch den Herrn Advokaten Glasser.

2. Friedrich Serr, 37 Jahre alt, Winzer zu Weyher, vertheidigt durch den Herrn Advokaten Gulden.

Am 26. Mai vorigen Jahres entdeckte der Schlaghüter Johann Kaufmann von Weyher, daß in dem Hainfelder Gemeindewald von dem dort sitzenden kiefern Scheitholz ein großer Theil entwendet war. Zugleich begegnete ihm der Angeklagte Serr, welcher auf einem Karrn eine Quantität solchen Holzes zum Walde hinausfuhr. Der Schlaghüter machte von dieser Wahrnehmung dem Revierförster von Weyher Anzeige und es wurde ermittelt, daß Serr das fragliche Holz dem Bäcker Schreiber zu Rhodt verkauft hatte.

Die Sache kam in der Sitzung des Bezirksgerichts zu Landau zur Verhandlung und Serr producirte als Entlastungszeugen den Angeklagten Jakob Krauß. Auf die Wichtigkeit und Heiligkeit des Eides aufmerksam gemacht, legte derselbe ein dem Beschuldigten günstiges aber mit dem bereits festgestellten Thatbestand in offenbarem Widerspruch stehendes Zeugniß ab. Da hierdurch die Sache zweifelhaft ward, so remittirte das Gericht dieselbe zur weiteren Instruction, indem es auch im öffentlichen Interesse lag, zu ermitteln, wer falsches Zeugniß abgelegt habe, die Belastungszeugen oder Krauß.

Durch die fortgesetzte Instruction wurden nicht nur die Belastungsmomente der fraglichen Holzentwendung festgestellt, sondern auch der Beweis geliefert, daß Krauß von Serr durch Versprechungen zum falschen Zeugniß verleitet worden war.

In den Verhören und auch bei der öffentlichen Verhandlung suchten die beiden Angeklagten die ihnen zur Last gelegten Verbrechen in Abrede zu stellen, jedoch ohne Erfolg. Die Geschwornen erklärten beide schuldig; Krauß wurde zur Einsperrung, Serr zu Zwangsarbeiten auf die Dauer von 5 Jahren verurtheilt.

Sitzung vom 10. März.

Jacob Schmidt, 18 Jahre alt, Schlossergeselle von Neustadt, vertheidigt durch den Herrn Rechtskandidaten Schlager, wurde schuldig erkannt: am 6. Dezember v. J., zur Nachtzeit, aus dem Wohnhause des Winzers Wiedemann zu Haardt, mittelst Einsteigens und Erbrechens eines Kleiderschrankes die Summe von 308 fl. entwendet zu haben. Das Assisengericht verurtheilte denselben zur Strafe der Zwangsarbeiten auf die Dauer von 5 Jahren.

Sitzung vom 11. März.

Gottfried Peter, 20 Jahre alt, Maurer, wohnhaft zu Riesenheim, vertheidigt durch den Herrn Rechtskandidaten Hoffinger.

Am 19. September vorigen Jahres entstanden in dem Wirthshause des Tobias Iffland zu Riesenheim bei Gelegenheit einer Tanzmusik Streitigkeiten. Während derselben wurde ein gewisser Johann Schneider, Ochlschläger von da, durch den Wurf eines Schoppengla'es an der Oberlippe und an dem Auge so schwer verletzt, daß das Sehvermögen an diesem Auge für immer vernichtet ist.

Es war der Angeklagte, welcher den Wurf führte, was mehrere Zeugen sahen. Es scheint zwar, daß derselbe nicht die Absicht hatte, den Johannes Schneider zu treffen, da dieser nicht die geringste Veranlassung zu einer so brutalen Handlung gegeben hatte; allein darauf kam es nicht an; es reichte hin, daß die That freiwillig geschah, indem der Wurf einem Gegner des Angeklagten gelten sollte.

Die Geschwornen erklärten den Gottfried Peter der kriminellen Verwundung, wozu er gereizt gewesen schuldig und das Assisengericht verurtheilte denselben zu einer korrektionellen Gefängnißstrafe von einem Jahre.

Miscellen.

London, 7. März. Es hat sich die Nachricht verbreitet, Sir John Franklin und alle seine Gefährten seyen wohlbehalten aufgefunden worden. Sie beruht auf folgendem, von einem Herrn Samuel Peck an die Lords der Admiralität gerichteten Brief:

Liverpool, 6 März 1850. An die Lords der Admiralität! Mylords! Ich beeile mich, Ihnen die Nachrichten mitzutheilen, welche ich über Sir John Franklin und seine Expedition erhalten habe. Wahrscheinlich bin ich der Erste, durch den Sie dieselben empfangen. Ich hoffe, sie werden sich als richtig erweisen, da ich die Ehrenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit des Uebersenders jener Nachrichten vollkommen verbürgen kann. Folgendes ist ein wörtlicher Auszug seines von St. Francisco, Kalifornien, 30. Dezember 1849 datirten Briefes: „Gestern war ein Herr an Bord unseres Schiffes, der eben aus Kamschatka angelangt war und die Nachricht von der Auffindung Sir John Franklin und aller seiner Gefährten überbrachte, sie befinden sich sämmtlich wohl und sind durch die nordwestliche Durchfahrt gekommen. Unterz.: Charles Peck.“ Dieser Brief meines Sohns ist an Bord eines englischen Schiffes „Bakeley“ von Liverpool geschrieben. Ich hoffe, Mylords, daß ich der Erste bin, der diese Nachricht von der vermißten Expedition überbringt.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 22. Kaiserslautern, Samstag 16. März **1850.**

Kaiserslautern, 15. März 1850. Obschon der Bote in Nr. 41 seines Hauptblattes Einiges aus dem Münchener Vertrage auszugsweise mitgetheilt hat, so war es doch seine Absicht, fragliches Aktenstück im Plauderstübchen seinen Lesern vollständig mitzutheilen. Er läßt daselbe nachstehend folgen:

„Uebereinkunft.

In Erwägung, daß die durch die Bundesbeschlüsse vom 30. März und 7. April 1848 in Aussicht gestellte Revision der deutschen Bundesverfassung ein dringendes Bedürfniß ist, daß es aber nicht gelungen ist, mit der zu diesem Zweck berufenen Nationalversammlung eine neue Verfassung zu vereinbaren, und daß auch die später unter mehreren deutschen Regierungen gepflogenen Unterhandlungen nicht dazu geführt haben, den Entwurf einer alle Bundesglieder vereinigenden Verfassung aufzustellen, haben es die königlichen Regierungen von Bayern, Sachsen und Würtemberg für eine Pflicht gegen ihre Länder sowohl, als gegen das Gesammtvaterland erachtet, sich über einen Vorschlag zur Ausführung jener Bundesbeschlüsse zu einigen.

Demgemäß sind die Unterzeichneten und zwar:

für Bayern der königl. Staatsminister des kön. Hauses und des Aeußern Ludwig v. d. Pfordten;

für Sachsen der königl. Geschäftsträger Adolph Graf v. Hohenthal;

für Würtemberg der königl. außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister Ferdinand Graf v. Degenfeld-Schomberg,

am heutigen Tage zusammengetreten und auf Grund der zwischen ihren hohen Regierungen gepflogenen vertraulichen Verhandlungen, unter Vorbehalt der Genehmigung, über nachstehende Artikel übereingekommen, welche den Inhalt eines solchen gemeinschaftlichen Vorschlages bilden und die Grundzüge für die Revision der deutschen Bundesverfassung darlegen sollen, durch welche es unter den gegebenen Verhältnissen möglich wird, eine unheilvolle Spaltung Deutschlands zu vermeiden und diejenigen Zusagen zu erfüllen, welche sämmtliche Bundesregierungen der Nation durch die angeführten Bundesbeschlüsse gegeben haben.

Art. 1. Als gemeinsame Bundesangelegenheit werden anerkannt:

1) Die völkerrechtliche Vertretung Deutschlands in seinen allgemeinen Verhältnissen zum Auslande. Das Gesandtschaftsrecht der einzelnen Staaten wird nicht aufgehoben.
2) Die Entscheidung über Krieg und Frieden.
3) Die Oberleitung der bewaffneten Macht zu Land und zur See.
4) Die Erhaltung des Landfriedens, der innern Ruhe und Sicherheit.
5) Die Oberaufsicht über die gemeinsamen Handels- und Zollangelegenheiten.
6) Die Oberaufsicht über die Anstalten für den Verkehr, Schifffahrt, Posten, Eisenbahnen, Telegraphen.
7) Die Förderung eines Einverständnisses über die wünschenswerthe Gleichheit in Münze, Maß und Gewicht.
8) Die Beischaffung der zu dem gemeinsamen Aufwande erforderlichen Geldmittel durch Matricularbeiträge.
9) Die Gewähr derjenigen Rechte, welche den Angehörigen aller deutschen Bundesstaaten zugesichert sind.
10) Die Gesetzgebung in den gemeinsamen Bundesangelegenheiten, unbeschadet der Unabhängigkeit der inneren Landesverwaltung der einzelnen Staaten.
11) Die Gerichtsbarkeit in gemeinsamen Bundesangelegenheiten.

Art. 2. Die Bundesorgane sind: 1) die Bundesregierung, 2) die Nationalvertretung, 3) das Bundesgericht.

Art. 3. Die Bundesregierung wird durch 7 Mitglieder gebildet, welche von folgenden Bundesgliedern ernannt werden:

1) Oesterreich. 2) Preußen. 3) Bayern. 4) Sachsen. 5) Hannover. 6) Würtemberg. 7) Kurhessen und Großherzogthum Hessen.

Den übrigen Bundesgliedern ist es, so weit nicht agnatische oder sonst erb-rechtliche Beziehungen deren

Digitized by Google

Verbindung mit der einen oder anderen Stimme bedingen, freigestellt, mit welcher derselben sie sich vereinigen wollen. Die Art und Weise der Betheiligung der solchergestalt mit vertretenen Staaten an der Ausübung des Rechtes der Beschickung der Bundesregierung bleibt dem freien Uebereinkommen überlassen.

Art. 4. Die Bundesregierung hat ihren Sitz in Frankfurt a. M. Sie besorgt alle gemeinsamen Bundesangelegenheiten, mit Ausnahme der Gerichtsbarkeit, theils allein, theils unter Mitwirkung der Nationalvertretung. Sie tritt mit den Regierungen der einzelnen Bundesstaaten durch Bevollmächtigte derselben, oder in Ermangelung durch unmittelbare Correspondenz in Verbindung.

Art. 5. Die Bundesregierung faßt ihre Beschlüsse in der Regel nach einfacher Stimmenmehrheit. Nur wo es sich um Abänderung der Bundesverfassung handelt, ist Stimmeneinhelligkeit erforderlich.

Art. 6. Die Mitglieder der Bundesregierung sind an die Instructionen ihrer Staatsregierung gebunden. Sie dürfen jedoch die Abstimmung nicht wegen Mangels einer Instruction verweigern. Die Geschäftsordnung hat für wichtige Fragen eine billige Frist zur Einholung von Instructionen zu gewähren, nach deren Ablauf die Abstimmung erfolgen muß.

Art. 7. Die Bundesregierung ernennt die nothwendigen Bundesbeamten.

Art. 8. Die Nationalvertretung besteht aus 300 gewählten Mitgliedern. Von diesen werden in Oesterreich 100, in Preußen 100 und in den übrigen Bundesstaaten 100 gewählt; gleich viel, ob Oesterreich und Preußen mit ihren Gesammtstaaten, oder nur mit dem größeren Theile derselben dem Bunde beitreten. In jedem Bundesstaat wird wenigstens ein Mitglied gewählt.

Art. 9. Die Nationalvertreter werden durch die Landesvertreter in den einzelnen Bundesstaaten gewählt.

Art. 10. Die Bundesregierung beruft die Nationalvertretung und ist berechtigt dieselbe zu vertagen oder aufzulösen. Im Falle der Auflösung muß binnen 6 Monaten die neue Wahl vollzogen und die Versammlung berufen werden.

Art. 11. Der Nationalvertretung steht die Mitwirkung zur Bundesgesetzgebung zu. Ohne Zustimmung derselben kann die Bundesregierung kein Bundesgesetz erlassen. Die Nationalvertretung hat das Recht der Initiative zur Gesetzgebung in allen Angelegenheiten, welche der Bundesgesetzgebung zugewiesen sind.

Art. 12. Die Zustimmung der Nationalvertretung ist erforderlich zur Feststellung der Bundes-Ausgaben und der zu erhebenden Matrikularumlagen. Der Voranschlag hiefür, so wie der Nachweis über die Verwendung wird alle drei Jahre von der Bundesregierung vorgelegt. Die Matrikularbeiträge werden auf die einzelnen Bundesstaaten nach dem in Art. 8 festgesetzten Maße ihrer Betheiligung an der Nationalvertretung vertheilt. Ueber die Frage, welche Ausgaben als Bundesausgaben zu betrachten sind, daß auf sie dieser Maßstab angewendet werden kann, bleibt besonderer Verabredung vorbehalten.

Art. 13. Die Nationalvertretung kann Anträge oder Wünsche aller gemeinsamen Bundesangelegenheiten an die Bundesregierung bringen.

Art. 14. In folgenden Fällen kann ein Beschluß der Nationalvertretung nur durch eine Stimmenmehrheit von zwei Drittheilen gültig gefaßt werden: 1) wo es auf Abfassung oder Abänderung von Grundgesetzen des Bundes ankommt; 2) bei Aufnahme neuer Mitglieder in den Bund; 3) in Religionsangelegenheiten.

Art. 15 Es wird ein ständiges Bundesgericht eingesetzt.

Art. 16. Sobald sämmtliche Mitglieder des bisherigen deutschen Bundes ihre Zustimmung zu vorstehenden Artikeln gegeben haben, wird die Bundesregierung nach Art. 3 gebildet, und tritt an die Stelle der gemäß der Convention vom 13. September 1849 eingesetzten provisorischen Bundescommission.

Art. 17. Diese Bundesregierung hat sofort auf der Grundlage vorstehender Artikel ein Bundesgrundgesetz zu entwerfen, welches bestimmt ist, nach erfolgter Zustimmung sämmtlicher Mitglieder des bisherigen deutschen Bundes an die Stelle der Bundesacte vom 8. Juni 1815 und der Wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820 zu treten.

Art. 18. Dieses Grundgesetz wird von den einzelnen Regierungen der Bundesstaaten den Landesvertretungen mit der Aufforderung mitgetheilt, die Wahl der Nationalvertreter vorzunehmen.

Art. 19. Nach vollendeten Wahlen wird die Nationalvertretung einberufen und derselben das Bundesgrundgesetz zur Vereinbarung vorgelegt.

Nach erfolgter Genehmigung, welche gegenseitig mit möglichster Beschleunigung anzuzeigen ist, werden die drei k. Regierungen sofort gemeinschaftlich ihren Vorschlag zunächst an die k. k. österreichische und k. preußische Regierung gelangen lassen, und der provisorischen Bundescommission davon Kenntniß geben. Gegenwärtiger Act ist in drei gleichlautenden Exemplaren ausgefertigt worden.

Geschehen zu München im Ministerium des kgl. Hauses und des Aeußern, am 27. Februar 1850.

(L. S.) gez. Ludwig v. d. Pfordten.

„ „ Adolph Graf v. Hohenthal,

„ „ Ferd. Graf v. Degenfeld-Schomberg.

Digitized by Google

Der Tod der Gräfin Emilie v. Görlitz.

Am 11. März begann zu Darmstadt die Verhandlung über den Tod der Gräfin v. Görlitz. Der Anklageact des Staatsprocurators ist zehn Druckbogen stark, woraus wir unsern Lesern Einiges mittheilen. Ist gleich die Darstellung des Anklägers meist einseitig und daher mit Vorsicht aufzunehmen, so bietet es doch ein Interesse dar, zu erfahren, worauf hin die Anklage erhoben worden ist, aus welchen Gründen der Bediente Johannes Stauf als Mörder der Gräfin v. Görlitz angeklagt wird. Wir erinnern jedoch zum Voraus daran, daß bekanntlich unmittelbar nach dem am 13. Juni 1847 erfolgten Tode der Gräfin nur eine sehr oberflächliche Untersuchung eingeleitet und schon am 15. Juni abgebrochen wurde, weil der Criminalsenat einen Unglücksfall annahm, und daß er fünf Monate später die eigentliche Untersuchung begann.

Die Gräfin Emilie v. Görlitz, geborne v. Pitt aus Frankfurt, war in kinderloser Ehe mit dem Kammerherrn Graf v. Görlitz verheirathet. Sie war eine sehr geliebte, gutmüthige, fromme und äußerst wohlthätige Frau, dabei aber in ihrem Hauswesen ungeachtet ihres sehr bedeutenden Vermögens übertrieben sparsam, ängstlich und mißtrauisch gegen ihre Dienstboten. Der Graf und die Gräfin behandelten sich mit größter Aufmerksamkeit und Höflichkeit, bewohnten aber verschiedene Etagen ihres Hauses; sie speisten zwar zusammen, hatten aber sonst wenig Verkehr miteinander. Die Gräfin bewohnte den mittleren Stock und hielt wie alle Behältnisse des Hauswesens, so auch ihren Secretär, in welchem außer andern Kostbarkeiten und Geld sich auch ein Schmuck von über 20,000 fl. Werth befand, unter strengem Verschluß. Der Secretär steht in ihrem Wohnzimmer (einem Eckzimmer) rechts von einer in ein Wohnzimmer führenden Thüre in der Ecke, links befindet sich ein Schellenzug, der Thüre gegenüber ein Spiegel, unter demselben ein Sopha. Durch die Wand links von dieser Thüre führt eine Thüre in ein Cabinet, in dessen einer Ecke ein Divan steht. An das Vorzimmer stößt ein Vorkamin, in das zwei Kamine einmünden.

Am 13. Juni 1847, einem Sonntag, speiste der Graf bei Hof, wohin er wie gewöhnlich nach drei Uhr fuhr. Der Kutscher ging, nachdem er die Pferde ausgeschirrt hatte, in einen Gesangverein. Die Köchin erhielt von der Gräfin die Erlaubniß, auf die Ludwigshöhe zu gehen, der Kammerdiener Schiller machte einen Spaziergang nach dem eine Stunde entfernten Eberstadt, nachdem vorher noch die Gräfin ihn beauftragt hatte, auf den andern Tag ein Mädchen zu bestellen, das sie als Köchin zu miethen wünschte. Niemand blieb im Hause außer der Gräfin und dem Bedienten Johannes Stauf. Stauf, seines Handwerks ein Messerschmied, hatte als Soldat brav gedient. Er trat am 5. Mai 1845 in die Dienste des Grafen. Die Gräfin hatte Zutrauen zu ihm und behandelte ihn mit weniger Mißtrauen als andere Dienstboten. Stauf führte ein etwas lockeres Leben und war von einigen Schulden gedrückt. Seine Familie und auch er hatten den Entschluß gefaßt, nach Amerika auszuwandern; es fehlten aber die Mittel hierzu. Die Kammerjungfer der Gräfin erzählt, Stauf habe einmal geäußert: „Ich wünschte nur, die Frau Gräfin müßte ihren ganzen Schmuck, ihre Bracelets und Alles vor sich verbrennen sehen, und müßte dann mit verbrennen.“ Die Gräfin, welche die Gewohnheit hatte, sich einzuschließen, hatte nämlich durch Unvorsichtigkeit bei Gebrauch des Lichtes zweimal an dem Secretär Brandunfälle veranlaßt. Stauf hatte, als der Kammerdiener schwankte, ob er den Spaziergang machen sollte, ihm zugeredet. Um ein viertel nach vier Uhr kam die Ehefrau des Kammerdieners, um nach ihrem Manne zu sehen. Sie ging durch die hintere Thüre, an der sich eine Schelle befindet, in das Bedientenzimmer, traf Niemand daselbst, und erst nach mehreren Minuten kam Stauf die hölzerne Laufstreppe herunter, in Hemdärmeln, eine Schürze vorgebunden und ein Tuch in der Hand haltend. Sie will an ihm einen wilden Blick bemerkt haben, auch kam es ihr vor, als sey sie ihm im Wege. Sie erzählt jedoch, daß er ihr noch vom Fenster aus einige freundliche Worte gesagt und ihr Kind, das sie auf dem Arm hatte, geliebkost habe. Um 5 Uhr kam der Kutscher zurück und fuhr ins Palais, um den Grafen abzuholen; Stauf folgte wie gewöhnlich zu Fuß nach, wie er sagt, um halb sechs Uhr, und etwa um halb sieben Uhr fuhren sie den Grafen in das Haus zurück. Stauf hatte die hintere Hausthüre verschlossen, was dem Grafen sehr auffiel, da dies sonst nie geschahe. Der Graf fragte nach seiner Gattin und hörte von Stauf, sie sey im Bügelzimmer des obersten Stocks beschäftigt. Er kleidete sich langsam um und machte einen Versuch seine Frau zu sprechen, indem er sich an die Glasthüre begab und dabei einige Bonbons in der Hand hielt, deren er in der Regel, wenn er bei Hof speiste, seiner Frau mitbrachte. Er fand die Thüre des Vorzimmers verschlossen, bemerkte nichts von Rauch, und kehrte in dem Glauben sie sey im obersten Stock, zurück. Um halb acht Uhr machte er noch einen Spaziergang und er war an der Eisenbahn, als um acht Uhr der Kam-

Digitized by Google

merdiener mit dem Zug von Eberstadt zurückkam. Letzterer, der den Wein etwas spürte, aß in seiner Wohnung zu Nacht, ging dann in das Göritz'sche Haus, worauf Stauf sich entfernte, um in dem Gasthaus zum Weinberg zu Nacht zu essen. Kurz vor neun Uhr kam Stauf zurück und traf vor dem Hause mit dem von seinem Spaziergang zurückkehrenden Grafen zusammen. Kurz darauf kam auch die Köchin und der Kutscher, der nach dem Ausschirren der Pferde in ein Wirthshaus gegangen war. Um diese Zeit zwischen acht und halb neun Uhr, es war noch hell, bemerkte man aus dem benachbarten Kekule'schen Hause längere Zeit in dem Cabinet der Gräfin durch das mit einem gewalten Vorhange geschlossene Fenster eine lodernde, bald hoch wachsende, bald kleiner werdende Flamme, die jedoch auf einmal verschwand, weßhalb auch eine Anzeige unterlassen wurde. Um acht Uhr sah der Hauptmann v. Stockhausen eine auffallend compacte Masse schwarzen Rauchs eine Viertelstunde lang aus dem nördlichen Schornstein, der nicht in die Appartements der Gräfin und die Nebenräume, sondern in Zimmer und in eine außer Gebrauch befindliche Küche auf die andere Seite des Hauses führt, aufsteigen. Die Schlinie aus dem Kekule'schen Hause führt auf den Divan, auf welchen wir unten zurückkommen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Assisenverhandlungen.

(Fortsetzung.)

Sitzung vom 12. März.

Daniel Levi, 23 Jahre alt, Handelsmann, geboren und wohnhaft zu Klingenmünster, vertheidigt durch den Herrn Advokaten Glasser.

Der Handelsmann Bernhard Siegel aus Dahn ließ den Angeklagten in die Sitzung des Handelsgerichts zu Landau vom 23. Oktober v. J. vorladen, um verurtheilt zu werden, eine an ihn geschuldete Restsumme von 12 Gulden zu bezahlen. Da Levi diese Schuldigkeit in Abrede stellte, so wurde Siegel zum Zeugenbeweis zugelassen und schob endlich dem Kläger einen Eid zu, den dieser aus dem Grund nicht leisten konnte, weil er, in die politische Bewegung verwickelt, aus Furcht vor strafrechtlicher Verfolgung flüchtig war. Er schob sonach dem Angeklagten den Eid zurück, der diesen Umstand benützte, um sich einer Verpflichtung zu entziehen.

Trotzdem, daß Levi in Gegenwart mehrerer Zeugen wiederholt seine Schuld an Siegel anerkannt, um Geduld gebeten und eine Kuh zum Verkauf angeboten hatte, an deren Kaufpreiß die fraglichen 12 Gulden in Abzug gebracht werden sollten, schwur derselbe in der Sitzung des Bezirksgerichts zu Landau vom 19. Dezember v. J. einen Eid, daß er an Siegel nichts schulde. Vergebens waren die wiederholten Vorstellungen des Präsidenten, dessen Hinweisung auf die Gebote der Religion und Moral, vergebens die Verwarnung vor den Strafbestimmungen, welche den Meineidigen treffen.

Bei so dringenden Anzeichen eines Verbrechens ließ der k. Staatsprokurator den Angeklagten verhaften und in Untersuchung nehmen. Obgleich derselbe beständig leugnete und verschiedene Ausflüchte ersann wurde in öffentlicher Sitzung der Beweis seiner Schuld als vollständig geführt erachtet.

Die Geschwornen erklärten den Daniel Levi des Meineids schuldig und das Assisengericht verurtheilte denselben zur Strafe der staatsbürgerlichen Entwürdigung und zu den Kosten.

Sitzung vom 13. März.

Friedrich Brunk, 49 Jahre alt, Waldhüter zu Oberotterbach, vertheidigt durch den Advokaten Gink.

Am 27. Oktober v. J. ging der Schreiner Philipp Ley von Oberotterbach in betrunkenem Zustande in den dortigen Gemeindewald um Holz zu freveln. Nach dem Abhauen einer jungen Kiefer betraf ihn der Angeklagte. Ley warf die Art auf den Boden und wollte mit dem gefrevelten Holze davon eilen, kehrte jedoch bald wieder zurück um die Art zu holen, deren sich der Waldhüter bemächtigt hatte. Es soll nun ein Kampf entstanden und Brunk dem Ley mit dem Oehr der Art einen heftigen Streich auf den Kopf versetzt haben.

Nachdem Ley sich erholt hatte, schleppte er sich aus dem Walde, schrie um Hülfe und wurde von zwei Leuten aus Oberotterbach nach Hause gebracht. Am 14. Februar d. J. erstattete der königl. Kantonsarzt sein Gutachten dahin, daß Ley in Folge der erhaltenen Verwundung zwei Monate lang absolut arbeitsunfähig gewesen sey.

Der Angeklagte leugnete die That; er gab zwar zu, den Ley in betrunkenem Zustande im Walde betroffen zu haben, allein von einer Mißhandlung desselben wollte er nichts wissen. Sein Vertheidiger stellte jedoch mit vielem Scharfsinne die Sache in der Weise dar, daß wenn auch eine Mißhandlung von Seite des Angeklagten stattgehabt haben sollte, dieser im Zustande der Nothwehr gegen den betrunkenen Frevler sich befand. Die Ansicht wahrscheinlich adoptirend, sprachen die Geschwornen das Nichtschuldig aus, worauf Brunk, welcher stets den Ruf eines sehr braven Mannes genoß, in Freiheit gesetzt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 23. Kaiserslautern, Donnerstag 21. März **1850.**

Wie steht es jetzt?

Zu den vielen todtgeborenen Kindern, die unsere Zeit zur Welt gebracht hat, wäre also ein neues gekommen. Mit etwas anderm können wir wenigstens den am 27. Februar zu München abgeschlossenen Dreikönigsvertrag nicht füglich vergleichen. Dieses Projekt zu einer künftigen Einigung und Verfassung Deutschlands wird eben so wenig befriedigen, als das preußische, wenn es schon das Staatenhaus fallen läßt, die Grundrechte des deutschen Volkes garantirt und der Nationalvertretung einige Zugeständnisse macht. Oesterreich wird damit nicht zufrieden seyn, Preußen kann sich schon ehrenthalber nicht dazu herbeilassen, die kleineren Staaten werden sich auch dafür bedanken, und das ganze deutsche Volk (wenn das nämlich noch etwas gilt) dürfte ebenfalls mehr als ein Haar darin finden. Was nützt es z. B. Preußen oder Oesterreich daß es von den 300 Nationalvertretern 100 senden darf, wenn es in dem Siebener-Directorium, das an die Spitze des Bundes gestellt werden soll, nur eine Stimme hat, wie Sachsen oder Würtemberg auch? Ferner sind hinsichtlich der Centralgewalt nur Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover, Würtemberg, Sachsen und die beiden Hessen zusammen mit je einer Stimme bedacht, alle übrigen Staaten sind gerade zu todtgetheilt, haben gar nichts dazu zu sagen und können höchstens verlangen, daß doch ein Mann aus ihren Gränzen im Parlament sitze. Diese Rolle erscheint doch sehr gering. Was würde unter andern das ganz übergangene Baden dazu sagen, daß es so weit hinter einem Königreich Sachsen zurückstehen soll, während es demselben an Größe gar nicht so weit nachsteht? Und das deutsche Volk wird sagen, es sey am Ende doch wieder der alte Bundestag, nur in etwas anderer Form. Zu einer wahren Einheit wird dieser Vorschlag auch nicht führen, denn die sieben Gesandten bei der Bundesregierung bleiben immer wieder an Instructionen gebunden, die sie erst von ihren Höfen erholen müßten. Zudem bliebe der alte böse Krebsschade, daß jeder Staat sein Gesandtschaftswesen, beibehielte, wie bisher. Und das gerade macht ein wahrhaft einheitliches Wirken und Auftreten dem Auslande gegenüber unmöglich und bricht immer wieder die Macht und Stärke des Gesammtvaterlandes.

Doch wozu viel darüber reden? Das Projekt des neuen Dreikönigsbundes wird eben so wenig Lebenskraft beweisen, als das des früheren. Und doch ist das gerade das Trostlose in unserer gegenwärtigen Lage, daß gar keine Aussicht auf baldige Einigung und Kräftigung des Vaterlandes vorhanden ist, sondern vielmehr die Furcht gerechtfertigt erscheint, daß sich die Zerrissenheit und Zerspaltung nur verlängere und vergrößere. Daß es zu einem Kriege unter uns Deutschen selbst kommen werde, das glauben wir nimmermehr. Auch die Demokratie darf sich keine Hoffnungen machen, vorausgesetzt daß kein Stoß von Außen kommt, denn ihr gegenüber sind die deutschen Staaten sammt und sonders vollkommen einig, und da das Volk von ihren Beglückungsversuchen auch nichts wissen will, so stehen ihre Actien in Deutschland schlecht. Bei allem dem kann sich aber die Nation immer nicht beruhigen, denn so lange Deutschland keine Verfassung auf soliden, wahrhaft volksthümlichen Grundlagen besitzt, so lange das Hin- und Herschwanken in lauter Versuchen dauert, so lange wird es zu keiner wahren Beruhigung, zu keinem rechten Vertrauen kommen, und alle materiellen und geistigen Interessen der Nation müssen fortwährend darunter Noth leiden.

Wie aber, wenn wirklich ein solcher Stoß von Außen kommen sollte? — Der Anschein dazu fehlt gegenwärtig nicht. Abgesehen von all den großartigen Kriegsrüstungen, die auf etwas Außergewöhnliches zu deuten scheinen, so läßt sich nicht verkennen, daß das Schiff der französischen Republik wieder auf erregten Wellen schwankt. Unsere Nachbarn, die großen Weltbeglücker, welche ewig fortschreiten und dabei immer rückwärts gehen, scheinen der Welt wieder ein Umwälzungs-Schauspiel geben zu wollen. Daß wir mit in dieses Spiel hineingezogen werden, ist wenigstens möglich. Und wenn es also zu einem

Digitized by Google

Kriege kommen sollte, zu einem allgemeinen Kriege vielleicht, wird Deutschland das große Wort mitsprechen können, zu dem es eigentlich berechtigt wäre? Wenn einig — ja! wenn uneins — nein! trotz aller gewaltigen Rüstungen nein! Viele hoffen, ein solcher Fall würde einig machen. Gott gebe es! Aber in der jetzigen fast feindseligen Zerspaltung kann man sich doch des Gedankens nicht erwehren, es dürfte mancher deutsche Staat wieder blos sein Sonderinteresse im Auge haben, wie das zu andern Zeiten auch der Fall war, und dann wäre das, was man Deutschland nennt, wieder ohnmächtig, und sein Boden dürfte blos wieder „die Tenne werden, auf der alle Welt drischt, ohne daß es etwas anderes davon übrig behält, als die Male der harten Schläge," wie ein Correspondent des Boten sich ausdrückte. Man sollte denken, Angesichts der drohenden Zeichen, die am politischen Himmel stehen, würden die deutschen Regierungen klug werden und allerseits die Hand zu einer Einigung bieten, die nicht nur ihnen, sondern auch dem Volke genügte und beiden eine sichere Gewähr für Gegenwart und Zukunft böte. Die rechte Form ist noch nicht gefunden, wenn es ihnen ernst ist, wird sie gefunden werden. Möge es allen, die hier berufen sind, rechter Ernst werden, aber bald. Die Zeit drängt — Gott behüte uns vor dem „zu spät!"

Der Tod der Gräfin Emilie v. Görlitz.

(Fortsetzung.)

Der Kutscher hatte sich zu Bett gelegt, der Kammerdiener war ebenfalls nach Hause gegangen. Der Graf hatte (zwischen neun und zehn Uhr) seinen Schlafrock angezogen und schickte Stauf zu seiner Frau, um diese zu benachrichtigen, daß er seine Suppe wünsche, bei welcher Gelegenheit jene noch öfters zu ihm herunterzukommen pflegte. Stauf meldete, die Gräfin sey nirgends zu finden; der Graf ging hierauf mit ihm in den mittleren Stock an alle Thüren. Dem Graf fiel die Stille auf, er öffnete mit einem Hauptschlüssel die Garderobe, trat in das Schlafzimmer und fand das Bett aufgedeckt; er suchte in das Bügelzimmer im obersten Stock zu dringen, der Schlüssel paßte aber nicht. Der Graf schickte zu benachbarten befreundeten Familien und da sich die Gräfin auch hier nicht fand, ließ er durch Stauf den Kutscher und den Kammerdiener wecken und befahl Stauf, den in der Nähe wohnenden Schlosser Borasch zu holen. Stauf eilte hin, sagte dem Schlosser, er solle ein Zimmer der Gräfin aufmachen, dieser aber, dem Stauf nichts davon sagte, daß die Gräfin vermißt werde, antwortete, er werden morgen kommen, er sey nicht wohl, wobei sich Stauf beruhigte und dem Grafen dies hinterbrachte. Der Kutscher holte hierauf einen andern Schlosser, man öffnete das Bügelzimmer und die Küche im untersten Stock; der Graf befahl hierauf die Glasthüre zu den Appartements der Gräfin zu öffnen, der Schlüssel des Schlossers paßte aber nicht; man bemerkte in einem unteren correspondirenden Kamine und hierauf auch durch die Glasthüre Rauch. Auf die Bemerkung des Kammerdieners, daß, wenn sich Jemand in dem Zimmer, wo es brenne, befinde, es erstickt seyn müsse, eilte dieser auf Geheiß des Grafen zu Dr. Siegmaier, Stauf ward zu dem Kaminfeger geschickt, der Kutscher eilte auf die Straße, um Hülfe zu holen und sich eine Leiter zu schaffen.

Es kamen mehrere Leute. Der Schlosser, der einen andern Schlüssel geholt hatte, schlug nach vergeblichen Versuchen die Thüre mit seinem Hammer ein, der furchtbare Rauch machte jedoch das Eindringen unmöglich. Mit Hülfe der Leiter schlug man nun Fenster des Vor- und Wohnzimmers ein, worauf sich in letzterem augenblicklich eine Flamme zeigte, die den herabgelassenen Vorhang ergriff und zum Fenster herausschlug. Man drang nun durch die Glasthüre ein, schlug die Thüre in das Wohnzimmer, die ebenfalls verschlossen war, auf, gewahrte sogleich, daß der Secretär brannte und schüttete einen Eimer Wasser nach dieser Richtung. Der Graf und die Köchin erblickten zuerst die Leiche, der Graf rief aus: Ach Gott, da liegt die Unglückliche! Nachdem noch einige Eimer Wasser in das Zimmer geschüttet waren, zog man die Leiche heraus, die einigen Personen aus der Hand glitt, und löscht das Feuer gänzlich. Der halb verbrannte Secretär ward abgerückt, an der Stelle fand sich ein Haufe glühender Kohlen und in demselben Metallgegenstände, Löffel und dergleichen. Nun erhob sich Rauch im Cabinet und es zeigte sich, daß der Divan in Brand gerathen war. Die Leiche der Gräfin lag vor dem Secretär, der obere Theil gräßlich verbrannt, die Brust dampfte noch, der Kopf glich einem verkohlten Klumpen; von Haut und Haaren, Ohren und Nase keine Spur, der Mund stand weit offen und die verkohlte Zunge ragte bis an den vorderen Theil des Unterkiefers hervor; der Hals ringsum verbrannt und verkohlt, jedoch nicht so tief als der Kopf, am oberen Theile der Brust, Haut und Brustmuskel verkohlt, nach der Herzgrube hin nur die Haut verbrannt, einen Zoll unter der Herzgrube hörten die Verbrennungsspuren auf. Die Arme waren theilweise verkohlt, am linken Knie einige Brandblasen, die Kleidungsstücke bis unter die Herzgrube ver-

Digitized by Google

brannt, weiter unten, nur auf der hinteren Seite, an dem rechten Strumpfe ein Brandstreifen, darunter die Haut geröthet, am linken Strumpfband ein Brandflecken. Die Leiche verbreitete einen empyrenmatischen Geruch. Nur der linke Fuß war mit einem Schuh bekleidet, der andere Schuh lag im Cabinet. Der Fußboden war da, wo die Leiche lag, unverletzt und nur am Platz des Secretärs angebrannt, unterhalb der Klappe des Secretärs war alles, mit Ausnahme der Seitenwände, ganz verbrannt. Das Sopha hatte eine Brandspur, Kattun und Leinwand durchgebrannt, die Pferdehaare gesengt, an einem Stuhle Spritzen, wodurch die Farbe weggezäpft ist; der Spiegel gesprungen und mit einem braungelben amoniakalhaltigen Niederschlage überzogen; der Schellenzug lag abgerissen auf der Erde, kurz am Drahte angebrannt. Die Leuchter auf der 9 Fuß von dem Secretär stehenden Chiffonniere unverletzt, die Lichter jedoch abgeschmolzen. In dem Divan im Cabinet ein 2 Fuß großes Loch, bis auf die Gurten durchgebrannt, ein Kissen mit Brandflecken bedeckt. Die Sectien der Leiche, die aus den oben angeführten Gründen erst am 11. August vorgenommen wurde (!), ergab natürlich wenig, da die Leiche verwest war; es fand sich jedoch ein Schädelbruch, von dem aber die Gerichtsärzte nicht mehr sagen konnten, ob er durch die Verbrennung oder durch Gewalt entstanden sey. Die Schlüssel zum Wohn- und Vorzimmer der Gräfin sind nie mehr aufgefunden worden. In der Cloake fand sich ein seidener Lappen mit Blutspuren.

Wie schon erwähnt, war Physicat und Hofgericht der Ansicht gewesen, die Gräfin sey durch Unvorsichtigkeit in Brand gerathen, sey Hülfe suchend im Zimmer herumgerannt, habe so den Schuh verloren ꝛc. Auch auf Selbstverbrennung vermuthete der Gerichtsarzt im ersten Augenblicke. Nach der später auf Antrag von der Presse verlangten Wiederaufnahme der Untersuchung gingen die Ansichten auseinander. Stabsarzt Dr. v Siebold nimmt Selbstverbrennung an, die auf dem Divan begonnen habe, worauf dann die Gräfin, um Hülfe zu suchen, nach dem Schellenzug geeilt und vor dem Secretär niedergestürzt sey. Das Medicinal-Colleg entscheidet sich für die Annahme des Mords und der Staatsprokurator erklärt aus den angeführten Thatumständen die Sache so: Der Thäter habe die Gräfin in dem Wohnzimmer zwischen vier und 5 Uhr angegriffen, in das Cabinet verfolgt, nachdem sie vorher den Schellenzug ergriffen, um Hülfe zu rufen, und dann sie auf dem Divan erwürgt und ihr einen Schlag auf den Kopf beigebracht. Zur Verbergung des Verbrechens habe er um acht Uhr die Leiche in das Vorzimmer geschleppt, in das Kamin gehalten, auf einem dort zu diesem Zwecke angemachten Feuer verbrannt, sie zurück in das Zimmer getragen, dann um die Blutspur auf dem Divan zu verbergen, diesen in Brand gesteckt, den Brand mit dem Kissen gelöscht, dann die untere offen stehende, mit Papier gefüllte Schublade des Secretärs angezündet und sich nach flüchtiger Plünderung des Secretärs, nach Abziehung der Schlüssel von Thüre und Glasthüre entfernt. Den von Hauptmann v. Stockhausen gesehenen, aus dem nördlichen Schornstein aufsteigenden Rauch erklärt der Herr Staatsprokurator durch einen Irrthum Stockhausen's oder durch Verbrennen von Kleidern ꝛc. in dem Bedientenzimmer, dessen Ofen mit diesem Schornstein in Verbindung steht. Die nähere Begründung dieser Hypothesen fällt wenn gedruckte Folioseiten.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Assisenverhandlungen.

(Fortsetzung.)

Sitzung vom 14. März.

Charlotte Jacob, 19 Jahre alt, ledige Tochter des Bergarbeiters Franz Jacob zu Wolfstein, vertheidigt durch den Herrn Advokaten Vollmar.

Die Angeklagte stand längere Zeit mit einem jungen Burschen ihres Wohnorts in vertrauten Verhältnissen. Bald nach dem im Monat Mai v. Jahres erfolgten Tode desselben verbreiteten sich Gerüchte, daß sie schwanger sey und später hörte man, daß sie ein Kind geboren habe, welchem Gerede die Angeklagte jedoch beständig widersprach. Auch dem kgl. Kantonsarzt kam die Sache zu Gehör, weßhalb er am 22 October v. J. zur Visitation der Angeklagten schritt und sich überzeugte, daß dieselbe in letzter Zeit wirklich niedergekommen war. Dieselbe behauptete dennoch, daß dieses nicht der Fall sey. Da Spuren aufgefunden wurden, die auf eine verübte Missethat schließen ließen, so wurde Charlotte Jacob verhaftet. Dieselbe gestand nunmehr, ein Kind männlichen Geschlechts geboren und unter einen Rosenstock im Garten begraben zu haben. Die an dem bezeichneten Orte aufgefundene Kindesleiche wurde durch den Kantonsarzt von Wolfstein besichtigt. Auf den Grund des Befundes gab derselbe das Gutachten ab, daß das Kind vollkommen reif war, nach der Geburt gelebt und durch gewaltsame Verletzung der Kopfknochen den Tod erlitten hat. Auch der Kantonsarzt von Kaiserslautern stimmte diesem Gutachten bei.

In ihren Verhören und in öffentlicher Sitzung gab

Digitized by Google

die Angeklagte an, sie habe ihren Zustand nur deßhalb zu verbergen gesucht, weil sie von Seiten ihres Vaters und Bruders Mißhandlungen zu befürchten gehabt. Ihre Mutter, der sie sich allein hätte anvertrauen können, lebe nicht mehr. In der Nacht vom 16. Oktober habe sie das Kind auf der Stiege geboren; dasselbe sey ihr entfallen und am Fuß der Stiege auf einer steinernen Platte regungslos liegen geblieben. Weil sie kein Lebenszeichen mehr an dem Kinde wahrgenommen, habe sie es in einen Schurz gewickelt und einstweilen auf einen Aschenhaufen unter der Stiege gelegt. Absichtlich habe sie ihm kein Leid zugefügt, und nie eine strafbare Absicht gehegt. Diese letzte Behauptung wurde dadurch unterstützt, daß die Angeklagte einige Bekleidungsstücke für ihr Kind angeschafft hatte.

Die Geschwornen erklärten die Charlotte Jacob der Tödtung ihres neugebornen Kindes aus Nachlässigkeit schuldig. In Folge dieser Erklärung wurde dieselbe zu einer korrektionellen Gefängnißstrafe von 2 Jahren, zu einer Geldbuße von 23 fl. 20 kr. und zu den Kosten verurtheilt.

Sitzung vom 15. März.

Philipp Schmitt, 23 Jahre alt, Hufschmied von Neukirchen, vertheidigt durch den Herrn Advokaten Petri.

Der Schreiner Peter Schmitt von Neukirchen verheirathete sich im Jahr 1843 mit der Schwester des Angeklagten. Es traten aber bald Zerwürfnisse unter den Eheleuten ein, die zu einer Ehescheidung führten, ohne daß dadurch die Feindseligkeiten in der Familie endigten.

Am 1. Januar d. Jahres war Tanzmusik in der Behausung des Angeklagten. Unter den Gästen befanden sich auch ein Bruder desselben und der obengenannte Peter Schmitt, zwischen welchen mehrmals Streitigkeiten entstanden, die wieder beigelegt wurden.

Ohngefähr um Mitternacht entspann sich ein neuer Zwist, an dem nun auch der Angeklagte, ein sonst unbescholtener Mann, Theil nahm und wobei er mißhandelt wurde. Er zog das Messer und versetzte dem Peter Schmitt, nachdem er vorher Heinrich Kaspß, der abwehren wollte, am Schenkel verwundet hatte, mehrere Stiche in die Brust, so daß das Blut strahlenförmig hervordrang und der Getroffene todt niederstürzte.

Der Angeklagte konnte die in Gegenwart von Zeugen verübte That nicht in Abrede stellen; er behauptete bloß, daß er sich aus eigner Lebensgefahr habe retten müssen.

Die Geschwornen erklärten den Philipp Schmitt der freiwilligen Tödtung, wozu er jedoch gereizt gewesen, schuldig. Demzufolge verurtheilte das Assisengericht denselben zu einer Gefängnißstrafe von 5 Jahren.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Das „Chronicle“ bespricht den mit offenkundigen communistischen Tendenzen geschriebenen neuen Roman von Eugen Sue: „Mystères du Peuple“ und urtheilt: „Der Autor wird durch den Succeß dieses Buches entehrt seyn. Wir rechnen mit Herrn Sue nicht darüber, daß er Meinungen hegt, mit denen wir nicht sympathisiren, wohl aber verdammen wir ihn wegen der Mittel, die er zur Einführung seiner Ansichten anwendet, wegen der Gewissenlosigkeit, womit er bittersten Haß zwischen Menschen und Menschen zu säen bemüht ist. Dürfte man Frankreich nach seiner populärsten Literatur beurtheilen, so müßte man an dem Wiederaufbau der Gesellschaft in jenem Lande verzweifeln.“

Frankfurt, 17. März. In der Nacht vom 14. auf den 15. d. ist in Sachsenhausen ein schrecklicher Doppelmord an dem Holzmesser Christian Stöß und dessen Ehefrau, beide bejahrte Personen, in deren Behausung, verübt worden. Es ist gerichtlich konstatirt, daß das unglückliche Ehepar von Raubmördern im Bette überfallen und mit schneidenden und scharfen Instrumenten ermordet worden ist. Die Leichen sind fürchterlich verstümmelt. Ihr Anblick machte selbst die an solche Erscheinungen gewöhnte Beamten schaudern. Es ist eine Summe Geldes entwendet worden. Die genaueste Kriminaluntersuchung ist eingeleitet, und wie man hört, sind zwei dringend verdächtige Individuen festgenommen worden.

Eugene Sue ist mit Veron, dem Eigenthümer des „Constitutionnel“, in einen eigenthümlichen Prozeß verwickelt. Herr Veron hat sich geweigert, einen Theil des Sue'schen Romans: „Die sieben Hauptsünden,“ welcher die Ueberschrift: „Die Völlerei“ trägt, in seinem Feuilleton abzudrucken, weil er behauptet, er selbst (Veron) sey von Herrn Sue in diesem Abschnitte geschildert und gegeißelt worden. Herr Veron will das Honorar zahlen, aber nicht den Abschnitt drucken; Herr Sue besteht auf Beidem.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 24. Kaiserslautern, Samstag 23. März **1850.**

Eingefendet.

Kaiserslautern, den 21. März 1850.

Der Bote hat vor wenig Tagen in Nr. 45 seines Hauptblattes eine Sache in Anregung gebracht, die gewiß schon manchen Menschenfreund bekümmerte und den Wunsch nach gründlicher Abhülfe in ihm weckte, wir meinen nämlich den Bettel der reisenden Handwerksburschen in den Häusern und auf den Straßen der Stadt. Von dem Uebelstande dieser Sache, der Allen einleuchtet, worüber Alle klagen, der von jeder Gesetzgebung verboten, der für den ehrliebenden, auf seine Ausbildung während der Wanderschaft ernstlich bedachten Handwerker mit den peinlichsten Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten verbunden, und nur dem arbeitsscheuen Vagabunden willkommen ist, um sein Brod auf die leichteste Weise zu erwerben und nebenbei die Gelegenheit zur Ausübung eines noch viel schlimmern Gewerbes zu erschleichen; von diesem Uebelstande ist nicht nöthig viele Worte zu machen, die Folgen desselben liegen am Tage. Die große Zahl der Unterstützung Begehrenden, die freche Anmaßung, womit bisweilen gefordert wird, die vielen Hausdiebstähle, welche mit diesem Bettel verbunden sind, haben schon manchen wohlgesinnten Hausvater zu dem Entschlusse gebracht, vor solchen Besuchern seine Thüre zu verschließen, haben leider vielfach dazu beigetragen, daß der ehrenwerthe ordentliche und fleißige Arbeiter von Behörden und Privatpersonen auf seiner Wanderschaft gering geachtet, ja wohl selbst der Behandlung eines Landstreichers anheim fiel, welche ihm seine Wanderung verbittern und den Zweck derselben großentheils vereiteln mußte. Es ist demnach gewiß an der Zeit, dem Unwesen des Bettelns der Handwerksburschen ein Ende zu machen, und solche Anstalten zu treffen, daß der hülfsbedürftige Wanderer eine Unterstützung finde, die für den Spender nichts Lästiges und für den Empfänger nichts Beschämendes hat. Dieses wird nur dann erreicht werden können, wenn der Reisende an einem bestimmten Orte, den er besuchen muß, um sein Wanderbuch visiren zu lassen, ein Stadtgeschenk und zugleich Auskunft, bei wem er über die Angelegenheiten seines Gewerbes sich zu befragen habe, damit der Bettel nicht unter dem Vorwande der Umfrage festgesetzt werde. Zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes haben sich dann alle Einwohner dahin zu verständigen, fortan weder in ihrem Hause, noch in Wirthshäusern oder auf Straßen Zehrpfennige an Reisende zu verabreichen. Der Vorschlag, den wir hier machen, ist weder neu noch unausführbar oder in seinem Erfolge ungewiß, sondern er findet bereits seine äußerst wohlthätige Anwendung in mehreren Städten. Dort geben die Bürger monatlich freiwillige Gaben, die bei ihnen durch die Stadtbehörde eingesammelt werden und worüber jährlich öffentliche Rechnung abgelegt wird. Wir haben Gelegenheit gehabt mit vielen solcher Bürger zu sprechen, alle stimmten in zwei Punkten überein, einmal, daß sie jetzt nicht die Hälfte von dem zu geben hätten, was sie früher kreuzerweise darreichten, und dann, daß die Stadt von dem Besuchen der Vagabunden, die ihre Rechnung nicht mehr dort finden, verschont bleibe. Selbst eine Stadtbehörde spricht sich darüber in einem öffentlichen Blatte also aus: „Es ist allgemein anerkannt, daß der Haus- und Straßenbettel der Handwerksburschen seit Errichtung des Stadtgeschenkes in wohlthätiger Weise sich vermindert hat." Aber auch noch einen andern Erfolg dieser humanen Einrichtung wollen wir nicht mit Stillschweigen übergehen, sie hat nämlich den freudigsten Beifall, ja die entschiedenste Unterstützung der Handwerksgesellen selbst in den betreffenden Städten gefunden. Diese fühlten am besten, wie durch einen solchen Beweis liebreicher Fürsorge ihr Interesse und ihre sittliche Würde gefördert werde, sie wollten hinter den Bürgern nicht zurückbleiben, sondern vereinigten sich in edlem Wetteifer zu gleichem Zwecke und sprechen in einer gedruckten Aufforderung, die vor uns liegt, die Bitte aus, daß alle Einwohner, für welche die sittliche Bildung der Arbeiter einigen Werth habe, sie dadurch unterstützen möchten, daß den wandernden Arbeitern jede Verabreichung von sogenannten Zehr-

Digitized by Google

pfennigen, außer dem bereits eingeführten Stadtgeschenk, zu verweigern."

Wir sind überzeugt, daß Alle, welche den tiefgehenden Schaden des entehrenden Bettels kennen und seine Ausrottung als eine moralische Nothwendigkeit fordern; Alle, welchen die Gesittung und Bildung deutscher Jünglinge, die Hebung des Gewerbstandes durch gemeinsames und deßhalb kräftiges Zusammenwirken am Herzen liegt; Alle, welche selbst auf ihrer frühern Wanderschaft, die sie mit zur schönsten Zeit ihres Lebens zählen, liebe- und ehrenvolle Fürsorge genossen; Alle, deren Söhne sich in der Fremde erproben und Schätze von Erfahrungen und Fähigkeiten sammeln sollen; Alle, welche sich für zeitgemäße Fortschritte, wozu namentlich die Umgestaltung und Regelung des Armen- und Unterstützungswesens gehört, interessiren, unsern durchaus wohlgemeinten und practischen Vorschlag nicht ungeprüft zurückweisen, sondern auch unter uns recht bald in Ausführung bringen und dadurch der Stadt keinen kleinen Dienst erweisen werden. D.

Der Tod der Gräfin Emilie v. Görlitz.

(Schluß.)

Nachdem das Feuer in den Zimmern gelöscht war, fand die Frau des Kammerdieners den Johann Stauf in seinem Zimmer im Zustand großer Schwäche; er ging mit ihr nach Hause, legte sich zu Bette und schwitzte so, daß die Umzüge gewechselt werden mußten, was Stauf durch sein Laufen zum Kaminfeger erklärt. Nach Entdeckung der Leiche sahen ihn die Zeugen nicht mehr. Schon den Tag darauf sprach er von Dienstaustritt. In der Ofenkachel seines Zimmers fanden sich zwei Schächtelchen verhohlten Zündhölzer; vor dem Ereignisse war Stauf im Besitze von sechs bis sieben Schächtelchen. Am 6. Oktober 1847 ward sein Vater, Heinrich Stauf, aus Oberohmen, in Kassel verhaftet, weil er ein Stück geschmolzenes Gold einem Goldarbeiter unter verdächtigen Umständen verkaufen wollte. Bei ihm fand sich noch ein goldenes Armband, die Einfassung einer Brosche, ein Ring mit einem Platinarief, sieben Glieder eines Armbands. Letztere Gegenstände erkannte der Graf später als Eigenthum seiner Frau, ebenso theilweise deren Kammerjungfern. Der Graf erklärte gleichzeitig, daß er eine bedeutende Anzahl Schmucksachen vermisse.

Es ergab sich ferner, daß Heinrich Stauf dem Kaufmann Ramspeck in Alsfeld eine Anzahl zerbrochener Stücke von Gold und Silber angeboten und einem Gürtler Stücke einer Schnalle von Gold und Silber verkauft hatte. Der in schlechten Verhältnissen stehende Heinrich Stauf war seit August 1847 mit Geld versehen; am 28. September hatte er einen Brief des Johann Stauf erhalten, worin dieser unter bitteren Vorwürfen Geld verlangt. Anfangs Oktober goß er etwas in der Esse des Kuhhirten Grob. Einige Tage darauf ging er nach Kassel. Die Goldgegenstände will er theils vor achtundzwanzig, theils vor sechs bis sieben Jahren eingehandelt, das Armband von seiner ausgewanderten Tochter, den Ring von seiner verstorbenen Ehefrau haben.

Am 25. Februar und nach dem Tode der Gräfin am 7. Juli, war er in Darmstadt, nachdem ihm Johann Stauf 3 fl. 30 kr. geschickt hatte. — Am 2. November 1847 befand sich Nachmittags drei Uhr die seit vier Wochen in den Dienst eingetretene Köchin, Margaretha Eyrich, in der Küche, um die Speisen für den Vieruhrtisch des Grafen herzurichten, als Johann Stauf in die Küche trat und die Eyrich aufforderte, in dem Eßzimmer Feuer zu machen; sie habe eine Sauce fertig zu machen, Stauf drängte aber, so daß es ihr vorkam, er wolle sie aus der Küche haben. Stauf holte hierauf einen Teller und sagte der Köchin, sie möge denselben abwischen. Sie erwiederte, er möge dann die Sauce rühren. Während dies geschah, bemerkte sie, daß Stauf ein grünlich enges Arzneigläschen mit der Hand über die Sauce hielt. Auf die Frage, was er mache, gab er die Antwort, er wolle seine böse Hand wärmen. Als Stauf fort war, versuchte (?) die Köchin die Sauce, fand sie übelschmeckend, bemerkte ein grüne Beimischung, zeigte die Sauce dem dazukommenden Kutscher und der Haushälterin, die sogleich das Töpfchen wegschloß und ein ähnliches hinstellte. Auf Anrathen des Kammerdieners ward sogleich das Töpfchen zu Dr. Stegmaier getragen, der die Substanz für Grünspan erkannte. Die chemische Untersuchung ergab, daß es 15½ Gran waren. Stauf ward sogleich auf Anzeige des Grafen verhaftet. Vor dem Heerde fand sich noch ein Stückchen Grünspan. Stauf wußte damals, daß und warum sein Vater verhaftet sey, er hatte auch gehört, daß etwas an den Auditeur des zweiten Regiments (bei dem seine Brüder stehen) gekommen sey, er hatte endlich am 2. November erfahren, daß den andern Tag der Criminalrichter kommen werde, um die Untersuchung wegen des Todes der Gräfin wieder aufzunehmen. Stauf kannte die Geschichte der Herzogin von Praslin und wußte, daß deren Mann sich vergiftet hatte.

In der Untersuchung gestand Stauf zu, daß er an jenem Tage im Besitze von Grünspan gewesen

Digitized by Google

sey. Er erzählt, am Morgen habe ihm sein Bruder denselben für 3 Kreuzer in der Rube'schen Apotheke geholt; er habe sich eine Weste damit färben wollen, was ihm Schneider Traugott angerathen. Letzterer stellt dies eidlich in Abrede. Daß Grünspan Gift sey, will Stauf nicht wissen.

Als Stauf in der Untersuchung das Armband u. s. w. vorgelegt wurde, und der Inquirent ihm vorhielt, daß diese Sachen im Besitze seines Vaters gefunden worden und als Eigenthum der Gräfin anerkannt seyen, stand Stauf fünf Minuten lang, unbeweglich und sprachlos da, richtete aber dann eine gleichgültige Frage an den Inquisenten. Im Januar 1848 fing er an, den Grafen zu verdächtigen; derselbe habe vor Beerdigung der Leiche geäußert, wenn er nur seine Worte und Thaten zurückrufen könne; er habe ihm gesagt, er solle nicht zu viel sprechen. Im September 1848 gestand er zu, daß er nach dem Tode der Gräfin Geschmeide derselben besessen und durch seinen Bruder seinem Vater zugestellt habe. Sieben Tage nach dem Tode der Gräfin habe ihm der Graf eine Düte voll Juwelen geschenkt, um sie seinem Vater zu geben, der sie als Gürtler unterbringen könne; er habe dem Grafen eidlich Stillschweigen versprechen müssen, den Inhalt der Düte habe er nicht untersucht. (!) Der Graf habe ihm dann sechs bis sieben Tage darauf, als er demselben erzählte, die Juwelen seyen in seinem Kleiderschrank aufgehoben, gesagt, er möge die Juwelen irgendwo verbergen, bis sein Vater einmal komme, worauf er sie auf dem Wege nach dem Kirchhofe in einem Heckenbusche versteckt habe; dort habe sein Bruder sie geholt und sie ihrem Vater eingehändigt, als derselbe im Juli nach Darmstadt kam. Weiter erzählte er, der Graf habe, als er nach Hause gekommen, ein blutiges Taschentuch aus dem Sacke gezogen.

Weiter wirft er dem Grafen vor, er sey um halb acht Uhr im Vorzimmer der Gräfin gewesen, habe ihm gerathen, nach Amerika auszuwandern. Stauf gesteht übrigens zu, daß der Erlös für die Schmucksachen dazu bestimmt gewesen sey, die Kosten der Auswanderung nach Amerika zu bestreiten. Stauf's Bruder, Jakob, fiel in Ohnmacht, als ihm der Inquirent die Zugeständnisse des Johann Stauf, hinsichtlich der Schmucksachen vorhielt, und erzählte dann in dem nächsten Verhör, letzterer habe ihm das Päckchen im Heckenbusch gezeigt und ihn gebeten, es seinem Vater zu geben. Er habe es dann auch geholt und abgegeben; hineingesehen habe er nicht, er habe gedacht, es sey Messing darin, was sein Vater als Gürtler brauchen könne. Heinrich Stauf, der Vater, erzählte nach langem Leugnen, seine beiden Söhne hätten im Wirthshause „zum Weinberge“ mit einander gesprochen, Johannes habe ihn aufgefordert, mit Jakob zu gehen, der werde ihm etwas geben; letzterer habe ihn in ein Wirthshaus geführt und ihm dann ein Päckchen gebracht, das er aus einer Hecke geholt hätte; Jakob habe ihm gesagt, er solle den Inhalt verkaufen. Erst auf der Eisenbahn habe er hinein gesehen und Perlenschnüre und Goldsachen, worunter die Broscheneinfassung, die Armbandglieder und das goldene Armband darin bemerkt; die Perlen habe er in der Judengasse zu Frankfurt für zwölf Gulden verkauft. Bezüglich der übrigen Gegenstände blieb Heinrich Stauf bei seinen ersten Behauptungen und ward sogar heftig, als ihm vorgehalten wurde, daß der Ring als Eigenthum der Gräfin Görlitz erwiesen sey. Die Gräfin Görlitz hat während ihres Lebens ihre Schmucksachen mit Sorgfalt, sogar mit Heimlichkeit aufbewahrt; Alle stimmen darin überein, daß während ihres Lebens vor jener Catastrophe ein Diebstahl unmöglich war. Ebenso aber nach der Entdeckung des Brandes, denn die Zimmer sind sogleich bewacht (?!) worden. Auch war Johann Stauf von da an nicht in die Zimmer gekommen.

Unter den Sachen des Johannes Stauf fanden sich verschiedene Aufsätze, unter andern Notizen über das, was er am Tage des Todes der Gräfin gethan und einige religiöse Betrachtungen über den plötzlichen Tod der Gräfin. Der Untersuchungsrichter las ihm das Verzeichniß der gefundenen Effecten vor, überging aber dabei, um die Wirkung zu beobachten, absichtlich diese zwei Scripturen. Stauf machte sogleich darauf aufmerksam, daß diese Aufsätze sich finden müßten, und erzählte dann, er habe sie wenige Tage vor seiner Verhaftung geschrieben.

* * *

Dies sind im Wesentlichen die Thatsachen, auf welche hin die Staatsprokuratur gegen Johannes Stauf wegen Mord, Raub, Brandstiftung, Diebstahl und Elternmord, gegen Heinrich und Jacob Stauf wegen Theilname an dem Diebstahl Anklage erhebt. Wir haben für jetzt nur die Thatsachen, nicht aber die Kette von Schlußfolgerungen mitgetheilt, welche der ausführliche Anklageact herausbildet. Die gegenwärtigen Verhandlungen werden zeigen, ob Lücken und Dunkelheiten, die jedem Leser sogleich auffallen werden, ausgefüllt und aufgeklärt werden, ob es gelingt, aus diesem Gemisch von Verdachtsgründen und Widersprüchen ein klares Bild der Schuld oder Unschuld zu gestalten.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Assisenverhandlungen.

(Fortsetzung.)

Sitzung vom 16. März.

Georg Messer, 23 Jahre alt, Ackersmann geboren und wohnhaft zu Weisenheim am Berg, vertheidigt durch den Herrn Advokaten Golsen.

Der Angeklagte war am Abend des 27. Dezember v. J. mit einer Doppelflinte, in Begleitung des Tagners Bernhard Keller auf seine Jagd gegangen, um bei sehr hellem Mondscheine einen Hasen zu erlegen, was auch gelang. Auf dem Weg nach Hause hörten beide plötzlich einen Schuß fallen, weßhalb sie sich am Dorfe in Hinterhalt stellten um den Jagdfrevler zu entdecken.

Bald darauf kam ein Mann Namens Blaufuß, der, so wie er den ihm als Jagdpächter bekannten Angeklagten erblickte, die Flucht ergriff. Messer sprang dem Fliehenden nach, sein Gewehr ging los und traf den Blaufuß so, daß er unter großen Schmerzen zu Boden stürzte. Der Verwundete schleppte sich bis in die Nähe seiner Wohnung, wo er liegen blieb und von seinem Bruder aufgefunden wurde.

Der Angeklagte, welcher sich mit seinem Begleiter hier abermals hinterstellt hatte, nahm unter Schimpfworten einen von Blaufuß geschossenen Hasen und dessen Flinte in Beschlag.

Der Kantonsarzt fand den Verwundeten in dem bedenklichsten Zustande. Durch schleunige zweckmäßige Hilfe wurde zwar ein tödlicher Ausgang verhütet, die Verletzung war aber so schwer, daß Blaufuß beinahe sechs Wochen krank und arbeitsunfähig blieb.

Der Angeklagte leugnete auf den fliehenden Jagdfrevler freiwillig geschossen zu haben; er behauptete, die Flinte sey ihm beim Ueberspringen eines Grabens losgegangen!

Die Geschwornen erklärten den Georg Messer der Verwundung aus Unvorsichtigkeit schuldig und das Assisengericht verurtheilte denselben zu einer correktionellen Gefängnißstrafe von zwei Monaten, zu einer Geldbuße von 7 fl. 28 kr. und zu den Kosten.

Sitzung vom 17. März.

Ludwig Fritz, 21. Jahre alt, Maurer, geboren und wohnhaft zu Ibesheim, vertheidigt durch den Hrn. Rechtskandidaten Loew,

wurde schuldig erkannt:

I. am 29. October 1849, in der Wohnbehausung des Ackerers Georg Medart, zu Ibesheim, eine Summe von 50 — 60 fl. mittelst gewaltsamer Erbrechung eines in der Wohnstube angebrachten Eckschrankes;

II. an demselben Tage und in demselben Hause, zum Nachtheile der Wittwe von Peter Medart, eine Summe von 150 fl. mittelst gewaltsamer Erbrechung eines Kistchens gestohlen zu haben.

Das Assisengericht verurtheilte den im Rufe eines dem Trunke ergebenen, gefährlichen Menschen stehenden Schuldigerkannten zur Strafe der Zwangsarbeiten auf die Dauer von 5 Jahren.

Sitzung vom 18. März.

Jakob Walter, 18. Jahre alt, Taglöhner, geboren zu Scheidenhard, wohnhaft zu Berg, vertheidigt durch den Hrn. Advokaten Gink, wurde fünf qualifizirter Diebstähle schuldig erkannt und durch das Assisengericht zur Strafe der Zwangsarbeiten auf die Dauer von 7 Jahren verurtheilt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

New-York. Unser neuer mit dem Amte noch nicht recht vertrauter Sheriff und sein Gehülfe hatten ein theures Lehrgeld zu zahlen, dessen Zahlung ihnen trotz ihres ungeheuren Einkommens doch wohl nicht gleichgültig seyn dürfte. Es handelt sich um nichts weniger als 50,000 Dollars, die als eine Schuld auf dem neuen nach San Francisco bestimmten Dampfschiffe „New-World“ hafteten. Der Sheriff befam von der Gerichtsbehörde den Befehl, das Schiff vor erfolgter Zahlung nicht auslaufen zu lassen. Um ganz sicher zu gehen, sandte er seinen Gehülfen auf baofelbe, der Niemand als den Capitain und den Ingenieur antraf. Vom Capitain auf's Freundlichste aufgenommen und der Flasche fleißig zusprechend, befanden sie sich bereits in einer interessanten Unterhaltung, als der Diener der Gerechtigkeit verwundert nach der Ursache der Heizung der Maschine frug. Die Antwort des Capitains, daß dies geschehen müsse, weil die Maschine sonst rostig würde, beruhigte ihn zwar augenblicklich, da aber in diesem Augenblicke die Taue, welche das Schiff am Ufer hielten, losgelassen wurden und der Dampfer rasch in den Strom schoß, wurde unserm Offizier nicht wohl zu Muthe. Der Capitain suchte ihn auch hier zu beruhigen und meinte, sie wollten blos eine Meile umherkreuzen, um sich ein Sonntagsvergnügen zu machen, und obwohl er sich damit nicht befriedigt fühlte, so fügte er sich doch, weil er sonst Niemanden, als nur den Capitain und den Ingenieur sah. Das Schiff flog den Castriver herunter, bog bei der Batterie erst etwas in den Hudson, wandte dann und schnob mit voller Dampfkraft der See zu. Der Offizier, gegründeten Argwohn schöpfend, sagte nun dem Capitain: „Ich fürchte, Sie haben mich zum Narren und steuern direct in die hohe See.“ Lachend erwiderte der Letztere: „Wenn der Rost von der Maschinerie geht, könnte es leicht geschehen.“ Cunningham, der Offizier, packte darauf den Capitain an, dieser ließ seine Pfeife ertönen und im Augenblicke, als sprängen sie aus irgend einem Seeromane, kamen mit Dolchen und Pistolen aus dem Unterraume sämmtliche Matrosen auf das Verdeck, packten Cunningham und setzten ihn bei Staten-Island an das Ufer. Der geprellte Offizier blickte wüthend dem nach Kalifornien eilenden Schiffe nach und wanderte dann heim, um dem Sheriff die traurige Mähr zu verkünden.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 25. Kaiserslautern, Donnerstag 28. März **1850.**

Das schwarze Haus.

Novelle von Joh. N. Vogl.

Eugen!

St. Mar!

Bist du es wirklich!

Wie du siehst!

Willkommen denn, willkommen in Paris!

Dies waren die wechselseitigen Ausrufungen zweier junger Männer, welche in dem hellerleuchteten Hauptsalon des Café de Paris sich begegneten. Das sonnenverbrannte Gesicht, und die glänzende, goldstrotzende Uniform des Einen, ließ in ihm sogleich den Capitain eines französischen Chasseur-Regiments erkennen, während die feine gewählte Civil-Kleidung des Andern, diesen als einen, den höheren Ständen Angehörigen bezeichnete.

Beide Fremde suchten hierauf in einem der Nebenkabinette ein ruhiges Plätzchen, ließen einige Flaschen Haut-Brion bringen, und setzten sich, einander noch zuvor noch warm die Hände schüttelnd, vertraulich wie ein liebendes Pärchen, zusammen.

Nun, wie ist es Dir in Algier ergangen, theurer Eugen, fragte der junge Mann in der Civil-Kleidung den Offizier, nachdem der Marqueur sich wieder entfernt hatte.

Davon ein andermal, antwortete dieser, es genüge Dir vor der Hand, daß mein Kopf nicht an dem Sattel eines braungeiben Beduinen baumelt. Auch könnte ich Dir nur im Detail alles das wieder auftischen, was Du bereits aus den Journalen erfahren haben wirst.

Ich habe den siegreichen aber blutigen Sturm auf Constantine mitgemacht, ohne eine andere Verwundung als einen Säbelhieb am Arme, und einen leichten Dolchstich in die Hüfte zu erhalten, wovon mich der erstere jedoch auf einige Zeit für den Kriegerstand untauglich gemacht hat, was mir aber auch das Vergnügen verschafft, Dich mein lieber St. Mar von Angesicht wieder in Paris zu erblicken. Aber Du was machtest Du seit den zwei Jahren, als wir uns nicht sahen, bist Du noch Garçon? bist Du in einem Bureau placirt?

Ich bekleide nunmehr, erwiderte St. Mar, so nannte sich der Angeredete, nach all den Fatiquen, welche ein Candidat zu erleiden hat, das Amt eines Advokaten und General-Agenten vom Quartier Genievre, und bin so eben Willens, mich mit einer jungen gebildeten Wittwe zu verbinden.

Auf Eurer beiderseitiges Wohlergehen, rief der Kapitän, und ihre Gläser klangen hell aneinander. Nun aber sprich, wie nennt sich Deine reizende Braut?

Sie nennt sich Amalie Darcort, ist die Tochter eines armen Ouvrier, die, um ihre mißliche Lage ihrer Eltern zu erleichtern, ihre Hand einem in Jahren ziemlich vorgerückten aber reichen Banquier reichte, welcher diese liebliche Blume in ihrer stillen Verborgenheit entdeckte, und in dessen Herzen ein nicht zu tilgendes Verlangen nach ihrem Besitze erwachte.

Zum großen Glücke aber überfüllte er sich schon bei der Hochzeitsfeier den Magen mit frisch angekommenen Austern, zu welchen er ein eben so großes Verlangen haben mochte, und segnete die Zeitlichkeit in Folge einer Indigestion.

Bravo, der wackere alte Herr hinterließ Dir also sein junges blühendes Bräutchen, nebst einer artigen Aussteuer? Das konnte wahrhaftig nicht besser für Dich kommen.

Du hast es errathen, Eugen. Ein Zufall brachte mich bald nach dem Ableben des Banquiers in den Salon der eben nicht sehr betrübten Wittwe. Wir lernten uns kennen, und Du siehst mich eben im Begriff, unsere künftige Wohnung in dem Quartier Genievre einzurichten.

Herrlich, herrlich, rief Eugen, ich hoffe, wir werden dort manche vergnügte Stunde zusammen verleben, bevor mich wieder die schwarzen Beduinenge-

Digitized by Google

fichter mit ihren weißen Zähnen angreifen. Du wirst mich doch Deiner Braut vorstellen?

Allerdings, erwiderte St. Mar, obgleich mancher andere Anstand nehmen würde, den Herrn Capitän —

Laß das, laß das, rief Eugen, der Braut eines Freundes, eines Jugendgespielen, kann ein Ehrenmann nicht gefährlich werden. Also: auf viel Glück in die neue Wirthschaft, und auf eine fröhliche Zukunft! rief er sodann, und wieder klirrten die Gläser der beiden Freunde aneinander und heißer Kuß besiegelte den alten Bund aufs Neue. —

Schon am nächsten Tag stellte St. Mar den Capitän seiner Braut vor, in welcher dieser wirklich ein allerliebstes Wesen von leichtem und heiterm Benehmen fand. Sie war eine Brünette von mehr kleiner Statur, und nicht geradezu schön zu nennen, hatte aber einen ganz ausnehmend lieblichen Zug um das kleine Mündchen, und ihr ganzer niedlicher Körper hatte jene Naivität in der Bewegung, jene fortwährende Rührigkeit und Schmiegsamkeit, welche die Pariserinnen vor allen andern Französinnen, ja vor allen Frauen der Erde auszeichnet. Es herrscht ein gewisses Etwas, das man nicht zu nennen wußte in dem ganzen Wesen Amaliens, welches ihr Alles gewogen machte, was in ihre Nähe kam.

Auch Eugen faßte bald das herrlichste Wohlwollen für Amalien, und fühlte sich behaglicher als lange in der Gesellschaft des jungen Brautpaares.

Mit jedem Abend, wenn es St. Mars Geschäfte zuließen, kamen die beiden Freunde zu Amalien, und brachten mehrere Stunden in ihrer Gesellschaft zu, und nichts trübte den schönen Verein dieses Trifoliums, als der Gedanke, daß das Geschick Eugen bald wieder aus ihrer Mitte reißen würde.

Mittlerweile hatte St. Mar seine neue Wohnung auf das Zweckmäßigste möblirt und eingerichtet und bezog dieselbe vor der Hand allein, nur noch die Förmlichkeiten abwartend, welche nothwendigerweise jeder Verbindung, und folglich auch der seinigen vorauszugehen hatten.

Es mochten seit Eugens Ankunft in Paris bereits vierzehn Tage verflossen seyn, als St. Mar eines Abends mit diesem wieder Amalien besuchte, aber dieses Mal sich auffallend zerstreut benahm, und trotz aller Mühe, welche er sich gab, äußerlich seine gewöhnliche Ruhe zu behaupten, einer inneren Befangenheit und Unruhe nicht Meister werden konnte.

Dem scharfen Auge Amaliens entging diese Veränderung in St. Mars Betragen nicht, doch wagte sie es nicht, ihn um die Ursache derselben zu befragen; nur Eugen erkundete sich einige Anspielungen auf Bräutigamsfieber u. dgl., doch als er bemerkte, daß sie seinen Freund unangenehm berührten, suchte auch er das Gespräch auf einen gleichgültigen Gegenstand zu lenken.

Früher als gewöhnlich, und sichtlich unbefriedigt von ihrer Conversation, trennten sich dieses Mal die Freunde von Amalie.

Aber auch die nächsten Abende wollte sich das Benehmen St. Mars nicht ändern, und nun drang Amalie ernsthaft in ihn, ihr zu sagen, was in seinem Innern vorgehe, da sie die Besorgnisse um ihn, und die Zweifel, in welchen sie schwebe, nicht länger in ihrer Brust verbergen könne.

St. Mar jedoch suchte anfangs auszuweichen, und schob schließlich seinen Mißmuth und seinen zeitweiligen Tiefsinn auf ein geringes Unwohlseyn, welches ihn seit einiger Zeit befallen, aber sich wohl bald wieder heben würde, welcher Aeußerung aber Amalie und Eugen wenig Glauben schenkten.

Durch die Ausflucht St. Mars nur noch mehr beunruhigt, beschwor erstere den Kapitän mit Thränen, ihr beizustehen, und ihren gegenseitigen Freund über sein Benehmen auszuforschen, allein auch dieser scheiterte; St. Mar blieb stumm, wie zuvor.

Als aber St. Mar nach einigen Tagen gar nicht bei Amalien erschien, und ihn auch der Kapitän mehrere Mal vergebens in seiner Wohnung suchte, erwachten alle Schlangen, alle Qualen der Eifersucht in ihrem Herzen. — Ein seltsamer Zufall sollte diese unheilbringende Flamme noch mehr in ihr anfachen.

Ein Diener Amaliens, Namens Hyppolit, ein altes Erbstück des seligen Banquiers, welcher dem Weintrinken ganz absonderlich ergeben war, und schon öfters von seiner Gebieterin hierüber Verweise erhalten hatte, kam wieder in einer Nacht ziemlich angestochen nach Hause, wo er einen großen Lärm machte, so, daß Amalie darüber erwachte.

Um des Himmelswillen, Theia, was ist vorgefallen? fragte sie ihr Kammermädchen, welches in ihr Schlafgemach trat, um sie über diesen Vorfall zu beruhigen.

Es ist nichts, erwiderte dieses, Hyppolit ist wieder betrunken nach Hause gekommen, und hat mit dem Portier einen Zank wegen des Aufschließens angefangen.

Der Trunkenbold, sprach Amalie, man hat ihn doch zur Ruhe gebracht?

Es ist bereits geschehen, erwiderte das Mädchen. Haha, noch muß ich lachen, wenn ich bedenke, was der dumme Mensch für albernes Zeug zusammenschwatzte. Er wollte durchaus Madame sprechen, und behauptete mit Herrn St. Mar in einer gemeinen Weinschenke zusammengekommen zu seyn.

Wie? fragte Amalie betroffen.

Digitized by Google

Doch, sagte er, habe St. Mar nicht seine gewöhnlichen Kleider, sondern einen schlechten abgeschabten Kittel angehabt.

„Der Thor!“ erwiderte Amalie mit Unwillen; entferne Dich und lege Dich zur Ruhe, morgen soll der Unverbesserliche für immer mein Haus verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die französische Wetterfahne.

Paris, 18. März. Folgende Bivat- und Pereat-Rufe, die ein charakteristisches Bild der letzten sechszig Jahre Frankreichs geben, sind seit 1788 der Reihe nach an der Tagesordnung gewesen: 1788. Es lebe der gute Louis XVI! Es lebe die Königin! Es leben die Notablen! — 1789. Nieder mit den Notablen! Es leben die Generalräthe! — 1790. Nieder mit den Generalräthen! Es lebe die Nationalversammlung! Es lebe Necker! Es leben die neuen Patrioten! Es lebe Orleans! Es leben die Pfarrer! — 1791. Nieder mit dem Adel! Nieder mit der Geistlichkeit! Nieder mit Necker! Es lebe die Verfassung! Es lebe Lafayette! Es lebe Bailly! Es lebe der constitutionelle König! — 1792. Nieder mit dem Könige! Nieder mit Lafayette! Nieder mit Bailly! — 1792 (Juni). Nieder mit der National-Versammlung! Es lebe die gesetzgebende Versammlung! Es lebe Petion, Santerre, Brissot, Dumouriez! Es lebe die Laterne! — 1792 (August). Nieder mit dem Königthum! Nieder mit der Verfassung! Nieder mit den Brissotinern! Nieder mit Dumouriez! Nieder mit der gesetzgebenden Versammlung! Es lebe die Constitution! Es lebe die Republik! Es lebe Lanjuinais, Vergniaux! — 1793. Nieder mit den Aristokraten, den Reichen, den Priestern! Nieder mit Gott! Es lebe Robespierre, Marat! Es leben die Jacobiner! Es lebe der Schrecken! — 1794. Nieder mit Vergniaux, den Girondins, den Verschwörern, den Moderirten, dem Gelde! Es lebe die Montagne, der öffentliche Sicherheits-Ausschuß, Robespierre, Barrere, die Guillotine, der Tod, das Höchste Wesen, Couthon, der Henker! — 1795. Nieder mit der Montagne, mit Robespierre, mit Barrere, dem öffentlichen Sicherheits-Ausschusse, den Sectionen, den Emigranten! Es lebe Tallien! Es leben die Moderirten! Es lebe die Menschheit! Es lebe die Freiheit, die Gleichheit! Es leben die Bälle! Es lebe der 21. Januar, Quiberon, die Brüderlichkeit! Brod oder den Tod! — 1796. Es lebe die Verfassung von 1795, der 13. Vendemiaire. Barras, Bonaparte, das Directorium! Es leben die Fünfhundert, die Alten! Es lebe der 18. Brumaire! Es leben die Consuln der Republik! Es lebe der erste Consul, der Consul auf Lebenszeit, das Brod! — 1798 bis 1808. Nieder mit der Republik, dem Consulat, dem Tribunal, dem Frieden! Es lebe der Kaiser, die Armee, der Senat, die Conscription, die Ehrenlegion, Josephine! — 1809 bis 1813. Nieder mit Oesterreich, Spanien, dem Papste, Josephine! Es lebe Marie Louise, Oesterreich, der König von Rom, Joseph, Jerome, Murat, die Schnurbärte, der große Napoleon, das Kanonenfutter! — 1814. Nieder mit dem Tyrannen, dem Könige von Rom, Murat, Joseph, Jerome, der Conscription, dem kaiserlichen Adler, dem großen Napoleon! — Es lebe der gesetzgebende König! Es leben die Verbündeten! Es lebe die Charte, die weiße Fahne, „Moniteur,“ die Freiheit, der Frieden. — 1815 (März). Nieder mit den Bourbons, den Königlichen, den Verbündeten, dem Frieden! Es lebe Bonaparte! Es leben die Tapfern, die Repräsentanten! Es lebe das Maifeld, Benjamin Constant, Dupin, die Revolution — 1815 (Juli). Nieder mit dem Corsen, den Repräsentanten, der Armee, der Revolution! — Es lebe Louis-le-désiré, der Kaiser Alexander, der Kaiser von Oesterreich, der König von Preußen! Es leben die Emigranten von Gand! Es lebe die Restauration, der Frieden, es lebe die Religion, es leben die Königlichen! — 1816 bis 1830. Es lebe die Kammer! Nieder mit der Kammer! Es lebe die Religion! Nieder mit den Missionären! Es lebe die Freiheit! Nieder mit den Jesuiten! Es lebe die königliche Garde! Es lebe Villèle! Es leben die 221! Nieder mit dem Ministerium! Es lebe die Legitimität! — 1830 (Juli). Nieder mit Karl X.! Nieder mit dem Dauphin, dem Herzog von Bordeaux, der Legitimität, der königlichen Garde! Es lebe die Kammer, Philippe, die Souveränetät des Volkes, Lafitte, Dupin! — 1830 (Dezember). Nieder mit Dupin, Lafitte, Maugin! Es lebe Lafayette, Maugin! Es leben die Polen, die Insurgenten aller Länder, die Republikaner! Es lebe der Krieg! — 1831. Es lebe Casimir Périer, Lobau, Soult, der Frieden! Nieder mit den Republikanern! — 1832. Es lebe die Republik, Lafayette! Nieder mit Louis Philippe! Es lebe Louis Philippe! Nieder mit den Republikanern! — 1839. Es lebe die Republik! Nieder mit der Republik! — 1849 bis 1850. Es lebe die „Reform,“ Odillon Barrot! Nieder mit Guizot, dem System, Louis Philippe! Es lebe die Republik, die provisorische Regierung, Lamartine, Ledru-Rollin! Des Lampions! Nieder mit den Communisten, Cabet, Blanqui! Es lebe die National-Versammlung! Nieder mit der National-Versammlung! Es lebe Barbès, Cabet, Blanqui ꝛc.! Es lebe die Natio-

Digitized by Google

nal-Versammlung, die Republik! Es lebe die demokratisch-sociale Republik! Es lebe Cavaignac! Nieder mit Cavaignac! Es lebe Louis Napoleon! Nieder mit Louis Napoleon! Es lebe die Verfassung, die römische Republik!

Korrespondenz.

Verhandlungen vor dem Spezialgerichte der Pfalz.

Sitzung vom 20. März.

Jacob Färber, 55 Jahre alt, Hufschmied von Weingarten, vertheidigt durch den Herrn Rechtskandidaten Hoffinger, welcher bereits durch Urtheil des Assisengerichts der Pfalz am 15. März 1833 wegen qualifizirten Diebstahls zu 5jähr'gen Zwangsarbeiten verurtheilt war — sonach im Rückfall sich befand — wurde vor das Spezialgericht verwiesen unter der Anklage, am 6. Juni 1848 mittelst Einsteigens in das Wohnhaus des Adjunkten Jacob Kämmer zu Westheim und mittelst Durchbrechung einer Wand einen tuchenen Mantel zu stehlen versucht zu haben.

Das Spezialgericht erklärte jedoch den Angeklagten des ihm angeschuldigten Verbrechens nicht schuldig, worauf derselbe in Freiheit gesetzt wurde.

Sitzung vom 21. März.

Carl Ehrhard, 47 Jahre alt, Taglöhner, geboren und wohnhaft zu Imsbach, vertheidigt durch den Herrn Rechtskandidaten Ruppenthal, wurde unterm 6. Juni 1834 durch Urtheil des Assisengerichts der Pfalz, wegen qualifizirten Diebstahls zu 6jährigen Zwangsarbeiten verurtheilt.

Als im Rückfalle sich befindend, wurde Ehrhard vor das Spezialgericht verwiesen, und hier wegen 4 qualifizirter Diebstähle zu lebenslänglichen Zwangsarbeiten verurtheilt.

Mit dieser Prozedur waren die gewöhnlichen Sitzungen in Kriminalsachen geschlossen.

Miscellen.

Die „Kölner Zeitung" bringt nachfolgendes Schreiben aus New-York vom 28. Februar: „Die Uebersiedelung nach Californien aus allen Staaten werden in diesem Jahre ungeheuer seyn. An allen Enden rüstet man zum Abzuge; Es werden mindestens in diesem Frühjahre 100,000 Emigranten ihre Reise nach dem neuen Peru antreten, theilweise durch die Prairien, theilweise über Chagres und Panama. Die Nachrichten von dorther klingen günstig, selbst wenn man von gewissen Uebertreibungen absieht. Die rasche Bevölkerung Californiens, die Organisation seiner Wildnisse zu einem republikanischen Staate ist abermals ein glänzender Beleg zur energischen Thatkraft unserer Nation und zur Tüchtigkeit unserer republikanischen Institutionen. Man schafft mit allem Eifer an den Vorarbeiten zur Errichtung einer Eisenbahn von hier nach San Francisco. Die Ausführung dieses Riesenplanes wird dem Ganzen die Krone aufsetzen. — Vermuthlich habt ihr im März wieder leichte Fieber-Anfälle, die sich in Krawallen, Putschen und sogenannten Schilderhebungen kund geben. Wir wollten alle, ihr hörtet drüben das Revolutionären einmal auf, denn dadurch schickt ihr uns eine Race Kerle auf den Hals, die nicht zu verbauen sind. Es scheint mir fast, als ob der ganze Republicanismus eurer edlen Volksfreunde einzig in den gewaltigen Bärten bestände, denn sonst habe ich noch nichts Merkwürdiges an ihnen gefunden. Hier überschwemmen sie uns alle Städte, betteln, lamentiren, kritisiren, dramarbasiren, daß es geradezu zum Ekel wird und man diesen Weltverbesserern gern aus dem Wege geht, wenn dies in unserer hiesigen Hafenstadt nur so leicht gethan wie gesagt wäre. Schon fangen sie an, in ihrem deutschen Republiken-Wahnsinn Gesellschaften zu stiften, um uns Reformen aufzudrängen und dem Amerikaner Unterricht in der Demokratie zu geben! Unsere Republik taugt, nach der Ansicht dieser deutschen Freiheits-Apostel, wenig oder gar nichts, und Jefferson und unsere anderen Staatsmänner haben Schnitzer gemacht, welche kein Schulfunge unter unseren modernen Solonen sich zu Schulden kommen lassen würde. Ich versichere Ihnen, wenn etwas im Stande wäre, mich aus dem civilisirten Leben unter die Indianer oder nach Californien zu treiben, so wären es diese jämmerlichen politischen Poltrons."

Für Brustleiden aller Art kann aus Erfahrung als vorzügliches Mittel empfohlen werden, die Ausdünstung von frischen Aepfelschnitzen, die auf dem Ofen gedörrt werden. Die Aepfel scheinen in dieser Hinsicht einen besonders heilsamen und wohlthuenden Stoff in sich zu haben. Wenn keine frische Aepfel mehr zu haben sind, möchten vielleicht 24 Stunden vorher in Wasser eingeweichte dürre Aepfelschnitzen denselben Dienst thun. Einsender dieses fühlt sich verpflichtet, dies durch den Zufall entdeckte Mittel zu veröffentlichen und bittet, daßelbe um seiner Einfachheit willen nicht zu verachten. K. (Karlsr. Ztg.)

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 26. Kaiserslautern, Samstag 30. März **1850.**

Das schwarze Haus.

Novelle von Joh. N. Vogl.

(Fortsetzung.)

Kaum aber befand sich Amalie wieder allein, so erwachten in ihr alle die Zweifel wieder, welchen sich ein durch Eifersucht aufgeregtes Gemüth so leicht überläßt.

Und wenn es doch so wäre? wenn St. Mar sich in diese Verhüllung verkappt hätte, um ein nächtliches Liebesabenteuer desto sicherer bestehen zu können? Wenn er plötzlich von der Schönheit irgend eines andern Geschöpfes geblendet, Dich aufgeben könnte, da Du vielleicht minder schön, als dasselbe? — Ich muß der Sache auf den Grund kommen, rief sie, und komme es nun, wie es wolle!

In einem qualvollen Zustande brachte die Aufgeregte die Nacht schlaflos auf ihrem Lager hin, und manche Thräne der Besorgniß netzte ihre Mousselinkissen. Als aber der Tag wieder durch die seidenen Fenstergardinen ihres Schlafgemaches schimmerte, ließ sie sich ankleiden, und befahl, sogleich Hyppolit zu rufen.

Nach einem scharfen Verweise über seine abermalige Trunkenheit, befragte ihn Amalie mit anscheinender Kälte, was er gestern für Albernes von Herrn St. Mar gesprochen habe.

Verzeihung, Madame, sagte Hyppolit, ich sehe wohl ein, daß es sehr albern von mir war, was ich sagte, indem es durchaus Jemand anderer, als Herr St. Mar gewesen seyn muß, den ich gesehen habe, aber gestern hätte ich darauf geschworen, daß er es gewesen, zumal da er, als er meiner ansichtig wurde, seinen Filz tiefer ins Gesicht drückte, und das Weinhaus verließ.

Enthaltet Euch in Zukunft solcher Aeußerungen, über Personen, die mir nahe stehen, fuhr Amalie, um nichts beruhigter, fort, für dieses Mal sey auch Euch Euer Betragen noch vergeben, aber merkt es Euch wohl, noch ein ähnlicher Auftritt, und Ihr seyd Eures Dienstes für immer entlassen.

Wo ist die elende Taverne, in der Ihr vorgebt, Herrn St. Mar gesehen zu haben.

Ach, erwiderte Hyppolit, es ist eine ganz geringe, kleine, wenig besuchte Taverne im Quartier Genievre, gerade dem schwarzen baufälligen Hause mit dem hohen Dache gegenüber.

Nun geht und laßt nichts ähnliches mehr von Euch hören, versetzte Amalie und entließ den Diener.

Gerechter Himmel, rief sie aber, als dieser das Gemach verlassen hatte, es ist nur zu gewiß, daß er sich nicht geirrt. Ich bin betrogen, hintergangen von einem Manne, in dem ich das Glück meines Lebens zu finden glaubte; aber ich muß Wahrheit haben, ich muß mich überzeugen, ihn seiner Treulosigkeit überführen, und dann die Welt und ihre heuchlerischen Kreaturen, die nur Verrath und Untreue brüten, für immer fliehen.

An demselben Tag erschien St. Mars Diener mit einem Briefe, in welchem sein Herr sich bei Amalien entschuldigte, wichtiger Geschäfte wegen mehrere Abende nicht in ihrem Salon erscheinen zu können.

Dies gab Amalien die volle Ueberzeugung von St. Mars Untreue, und nun war ihr Plan gemacht.

Dem veränderten Benehmen St. Mars, so wie seinem Ausbleiben lag jedoch ganz etwas anderes zu Grunde, als Amalie ihn in ihrer Aufregung beschuldigte.

St. Mar hatte nämlich, kurz nachdem er seine neue Wohnung in Genievre bezogen, in einem abgelegenen Gäßchen ein altes schwarzes Haus bemerkt, das seine Aufmerksamkeit auf sich zog und zwar dasselbe, welches Hyppolit früher erwähnte.

Es war ein ziemlich weitläufiges und kerkerähnliches Gebäude von einem Stockwerke, auf welchem ein übermäßig hohes Spitzdach, nach alter Art mit Hohl-

Digitized by Google

ziegeln belegt ruhte. Die Thüren und Fenster an diesem Gebäude waren immerdar verschlossen und dennoch meldete keine Affiche, daß es zu vermiethen oder zu verkaufen sey.

So verlassen und öde das Haus auch von außen sich präsentirte, so schien doch mit einbrechender Nacht zuweilen in dem Innern desselben eine ganz sonderbare Lebendigkeit rege zu werden.

St. Mar zweifelte nicht, daß dieses Haus irgend ein verbrecherisches Geheimniß in sich verberge, und beschloß daher alles anzuwenden, um demselben auf die Spur zu kommen.

In dieser Absicht besuchte er, in schlechte Kleider gehüllt, und den Hut ins Gesicht gedrückt, jene Schenke, in welcher ihn Hyppolit gesehen hatte, und die dem erwähnten Hause in schräger Richtung gegenüber lag, so, daß er von ihr aus dasselbe ohne Aufsehen zu erregen, genau und deutlich beobachten konnte.

Gleich am ersten Abend, an welchem St. Mar seine Nachforschungen begann, es war derselbe, an welchem ihn Hyppolit bemerkte, machte er eine Entdeckung, welche ihn aufforderte, seine Forschungen so rasch als möglich fortzusetzen.

Sobald es zu dämmern anfing, sah nämlich St. Mar von Zeit zu Zeit Personen von höchst zweideutigem Aussehen die Straße heraufkommen, welche sich ganz sachte längs der Mauer zu dem alten Haus hinschlichen, und nach einigen leisen Schlägen an die Thür in demselben verschwanden.

Nun schien es ihm an der Zeit zu handeln. Er verließ daher die Schenke, und schleuderte ganz nachlässig gegen das Haus zu, als ihm ein paar wüstaussehende Kerle begegneten.

Heda, gute Freunde, redete sie St. Mar an, wißt Ihr keine Garküche!

Eine Garküche? fragten die Bursche.

Eine Garküche, wo ein verfolgter armer Teufel ein Abendbrod in Sicherheit genießen könnte?

Du bist ein Fremder, sagte der Eine, von wo kommst Du her?

Von da drüben, erwiderte St. Mar verdrießlich.

Und bei wem dientest Du dort?

Bei einem Taschenspieler, Namens Langfinger.

Ach, erwiderte Einer von Beiden, nachdem er ihn scharf fixirte, Du bist einer der unseren, komm nur mit Kamerad, um an unserer Table d'hote Theil zu nehmen.

Madame Lasosse, setzte der andere hinzu, wird Dirs an einem guten Bissen nicht fehlen lassen. So alt und winddürr sie ist, so protegirt sie doch noch immer gerne solche junge derbe Bursche, wie du bist.

Auch mußt Du uns von Deinen Avantüren erzählen, nahm der erste das Wort, denn so brave Leute wie wir, müssen schnell Bruderschaft machen.

Unter diesem Gespräch waren sie zu der Thür des Hauses gekommen, und der Eine pochte leise an dieselbe.

Wohl rieselte nun ein kalter Schauer über St. Mars Rücken, denn er muß sich in diesem Augenblicke gestehen, daß ihn sein Eifer zu etwas Unvorsichtigem verleitet, und er sich augenscheinlich in eine grobe Gefahr gestürzt habe, da ihn leicht einer der Gauner (denn, daß das Haus eine Gaunerherberge sey, wußte er jetzt gewiß), trotz seiner Vermummung erkennen könne, und daß er dann unrettbar verloren sey. Doch war es nun zum Ueberlegen zu spät, er mußte sein Spiel zu Ende spielen, denn schon that sich die verhängnißvolle Thür zur Hälfte auf, und seine beiden neuen Freunde zogen ihn mit sich hinein.

Ein langer feuchter Corridor, von dem schwachen Schimmer einer einzigen übelriechenden Talgiampe karg beleuchtet, nahm sie auf. In dieser ungewissen Beleuchtung bemerkte St. Mar 3 Treppen, von welchen zwei abwärts, die dritte aber aufwärts führte.

Hinab oder hinauf? fragte einer der Beiden den Andern.

Ei, hinab, antwortete dieser, drunten ist's fideler als oben. Komm nur mit Kamerad, Dein Magen soll bald Befriedigung erhalten.

Auf dieses faßten sie St. Mar bei den Händen, und zogen ihn eine stockfinstere Treppe hinab.

Bald befanden sie sich in einem weiten kellerähnlichen Gewölbe, welches augenscheinlich mit jenen berüchtigten Katakomben in Verbindung stehen mußte, die halb Paris durchkreuzen.

Hier erblickte St. Mar zwischen Mauertrümmern und Steinvorsprüngen eine Menge roh gezimmerter Tische, um welche die Elite des Auswurfs der menschlichen Gesellschaft gelagert war, und sich bei Speise und Trank erlustigte.

Die tiefste Verworfenheit, die grasseste Rohheit, und die raffinirteste Verschmitztheit und Gaunerei sprachen aus allen Gesichtern.

Hier saßen mehrere trunkene Kerls, wahrscheinlich Straßenräuber, von athletischem Aussehen, mit struppigen Haaren, wildverwachsenen Bärten, neben ein paar rohen frechgekleideten Dirnen, welchen der Fluch der Sünde auf der ruchlosen Stirne brannte.

Dort kauerte eine lange, klapperdürre Gestalt, welche geradenwegs vom Galgen zu kommen schien, mit den knöchernen Fingern den Erwerb des Tages musternd, und dabei mißtrauische und verdächtige Blicke auf seinen Nachbar, einem zerlumpten Wicht, mit

Digitized by Google

einem großen Pflaster auf dem einen Auge, verfolgt; unfern von diesem ein gedrungener Bursche mit glattgeschorenem Haupte, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er seine Haare im Bagno, oder auf der Galeere gelassen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Die schrecklichen Septembertage.

Eine Scene aus der ersten französischen Revolution nach Lamartine's „Girondisten."

Es war im Jahre 1791, zur Zeit der französischen Revolution, als an einem Septembertage eine Anzahl Sträflinge von Soldaten durch Paris geführt wurden, um von da auf die Galeeren geschafft zu werden. Die Männer sahen zerlumpt, verwildert, verkümmert aus; man sah auf ihren Gesichtern die Noth, die sie erlitten, die Verbrechen, die sie begangen haben mochten; mehrere aber weinten und verhüllten sich das Gesicht, um von den Umstehenden nicht gesehen zu werden. Der Zug ging nur langsam vorwärts; die Verbrecher konnten sich kaum fortschleppen, und die rüstigen Soldaten der Wache an ihrer Seite mußten immer von Zeit zu Zeit Halt machen. Da stockte auf einmal der Zug gänzlich; der vorangehende Unteroffizier sah sich zornig um und erblickte ein kleines Mädchen, welches an die Verbrecher Milchbrödchen aus ihrem Körbchen austheilte.

Es war Eugenie, die Tochter des Uhrmachers Lefort, welche vor dem Laden ihres Vaters gesessen und ihr Abendbrod so eben hatte verzehren wollen. Da waren die Galeerensträflinge vorbeigekommen. Einer darunter, ein bleicher schmächtiger Mann mit kohlschwarzem Haare, dessen eingefallenes Gesicht vom furchtbarsten Elend zeugte, hatte des Mädchens besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Sie gab ihm all' ihr Weißbrod, sie reichte ihm das Taschengeld, das sie soeben von ihrem Vater empfangen hatte, — und als der gestrenge Unteroffizier wirklich einen Augenblick Halt machte, sprang sie hinein in's Haus und kam bald mit einem noch ziemlich guten Rocke ihres Vaters wieder, welchem derselbe auf Eugenien's Bitten dem Sträfling geschenkt. Des Sträflings finsteres freundloses Gesicht erheiterte sich sichtlich, er fuhr sich mit der Hand über die Augen, strich sich die schwarzen herabhängenden Haare aus dem Gesicht und sagte düster: „Die guten Menschen sind selten. Du hast mich erfreut; habe Dank, ich werde Deine Wohlthat nie vergessen."

Die Sträflinge zogen weiter und Eugenie ging nachdenklich ins Haus zurück; das Bild des bleichen Galeerensträflings hatte sich tief in ihre Seele eingedrückt.

Es war damals eine schwere Zeit in Paris für Alle, die mit dem Hofe Ludwigs XVI. in irgend einer Verbindung standen. Lefort, Eugenien's Vater aber war Hof-Uhrmacher, und darin lag schon genug Grund, um ihn bei den Revolutionsmännern verhaßt und verdächtig zu machen. Und je mehr der König an Ansehen verlor, je mehr man ihn in Verdacht hatte, daß er verrätherische Verbindungen mit auslänbischen Fürsten, sowie auch aus Frankreich ausgewanderten Adeligen und Priestern unterhielte, desto schlimmer wurde die Stellung der Anhänger des Königs in Paris. Da kam der 10. August des Jahres 1792. Der König wurde in seinem Palaste von wüthenden Haufen belagert. Kartätschenkugeln donnerten gegen die Thore der Tuilerien, — Artillerie, Nationalgarde gingen zum Volke über und nur die Schweizersoldaten starben Mann für Mann auf ihren Posten. Dem König wurden von der Nationalversammlung die Regierungsgeschäfte abgenommen und derselbe gefangen in den Tempel geführt.

Die k. Familie war in Gefahr, und die Freunde derselben im In- und Auslande thaten Alles, um einen Umschwung der Dinge herbeizuführen, und auch unser Lefort stand im Briefwechsel mit einem früheren Adjutanten des Königs. Da faßten die Revolutionsmänner, Danton an der Spitze, den furchtbaren Entschluß, mit einem Male alle Freunde des Königthums, in Paris wenigstens, zu vertilgen. In der größten Heimlichkeit ward der Plan geschmie, det, der Anfangs September zur Ausführung kommen sollte. In einer Nacht sollte in allen Häusern in Paris Haussuchung gehalten und Alle, die der Verbindung mit dem Königthum verdächtig wären, verhaftet werden!

Eines Tages — es war am 28. August 1792 — saß Eugenie am Fenster, von welchem sie eine herrliche Aussicht auf die Seine und die Quais hatte. Da wirbelten die Trommeln auf den Straßen — Alles floh in die Häuser und die Straßen waren bald gänzlich verlassen. Haufen von Bewaffneten, Marseiller und Brester Revolutionsmänner, mit Piken bewaffnet, zogen durch die Straßen; wer sich blicken ließ, ward verhaftet; die Brücken waren gesperrt und selbst das Wasser der Seine ward bewacht. Einige, die auf Kähnen fliehen wollten, wurden erschossen.

Lefort trat todtenbleich in seine Stube. „Mein Leben steht auf dem Spiele", sagte er; „ich habe

Digitized by Google

zwar meine Briefschaften verbrannt, aber hier ist ein Paket, das man mir anvertraut hat; es enthält in Dokumenten das Vermögen eines Flüchtlings, können wir das nicht verbergen, so bin ich verloren."

Endlich gab Eugenie den Rath, die Bettmatratze aufzuschneiden, die Documente hineinzustecken und die Oeffnung wieder zuzunähen. Gesagt, gethan; kaum war sie fertig, so klopften die Kommissäre mit dem Schlägel an der Hausthüre. Niemand wagte Athem zu holen. Die Männer traten in die Stube, begleitet von Arbeitern aus der Stadt, welche bloße Säbel in den Händen trugen. Man durchsuchte das ganze Haus und fand nichts; man ging in den Keller hinunter, stieg unter das Dach, klopfte an die Mauern, ob keine hohlen Räume sich dahinter befänden, riß den Fußboden auf, — ach, und kam endlich auch an die Betten. Die Falkenaugen der Polizeispione entdeckten die frische Nath, und zum Unglück hatte noch Eugenie in der Eile die Nähnadel stecken lassen! Die Matratze ward geöffnet, das verdächtige Paquet gefunden und Befort augenblicklich verhaftet. Die einzige Gnade, die man ihm gestattete, war, daß ihn Eugenie in den Kerker begleiten durfte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Reicht nicht!) Oefters ereignet sich auf deutschen Postämtern der Fall, daß derjenige, welcher einen frankirten Brief empfängt, noch Porto nachzahlen muß, wo dann auf dem Couvert dicht bei dem Worte „franco" immer mit rother Tinte geschrieben steht: „Reicht nicht." — Ein Student in Leipzig schreibt seinem Vater, daß er nächstens fünfzig Thaler haben müsse, da er Collegiengelder und Schulden zu bezahlen habe. Schulden zu contrahiren hat ihm der Papa streng untersagt, und schickt dem flotten Söhnchen nur dreißig Thaler. Da ereignet es sich, daß ein Versehen bei der Portoberechnung geschieht und als der Brief zum Studio gelangt, liest solcher unter den Worten: „Inliegend dreißig Thaler" das ominöse: „Reicht nicht!" welche Flokkel er natürlich nicht kannt. — Schon höchst ärgerlich, daß sein Wunsch hinsichtlich der erwarteten Summe nicht in Erfüllung gegangen, ist er ganz ergrimmt, daß die Post auch noch ihre Bemerkung dazu macht. Wüthend läuft er in die Expedition, wo die Briefe ausgegeben werden und spricht zu dem Postsekretär: „Herr! da hat sich Jemand einen schlechten Witz erlaubt, und ich werde deßhalb beim Herrn Oberpostamts-Director Klage führen. Reicht nicht! das weiß ich wohl, daß ich nicht damit auskomme, aber dies geht die Post gar Nichts an, die hat sich durchaus nicht um meine Moneten zu bekümmern." — Der Postsekretär hatte Mühe, dem Studio die Sache auseinander zu setzen; und als dies geschehen — lachten sie alle Beide.

Sclaverei in der Republik. In New-Orleans hat der Sclavenbesitzer die Befugniß, seinen Sclaven eigenmächtig die Freiheit zu ertheilen, nicht, er muß erst die Erlaubniß des Stadtraths dazu einholen. Das ist auch republikanische Freiheit! „Sehr natürlich", — sagt der deutsche Berichterstatter — „denn wo kein freier Staatsbürger zu den nothwendigen Arbeiten verpflichtet ist, muß man Sclaven haben, die man dazu zwingen kann, außerdem wird es bei Durchführung der Demokratie immer schwieriger und kostspieliger werden, zu gewissen Geschäften, als Landbau u. s. w. Arbeiter zu bekommen." Für diesen Satz scheint auch der Umstand zu sprechen, daß in Kentucki (ebenfalls in der nordamerikanischen Republik) im Jahr 1848 die Sclaven um fast 3000 zugenommen haben, und bis nahe an 200,000 Köpfe angewachsen sind.

(Russische Menschenversteigerung.) Auf eine Verfügung des dirigirenden Senats verordnete die Tompow'sche Gouvernements-Regierung: „Zur theilweisen Tilgung der Schulden des Grafen Kutaisow, die derselbe theils der Krone, theils Privatpersonen schuldet und welche sich auf 1,508,925 Bankorubel belaufen, sind seine in den beiden Kreisen dieses Gouvernements angesiedelten Bauern, 3702 Individuen, öffentlich an die Meistbietenden zu verkaufen." — (Es ist wohl anzunehmen, daß mit diesen Bauern zugleich auch die denselben zur Bearbeitung überlassenen Grundstücke mit verkauft werden. Und dennoch scheint der Werth dieser „angesiedelten Bauern", da der Erlös aus denselben nur zur theilweisen Tilgung der ganzen gräflichen Schuld geschah, kein sonderlich hoher zu seyn, indem, wenn die ganze Schuld damit hätte getilgt werden sollen, Einer nicht mehr als 402½ Bankorubel hätte gelten müssen. — Welche Werthlosigkeit eines Menschen und von Grund und Boden zugleich!)

Nach einer statistischen Berechnung betrug die Bevölkerung von Frankreich im Jahre 1845 34,194,875 Seelen; darunter waren 96,788 Findelkinder unter 12 Jahren; auf 353 Personen kam also ein Findelkind. Bei einer Anzahl von 975,465 Geburten kamen in demselben Jahre 25,239 Aussetzungen vor, also bei 39 Geburten eine Aussetzung.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 27. Kaiserslautern, Donnerstag 4. April **1850.**

Das schwarze Haus.

Novelle von Joh. N. Vogl.

(Fortsetzung.)

Wieder dort saß Einer, die schwarze zausige Perrücke, die augenscheinlich nicht für diesen Kopf gemacht wurde, tief in das zwinkernde Auge gedrückt, als ob er sich auch in dem Schoos der Erde nicht für sicher genug hielte, und von seinen Cameraden verrathen zu werden befürchtete, während neben ihm ein katzenbucklichter Jude und ein gelbes Zigeunergesicht, welches einer alten Vettel angehörte, in einem lauten, lebhaften Handel um einiges gestohlene Geschmeide begriffen waren.

Andere, in dem fabelhaftesten Costüme, überließen sich ganz rücksichtslos der Schwelgerei und dem Trunke, wieder andere lagen ganz friedlich auf Tischen und Bänken umher, und schnarchten um die Wette, während die ekelste, häßlichste aller Blocksbergfahrerinnen, die obenerwähnte Dame Lasosse, wie sie benannt wurde, bald hier bald dort die Gäste mit Speisen oder Getränken versah, wobei sie nicht unterließ, diesem oder jenem ein nach ihrer Art schalkhaftes Zeichen ihrer besonderen Gunst durch ein Kopfstück oder einen Kniff in den Arm zu geben.

Man kann sich leicht vorstellen, daß sich St. Mar in dieser respektabien Gesellschaft nicht am Behaglichsten finden mußte, und nichts sehnlicher wünschen mochte, als wieder droben auf der Straße zu stehen, aber schon hatten ihn seine beiden Freunde zu einem Tisch gezogen.

He Holla, Du altes Aas, bekommen wir nichts zu essen, rief einer der Beiden.

Gleich, gleich, Messieurs, antwortete die Alte, hier ist die Karte.

Da siehst Du, sprach der Andere zu St. Mar, indem er ihm die Alte vorstellte, unsere reizende Wirthin, deren Streben schon durch einige fünfzig Jahre dahin geht, einst eine würdige Madelonette zu werden.

Und wenn ihr diesen Herrn nicht ohnehin schon kennt, erwiderte die Alte zu St. Mar gewandt, so seht ihr in ihm einen Gauner, einen Schurken, einen Dieb, welcher der großen Nille ehestens zur schönsten Zierde gereichen wird.

Die beiden Gauner schiugen hierüber ein schallendes Gelächter auf, und bestellten, nachdem sie die Alte durch einige rohe Caressen wieder beschwichtigt hatten, bei ihr das Essen für sich und St. Mar, welches auch sogleich erschien.

So geringen Appetit der Letztere verspürte, so sah er sich doch gezwungen, den Heißhungrigen zu spielen, theils um seiner Rolle getreu zu bleiben, theils um Zeit zu gewinnen, auf die Fragen der Beiden gefiemend antworten zu können.

Zu seinem Glücke hatten die Herren keinen geringeren Appetit, als er zu haben sich stellte, und somit ging die Tafel zu Ende, ohne daß er in eine besonderer Verlegenheit gekommen wäre.

Als die beiden Freunde abgespeißt hatten, streckte sich der Eine ohne alle Umstände auf die Bank, auf welcher er gesessen, und entschlief nach wenigen Minuten, während der Andere eine frische Bouteille Wein bringen ließ.

St. Mar stieg das Blut in den Kopf, denn er fürchtete, daß es nun zu einem förmlichen Examen kommen würde, und hatte sich auch nicht so ganz geirrt, da Herr Souastre, so nannte sich sein neuer Freund, nachdem er einen tüchtigen Trunk gethan, den Kopf auf beide Hände stützte, und folgendermaßen zu ihm sprach: Nun sag Kamerad, wie nennst Du Dich eigentlich?

Wie ich heiße? fragte St. Mar, nicht ohne einige Verlegenheit.

Nun ja, Du wirst doch einen Namen haben.

Mehr als einen, antwortete St. Mar, sich schnell wieder fassend, das ist es eben, was mich etwas verlegen macht. In meinem Geburtsorte, in Gascogne, hieß ich Charles Mauvais, in Chatillon Legras, in Chartres Vincent, in Solfion Napolle, mein letzter war Dupres.

Digitized by Google

Nun, da hast Du der Namen genug, versetzte jener lachend. Seit wann bist Du in Paris?

Seit heute Morgen.

Und welchem Fache der Kunst gedenkst Du Dich eigentlich zu widmen?

Das bin ich selbst unentschlossen.

Sieh, Duprez, so will ich Dich vor der Hand nennen, die Kunst theilt sich in zwei Hauptklassen: Die Jünger der Einen begnügen sich mit der Ausbeute, die sie auf Straßen und Plätzen machen, sie leeren die Beuteln, und stipitzen die Börsen derjenigen, welche dort allenthalben das Pflaster breit treten; dieser Klasse hat Dein Freund Souastre die Ehre anzugehören. Die Jünger der andern Klasse haben schon einen ausgebreiteten Wirkungskreis, und geben es um vieles nobler, jedoch sind sie auch größeren Gefahren ausgesetzt; was mich anbelangt, so will ich lieber ein Mitglied des eisernen Kranzes werden, als mich durch Bravouren auf die lange Rille hinauf arbeiten.

Was verstehst Du unter dem eisernen Kranz und der langen Rille? fragt St. Mar.

Ha, ha, Du kennst unsere Kunstausdrücke noch nicht ganz. Der eiserne Kranz ist die Galeerenkette, und die lange Rille ein ganz ordinärer Pflock, an welchen man die würdigsten Männer jener Klasse so lange aufzuhängen pflegt, bis ihnen der Athem ausgegangen ist.

Ja, versetzte St. Mar, das ist freilich etwas fatal. Aber ich fühle einen großen Ehrgeiz in mir, fuhr er fort, mich jenen würdigen Männern anzureihen.

Wenn Du so viel Courage in Dir verspürst, sagte Souastre, so laß uns in die erste Etage hinaufsteigen, denn die Herren dieser Klasse, bei welchen ich Dich sogleich einführen will, hausen dort oben.

Hierauf erhoben sich beide, und begaben sich in das obere Stockwerk.

Auch hier wurde getafelt und getrunken, aber nicht so roh und lärmend wie drunten. Alles hatte in dieser Abtheilung einen feineren Anstrich, und beobachtete einen gewissen Anstand, auch waren die Versammelten alle besser gekleidet, ja viele zeichneten sich durch ein Costüme aus, welches einem Lyon keine Schande gemacht haben würde. Souastre führte seinen Schützling durch die Menge hindurch zu einem Manne von feinem Anstande, und vorzüglich gewählte Kleidung, den er Herr Fouette nannte, und dessen Züge und blitzendes Auge eine große Verschmitztheit verriethen.

Diesem stellte er St. Mar als einen Hrn. Duprez vor, welcher um der guten Sache willen viel in der Provinz gelitten habe, und deßhalb nach Paris geflohen sey, um daselbst seine Talente vollends zu entwickeln.

(Fortsetzung folgt.)

Die schrecklichen Septembertage.

Eine Scene aus der ersten französischen Revolution nach Lamartine's „Girondisten."

(Fortsetzung.)

Lefort hatte viel Leidensgefährten; nicht weniger als 5000 der Anhänglichkeit an den König Verdächtige wurden in dieser einen Nacht verhaftet, selbst in die Hospitäler drang man ein, wohin einige sich geflüchtet hatten, um in den Betten der Sterbenden oder Todten eine Zufluchtsstätte zu finden. Alle Gefängnisse von Paris waren mit Gefangenen überfüllt; man hatte selbst die ehemaligen Klöster in Gefängnisse umgewandelt.

Am andern Morgen wurden sie verhört; die Hälfte davon, welche aus Irrthum, aus Uebereilung, in der Verwirrung der Nacht verhaftet worden waren, wurden wieder freigelassen. Lefort war nicht so glücklich, er ward mit Eugenie in das Gefängniß der Abtei Saint Germain gebracht.

Drei Tage brauchte man, um die Namen aller Gefangenen aufzuzeichnen und vorläufig über ihren Tod oder ihre Freilassung sich zu berathen. Danton und der Blutmensch Marat verbreiteten die Meinung unter dem Volke von Paris, daß die Gefängnisse leer gemacht werden müßten und kein Verräther in Frankreich zurückbleiben dürfe, wenn die französische Armee gegen die Gränze ziehe.

Sonntags den 2. September hatten die Gefangenen statt wie in Paris gewöhnlich um 3 Uhr, schon um 12 Uhr ihr Essen bekommen. Lefort sann vergeblich über den Grund nach als Nachmittags um 3 Uhr sich vor der Abtei ein furchtbares Geschrei erhob. Eine ungeheure Menschenmasse tobte vor dem Thore, und eben stürzte eine Anzahl Menschen die Treppe heran, gerade in die Zelle neben Lefort. Es waren Priester. Aus ihren abgerissenen Reden vernahm Lefort, daß soeben 60 Priester in 5 Wagen ins Gefängniß hätten gebracht werden sollen. Man ließ boshaft die Wagenthüre offen stehen, damit die Menge die so verhaßte Kleidung der Priester sehen konnte. Da drängt sich ein Mann durch die gaffende Menge, steigt, ungehindert von den Wachen, auf den Tritt des Wagens und durchbohrt zwei Mal mit seinem Säbel einen Priester und zeigt die vom Blute geröthete Klinge dem Volke. Das Volk stößt einen Schrei des Entsetzens aus und weicht zurück. „Ihr fürchtet euch davor, ihr Feigen! sagt der Mörder mit verächtlichem Lächeln; Ihr müßt noch mit dem Tode vertraut gemacht werden." Bei diesen Worten stößt

Digitized by Google

er von neuem in den Wagen hinein und schlägt um sich herum. Einem von den Priestern wird die Schulter durchbohrt, ein zweiter erhält einen Hieb über's Gesicht, einem dritten, der das Gesicht decken will, wird die Hand abgehauen. Die Wagen fahren langsam weiter. Der Mörder geht von einem zu dem andern, hält sich mit der einen Hand an die Thür an und trifft mit der andern Jeden, den er mit seiner Waffe erreichen kann. Andere unmenschliche Bewaffnete wetteifern mit ihm und stießen mit ihren Bajonetten in die Wägen hinein. Die Spitzen ihrer Picken bedrohten jeden Priester, der versuchen will, sich auf die Straße zu stürzen. So kommt die langsam fahrende Reihe, welche eine Blutspur hinter sich zurückläßt, unter dem Geschrei und der Verzweiflung der Priester, unter dem Wuthgeheul der Henker, unter dem lauten Gelächter und Beifallklatschen des Volkes an der Abtei an. Die Wagen halten; die Soldaten, welche sie geleiteten, ziehen acht Leichen aus den Wagen; die verschont gebliebenen oder bios verwundeten Priester stürzen sich in das Gefängniß. Viele wurden noch auf der Schwelle ermordet.

Lefort war starr vor Entsetzen, als er diese schreckliche Erzählung durch die Spalten einer dünnen Bretterwand hörte und Eugenie umschlang laut schluchzend seine Knie. Er sollte noch Schrecklicheres schauen.

Lefort konnte von seinem Gefängnisse aus auf den großen viereckigen Gefängnißhof sehen, auf welchem eine Anzahl wilder bewaffneter Männer herumgingen und zuletzt vor einer Thür sich sammelten, wo sie auf Etwas zu warten schienen. Es waren meist Arbeiter und bewaffnetes Gesindel. Diese Thür war der Ausgang aus dem Gerichtssaale, in welchem ein willkürlich zusammengetretener Gerichtshof die vorgeführten Gefangenen in Bausch und Bogen entweder freisprach, oder zum Tode verurtheilte. Die zum Tode verurtheilten sollten durch jene Thür, vor welcher die bewaffneten Mörder standen, in den Hof treten.

In diesem Augenblicke tritt ein junger Offizier von hoher Gestalt aus der Thür; — es war einer der 150 Schweizer, welche am 10. August gefangen worden waren. Man hatte sie sämmtlich zum Tode verurtheilt. Das schöne Aeußere, die Entschlossenheit des Offiziers, setzten die Mörder in Erstaunen. Sie weichen zu beiden Seiten zurück und lassen ihn bis mitten in den Hof vorgehen. Bald aber besinnen sie sich und bilden, indem sie sich ihm nähern, um ihn herum einen Kreis von Säbeln, Picken und Bajonetten. Er thut zwei Schritte zurück, blickt ruhig die Mörder an, schlägt die Arme auf der Brust übereinander und bleibt einen Augenblick unbeweglich stehen, als ob er den Todesstreich erwartete; hierauf, als er sieht, daß Alle in Bereitschaft stehen, stürzt er sich selbst auf die Bajonette los und fällt, von tausend Stichen durchbohrt. Bald folgten ihm seine 150 Kameraden. Wie Stiere, die geschlachtet werden, fällt Einer nach dem Andern auf das Pflaster hin. Die Karren reichten nicht zu, um die Leichen schnell genug fortschaffen zu können; man schichtet sie an beiden Seiten des Hofes auf, um denen, die noch sterben sollen Platz zu machen.

Jetzt trat eine Pause ein; das Mordwerk schien vollendet; Lefort fing an wieder zu athmen, obschon dieses Stillschweigen, welches auf das Geklirr der Säbelhiebe und das Geräusch der auf die Erde fallenden Körper folgte, grausenhaft genug war. Die Mörder ruhten nach ihrer Blutarbeit, tranken und zählten die Leichen. Da fehlte ein Schweizer an der vollen Zahl, und drei Blutmenschen erinnerten sich zufällig, daß der Kommandant der Schweizer, Major Reding, verwundet in einer besondern Zelle lag.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

London. Nach einem Bericht im „Athenäum" hat ein Mitarbeiter von „Morning-Chronicle" in einem Anfall von Philanthropie ein Meeting von Spitzbuben berufen, um mit ihnen mögliche Verbesserungen ihrer socialen Lage zu besprechen. Es wurden förmlich Karten gedruckt und in die niederträchtigsten Spelunken Londons verschickt. Obgleich die Einladung zu dieser sauberen Gesellschaft nur zwei Tage vor dem festgesetzten Termine erfolgt war, hatten sich doch etwa an 150 Theilnehmer eingefunden. Anfangs soll die Versammlung äußerst unruhig gewesen seyn, allmälig aber dem Vorsitzenden geneigtes Gehör geschenkt haben. Als zur Sprache kam, daß Einer der Gentlemen bereits 26 Mal im Gefängnisse gesessen habe, zog derselbe die Aufmerksamkeit der ganzen Versammlung auf sich und Alle beeilerten sich mit Kreide auf ihre Kopfbedeckung zu schreiben, wie vielmal Jeder schon dasselbe Vergnügen genossen habe. Am höchsten aber stieg die Spannung, als der Vorsitzende einen der Herren ausschickte, um ein Goldstück zu wechseln, und sich eine interessante Debatte entspann — ob er wieder kommen werde, oder nicht. Man hatte indessen die Freude, ihn wiederkommen zu sehen. Nachdem sich der Herr längere Zeit mit seinen Gästen über Auswanderungsprojecte u. dgl. m.

Digitized by Google

unterhalten hatte, schloß die Versammlung zur gegenseitigen Zufriedenheit, wenn auch ohne besonderes Resultat.

„Die Blätter im Elsaß berichten folgende Wahlanekdote: Der Bürger B., Schneider und Clubredner, trifft einen Nachtwächter aus der Nachbarschaft an und präsentirt ihm die rothe Wahlliste. „Es ist blos Einer darauf, der mir nicht gefällt“, sagte der Nachtwächter. Wen wollt Ihr dafür hinstellen?“ fragte der Schneider. „Euch, Bürger B.,“ antwortete der Nachtwächter; „denn ich glaube, daß bei Eurer Eigenschaft als Handwerker 5 Franken täglich zu Eurem Unterhalte in Paris hinreichen; mit den übrigen 20 Franken könnet Ihr Eure Schulden bezahlen.“

In der Autografensammlung eines Herrn Villnave, die ohnlängst in Paris verkauft worden, findet sich folgende, in italiänischer Sprache abgefaßte Handschrift: „Ich, der Unterzeichnete, erkläre von Herrn Abraham Levi 25 Pfund erhalten und demselben als Pfand einen Degen meines Vaters, 6 Hemden, 4 Bett- und 2 Tischtücher übergeben zu haben. Den 2. März 1570. Torquato Tasso.“ — Der berühmte Dichter war 26 Jahre alt, als er in dieser Klemme sich befand. Fünf Jahre später kam sein „befreites Jerusalem“ heraus und der Mann, der einem Juden sechs Hemden verpfänden mußte, um nicht Hunger zu leiden, ward der gekrönte Günstling seines Landes und der Liebhaber einer Prinzessin von Ferrara.

Himmels-Enthüllungen im April.

Die Sonne bricht am 1. frühe um 5½ Uhr in rothem Gold durch schwarze Wolken hervor, erwärmt alle Herzen, begeistert alle Seelen und wird in diesem Monat nicht untergehen. Es ist daher ein höchst lächerlicher Irrthum aller astronomischen Kalender, daß sie in diesem Monat überhaupt von einem Mond sprechen und hinzufügen, daß derselbe am 4. (so, am 12. neu, am 19.) so und am 26. voll erscheinen wird. Der Erzheuler ist froh, daß er das freie Volksleben nicht zu sehen braucht.

Schöner, als in diesem April! war noch keine Witterung: mein königliches Wort darauf! Licht, Glanz, Freiheit und Jubel. Der Himmel wird voll Geigen hangen und die Engel werden so schön singen als ob sie dafür bezahlt würden.

Die weiße Woche.

Aus der ostdeutschen Post von Bauernfeld.

Als aus dem Grabe der Herr verschwand,
Erschienen die Engel im weißen Gewand,
Und brachten den Frauen, den Jüngern die Kunde:
Christ ist erstanden zur selben Stunde.
Da flossen die Thränen so mild und weich,
Gekommen war der Liebe Reich:
Der Jubel tönt durch die Lande,
Der Jubel in alle kommende Zeit;
Sie feierten da, sie feiern noch
Die Osterwoche, die weiße Woch'.

Wenn ich in's Leben der Menschen schau',
In's Völkerleben — es ist so rauh!
Voll Haß und Streit, voll Schmerz und Plage —
Das Jahr hat wenig weiße Tage,
Und doch — durchs Leben noch so dunkel,
Glänzt Blumenpracht und Sternengefunkel,
Ein Frühlings- und ein Schöpfungshauch —
Manchmal ein bischen Liebe auch.
Wenn Menschen lieben — es ist so schön!
Wenn Völker lieben — doppelt schön!

Wir haben's erlebt zur Lebenszeit,
Die starrende Ströme und Herzen befreit:
Wir haben erlebt der Liebe Erguß,
In der weißen Woche den Osterkuß —
Und wie der Geist aus dem Grab' erstand,
Da kamen die Engel im weißen Gewand,
Und Jubel ertönt durch die Lande weit,
Und Jubel in alle kommende Zeit!
Mit Wehmuth denken's wir zurück:
Ein ganzes Volk in Thränen — vor Glück!

Nicht selten ist's, daß Völker weinen,
Weil — keine Engel ihnen erscheinen,
Auch weil die Engel bald verschwunden —
Sie nahen nur in holden Stunden;
Doch ist's ein Zeichen, ein Himmelsgruß —
Wißt, daß es sich erfüllen muß.
Drum, Menschen und Völker seyd nicht bekommen —
Der Lenz war da — wird wieder kommen!
Der Geist ist erstanden von den Todten:
Glaubt an die Botschaft — glaubt an die Boten. —
Und mögen sie tröstend Euch geleiten
Durch alle Ungunst trüber Zeiten.
Die Engelsbotschaft, rein und klar,
Die weiße Woche durch's dunkle Jahr!

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 28. Kaiserslautern, Samstag 6. April **1850.**

Das schwarze Haus.

Novelle von Joh. N. Vogl.

(Fortsetzung.)

Die Anempfehlung unseres wackeren Souaſtre, sprach Herr Fouette mit großer Freundlichkeit, bürgt uns, daß wir in Euch, Herr Dupret, noch dereinst eine Zierde unserer Gesellschaft erblicken werden, und wir können es uns nur zum Glücke rechnen, Euch zum Mitgliede derselben aufzunehmen.

Hierauf präsentirte er St. Mar den übrigen, welche ihn als einen der ihrigen mit vielen Höflichkeiten willkommen hießen.

Es war ein eigenes beklemmendes Gefühl, welches sich St. Mar bemächtigte, von allen diesen verschmitzten Schurken und Mörderphysiognomien als Genosse betrachtet zu werden, besonders mißfiel ihm ein blaßgelbes Gesicht mit einer langen Habichtsnase, welches ihm aus dem Schwarme als vorzugsweise widrig auffiel.

Als der Tumult der Bewillkommung verbraust war, wurde sein Name von dem Herrn Fouette in ein großes Buch eingetragen, ihm der Spitzname Chaussepied beigelegt, das Losungswort gesagt, und 100 Franks ausbezahlt, wofür er jedoch eine Quittung von 250 ausstellen mußte.

St. Mar strich das Geld ein, und unterzeichnete die Quittung, im Innern froh, daß bis jetzt alles so glücklich abgelaufen sey.

Um sein Glück jedoch nicht zu verscherzen, benutzte er den ersten schicklichsten Augenblick, um sich wieder aus der Gesellschaft zu entfernen.

Es währte auch nicht lange, daß sich ihm dieser darbot, da nach dem Vorgefallenen die Gesellschaft sich wieder so wie vor, unter sich unterhielt, und, in kleine Gruppen getheilt, von ihrer Angelegenheit plauderte.

St. Mar stieg, sobald er sich unbemerkt sah, die Treppe hinab, und suchte nach einem Auswege, allein umsonst, er war nicht im Stande, sich zurecht zu finden.

Nach langem fruchtlosen Herumirren und Tappen gelangte er wieder in jenes Kellergewölbe, und erzählte der Dame Lasosse seine Verlegenheit.

Diese schlug eine laute, schallende Lache auf und sagte: Ei ja, das glaube ich wohl, mein Jüngchen, daß Du nicht hinaus findest. Wer diesen Weg gekommen, dem ist kein Rückzug mehr gestattet.

Wie? stotterte St. Mar, und der Angstschweiß trat auf seine Stirne.

Ja ja, fuhr jene lachend fort, wer da hereinkommt, der muß immer, immer vorwärts. Na, folge mir nur, ich will Dich führen.

St. Mar ließ sich das nicht zweimal sagen, und ergriff die Knochenhand der entsetzlichen Alten, welche ihn hierauf durch mehrere finstere Gänge, über Treppen und Leitern, auf und nieder führte, bis sie an eine Stelle kamen, wo die dichteste Finsternis herrschte.

Hier verband ihm seine Ariadne mit einem Tuche die Augen, und zog ihn aufs neue mit sich fort, nicht lange aber, so weht ihm eine kalte Nachtluft ins Gesicht, und als man ihm das Tuch wieder abnahm, befand er sich auf dem Platze Cambrai in Gesellschaft seines Gönners Souaſtre, der unter dem Vorwande, daß er beauftragt sey, ihm die Honneurs zu machen, ihn noch eine Strecke geleitete, und sodann verschwand.

St. Mar, welcher schon fürchtete, durch seinen neuen Freund erkannt zu werden, wenn ihm dieser bis in seine Wohnung folgen würde, fiel ein Stein vom Herzen.

Zu Hause angelangt, machte er sich sogleich an seinen Schreibtisch, und brachte Alles, was er gesehen hatte, und was ihm begegnet war, nebst einer genauen Angabe des Hauses, zu Papier, und sandte diesen Bericht mit anbrechendem Morgen an die Behörde ab.

Während aber St. Mar sich mit diesem beschäftigte, wollen wir noch einen flüchtigen Blick in die Gaunerherberge werfen, und wir sehen: daß dort eine allgemeine Aufregung in dem obern Stockwerke herrscht.

Digitized by Google

Eben jenes blaßgelbe Gesicht mit der Habichtsnase, welches St. Mar aufgefallen war, hatte gleich Anfangs auf den Ankömmling einen Verdacht geworfen, welcher sich um so mehr steigerte, je länger er ihn betrachtete, der aber zum Glück für St. Mar erst zur völligen Gewißheit in ihm wurde, als dieser bereits die Gesellschaft verlassen hatte.

Eben jetzt zieht er Herrn Fouette, denselben, welcher St. Mar so freundlich aufgenommen und in das Zunftbuch eingetragen hatte, auf die Seite, und flüstert ihm in das Ohr, daß er in jenem Herrn Duprez den Advokaten und General-Agenten St. Mar erkannt zu haben glaube, und sich hierin nicht täuschen werde.

Herr Fouette erschrickt, und theilt die Nachricht sogleich seinen vertrautesten Mitgliedern mit; alle Augen suchen den Fremden, er ist nirgends mehr zu finden; endlich erfährt man durch Lafosse, daß er bereits das Haus verlassen habe.

Wuth und Rache spricht aus allen Mienen, sprüht aus allen Augen. Fouette aber gebietet Ruhe, Mäßigung. Sag allen Genossen, spricht er nach einigem Ueberlegen, daß sie sich im großen Saale versammeln. Dort wollen wir uns berathen, was nun zu thun, damit der freche Verräther nicht aus unsern Garnen entkomme.

Auf dieses verfügte sich Alles aus der obern und untern Etage in ein großes Gemach im Erdgeschoß, von welchem sie sodann sorgfältig die Thür verschlossen.

Noch an demselben Tage erhielt St. Mar von der Behörde, nebst einer schmeichelhaften Belohnung für seine Wachsamkeit, die Weisung, sich durch drei Tage ganz ruhig zu verhalten, am vierten aber sich wieder in das Gaunernest zu begeben, sich dort über die Oertlichkeit genau zu orientiren, und hierauf eine bewaffnete Macht, welche in der Rue de Helder aufgestellt seyn würde, in dasselbe einzuführen.

Der Plan war klug entworfen, aber doch konnte St. Mar seine innere Aufregung nicht bemeistern. Ein geheimes Grauen erfaßte ihn jedes Mal, so oft er an den verhängnißvollen Gang in die Gaunerhöhle dachte, es war, als ahne er, daß ihn dort etwas Schreckliches erwarte. Zugleich mischte sich in dieses Gefühl die Besorgniß um Amalien, welcher er sich, bis sein Wagestück vollendet, nicht nahen durfte, weßhalb er auch seinem Diener gebot, ihn vor Jedermann zu verleugnen. Nur Eugen, welcher ihn am zweiten Tage darauf besuchte, ließ sich nicht abweisen, stieß den Diener auf die Seite und drängte sich in St. Mar's Schreibgemach.

Aber, alle Wetter! Bruder, was beginnst Du denn? fragt er St. Mar, welcher, bleich und ziemlich verstört über den unerwarteten Besuch des Zudringlichen, diesem entgegen trat. Warum besuchst Du Amalien nicht, sie schwebt um Dich in der größten Angst.

Wie? fragte St. Mar, schrieb ich ihr nicht, daß meine Geschäfte —

Du schriebst wohl, aber glaubst Du, daß eine Braut durch ein paar kalte Zeilen, wie die Deinen waren, beruhigt werden könnte?

Aber, mein Himmel, versetzte St. Mar, Du siehst ja selbst, wie ich mit Geschäften überladen. Ich habe eine wichtige Ausarbeitung, welche mich an meinen Schreibtisch fesselt.

Ei nicht doch, aus Eifer für Deine Zukunft mußt Du die Gegenwart nicht vergessen, und um Deinen Dienst Amalien nicht hintansetzen. Komm, gehen wir sogleich zu ihr, so eben hat unsere Soireestunde geschlagen, nach ein paar fröhlich verplauderten Stunden kannst Du wieder concipiren und schreiben nach Gelüsten.

Ich kann wirklich nicht, erwiderte St. Mar.

In der That nicht? fragte Eugen.

In der That nicht.

Und es ist sonst nichts, was Dich abhält, als Deine Geschäfte?

Es ist sonst nichts, erwiderte St. Mar, und reichte Eugen die Hand.

Nun, so bin ich damit für den Augenblick zufrieden, und will sogleich diese Nachricht Amalien bringen, um einigermaßen die Wolken von ihrer Stirne zu verscheuchen, die sich seit Deinem Ausbleiben auf dieselbe gelagert haben. Wann aber entrinnst Du Deiner Haft?

Wenn es des Himmels Wille ist, versetzte St. Mar sehr ernst, sehen wir uns übermorgen Abend wieder.

Wenn es des Himmels Wille ist? wiederholte Eugen, was soll nun das wieder und mit diesem Ernste?

(Schluß folgt.)

Die schrecklichen Septembertage.

Eine Scene aus der ersten französischen Revolution nach Lamartine's „Girondisten."

(Fortsetzung.)

Reding war am 10. August bei Vertheidigung der Tuillerien von mehreren Kugeln getroffen und mit zerschmetterter Schulter und gebrochenem Schenkel

Digitized by Google

in die Abtei gebracht worden; dort lag er in einem dunkeln Winkel der Kapelle auf einem elenden Lager und bei der geringsten Bewegung seiner gebrochenen Glieder empfand er die größten Schmerzen. Seine Braut, eine Dame aus vornehmer Familie, hatte sich mit Gold die Erlaubniß erkauft, ihn pflegen zu dürfen; es schien, als ehrten selbst die rohen Gefängnißwärter ihr Geheimniß. Jetzt, als draußen alles still wurde, glaubt Reding, er wäre vergessen worden; seine Gefährten wünschten ihm schon leise Glück. Da stürzten die drei Blutmenschen mit einer Fackel herein und rufen nach Reding. Seine Braut fällt in Ohnmacht; Reding beschwört seine Henker ihn wenigstens in seinem Bette zu tödten, und ihm nach so vielen Schmerzen, die er erduldet, zu ersparen, mit gebrochenen Gliedern fortgeschafft zu werden. Mit schrecklichen Spottreden verweigern es die Unmenschen. Einer von ihnen hebt Reding auf und ladet ihn auf seine Schultern, so daß sein Kopf herunter hängt. Der Verwundete stößt unwillkürliches Schmerzensgeschrei aus. So wird er die Treppe hinabgetragen. Da sägt einer von den Mördern Reding's Hals mit seinem Säbel durch; sein Geschrei wird von seinem Blute erstickt, und der todte Körper im Hofe gleichgültig den andern Mordgesellen zugeworfen.

Die Werkzeuge des Verbrechens saßen noch immer im Hofe die Füße in Blut getaucht, und aßen und tranken, wie der Arbeiter, wenn sein Tagwerk vollendet ist. Die Nacht war eingebrochen. Fackeln erleuchteten den blutigen Hof. Die Stadtbehörden von Paris hatten zwar Commissäre in die Gefängnisse geschickt, welche zum Schein wachen sollten, dem Morden Einhalt zu thun. Im Grunde aber wollten sie nur nicht die öffentliche Verantwortung auf sich nehmen, da der Septembermord ihr eigenes Werk war. Einer, Billaud-Varennes, kam auch in den Hof der Abtei. „Wackere Männer", sagte er zu den Mördern, „Ihr habt große Verbrecher umgebracht, die Stadtbehörde weiß nicht, wie sie sich bei Euch abfinden soll. Ohne Zweifel gehört das, was diesen Böserwichtern an Geld und Kostbarkeiten abgenommen worden ist, Denen, die uns von diesen Verbrechern befreit haben. Ohne zu glauben, Euch zu belohnen, bin ich beauftragt, Jedem von Euch 25 Francs anzubieten, die Euch sogleich ausbezahlt werden sollen."

Während dieser niederträchtigen Rede fing das Morden vor den Augen des Commissärs wieder an. Ein alter Mann, Rulhieres, Kommandant der Gendarmerie, war von fünf Pickenstichen durchbohrt, ausgeplündert und für todt liegen geblieben; jetzt kam der Greis wieder zu sich, er lief nackend und blutend im Hofe herum, mit vorwärts gehaltenen Händen tappte er auf die Mauern zu, fiel von neuem, stand wieder auf, bis er endlich nach einer gräßlichen Menschenjagd von 10 Minuten entseelt zu Boden stürzte.

Lefort konnte nicht länger zusehen; er stürzte ohnmächtig zu Boden, wo ihn Eugenie mit ihren Thränen und Küssen bedeckte. Er sah es nicht, wie unterdessen eine große Anzahl gefangener Gardisten hingeschlachtet wurde; er hörte nur das Geräusch der Schritte, die Säbelhiebe auf die Köpfe, das Fallen der Körper, das Geheul der Henker, deren Wuth durch umsonst vertheilten Wein und Brandwein, der mit Pulver gemischt war, sowie durch den Anblick und den Geruch des Blutes gesteigert zu seyn schien, das Beifallklatschen des Pöbels, und die abscheulichen Gesänge entarteter Frauen und Kinder, welche bei Fackelschein um die Leichname herumtanzten, bis der anbrechende Morgen alle zu einem gemeinsamen Mahle vereinte.

Das Rollen der Karren, welche auf Befehl der Stadtbehörde während dieses Mahles die in den Höfen haufenweise herumliegenden Leichen fortführen, weckte auch den unglücklichen Lefort aus einem kurzen Morgenschlummer. Er sah zum Fenster hinaus. Man begann den Hof zu reinigen; aber Wasser reichte nicht hin, um den Ort rein zu waschen. Die Füße glitten im Blute aus. Deßhalb breiteten die Mörder, ehe sie wieder an ihre Arbeit gingen, über einen Theil des Hofes Stroh aus. Sie bedeckten diese Streu mit den Kleidern der Schlachtopfer. Sie machten laut unter sich aus, nur auf dieser Lage Stroh und Zeug zu morden, damit das Blut in die Kleider eindränge und nicht mehr auf das Pflaster des Hofes liege. Um diesen Schauplatz herum stellten sie Bänke, damit, wenn es Tag würde, die Weiber und Männer, welche das Morden mit ansehen wollten, diesem Schauspiel sitzend und in gehöriger Ordnung beiwohnen könnten. Und es fehlte später wirklich nicht an Zuschauern, welche diesen Mordthaten Beifall zuklatschten.

Lefort hatte mit dem Leben abgeschlossen und sich auf den Tod gefaßt gemacht; man wird gleichgültig wenn man so viele Gräuel gesehen. Eines nur bekümmerte ihn tief, seine Tochter, seine Eugenie! Was sollte aus ihr werden, wer sollte sich des verwaisten Kindes annehmen?

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Miscelle.

Der geneigte Leser wird sich noch des schauderhaften Mordes auf einem Einödshofe bei Straubingen, von dem schon mehrmals im Boten die Rede war, erinnern. Es kamen demselben einige nähere Einzelheiten zu, die er seinen Lesern nicht vorenthalten will:

Am 8. September 1849 versuchten 5 Bursche auf einem Einödshofe im Landgerichte Roding, zu einer Zeit, in welcher die Besitzerin des Hofes, eine Bauerswittwe, ganz allein zu Hause war, durch ein Fenster einzudringen. Diese bewaffnete sich mit einem Beile, stellte sich innerhalb des Fensters und erklärte, dem ersten, der eindringen werde, den Kopf zu spalten. Indessen gelang es einem der Bursche durch ein anderes Fenster einzudringen und die entschlossene Frau durch einen Schlag auf den Kopf zu betäuben und wehrlos zu machen. Die Räuber, welche erfahren hatten, daß diese Frau kurz vorher eine bedeutende Summe Geldes eingenommen habe, verlangten von ihr die Entdeckung des Ortes, an welchem sie das Geld aufbewahrt habe, und da sie ihre Absicht nicht erreichten, verfuhren sie gegen dieselbe mit unmenschlicher Grausamkeit. Sie schleppten sie in das obere Stockwerk, peinigten sie durch Schläge und Stiche, rissen ihr die Haare aus ganzen Körper aus, banden ihr zuletzt Hände und Füße gewaltsam auf den Rücken zusammen, warfen sie in ein Bett, deckten sie mit Bettstücken zu, auf die sie sich selbst setzten und ließen nicht eher ab, bis die Frau auf solche Art erstickt war. Die Thäter hatten indessen ihren Zweck nicht erreicht, indem die Ermordete durch alle diese grausamen Mißhandlungen nicht zu bewegen war, den Ort zu entdecken an welchem sie ihr Geld verborgen hatte, und sie hatte es so sicher zu verbergen gewußt, daß selbst ihre Angehörigen nachher dieses Geld aufzufinden nicht vermochten. Nur eine geringe Summe und einige unbedeutende Effekten waren der Gewinn der Thäter für ihre ruchlose That. Sämmtliche 5 Burschen wurden vom Schwurgerichtshofe zu Straubing zur Todesstrafe verurtheilt, (das erste seit Einführung des öffentlichen Strafverfahrens an jenem Gerichtshofe gefällte Todesurtheil) und ihre gegen dieses Urtheil eingelegten Kasationsgesuche vom obersten Gerichtshof verwerfen. Se. Maj. der König haben das gegen den am grausamsten sich bewiesenen Verbrecher, den Scheerenschleifer Niedermaier ausgesprochene Todesurtheil bestätiget, bei Dreien derselben aber die Todesstrafe in lebenslängliche Kettenstrafe, bei Einem in Zuchthausstrafe auf unbestimmte Zeit gemildert.

Anekdoten.

Er ist auf den Hund gekommen Der im dreißigjährigen Kriege so berühmte Graf von Wallenstein soll zur Entstehung dieser sprüchwörtlichen Redensart die Veranlassung gegeben haben. Er studirte auf der Universität zu Altdorf und nahm an den lustigen Streichen der Studirenden thätigen Antheil. Gerade um diese Zeit wurde ein neues Gefängniß (carcer) erbaut. Der damalige Rector der Universität wünschte, daß es lange unbesetzt bleiben möchte und machte daher bekannt, daß das Gefängniß nach demjenigen benannt werden sollte, welcher zuerst als Gefangener dahinkommen würde. Das Gefühl der Schande sollte also von solcher Strafwürdigkeit abhalten. Aber der Erste, dem endlich doch nach längerer Zeit die Carcerstrafe zuerkannt wurde, war Wallenstein. Dieser wußte indessen Rath, seinen Namen nicht zu brandmarken. Er nahm nämlich, als er eingesperrt werden sollte, einen Hund mit sich und schob diesen vor sich zur Thür hinein. Man lachte über diesen Einfall, und das Carcer hieß von nun an der Hund. Auf den Hund kommen, hieß ursprünglich so viel, als auf das Carcer kommen. In der Folge brauchte man diese Redensart in einer ausgedehnteren Bedeutung, und bezeichnete damit so viel, als in schlechte Umstände gerathen.

Wer ist geprellt? Der Herzog von Orleans kehrte auf einer seiner letzten Reisen in einem unbedeutenden Gasthause in einer kleinen Stadt, in einem der östlichen Departements Frankreichs, ein, um eine Fleischbrühe zu nehmen. Der Wirth, der ohne Mühe den Rang seines improvisirten Gastes erfahren hatte, wollte aus der Anwesenheit des Herzogs Vortheil ziehen, und forderte als Preis der Fleischbrühe 500 Franken. Der Prinz bezeigte sich die Bemerkung zu machen, daß er den Preis ein wenig hoch finde und ließ den Maire der Gemeinde bitten, zu ihm zu kommen. Dieser beeilte sich, der Einladung nachzukommen, und der Herzog sprach zu ihm: „Ich freue mich, Herr Maire, daß ein sehr unverhoffter Umstand mich in den Stand gesetzt, den Bedürftigen ihrer Gemeinde zu Hülfe zu kommen. Hier sind 1000 Franken, die ich Ihnen für sie einhändige, und ich begehre von Ihnen nur den einzigen Dienst, meine Fleischbrühe zu bezahlen.“ Der Maire bezahlte die Fleischbrühe mit 5 Franken, und die Armen zogen Vortheil aus der Habgier ihres unfreundlichen Mitbürgers.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 29. Kaiserslautern, Donnerstag, 11. April **1850.**

Das schwarze Haus.

Novelle von Joh. N. Vogl.

(Schluß.)

Wäge doch den Ton meiner Stimme nicht, fuhr St. Mar in seinem Gespräche mit seinem Freunde Eugen fort, und unterläge einer Zufälligkeit keine Bedeutung. Genug, mein Geschäft ist mit der morgigen Nacht beendet, und übermorgen sehen wir uns wieder.

Nun, so gehabe Dich bis dahin wohl, Du eingefleischter Gerechtigkeitsfreund, versetzte Eugen, umarmte ihn noch einmal, und brauste aus dem Gemache hinaus.

Unmuthig warf sich St. Mar auf sein Kanapee und vertiefte sich wieder, die Hand auf die Stirne gepreßt, in ein Gewirre von Gedanken und Empfindungen, welche durchaus nicht geeignet waren, die Ruhe in seiner Brust zurückzurufen, und ihn auf den gewagten Schritt, den er vor sich hatte, vorzubereiten.

In der peinlichsten Ungeduld entschwand ihm die Nacht und der nächste Tag.

In der Abenddämmerung hörte er ein lautes Geklirre auf der Straße, er blickte hinaus und gewahrte eine Abtheilung Soldaten, welche an seinem Hause vorüberzogen, und erschrack darüber, — er wußte wohin sie zögen.

In dem gespanntesten Seelenzustande harrte er auf den Schlag der nächsten Stunde, mit welcher er sein Wagestück zu beginnen hatte, ach, er ahnte es nicht, daß in einer ähnlichen Stimmung sich auch noch ein anderes, ihm über alles theueres Wesen in seiner Nähe befand.

Es war Amalie, welche, von namenloser Eifersucht getrieben, in Männerkleidern schon mehrere Abende hindurch um das Haus herumstreifte, und eben jetzt wieder diesem gegenüber, in einer Mauerecke ihren Posten genommen hatte, und das Licht hinter St. Mar's Fenstergardinen mit aufmerksamem Auge beobachtete.

Jetzt verlöschte dasselbe, und Amalien fuhr es wie ein Dolchstich durch das Herz. Jetzt wird der Treulose kommen, um zu ihr zu gehen, murmelte sie zwischen den Zähnen, und ihr Blick war an den Eingang des Hauses gebannt.

Gleich darauf trat eine männliche Gestalt rasch aus demselben.

Amalie erkannte St. Mar sogleich an Gang und Bewegung. Es ist, wie ich dachte, stöhnte sie, und eine glühende Thräne rollte über ihre gramgebleichten Wangen.

St. Mar ging mit raschen Schritten die Gasse hinab, und schwenkte um eine Ecke, Amalie folgte ihm wie sein Schatten.

So hatten sie mehrere Gassen durcheilt, als St. Mar, schon nahe an dem verhängnißvollen Hause, bei dem Scheine einer Laterne einen zweiten Schatten hinter dem seinigen gewahrte, er wendete sich rasch um, und fragte, einen flüchtigen Blick auf die Gestalt werfend: Wohin Bursche?

Amalie erschrack, daß sie nicht zu antworten vermochte.

Gehörst Du in die Garküche? fragte St. Mar schnell darauf.

Allerdings, stammelte Amalie, welche über diese eben so unerwartete als seltsame Frage nicht wenig erstaunte.

So komm, sprach St. Mar, schritt voraus und schlug an die Thüre, welche sich sogleich öffnete.

Cartouche und die Rille, flüsterte er, und trat auf dieses Wort mit seinem Gefährten, welcher ihm fast willenlos folgte, keck und ungehindert in den Corridor, in welchem abermals nur ein schon halbverlöschte Talglampe brannte.

Kaum einige Schritte vorgetreten, fühlte sich St. Mar plötzlich von rückwärts ergriffen und gewaltsam zu Boden geworfen, während seinem Gefährten ein heftiger Angstschrei entfuhr, der aber zu seinem Glücke im Getümmel ungehört verhallte.

Was soll das? schrie der Mißhandelte, kennt Ihr mich nicht? ich bin Chaussepied.

Wir kennen Dich besser, Verräther, erwiderte eine greifschende Stimme, welche dem bereits erwähnten Gauner mit der Habichtsnase angehörte, während St. Mar die Arme mit Stricken auf den Rücken ge-

Digitized by Google

bunden wurden, und andere ihm einen Knebel in den Mund preßten.

Hierauf schleppten ihn die Männer durch den Corridor und die Stiege hinunter, während Amalie mit einer Ohnmacht ringend in der Dunkelheit des ersteren unbemerkt zurückblieb, und nicht fähig war, sich weiter zu schleppen.

Bald waren die Gauner mit St. Mar in einem ziemlich geräumigen Erdgewölbe angelangt, welches ganz mit rothen Tüchern behangen war, auf denen schwarzbemalte Todtenköpfe und Gebeine starrten.

Auf einer Estrade saßen bei dreißig schwarzgekleidete Männer mit weißen Larven, und ihrer sieben in demselben Costüme auf einer thronartigen Erhöhung.

Rings um sich aber erblickte St. Mar lange Reihen grobgeschnitzter Bänke, welche von einer zahllosen Menge besetzt waren, welche alle ebenfalls Larven vor den Gesichtern trugen.

Nur eine Person in der ganzen Versammlung war unverlarvt, und diese war jener Gauner mit der Habichtsnase.

Todtenstille herrschte im Gewölbe.

Dann begann jener Gauner: Geehrte Herren und Genossen, ich klage den Menschen, welchen Ihr hier gebunden vor Euch erblickt, als der niedern Verätherei und des Treubruchs an unserer ehrenwerthen Gesellschaft an. Er nennt sich St. Mar und begleitet die Stelle eines Advokaten und General-Agenten im Quartier Genievre; der Beinzichtigte wußte unser Vertrauen zu täuschen, und sich unter fremdem Namen und erborgter Gestalt in unsere Versammlung einzuschleichen, in der Absicht, uns alle dem sichern Verderben zu überliefern.

Indem ich dieses nochmals in Gegenwart aller dieser geschätzten Herren, und im Angesichte des Inculpaten wiederhole, überlasse ich es der bekannten Gerechtigkeitsliebe, und der Einsicht der hiezu erwählten Richter, über den Uebelthäter das Urtheil zu fällen.

Einer der Richter, in welchem St. Mar Herrn Fouette zu erkennen glaubte, befahl, diesem den Knebel aus dem Munde zu nehmen, und sprach sodann zu ihm: Herr St. Mar, was habt Ihr zu Eurer Vertheidigung gegen diese Anklage zu sagen?

Was soll ich Euch antworten? sprach St. Mar, ich bin in euren Händen, und meine Vertheidigung würde fruchtlos an Euere Ohren schallen, aber wagt es nicht, mein Leben anzutasten. Wenige Schritte von hier stehen die Gensdarmen, welche bei meinem längeren Verweilen sogleich das Haus bestürmen, und Euch alle gefangen nehmen werden.

Wollt Ihr Euer Leben sichern, so schenkt mir das meinige, und entlaßt mich durch einen Eurer geheimen Ausgänge, und ich will schwören, Euch nicht zu verrathen.

Wir trauen keinem Verräther Eures Gleichen, versetzte der Vorsitzende. Habt Ihr sonst nichts zu Eurer Vertheidigung vorzubringen.

St. Mar blieb stumm.

Da besprachen sich die Richter auf der Thronerhöhung leise mit einander, ein dumpfes Gemurmel lief unheimlich durch den schwachbeleuchteten Saal.

Mit einmal erhoben sich die Richter, entblößten ihre Häupter, und einer von ihnen sprach: St. Mar, Advokat und General-Agent des Quartier Genievre, fälschlich Duprez genannt, ist des Verrathes als schuldig befunden worden, und einstimmig verurtheilt, zur Strafe dieses Vergehens in den Katakomben eingemauert zu werden.

St. Mar rief so laut er konnte: Gensdarmes! hieher! hieher! zur Hülfe! aber zwanzig Hände waren beschäftigt, ihn sogleich wieder zu knebeln.

Wie im Triumphe schleppten hierauf die Gauner St. Mar, welcher nur noch unartikulirte Töne von sich zu stoßen vermochte, die Treppe hinauf, den Corridor entlang, und sodann wieder eine zweite enge Wendeltreppe hinunter.

Amalie, welche durch das Getümmel wieder zu sich kam, und St. Mar in dieser entsetzlichen Lage erblickte, raffte sich mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte auf, und wankte mechanisch über die Wendeltreppe der tobenden Rotte nach.

Jetzt hatten die Gauner eine ungeheure Felsenhöhle erreicht, welche die Fackeln, die sie mit sich führten, nur spärlich und unsicher zu erhellen vermochten.

Mit hastigen Schritten eilten sie mit ihrem Opfer in die Tiefe der Höhle, in welcher bereits ein Raum, eben groß genug, um einen Menschen aufzunehmen, in der Wand ausgehöhlt war, und neben welchem bei einem Haufen Steine ein paar Handlanger mit aufgestülpten Hemdärmeln und Maurerkellen in den Händen, bereits ihrer warteten.

St. Mar wurde in die Blende hineingeschoben, und die beiden Männer machten sich an ihre Arbeit, und wie durch Zauberkräfte trennte ihn nach wenigen Minuten eine neue Mauer für immer von den Lebenden.

Amalie sank auf's Neue besinnungslos in einem Winkel der Höhle nieder. — —

Ein heftiges Geräusch erweckte die Ohnmächtige wieder aus ihrer Betäubung. Sie raffte sich auf, und blickte um sich, aber dichte Finsterniß umhüllte ihre Augen, nur aus der Ferne, und wie es schien, oder ihr, hörte sie ein gewaltiges Anschlagen.

Digitized by Google

Amalie, unbewußt, was dies bedeute, noch was da kommen würde, schleppte sich instinktartig auf der Erde nach dem Eingange hin. Jetzt flimmerte Licht durch die Lücken der Wendeltreppen herab. Säbelscheiden klirrten auf den Stufen, und kurz darauf drängte sich ein Haufe Bewaffneter in die Höhle.

Einer der ersteren erblickte Amalie, ergriff sie, und hob sie von der Erde auf. Um des Himmelswillen, wißt Ihr nichts von St. Mar, fragte sie der Anführer der Gensdarmerie, mit sichtbarer Angst in seinen Mienen.

Da kehrte das volle Bewußtseyn in Amalien zurück, all das Fürchterliche, was sich begeben hatte, zog an ihrer Seele vorüber, und mit wirren rollenden Augen blickte sie in der Höhle umher, bis ihre Blicke auf jenen Theil der Höhle trafen, in welchem St. Mar eingemauert worden war.

Dort! dort! rief Amalie! und sank dann wieder ohnmächtig in die Arme des Soldaten.

Der Anführer der Gensdarmerie erkannte in der frisch aufgeführten Mauer, die er dort erblickte, und welche grell gegen die Felswand abstach, was vorgefallen seyn könne, und befahl seinen Leuten, die Mauer in Eile, jedoch mit größter Vorsicht, abzubrechen.

In wenigen Minuten war dies geschehen, und die Soldaten hoben St. Mar, welcher ebenfalls besinnungslos in der Blende lag, aus derselben heraus. Bald jedoch gelang es ihrer Sorgfalt, sowohl ihn als Amalien ins Leben zurückzurufen.

Zu erschöpft, um ihr Entzücken durch Worte ausdrücken zu können, sanken sie sich in die Arme, aber die Thränen, welche ihren Wangen entrollten, zeigten von dem, was in ihrem Innern vorging. Nachdem sie sich wieder etwas erholt hatten, wurden sie von ihren Rettern nach St. Mars Wohnung geleitet.

Vergebens aber durchstöberte die Gensdarmerie die ganze Gaunerbehausung nebst allen Kellern, Gewölben, Höhlen und Gängen, nirgends war ein lebendes Wesen aufzufinden.

Alle hatten sich durch die Katakomben, welche mit dem Hause in Verbindung standen, und deren Ausswege erst nach der Hand entdeckt wurden, geflüchtet.

Jedoch fielen sämmtliche Gauner in kurzer Zeit darauf, da ihr Hauptschlupfwinkel für sie verloren war, der Gerechtigkeit in die Hände.

St. Mar suchte bei dem Barreaus von Paris um seine Versetzung von dort nach Dijon an, welche er auch sogleich erhielt, und wohin er sich mit Amalien, die er kurz nach diesem Ereignisse zum Altar führte, von seinem Freund Eugen begleitet, begab.

Die schrecklichen Septembertage.

Eine Scene aus der ersten französischen Revolution nach Lamartine's „Girondisten."

(Schluß.)

Eugenie hatte noch immer Hoffnung, und diese ward durch folgenden Vorfall nicht wenig vermehrt. Eugenie sah mit ihrem Vater zum Fenster hinaus, als abermals die verhängnißvolle Thür unten sich öffnete. Ein Greis stürzte heraus, es war Sombreuil, Gouverneur des Invalidenhauses. Schon wollten ihn die blinkenden Bajonette durchbohren, da stürzt ihm ein junges Mädchen, seine Tochter nach, umfaßt ihn, schützt ihn mit ihrem Leibe und beschwört die Mörder, ihren Vater zu verschonen, oder sie gleich mit zu tödten. Ihre Haltung, ihr Geschlecht, ihre Jugend, ihr fliegendes Haar, ihre Schönheit, welche die Aufregung noch stärker hervortreten läßt, ihr inständiges Flehen erweichen die Mordgesellen. Der Ruf: „Gnade", ertönt in der Menge; die Picken werden gesenkt, der Tochter wird das Leben ihres Vaters geschenkt, aber unter einer schaudervollen Bedingung: Es wird verlangt, sie solle zum Zeichen, daß sie den adeligen Stand abschwöre, ein mit Adelsigenblut gefülltes Glas an ihre Lippen bringen. Fräulein v. Sombreuil greift unerschrocken nach dem Glase und trinkt auf das Wohl ihres Vaters Man nimmt an ihrer Freude Theil; die Mörder vergießen mit ihr Thränen, und mit Blut befleckte schreckliche Männer tragen im Triumphe Sombreuil und seine Tochter bis in ihre Wohnung und schwören, sie gegen alle Feinde vertheidigen zu wollen.

Auch in der Gefängnißzelle Lefort war Jubel, wenigstens bei Eugenien. Sie sprang hocherregt dem Vater an den Hals. Auch ich will Dich mit meinem Leibe decken, die Picken müssen mich durchbohren, ehe sie zu Deinem Herzen kommen; meine Worte, mein kindliches Flehen wird die Unmenschen erweichen.

Der Vater lächelte wehmüthig, drückte das Kind an sein Herz und ein paar große Thränen traten in seine trockene Augen; er hatte keine Hoffnung mehr.

Da kam der Schließer und holte Lefort vor das Revolutionsgericht; Eugenie hieng sich weinend an seinen Arm. Man kam hinab. Um eine Tafel, die mit Papieren, Schreibzeugen, Gefängnißlisten, Gläsern, Flaschen, Pistolen, Säbeln und Tabakspfeifen bedeckt war, saßen auf Bänken zwölf Richter herum; ihre farblosen Gesichter und athletischen Gestalten deuteten an, daß sie Arbeitsleute, oder ausschweifende, oder blutdurstige Männer waren. Ihr Anzug war, wie ihn die arbeitende Volksklasse trägt; wollene Mützen

Digitized by Google

auf dem Kopfe, Jacken, eisenbeschlagene Schuhe, Schürzen von Leinwand, wie die der Fischer. Einige hatten die Röcke ausgezogen.

Sie hatten das Hemd bis auf die Hembärmel aufgestreift und ließen kräftige Arme und auf die Haut eingeätzte Sinnbilder der verschiedenen Handwerker sehen. Zwei oder drei von ihnen hatten eine schmächtigere Gestalt, weißere Hände und ihr Gesicht hatte einen verständigen Ausdruck; hieraus ließ sich schließen, daß sie Männer des Denkens waren, welche absichtlich unter diesen Männern des Handeins eine Stelle eingenommen hatten, um Letztere zu leiten. Ein Mann in einem grauen Anzuge, mit einem Säbel an der Seite, mit der Feder in der Hand, mit undewegsichem, gleichsam versteinertem Gesichte, saß in der Mitte der Tafel und war Präsident des Gerichtshofes. Es war der ehemalige Bediente Maillard, einer von den Männern, die aus der Hefe des Volkes hervorgegangen waren und den das Volk vergötterte. Er liebte das Blut, er trug Köpfe und Herzen herum und zerstückte Leichname. Von diesem Manne hieng Leben und Tod ab! Er verhörte die Gefangenen, und nur mit den Augen befragte er seine Collegen um ihre Meinung. Wenn der Gefangene freigesprochen wurde, sagte Maillard: „Man lasse den Herrn frei;“ wenn er verurtheilt wurde, rief eine Stimme: „Nach La Force“ (so hieß nämlich ein Gefängniß in Paris). Die Täuschung dauerte nicht lange; bei diesem Worte ging die nach dem Hofe führende Thür auf, der Gefangene wurde über die Schwelle gezogen, und fiel in die Hände der Mörder, sobald er hinaustrat.

Lefforts Schuld war schnell erwiesen; die bei ihm aufgefundenen Documente eines Königlichen verurtheilten ihn. „Nach La Force“ rief eine Stimme; da schrie eine andere rauhe Stimme: „Halt!“ Ein Mitglied des Gerichtshofes sprang auf, ergriff die lautweinende Eugenie an der Hand und schaute ihr forschend ins Gesicht.

„Kennst Du mich, Kind?“ sagte er und suchte vergebens seine barsche Stimme zu mildern, „ich habe Dich nicht vergessen!“

Die erstaunte Eugenie schaute auf und erkannte augenblicklich in dem Manne jenen Galeerensträfling wieder, den sie vor einem Jahre mit Brod erquickt und durch eine Gabe erfreut hatte. Sein rabenschwarzes Haar, das eingefallene bleiche Gesicht ließ sich nicht verkennen.

„Bürger, Präsident!“ rief der ehemalige Sträfling laut, „ich bürge für Lefort; er ist ein treuer Freund der Republik. Nehmen wir die Verhandlung noch einmal auf.“

Ein Wink, und die Sache war abgemacht. Man lasse den Herrn frei!“ sagte der Präsident laut, und Lefort stand vor dem Thore der Abtei, er wußte selbst nicht wie.

Jetzt erst konnte ihn Eugenie über den Zusammenhang der Sache aufklären, obschon er sich jenes Vorfalles mit dem Galeerensträfling erinnerte. Aber so viel war gewiß, Eugenie hatte dem Vater das Leben gerettet.

„Ich hätte auch den Picken getroft,“ sagte das muthige Mädchen, „und gewiß, ich hätte Dich auch so gerettet.“

Es war ein besonderes Glück einem solchen Blutbad entkommen zu seyn; es sollen in jenen Septembertagen 10,000, nach andern Nachrichten nur 2000 oder 3000 Gefangene in den verschiedenen Gefängnissen von Paris umgebracht worden seyn.

Lefort floh später glücklich aus Frankreich und ließ sich in einer Stadt Deutschlands nieder; dort lebte Eugenie noch lange als glückliche Hausfrau und erzählte jedem, der sie darum bittet, was sie noch von diesen furchtbaren Septembertagen weiß. Den Galeerensträfling hat sie nie wieder gesehen.

Miscellen.

Im Kriminalgefängnisse zu Wiesbaden hat ein inhaftirt gewesener Freischärler, Namens Ried aus Königstein während seiner Haft aus seinem Brode die herrlichsten Bildhauerarbeiten verfertigt; einige davon sind so sehr gelungen, daß sie in die demnächst zu eröffnende nassauische Gewerbsausstellung aufgenommen werden sollen.

New-York, 20. März. Ueber 80 Menschenleben waren durch das Verbrennen eines Dampfers auf dem Flusse Alabama verloren gegangen. — Die durch Privat-Subskriptionen in den Vereinigten Staaten ausgerüstete Expedition zur Aufsuchung Sir J. Franklins wird aus 3 Schoonern, jeder von 70 — 90 Tonnen Last, bestehen. Lieutenant Derhaven hat den Befehl über das kleine Geschwader übernommen und wird am 1. Mai absegeln. — Nachrichten aus Californien vom 1. Februar gemäß war in Folge des Regenwetters fast eine vollständige Stockung im Geschäfte eingetreten. Die Ueberschwemmung des Sacramento hatte nachgelassen. In den Sonorian Camps war viel Gold gefunden worden, unter andern ein über 23 Pfund wiegendes Stück. Das Gerücht spricht sogar von einem andern Stück, welches nahe an 85 Pfund gewogen haben soll. Die Zahl der täglich ankommenden Schiffe wechselte zwischen 6 und 12. Der Rath von San Francisco hatte eine Einrichtung getroffen, nach welcher Verbrecher fortan zu öffentlichen Arbeiten verwandt werden sollten. Die Zahl der Handwerker war im Zunehmen begriffen. Viele Schiffe gingen täglich von Francisco ab. Die Einwohnerzahl der Stadt ward auf 50,000 geschätzt. Fleisch- und Gemüsepreise waren sehr hoch. Man bemühte sich, Benecha zum Hauptsitze am stillen Meer zu machen. Alle Berichte schildern übereinstimmend den Ertrag der Minen als einen ziemlich reichlichen, übrigens herrschte eine starke Geldklemme in San Francisco.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 30. Kaiserslautern, Samstag, 13. April **1850.**

Einer der sieben Hauptmängel.

Daß unsere Zeit, trotz aller ihrer Fortschritte auf dem geistigen wie auf dem materiellen Gebiete, an sehr wesentlichen und tiefgehenden Schäden laborirt, das läugnet wohl nur die blindeste Befangenheit. Wer sie alle aufzählen wollte, hätte viel zu thun, besonders wenn er die politischen und socialen, vor allem aber die moralischen Gebrechen der Zeit in's Auge faßte. Eines der letzteren, das besonders tief zu beklagen, ist der zunehmende **Mangel an Achtung vor jedweder Autorität.** Es gibt jetzt Millionen von Menschen, die weder vor göttlicher noch vor menschlicher Autorität mehr die geringste Achtung haben, denen nichts mehr hoch steht und heilig ist, weder Religion und Sitte noch Obrigkeit und Gesetz. Die eigentlichen Apostel und Anhänger des Umsturzes haben von jeher gerade darin das Heil für ihre Sache gesehen und mit vollem Bewußtseyn unermüdlich in Wort und Schrift darauf hingearbeitet, jene Achtung im Volke recht gründlich zu ruiniren. Sie glaubten gerade dadurch das Volk für ihre Ideen und Zwecke recht empfänglich, geschickt und bereit zu machen. Wohl haben sie darin nicht Unrecht, aber in ihrer souveränen Kurzsichtigkeit übersehen sie doch, daß mit einer Nation, die keine Scheu und Achtung vor höherer Autorität mehr hat, wohl ein fortwährendes Umstürzen, aber keinerlei Aufbauen möglich ist. Sie bedenken nicht, daß derjenige, welcher z. B. in einem monarchischen Staate keine Autorität über sich anerkennen will, dies noch viel weniger in einem republikanischen thun wird, in welchem Leute an der Spitze stehen, die er mit dem vollsten Rechte ganz und gar als Seinesgleichen ansehen darf. Sie lassen außer Acht, daß der, welcher etwa wüthend über Fürsten und Pfaffen schimpft, noch lange keinen Republikaner, viel weniger einen guten Republikaner abgibt.

Indeß wir sind nun einmal so weit, das ist nicht zu läugnen, und wie sehr dieser Mangel alles gesunde und gedeihliche Staatsleben stört und alle Bande der Ordnung zerstißt, das liegt auf flacher Hand. Was thut man aber von oben herab, um die tief untergrabene Autorität wieder herzustellen und zu befestigen? Wir sind überzeugt, daß alle Entfaltung materieller Macht dazu nicht ausreicht, nicht zum Ziele führt. Man kann Aufstände unterdrücken und niederhalten, man kann Revolutionen bändigen mit der Schärfe des Schwertes, aber man hat nichts gewonnen, so lange man dem Volke seinen guten Glauben und sein Vertrauen und damit die Achtung vor der obersten Staatsgewalt nicht wieder gibt. Nicht die ultrademokratischen Wühler allein haben jene Achtung geschwächt und theilweise vernichtet. Sie hätten es dahin nie so recht bringen können, wenn in den oberen Schichten mehr Vertrauen und Achtung erweckende Ehrlichkeit zu Tage gekommen wäre. Ehrlichkeit und Redlichkeit allein werden die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände wieder in das rechte Geleise bringen, weil sie dem Volke allein die wahre Achtung vor den Regierenden und die feste Anhänglichkeit an dieselben wieder geben. Mögen die Herren Diplomaten in ihrer gewiß anerkannten Klugheit sagen, was sie wollen, wir werden Recht gegen sie behalten mit dem einfachen deutschen Sprüchworte: Ehrlich währt am längsten!

Die Leser des Boten werden fragen: Warum und zu was Ende dieses Gerede? Wir antworten: Nicht nur vergangene Erfahrungen, sondern namentlich die gegenwärtigen Verhältnisse drängen es uns fast gewaltsam in die Feder. Wenn wir in diese hineinblicken, wo sehen wir denn etwas, das so recht geeignet wäre Vertrauen und Achtung zu erwecken? Gestern haben die Regierungen Bündnisse unter einander geschlossen, heute sagt sich diese, morgen jene wieder davon los. Gestern versprach man, dem gemeinsamen Vaterlande dieses und jenes Sonderinteresse zum Opfer zu bringen, heute hält man es mit beiden Händen wieder fest. Wo man noch vor Kurzem die Einigung Deutschlands als hohe und herrliche Idee anerkannte, nennt man sie jetzt ein phantastisches Traumgebilde. So kommt selbst für den, der in seinen Wünschen und Erwartungen nichts we-

Digitized by Google

niger als überspannt war, eine Täuschung um die andere. Wie soll auf solche Weise die Achtung vor der obersten Staatsgewalt erhalten und befestigt werden? Und doch ist diese unumgänglich nöthig, wenn es besser werden soll, sie ist eine der ersten Lebensbedingungen eines gesunden Staates. Ihr Politiker und Diplomaten, ihr Regierungen und Fürsten, gebet sie uns wieder, und das bald, damit das Volk wieder neues Leben empfange und die kranke Zeit möglichst geheilt werde; ohne sie wird das Siechthum unheilbar und muß zur Auflösung führen. Diese Auflösung können nur die wünschen, durch deren Träume immer der Gedanke fährt: „Neues Leben blüht auf den Ruinen.“ Wir wünschen sie nicht, wir sagen vielmehr: Gott bewahre das Vaterland vor solchem Todeskampfe!

Das Turnier im Spessart.

Erzählung aus der Vorzeit von Franz J. Englert.

I.

In einer der schönsten Gegenden Bayerns, in Nähe der ehemaligen Sommerresidenz der Churfürsten von Mainz, erhebt sich dicht an der Straße, welche in den Spessart führt, der Godelsberg. Das reizende Panorama, welches sich auf seinen der nahen Stadt zugewendeten Felsen darbietet, möchte schwer seyn, so wiederzugeben, wie es sich dem staunenden Wanderer entfaltet, wenn er aus dem undurchsichtigen Waldgrün heraustritt und den Felsweg zu der Altane ersteigt, welche mit kunstloser Einfachheit für die Besucher dieses freundlichen Punktes geschaffen ist.

Wollen wir uns im Hochsommer dorthin versetzt denken, wo unter dem azurblauen Firmamente, welches nur hie und da leichte weiße Wölkchen zieren, sich die herrliche Landschaft in ihrer malerischen Schönheit ausbreitet, und sehen, wie die Sonne, kaum dem Osten der nahen Gebirge entstiegen, weithin den glänzenden Strahl sendet, welcher die luftigen Sänger im nahen Waldgehege weckt. Und dann wollen wir hinabblicken in das schöne Mainthal und mit dem staunenden Blicke weiter und weiter schweifen, bis uns des Taunus ferne Berge eine Gränze setzen.

Wenn auch die nachbarlichen Berge und die schönen Waldungen der Fasanerie, einem der vielen schönen Ausflüge, welche die ganze Umgegend der Stadt Aschaffenburg bietet, nach den Seiten jede Fernsicht verschließen, so breitet sich dieselbe dem vor sich blickenden Auge um so freier und herrlicher aus. Es gleitet der Blick über Felsen und üppige Weinberge hinab in eine fruchtbare Ebene, eingeschlossen von einer Doppelallee riesiger Pappeln und blühender Linden, die von beiden Seiten des Godelberges in die erste weite, freie Thalebene aus dem Spessart führen, und sich daselbst kreuzen, um nach verschiedenen Thoren der Stadt einzubiegen. Diese liegt, wenn auch in ihrem Innern weniger schön, doch gar freundlich im Thale, umgränzt von dem mannichfach schattirten Grüne ihrer Anlagen und überragt von den stattlichen Thürmen ihrer Kirchen und des Schlosses, dessen Fenster uns im Sonnenlichte entgegenblitzen. Versilbert glänzen uns die Wasser des Maines an, welche, um sich hier zu brechen und eine neue Richtung zu suchen, der Felswand zueilen, auf deren Rücken der Schloßgarten grünt, und das aus den Gefilden Italiens hergezauberte Pompejanum sich erhebt.

Und wenn der Blick über die reizende Gegend dahin fliegt, welche die Stadt nach allen Richtungen umgibt, dann wundert man sich nicht mehr was die ehmaligen Fürsten der Stadt bewog, sich hier ein stolzes Schloß zu bauen, um daselbst die Sommermonate zuzubringen. Verfolgen wir noch den öschnen Mainstrom, wie er sich zwischen grünen Wiesen und vergoldeten Kornfeldern in seiner neuen Biegung dahin windet, wie die vielfach beflachten Segelschiffe auf ihm hinab schwimmen, bisweilen nur überholt von dem Räderwerke der rasch eilenden Dampfboote, wie seine von der Bachweide eingefaßten Ufer die freundlichsten Städte und Dörfer berühren, bis er die alte Kaiserstadt begrüßt, deren hohen Dom man in der Ferne erblickt.

Gewiß wird jeder Besucher dieser Gegend mit mir jene Gefühle theilen, welche auch in meinem Innern erwachten, als ich die weit ausgebreitete Landschaft zum Erstenmale staunend betrachtete. Denn wo fühlt sich derjenige Mensch, welcher ein feines Wesens würdiges Herz in der Brust trägt, heimischer als da, wo ihm Gottes schöne Erde so recht in's Auge lacht?

Und wenn Du, mein lieber Leser, dieselben Gesinnungen hegst, dann siest Dich noch einmal um in der schönen Gegend, betrachte noch einmal das vor Dir liegende Mainthal mit seinen schönen Feldern und Waldungen, sende noch einen flüchtigen Blick zu den Taunusgebirgen, über denen sich das heitere Himmelsgewölbe schließt.

Ja, rufe Dir, hast Du die Gegend vielleicht selbst schon gesehen, die Erinnerung lebhafter zurück, als ich sie Dir zu beschreiben vermag, und dann will ich Dich Jahrhunderte zurückführen, Dir schildernd wie

Digitized by Google

es damals hier aussah, und erzählen, wie es hier zuging. — —

Denke Dir hinweg die reizende Landschaft, und an ihrer Stelle Wald und wieder Wald; siehe Dich um auf Deinem noch uneingefaßten Felsblocke und eine Burg erblickst Du auf des Gobelbergs Spitze, welche mit ihren festen Mauern den Stürmen einer Ewigkeit Trotz bieten zu wollen scheint. Dann hast Du ein Bild jener Gegend zu damaliger Zeit, und wenn du schauderst vor der Wildheit derselben, dann komme mit mir ich will Dir ein anderes Bild zeigen, welches Dich dessen vergessen läßt. Sieh dort am dunklen Fenster der Burg das bleiche Antlitz einer engelschönen Jungfrau, welches hinausblickt in die sternhelle Nacht, die ihr schmerzvolles Angesicht mit ihrem blassen Scheine erleuchtet. Was mag der Gram seyn, welcher sie drückt, was für ein Kummer mag das jugendliche Herz beschleichen? —

Ich will dir erzählen, welche Sorge ihr armes Herz zernagt, Du sollst sie als Kind kennen lernen ihr folgen durch die Jahre ihrer Jugend, sie vielleicht noch glücklich sehen.

II.

Auf der bewaldeten Höhe des Gobelbergs stand in der grauen Vorzeit ein festes Schloß, wenn ich mich des Namens recht entsinne, „Frobburg“ genannt. Allein niemals trug eine Burg vielleicht mit mehr Unrecht ihren Namen, als diese; denn dem Burgherrn fehlte die Beschützerin eines frohen Lebens, die Zufriedenheit, welche ihm manche Verirrungen seiner früheren Tage geraubt hatte. Seine innere Ruhe war dahin, und gerade, wo er sie suchte, auf endloser Jagd und beim nächtlichen Zechen mit seinen Jagdgenossen auf den nahen Burgen, fand er sie am wenigsten.

Auf ihrem einsamen Zimmer saß unterdessen Clothilde, eine Frau mit allen weiblichen Vorzügen ausgestattet, zu welcher Ritter Gerold den schroffsten Gegensatz bildet. Sie hatte die Laune des Schicksals einem solchen Manne als Lebensgefährtin zugeführt.

Wenn er Tage lang die Wälder durchstreifte, und selbst die Nacht seinem Auge keine Ruhe gönnte, da saß sie auf ihrem Zimmer am Spinnrocken und beklagte das harte Loos ihres Daseyns. Doch sah sie dann auf das Liebste für sie im Leben, ihre kleine Bertha herab, wie sie so sanft den sorglosen Schlaf der Kindheit schlummerte, und fand darin reichen Trost.

So saß sie auch heute am Rocken und sah bisweilen in die schwüle Julinacht, horchend, ob nicht vielleicht der Hufschlag eines Pferdes durch das dumpfe Rollen nahender Gewitter zu ihr heraufdröne. Allein vergebens. Die Thurmglocke hatte bereits Mitternacht verkündet und noch war er nicht heimgekehrt. Dichte Finsterniß lagerte auf Berg und Thälern, welche nur der lautlose Zickzack des Blitzes auf Augenblicke durch sein leuchtendes Feuer verdrängte. Näher und näher kam immer das dumpfe Rollen des Donners und mehr und mehr entluden sich die regenschwangern Wolken.

Stiller Gram umdüsterte Clothildens Stirne, sie öffnete nochmals das Fenster, allein sie vernahm nur das Aechzen der hin und her bewegten Bäume und das Herabströmen des Regens. In diesem Augenblicke schimmerten die Lichter der hellerleuchteten Fineburg zu ihr herüber, wie wenn späte Zecher noch beisammen wären. Jetzt wußte sie wo der Burgherr war, und schloß das Fenster; ein in diesem Augenblick sich noch hereinstehlender Windzug löschte ihre Lampe.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die „N. M. Ztg.“ gibt über die Kräfte der jetzt bestehenden drei deutschen Staatsgruppen — nämlich die, welche sich um das Münchener Bündniß schaart, die ihr gegenüberstehende Union, und endlich die indifferenten Staaten — folgende Uebersicht:

1. Dem Münchener Dreikönigsbündniß traten bis jetzt bei:

Oesterreich	mit einer Bevölkerung von:	35,750,000 Einwohner,
Bayern	mit . . .	4,500,000 „
Würtemberg	mit . .	1,440,000 „
Sachsen	mit . . .	1,840,000 „

Die Gesammtbevölkerung beträgt also . . . . . 43,530,000 Einwohner, der Flächenraum dieser unter sich arrondirten, nach Süden und Osten geschützten Staaten beträgt 14,108 Quadratmeilen, ihre Militärmacht von fast 600,000 Mann, wovon eine halbe Million auf Oesterreich kömmt.

2. Die preußische Union besteht aus dem gesammten Preußen mit einer Bevölkerung von 16,000,000 Einwohner,

Baden	mit . . .	1,300,000 „
u. den kleinern Staaten		4,500,000 „

Die Gesammtbevölkerung der Union beträgt . . . 21,800,000 Einwohner, sie erstreckt sich in einem langen breiten Strich vom

Digitized by Google

Rheine bis zur Memmel mit einem Flächenraum von höchstens 6000 Quadratmeilen, ihr Gebiet ist nirgends arrondirt, nirgends natürlich geschützt, sie besitzt eine Heeresmacht von mehr als 400,000 Mann und ist in ihrem Rücken von den indifferenten Staaten, im Westen von Frankreich, im Osten von Rußland, im Süden von Oesterreich bedroht.

3. Die indifferenten Staaten sind:
   Hannover mit 1,600,000 Einwohner,
   Holstein mit . 500,000 „
   Luxemburg mit 350,000 „

so also, daß, wenn man noch Hessen-Homburg, Frankfurt und Lichtenstein hinzuzählt, die Gesammtbevölkerung der indifferenten Staaten 2,600,000 Einwohner kaum übersteigen dürfte. Diese Staaten sind in sich nicht arrondirt, sie sind nur bedeutend ihrer Verbindung wegen mit den benachbarten Staaten, oder ihrer geographischen Stellung. Die Militärmacht beträgt höchstens 30,000 Mann. — Es stünden also die 3 Gruppen zu einander in Bezug der Einwohner wie 43:21:2, in Bezug ihres Flächenraumes wie 14:6 in Bezug der Militärmacht wie 6:4. —

In Weimar macht eine Somnambule großes Aufsehen, ein Mädchen von 18 Jahren, eine Kutscherstochter, die ganz unerwartet in ihren jetzigen Zustand versetzt wurde; sie befand sich in Apolda auf dem Balle und fiel da plötzlich, mitten im Tanze um, man hielt sie für ohnmächtig, allein sie fängt an zu reden, „man solle nach Weimar zu Hofrath H— schicken, er sey im Fürstenhause bei der kranken Prinzessin.“ Ein bei dem Balle anwesender Arzt erklärte sie für somnambul, und ließ sie nach Weimar schaffen. Da liegt sie nun täglich zwei Stunden im magnetischen Schlafe. Dem genannten Hofrath sind vor einiger Zeit silberne Löffel weggekommen; sie hat demselben gesagt, die Löffel wären in Erfurt, er möchte nur G's Bedienten fragen. Vorgestern hat sie, natürlich im Schlafe, gegen den Arzt geäußert: „Ei Sie garstiger Herr Doctor, Sie wollten mir ja eine Apfelsine mitbringen und haben sie auf dem Tische liegen gelassen.“ — Der Arzt bestätigte, daß dem so sey. Wenn sie ausgeschlafen hat, so versichert sie, sie sey im Monde bei ihrem Bruder gewesen, der sie auf einem schmalen Wege geführt habe! Den 15. oder 16. April, sagte sie, werde sie sterben oder gesund werden. Wenn sie gesund würde, so bekäme ihre beste Freundin, die sie auch genannt, dieselbe Krankheit ꝛc. So eben erfahre ich, daß die Löffelgeschichte wahr ist. H— hat eine Anzeige beim Kriminalgerichte gemacht, welches die nöthigen Anordnungen traf und des Gestohlenen und des Diebes habhaft wurde.

Ein abscheuliches Verbrechen hat sich in Rochlitz zugetragen und deren Bewohner mit Entsetzen erfüllt. Vor einigen Tagen erschlug der Schuhmachermeister Hirt mit dem Treibholze sein ihm erst vor sechs Wochen geborenes Kind, ein Mädchen. Leichenfrau und Todtenbeschauer entdeckten Verletzungen am Kopfe des Leichnams, die Polizei brachte den Verdächtigen sofort zur Haft und bereits hat auch der unnatürliche Vater, als ihm der Leichnam seines Kindes vom Untersuchungsrichter zur Recognition vorgelegt wurde, die That gestanden. Hirt war erst seit drei Jahren verheurathet; seine Ehefrau starb vor drei Wochen im Kindbette und hinterließ ihm, außer dem neugebornen Kinde noch einen Knaben von zwei Jahren, welche Kinder nach Dem, was bekannt geworden, die Veranlassung zu diesem Verbrechen dadurch gegeben haben, daß Hirt, wie er selbst geäußert, in ihnen ein Hinderniß bei seiner künftigen Verheurathung erblickt und gefürchtet hat, er werde keine gute Partie wieder machen, wenn er zwei so kleine Kinder zubringe.

— Als Nebukadnezar, 747 Jahre vor Christi, König von Babylon wurde, ließ er alle Bücher, welche die Geschichte seiner Vorgänger enthielten, vernichten. 500 Jahre später befahl Chioang Ti, Kaiser von China, daß in seinem Reiche alle Bücher verbannt würden, ausgenommen waren nur die, welche die Geschichte seiner Familie, die Astrologie und die Medicin zum Gegenstand ihres Inhalts hatten. In den ersten Zeiten des Christenthums wurden mehrere Büchersammlungen vernichtet, Heiden und Christen gaben sich hier nichts nach. Im Jahr 390 wurde die Bibliothek des Tempels von Serapis geplündert und zerstreut. Die verschiedenen Brände Konstantinopels vernichteten eine Unzahl Bücher, und als die Türken Kairo eroberten, es war im 11. Jahrhundert, wurde die Bibliothek der Kalifen mit 1,600,000 Bänden unter die Soldaten an Soldesstatt vertheilt, natürlich zu einem Spottpreis. Tausende von Bänden wurden in Stücke zerrissen und an den Ausgängen der Stadt zerstreut, wo sie förmlich kleine Hügel bildeten.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 31. Kaiserslautern, Donnerstag, 18. April **1850.**

Das Turnier im Spessart.

Erzählung aus der Vorzeit von Franz J. Cugleri.

(Fortsetzung.)

Wohl aus Erfahrung wissend, daß Ritter Gerold vor Tagesanbruch nun doch nicht zurückkommen werde, setzte sie sich an das Bett ihres Kindes und horchte dem Athmen desselben.

Wie wenn eine süße Hoffnung auf die Zukunft unser schwer heimgesuchtes Herz lindernd beschleicht, so vergaß auch Clothilde jetzt ihres Schmerzes und legte die sorgenvolle Brust auf das Bett ihrer Bertha. Da schloß sie nun das müde Auge und verlor sich in Träume, welche ihr in der heranwachsenden Tochter zeigten, dem sie ihr Inneres am besten erschließen könnte, und das ihr den besten Trost zu gewähren vermöchte.

Freuen wollen wir uns des ruhigen Schlummers einer besorgten guten Mutter am Bette ihres geliebten Kindes, und die Burg verlassen, um einen jungen Fremdling aufzusuchen, welchem das Licht in Clothildens Zimmer bisher in der dunklen stürmischen Nacht als Leitstern gedient, und den wir am kommenden Tage werden näher kennen lernen. Ein junges Windspiel begleitet ihn treu an der Seite, und ein Edelfalke dessen scharfes Auge seinem Herrn sicher gefolgt, läßt sich eben, als er auf der Bergspitze angelangt, auf seiner Schulter nieder. Da blickt er zum Bergschlosse auf, sein Leitstern ist verschwunden, denn das Licht in Clothildens Zimmer ist, wie wir ja bereits wissen, erloschen und nur das schwächer gewordene Leuchten des Blitzes zeigt ihm noch den Weg zu der nahen Burg. Dort angekommen zieht er die in ihren Trägern halb eingerostete Thorglocke welche nur selten ein Wanderer um Einlaß bittend, zog; denn wer den Namen Frohburg kannte, suchte damals dort keine gastliche Aufnahme.

Der Regen hatte nachgelassen, der Sturm sich gelegt, sparsamer zuckten die Blitze des schon fernen Gewitters, und dumpfer verhallte der Donner. Wie todt lag nach so heftigem Sturme die Natur und auch in der Burg war alles lautlos und stille. Der Ton der Glocke war schon lange verhallt, und noch immer harrte Edgar vergebens, daß man das Thor öffnen werde.

Da zog er zum zweitenmale die Thorglocke, und kurz darauf tönte die rauhe Stimme des Burgvogtes zu seinem Ohr.

„Wer da in so später Nacht?“ rief derselbe trotzig aus seinem Fenster.

„Ein Fremdling,“ erwiderte Edgar, „der in der unfreundlichen Nacht um ein gastliches Obdach bittet.“

„Habe Befehl,“ erwiderte jener, „Niemand zur Nachtzeit einzulassen; erfülle diese Pflicht auch gerne, wenn man sich nicht scheut, mich alten Mann aus meinem Schlafe zu wecken.“

„Thut mir leid, lieber Alter!“ entgegnete Edgar; „allein die Nacht ist für einen müden Wanderer gar zu stürmisch; gewiß verletzt es darum auch euere Pflicht nicht, wenn Ihr mir Gastrecht gewährt bis zum Morgen.“

„Kann nicht!“ brummte der Alte in seinen grauen Bart und schloß das Fenster.

Edgar sah schmerzvoll auf das durchnäßte Kleid und seine Diana, welche zitternd vor der Nässe durch die der Nachtwind blies, zu ihm aufblickte.

Da hörte er, wie sich leise ein Fenster oder ihm schloß, wie es klingelte im Schloßgange, wie das bald darauf erhellte Fenster oder ihm sich wieder öffnete und eine Frauenstimme herabrief:

„Wartet einen Augenblick, gleich wird man Euch öffnen!“

Fast zur nämlichen Zeit rasselte ein Schlüsselbund durch den Hof, ein Diener erschien, öffnete und ließ Edgar ein. Da öffnete sich auch des Thurmvogts Fenster wieder, er sah heraus, und murmelte etwas von Pflichtverletzung und Strafe, allein ehe er geendet, war das Thor wieder geschlossen und die Riegel vorgeschoben, und der Diener leuchtete dem jungen Edgar freundlich auf ein Zimmer, setzte einen Wein-

Digitized by Google

krug und was die Küche eben bot, auf den Tisch, und wünschte „gute Nacht!“

Edgar rollte nur schnell den leichten Reisebündel auseinander, ordnete den einfachen Anzug für den kommenden Tag, um die durchnäßten Kleider zu wechseln, und schlief ermüdet ein.

Wie es gekommen, daß er wider den Willen des Burgvogts Einlaß erhalten, werden meine lieben Leser wohl ahnen.

Clothilde hatte nämlich kaum wenige Minuten geschlummert, als sie die Thorglocke leise tönen hörte. Ritter Gerold war es nicht, sein rasches Ziehen der Thorglocke kannte sie; sie sprang ans Fenster, wo sie das kurze Zwiegespräch Edgars und des alten Burgvogts vernahm, ihrem Diener schellte und das Thor zu öffnen befahl, indem sie die Schuld auf sich nehmen wolle.

III.

Der stürmischen Gewitternacht folgte ein heiterer Sommermorgen. Die Sonne war bereits aufgegangen, als Ritter Gerold von Frohburg den schlechten Waldweg auf seinem kräftigen Jagdrosse heraufkam. Seine riesige Gestalt, sein schwarzer Bart, welcher Kinn und Wange umgab, sein dunkles Auge, das tiefliegend unstät herumrollte, seine Stirne, die er ernst in Falten zog, machten eben nicht den freundlichsten Eindruck.

Den größten Theil der Nacht hatte er wieder auf der Finneburg durchschwärmt, und nur kurze Zeit auf einem unbequemen Lehnstuhl der nächtlichen Ruhe gegönnt, aus welcher ihn der junge Tag in seiner ersten Frühe schon wieder weckte.

Seiner harrte auf dem Söller bereits Clothilde, die kaum neunjährige Bertha an der Hand, ihm den ersten, herzlichen Morgengruß zuzuwinken; freundlich lächelte ihm sein einziges Kind entgegen, und nickte mit dem blonden Lockenköpfchen.

Aus seiner Stirne wichen die düstern Falten und auf seinem Angesichte zeigte sich ein seltener Schein von Freude. Denn welches Vaterherz sollte sich auch dann nicht freuen, wenn ihm sein einziges Kind entgegen lächelt, wenn ihm die beste Gattin den herzlichen Morgengruß darbringt? Er erwiderte die lieben Grüße, wie noch lange nicht.

Darauf ritt er in das Thor ein, welches der alte Burgvogt öffnete. Dieser nahm die Zügel des Pferdes, der Ritter stieg ab und grüßte ungewohnter Weise: „Guten Morgen, Alter!“

Allein der Alte hörte es nicht; denn er sah ängstlich um, wie wenn er etwas gethan, was er nicht verantworten könnte, und schüttelte bedenklich mit unter den Kopf. Er hatte schon auf der Zunge, zu erzählen, er trage keine Schuld, daß der junge Ritter eingelassen worden sey, allein er konnte die Worte dazu nicht finden, und so war der Ritter schon lange die Wendeltreppe zum Söller hinauf gekommen, als er eben beginnen wollte, und erst bemerkte, wie er sich umsah, daß er allein war.

Da nahm er denn das junge Reh ab, welches hinten am Sattel aufgeschnallt war, und warf es auf die Bank, entsattelte das Pferd und führte es in den Stall. Das Reh war noch warm und das Blut desselben floß rinnend in den Sand. Also war es Jagdglück am frühen Morgen, was den Ritter heute so freundlich stimmte.

Als er mit Bertha spielte, hielt es Clothilde für den passendsten Augenblick, ihm zu sagen, daß sie einem um Einlaß bittenden Fremdling in der stürmischen Nacht Obdach gewährt habe.

„War recht so!“ erwiderte der Ritter, „wir hatten auch eine stürmische Nacht, da kann man sich nicht mit einem Lager unter freiem Himmel begnügen. Hat er die Burg schon wieder verlassen?“

„Glaube nicht,“ antwortete Clothilde; „Mitternacht war schon vorüber, als er kam, und ich denke, er wird wohl noch nicht aufgestanden seyn.“

„So mag er unser Frühbrod theilen,“ entgegnete Gerold, „weiß vielleicht Manches zu erzählen von fremdem Lande oder seiner Heimat; dann schmeckt es auch uns wohl besser.“

Clothilde verließ den Söller, um für das Frühbrod zu sorgen, und der Diener, welcher gestern Edgard ins Zimmer begleitete, meldete ihm den Wunsch seines Herrn. Edgar beeilte sich, dem Diener auf den Söller zu folgen.

Dort war bereits, was der Juli an Obst bot, aufgetragen, und in den Gläsern perlte der Wein; für Bertha stand ein niedliches Milchglas dabei.

Eben wurden die Stühle um den Tisch gerückt, und man setzte sich, als Edgar eintrat und mit jugendlichem Anstande grüßte. Bertha beachtete sein Eintreten weniger; ihr Auge richtete sich bald auf das Windspiel, welches Edgar begleitete, bald auf den Falken, welcher von einer Schulter desselben zur andern flog.

„Willkommen!“ tönte ihm des Ritters starke Stimme entgegen.

„Willkommen heißt es?“ klang die Stimme des alten Burgwarts herauf zu Clothildens Ohren, welche über die Brüstung des Söllers eben in den Hof

Digitized by Google

hinabsah. „Willkommen?“ wiederholte er noch einmal kopfschüttelnd.

Clothilde bog sich lächelnd zurück, sandte ihm zu seiner Beruhigung ein Glas Wein und nahm Platz an dem Tische, wo auch Edgar sich eben niedergelassen hatte. Bertha gab, ehe es ihre Mutter bemerkte, die Milch dem Windspiele und dem Falken Kuchen und Zucker, bis sie selbst nichts mehr übrig hatte, und freute sich herzlich, wie es beiden schmeckte.

„Wo kommst Du her, mein Sohn, und wohin willst Du von hier aus?“ fragte Ritter Gerold.

„Ich komme von der Heimat, dem Schlosse Trimberg an der Saale,“ erwiderte Edgar; „wohin ich von hier aus mich wende, weiß ich bis jetzt selbst nicht.“

„Deine Reise hat also weder Zweck noch Ziel?“ fragte Ritter Gerold.

„Wenn ihr glaubt, ich reise zwecklos, da irrt Ihr sehr;“ antwortete Edgar; ich reise, um einst ein solcher Ritter zu werden, wie mein Vater ist, welcher auch in meinen Jahren in die weite Welt geschickt wurde, und an Erfahrungen reich und in den Waffen geübt auf die Burg seiner Väter zurückkehrte, um dieselbe in Besitz zu nehmen.“

„Und welches ist das Ziel deiner Reise?“ fiel Clothilde fragend ein.

„Mein Ziel,“ antwortete Edgar, ist dort, wo man mich freundlich aufnimmt, und mir verspricht, man wolle mir gut seyn.“

Der Ritter lachte über die eigenthümliche Antwort und Clothilde sah dem fast noch knabenhaften Edgar ins Auge; auch hierin ersah sie die Reinheit und Offenheit eines unverdorbenen Herzens, welche seine freien und doch bescheidenen Worte verriethen.

(Fortsetzung folgt.)

Die erwachende Germania.

In dem großen Galerie-Saale der Düsseldorfer Akademie wurde zum Besten der Rheinüberschwemmten eine Gemälde-Ausstellung veranstaltet. Darunter war „Die erwachende Germania“ von Ch. Köhler, ein schon in den Dimensionen bedeutendes Werk, mit Figuren von kolossaler Größe bei einer Breite von etwa 10 und einer Höhe von mehr als 8 Fuß. Von allen hier entstandenen Kunstwerken ist es das einzige, das unter unzweideutigem Einfluß der politischen Ereignisse der Gegenwart geschaffen erscheint. Doch ist dieses Bild keineswegs eine allegorische Verherrlichung der März-Revolution, sondern vielmehr eine poetische Auffassung des durch alle Momente der Revolution bis in ihre letzten Erscheinungen durchgehenden Dranges nach nationaler Erstarkung und Erhebung; es ist der symbolisch dargestellte Glaube an die künftige Größe Deutschlands. Nicht der Traum von der republikanischen Germania, welche die alte Krone als lästigen Druck auf die Seite wirft, gewinnt vor unseren Augen Gestalt, sondern die lebhafte Sehnsucht nach einem mächtigen, einigen deutschen Kaiserreich leitete die Phantasie des Künstlers.

An dem Fuß einer Eiche, tief im Walde, schlummerte das Riesenweib Germania, auf dem mächtigen deutschen Schild und einer darüber gebreiteten Bärenhaut gelagert. Ob sie auch, ermüdet nach tausendjährigem Walten und Kämpfen, endlich den Naturgesetzen Rechnung tragen mußte, so ließ sie dennoch ihre Kleinode, Krone, Schwert und Schild nicht zurück, sondern führte sie mit sich in die heilige Dunkelheit des Waldes, wo sie dieselben zunächst ihrem Haupte barg. Da fährt plötzlich ein Brausen durch die Lüfte — sie erwacht durch den gewaltigen Sturm, greift mit der Rechten nach dem Schwerte, mit der Linken nach der Krone, richtet sich auf, ein mächtiges Weib, nach Jahrhunderten noch in majestätischer Schönheit blühend. Der Genius der Gerechtigkeit schwebt vorüber und beugt sich über sie, in der einen Hand die Wage, in der anderen das Schwert haltend, dessen Schärfe er gegen die Dämonen der Zwietracht und der Sclaverei wendet, jene dunklen, mächtigen und hämischen Gestalten, welche, ängstlich fliehend, ihre Attribute, die hadernagenden Fackel und die klirrende Kette, mit sich führen. Sie sind es, welche ihr Krone, Schwert, Schild und Purpurmantel rauben möchten; darum ist die Erwachende von heiligem Zorn erfaßt, das Auge funkelt, die Lippen sind zu Donnerworten geöffnet, sie wird sich erheben und mit der Gerechtigkeit im Bunde die Unholde vernichten. Dem Lichte der Gerechtigkeit aber folgt die Freiheit, nicht die stürmende, blutige, nein, die segnende, milde, die Schwester der Gerechtigkeit, das Kind des Gesetzes. — — Ein schöner, ein großer Traum! Wehmüthig blicken wir von dem meisterhaften Bilde auf die Gegenwart! —

Die malerische Wirkung ist nicht minder ergreifend als die Idee. Es ruht ein eigenthümlicher Lichtschimmer auf dem Ganzen. Die Composition ist in den Linien einfach und mächtig, dabei höchst bewegt, überraschend. Gestalt und Kopf der Germania verlieren sich nicht in eine gewisse Ideale, Allgemeinheit, wie wir dies öfter bei solchen Darstellungen finden, sondern eine recht lebenswahre und daseynsfähige Indi-

Digitized by Google

vidualität tritt als Trägerin der Idee auf und verleiht dem Abstrakten eine überzeugende Anschaulichkeit. Das Bild ist Eigenthum des General-Consuls Böker, welcher dasselbe mit mehreren anderen seiner in New-York errichteten permanenten Kunstausstellung zuführen wird, einer Gemälde-Sammlung, die, reich an den besten deutschen und besonders Düsseldorfer Bildern, jetzt wiederum einen bedeutenden Zufluß erhält, da Herr Böker hier große und werthvolle Ankäufe gemacht. Unter diesen befindet sich auch ein ungemein schönes Bild von W. Camphausen „Karl II. auf der Flucht nach der Schlacht bei Worcester (1652)“; ferner eine große norwegische Landschaft von Leu, das beste von vielen ausgezeichneten Bildern dieses Künstlers, endlich ein nordischer Tannenwald von Andr. Achenbach, der mit der Poesie der Stimmung eine Ausführung verbindet, wie sie nicht vollendeter gedacht werden kann.

Auszug
aus dem Schreiben eines vor Kurzem nach Nordamerika Ausgewanderten.

Ich glaube den Auswanderern nützlich zu seyn und ihnen manche Unannehmlichkeit zu ersparen, wenn ich nachfolgende, auf Erfahrung beruhende Regeln und Bemerkungen anknüpfe:

Der Kontrakt für die Ueberfahrt werde in der Heimat mit reellen, redlich-bewährten Agenten abgeschlossen und enthalte genau alle erforderlichen Bestimmungen, namentlich: Name des Hafens und des Schiffs, Zeit der Abfahrt, Entschädigung für Zeitverlust, Unterhalt, Wohnung, falls eine Verzögerung der Abfahrt eintritt, über Kost, Raum, Preis, Name des Landungsplatzes ꝛc.

Die Wahl des Seehafens wird in der Regel nach der wohlfeileren und schnelleren Reise dahin getroffen. Die Norddeutschen wählen daher Bremen und Hamburg, die Süddeutschen Havre, holländische oder englische Häfen. Letztere verdienen insofern den Vorzug, weil sie den Auswanderer der oft gefährlichen und langweiligen Fahrt durch den Kanal überhehen.

Von Haus nehme man mit: einen Strohsack, damit man im Hafen nur noch das Stroh zu kaufen braucht; einige Bett- und Handtücher, eine wollene Decke, sogenannte Pferdedecke; schlechte Kleider (wo möglich dunkler Farbe) für die Ueberfahrt, da sie nach derselben nicht mehr getragen werden können. (Viele neue Kleider schaffe man sich nur dann an, wenn man Bauer werden will; der Handwerker und Geschäftsmann, der in den großen Städten bleibt, muß amerikanische Kleider tragen; einiges Tuch zu Hosen und Rock mitzunehmen ist rathsam; außerdem spare man sein Geld; mit wenigen Gulden kann man leicht zu weiterem Verdienst kommen.) Ferner: rohen Schinken, gedörrtes Obst, Eier, geröstetes Brod (in Scheiben geschnitten), einen guten Bittern, Wein.

Im Hafen, oder besser in der nahe gelegenen großen Stadt, kaufe man Zucker (nicht zu wenig; mit Citronensaft in Wasser gemischt, macht er dieses sehr schmackhaft und löscht den Durst); einige Citronen; Weißbrod für die ersten Tage, gebrannten Kaffee, einige Zwiebeln und Pfeffer; das seidene Blechgeschirr. —

Die untere Schicht der Kojen (Betten) ist aus dem Grunde der oberen vorzuziehen, weil alle Dünste und die heiße, verdorbene Luft nach oben steigen, während unten, zumal in der Nähe des Luckens, die Luft kühler und reiner ist.

Die Gegenstände, welche man täglich benutzt, lege man in eine Kiste, die immer zur Hand steht; alles Andere aber wird am besten im Innern des Schiffes bei den Gütern aufbewahrt, wo nichts schimmelt und rostet. Je weniger Koffer und Geräthschaften im Zwischendeck, um so größer wird der Raum zur freien Bewegung.

Auf der See in Federbetten zu schlafen, ist noch mehr ungesund, als auf dem Festlande. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß alle Diejenigen, welche in Federbetten lagen, an Rheumatismus Schnupfen, ꝛc. litten. Diese Uebel fern zu halten sind Seebäder sehr heilsam.

Gegen die Seekrankheit gibt es kein Mittel, daher das Kaufen der im Hafen ausgestellten Mixturen und Pulver gegen diese Krankheit Geldverschwendung ist; ein Verhalten während derselben läßt sich nicht gut angeben; dem Einen bekommt es besser, auf dem Verdeck zu seyn, dem Andern, in der Koje zu liegen. — Unmittelbar vor der Abfahrt nehme man eine gelinde Abführung, damit keine Verstopfung eintrete, welche die Seekrankheit sehr verlängert und verschlimmert. — Kinder werden nicht seekrank.

Gemeinschaftlichen Ankauf der Lebensmittel, gemeinschaftlichen Gebrauch der Geschirre, Verabredungen abwechselnder, gegenseitiger Dienstleistung möge man unterlassen; sie führen zu Zank und Zwietracht.

Mit den Passagieren sowohl als mit der Schiffsmannschaft suche man in Frieden zu leben. Erlaubt sich letztere insbesondere der Kapitän, Brutalitäten, erfüllt er die eingegangenen Verpflichtungen nicht u. dgl., so drohe man ihm mit einer Klage nach der Landung, mache die Drohung aber auch wahr, sobald man ankommt und so lange die Zeugen noch anwesend sind. Diese Verfahrungsweise ist für jeden Ehrenmann heilige Pflicht und allein im Stande, die früher so häufige unmenschliche Behandlung der Auswanderer von den Schiffen gänzlich zu verbannen, sie in ihren Rechten zu schützen. Die Anzeigen geschehen bei den Auswanderungsvereinen in den verschiedenen Landungsplätzen; für Mittellose trägt der Verein die Prozeßkosten.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 32. Kaiserslautern, Samstag, 20. April **1850.**

Das Elysee National.

Es ist in den Zeitungen sehr häufig von dem Elysee, und dem, was in demselben vorgeht, die Rede. Die Leser wissen, daß der Palast, welcher dem Präsidenten der Republik Frankreich zur Wohnung angewiesen ist, diesen paradiesischen Namen führt. Der Bote hofft, daß es ihnen nicht unangenehm seyn werde, wenn er im Plauderstübchen einige geschichtliche Notizen über dieses in neuester Zeit wieder so merkwürdig gewordene Gebäude beibringt.

Das jetzige Elysee National hieß früher Elysee Bourbon und liegt in der Vorstadtstraße St. Honoré in einer der angenehmsten Lagen von Paris, da es nach der Rückseite hin die Aussicht auf die prächtigen Elyseischen Felder bietet. Die Vorderseite des Gebäudes tritt nicht imposant hervor, weil der Hof durch eine hohe Mauer geschlossen ist. Es ist ein Hotel, dem eigentlich die Bezeichnung Palast nicht gebührt, aber im Innern hat es die Eleganz französischer Paläste, lange Reihen großer Gemächer und Säle. Die Zeit seiner Erbauung fällt in den Anfang des vorigen Jahrhunderts, und sein Erbauer und erster Besitzer war ein reicher Graf Namens d'Evreux. Später kam es auf kurze Zeit in Besitz der Krone. Im Jahre 1742 kaufte König Ludwig XV. dieses Hotel d'Evreux seiner Maitresse, der berühmten und berüchtigten Frau v. Pompadour. Diese ließ es nach dem Geschmacke jener Zeit vergrößern, prächtig einrichten und besonders durch ausgezeichnete Malereien schmücken. Von da an sah das Elysee die gewählteste Gesellschaft der Hauptstadt, besonders auch die Dichter und Schöngeister jener Zeit, einen Voltaire, Crebillon u. a. in seinen hohen Räumen.

Nach dem Tode der Marquise v. Pompadour fiel das Hotel an Ludwig XV. zurück, wurde eine Zeit lang als Wohnung außerordentlicher Gesandten, dann als Garderobe und Möbelmagazin der Krone benützt, im Jahre 1773 aber an den unermeßlich reichen Herrn v. Beaujon verkauft. Dieser stellte es in seinem vorigen Glanze wieder her und bereicherte es durch die ausgewähltesten Kunstschätze. Kurz vor seinem Tode verkaufte er es an Ludwig XVI. und dieser schenkte es der Madame de Bourbon. Der Ausbruch der Revolution vertrieb diese aus dem lieblichen Aufenthalte und ein Herr Hoyyn miethete das Hotel, um in demselben öffentliche Belustigungen zu geben, bis man in der Guillotinenzeit das Tanzen so ziemlich vergaß. Später kauften einige Speculanten das Gebäude und das lustige Leben und Treiben begann wieder in seinen Räumen und dauerte fort, bis Napoleons Schwager Murat, der spätere König von Neapel es Anno 1805 an sich brachte. Dieser änderte viel im Innern, aber nicht zum Vortheile, da es ihm an Geschmack und Kunstsinn fehlte.

Nach Murats Weggange wurde das Elysee der Lieblingsaufenthalt des Kaisers selbst. Er nannte es nur sein Krankenhaus, in das er sich öfters zurückzog, um von seinen Strapazen auszuruhen und unter den hohen Bäumen des schönen Parkes wieder neue weltverbrende Pläne zu spinnen. Nach der unglückseligen Trennung von der edeln Josephine bewohnte diese mit ihrer Tochter Hortense die stillen Räume des Elysee und trauerte, nicht über den Verlust der Kaiserkrone, sondern über den der Liebe des gewaltigen Mannes. 1814 verließ Napoleon das Elysee und Frankreich, und Kaiser Alexander von Rußland trat in sein Kabinet und sprach bewundernd: „Wie manche Riesenpläne sind in diesem unscheinbaren Gemache entworfen worden, und wie wunderbar ist der Geist des Mannes, der so viele Unternehmungen zu gleicher Zeit leiten konnte!“ Nur im Laufe der hundert Tage sah Napoleon noch auf kurze Zeit seine Lieblingswohnung, dann nicht mehr.

Unter der Restauration bewohnte der Herzog von Berry das Elysee, nach ihm Dom Miguel von Portugal, später der König von Neapel. Während der Regierung Louis Philippe's diente es verschiedenen Fürsten und vornehmen Personen zum Aufenthalte, so dem Ibrahim Pascha, dem Bey von Tunis, der Infantin von Spanien ꝛc. Der König hatte das Palais zum Wittwensitze seiner Ge-

Digitized by Google

mahlin Marie Amalie bestimmt. Wird es die jetzt Flüchtige vielleicht doch noch bewohnen? Wer weiß? möglich ist Alles. Mit dem 10. Dezember 1848 öffneten sich die Thore des Elysee National einem neuen Herrn, dem Präsidenten Louis Napoleon. Wo er als Kind mit seiner Mutter Hortense und mit seiner Großmutter Josephine lebte, wo sein großer Oheim herrschte, da regiert er jetzt als erster Bürger seines Volkes, das sich frei nennt, weil der, welcher an seiner Spitze steht, den Titel geändert hat. Wie lange die Herrlichkeit dauern wird, wer kann das wissen? Die Zukunft erst muß lehren, ob der Weltbezwinger auch ein Prophet war, als er bei seinem letzten Weggange aus dem Elysee die Worte sprach: „Nur mit meinem Namen kann Frankreich hoffen, frei, unabhängig und glücklich zu seyn!“

Das Turnier im Spessart.

Erzählung aus der Vorzeit von Franz J. Englert.

(Fortsetzung.)

„Höre, mein Sohn,“ begann Ritter Gerold, „Du gefällst mir; bleibe bei uns auf Schloß Frohburg, sey herzlich aufgenommen, und wir wollen dir gut seyn.“

„Auf diese Weise fände ich mein Ziel eher, als ich gehofft, entgegnete Edgar; „ich werde Euch dankbar zu seyn wissen; verlangt von mir, was meine Jugend zu leisten vermag. Und damit Ihr kennt, wie weit meine Kräfte gehen, so wisset, man hielt mich zu Hause auf der Jagd für den besten Schützen.“

„Und wenn ich ein Mann geworden bin, und Ihr älter geworden seyd, fuhr er, den Ritter und Clothilden ansehend, fort, „dann kommt mit mir auf Schloß Trimberg, und mein Vater und ich wollen Euch auch recht gut seyn.“

„Und ich gehe auch mit!“ fiel Bertha ein.

„Gewiß!“ antwortete Edgar.

„Willst Du mir nicht Dein schönes Windspiel schenken?“ fragte sie weiter.

„Es soll halb dein, halb mein Eigenthum seyn;“ antwortete Edgar; bist Du so zufrieden?“

Bertha nickte, wechselte jedoch gleich die Miene und fragte! „Aber wenn Du einmal fortgehst, da nimmst Du es doch nicht wieder mit?“

„Mein gutes Kind,“ sagte Edgar, „ich lasse es Dir dann, wenn Du es noch so lieb hast. Bist Du nun zufrieden, und willst Du mir auch recht gut seyn?“ setzte er fragend hinzu.

„So gut, wie wenn Du mein Bruder wärest!“ erwiderte sie, sprang auf seinen Schooß und gab ihm zum Zeichen ihrer kindlichen Liebe die herzlichsten Küsse.

„Wenn Du mich so lieb hast, dann will ich Dir auch manch hübsches Geschichtchen erzählen von der schönen Gegend, wo mein Vater wohnt, und manches schöne Liedchen singen; dann sollst Du mir erst recht gut werden!“

Und so traf es auch ein. Bertha stand oft stundenlang wartend am Fenster, wenn Edgar mit dem Vater auf der Jagd war, und fragte hundertmal die Mutter, ob er denn noch nicht bald käme. Wenn sie ihn endlich aus dem nahen Walde heraustreten sah, da winkte sie mit dem kleinen weißen Taschentuche bis er zum Burgthore kam, sprang die Treppe hinunter und ihm entgegen.

Oft klagte ihr der Vater dann lächelnd, daß seit ihr junger Freund in's Haus gekommen, sie seiner so ganz vergäße und ihn mehr und mehr vernachlässige. Allein es war nicht der Fall; er that es auch nur, damit sein kleiner Liebling die kindliche Zärtlichkeit verdoppelte, um den Vater zu besänftigen. Wenn sie dies erreicht zu haben schien, sprang sie von seinem Knie herab, hin zu Edgar und ließ sich erzählen, wobei sie kein Auge von ihm abwendete, oder sie bat ihn, zur Zither ein Liedchen zu singen. Da hörten oft Vater und Mutter am nahen Kamine zu, wie er erzählte oder sang, bis er zu Ende war.

So sehen wir auch Ritter Gerold seit einiger Zeit mitunter auf einem Bilde, dessen Grundton Familienglück ist.

Seit Edgars Einkehr auf Schloß Frohburg hatte sich überhaupt in der Lage der Dinge Manches auf eine günstige Weise geändert. Bertha dankte ihm die vergnügtesten Stunden ihrer Kindheit; dafür war Clothilde besorgt für ihn wie eine gute Mutter, und vergaß nicht zu vergelten, daß er ihrem Kinde die Tage seines jungen Daseyns verschönerte. Aber sie fühlte sich ihm auch noch in anderer Hinsicht verpflichtet. Edgar übte auf Ritter Gerold keinen geringen Einfluß aus. Dieser liebte ihn nämlich wie seinen eigenen Sohn; oft hörte der sonst wild aufbrausende Mann mit größter Ruhe ihn an, wenn er mit jugendlicher Offenheit als Vermittler einer Störung des häuslichen Glückes auftrat, was sonst Niemand zu thun hätte wagen können. Darum segnete Clothilde den Augenblick, wo Edgar die Burg zum Erstenmale betreten. Den größten Einfluß übte er aber dadurch aus, daß dieser mit ihm allein die Wälder zu durchjagen vorzog, sich dem wilden Jagdleben mit seinen früheren Zechfreunden mehr und

Digitized by Google

mehr entfremdete, und dadurch an das ſtille Glück gewöhnte, welches ein zurückgezogenes Leben der Häuslichkeit gewährt. Er fand hier mehr die Ruhe, welche er ſo lange vergeblich ſuchte, denn der Troſt einer theilnehmenden Gattin, welche er lange verkannt, lehrte ihn auf die ſchönſte Weiſe allmälig der traurigen Tage einer verirrten Jugend vergeſſen.

Daß Edgar jeden Schützen, wie in ſeiner früheren, ſo auch in ſeiner jetzigen Heimat übertraf, war bald anerkannt. Kein Raubvogel ſtieg zu hoch, kein Wild jagte zu weit, ſeine Sicherheit und Gewandtheit verfehlten ihr Ziel nicht, wenn nur die Sehne hielt und der Pfeil die Kraft nicht verlor.

Wenn ihm Bertha entgegen ſprang, hielt er immer triumphirend die Beute in die Höhe, und freute ſich, aus ihrem kleinen Munde zu hören: „Mein Edgar iſt der beſte Schütze!“ —

Aber es kam eine Zeit, wo ſich Alles änderte, wo ſie ihm nicht mehr entgegen ſprang, ſich nicht auf ſeinem Schooße wiegen ließ, ſeinen Erzählungen und Liedern horchte und dann ihn dankbar küßte. Es kam nämlich die Zeit, wo an die Stelle jugendlicher Unbefangenheit jungfräuliche Zurückgezogenheit trat; und doch liebte ſie Edgar nicht minder.

Edgar hatte das allmälige Zurückziehen Berthas lange bemerkt, ohne ſich jedoch im Mindeſten dadurch gekränkt zu fühlen; denn es ſagte ihm oft jetzt ein einziger ihrer Blicke mehr, als all' ihre früheren kindlichen Aufmerkſamkeiten, welche ſie ihm erwieſen.

Oftmals hatte er ſich ſchon den Tag ſeiner Abreiſe feſtgeſetzt, Schloß Frohburg zu verlaſſen, um auf den Turnieren zu Mainz und Worms um den Siegespreis zu kämpfen, dann zu dem alten Vater zurückzukehren, ihm die Sorgenlaſt der Verwaltung ſeiner Güter abzunehmen, und auf Frohburg um Berthas Hand zu bitten. So hatte er ſich ſchon alles gedacht und ausgemalt, Vorſätze und Entſchlüſſe gefaßt, aber es kam nicht zur Ausführung; denn er verſchob die Stunde der Trennung von einem Tage zum andern.

Da änderte auf einmal ein Ereigniß die ganze Lage der Dinge.

Die Feier des achtzehnten Geburtstages unſerer Bertha war faſt vorüber und Alle waren auf dem Burgſöller in vertraulichem Geſpräche verſammelt, um die ſchönen Stunden eines heitern Herbſtabends zu genießen. Nur bisweilen ſchwieg Alles, um den ſanften Tönen einer von der Nachtluft berührten Aeolsharfe zu lauſchen, welche Edgar in dem gegenüberliegenden Thurme angebracht hatte; ſie hauchte der eintretenden Dämmerung ihre ſchwermüthigen Akkorde entgegen und weckte die Gefühle reiner Liebe im ſchuldloſen Herzen Berthas, die den Arm um die Mutter bog und mit den blauen Augen bisweilen hinüberblickte auf Edgar. Allmälig ſenkte ſich die einbrechende Nacht über die Erde, aus den nahen Bergen ſtieg der Orion und zündete ſeine funkelnden Sterne an.

Da vernahm man näher und näher den Huf eines Pferdes, das vor dem Burgthore hielt, worauf alsbald die Thorglocke ertönte. Das Thor ächzte in ſeinen Angeln; und herein ritt ein ſchwarzgekleideter Ritter, welcher nach dem Burgherrn von Frohburg fragte, um ihn allein zu ſprechen.

Derſelbe war ihm jedoch bereits gaſtfreundlich entgegen getreten und führte ihn auf ſein Zimmer.

Niemand kannte den angekommenen Ritter, und was am meiſten befremdete, war, daß er Gerold allein zu ſprechen verlangte.

Noch konnten ſie nicht lange mit einander geſprochen haben, da erſchien ein Diener auf dem Söller, um Clothilden zu dem Burgherrn zu bitten.

Berthas Herz pochte, wie ſie ſich ſo allein mit Edgar auf dem Söller befand. Er glaubte ſie nun am beſten auf den baldigen Abſchied aufmerkſam machen zu können; doch er ſah bei den erſten Worten Thränen in ihren Augen; ſie ſtand auf, erwiderte herzlich ſeinen ſanften Händedruck und eilte auf ihr Zimmer.

Da war denn der Söller bald wieder leer, denn auch Edgar verließ ihn, um in der freien Natur Linderung für ſeinen Schmerz in der Seele zu ſuchen. Er eilte in den Garten, wo er lange darüber nachdenkend ſtand, was er beginnen ſollte, ohne zu einem feſten Entſchluſſe kommen zu können.

Da hörte er ſeinen und kurz darauf Berthas Namen ausſprechen; er blickte auf und ſah des Burgherrn Fenſter hell erleuchtet. Bald war es ſtiller, wie wenn Clothilde ſpräche, bald hörte man die Stimme Gerold's, öfters unterbrochen von einer rauhtönenden, trotzigen Männerſtimme.

„Soll ich hinaufſteigen und ihr Geſpräch belauſchen?“ ſagte Edgar vor ſich hin; „Nein es iſt eines Mannes unwürdig!“ antwortete er ſich.

Doch wiederholt tönte Berthas Namen zu ihm herab, das Geſpräch ward lebhafter und wie ein Blitz fuhr der Gedanke durch ſein Inneres, es möchte vielleicht gar der ſchwarzgekleidete Ritter gekommen ſeyn, um ſich Bertha zur Braut zu erbitten.

Er ſah die hohe Mauer an, wie ſie ſo ſchroff der Ausführung ſeines Planes ſpottete; allein Muth gibt Kraft und Gewandtheit; er faßte die ſpitzigen

Digitized by Google

Steine, setzte den Fuß in die kleinen unsichern Lücken und angelangt war er am Fenster, dessen Gitter er kühn erfaßte, um sich festzuhalten. Seiner ungeschwächten kraftvollen Ausdauer verdankte er es, Zeuge einer Scene zu seyn, die er bald vermuthet hatte.

Mit aufgeschlagenem Visire, aus dem ein wilder Bart hervorquoll und ein stechendes Auge höhnisch lachte, stand der eben auf der Burg angekommene Ritter vor dem schibar bestürzten Herold und Clothilden.

„Jahresfrist gebe ich Euch noch Bedenkzeit!“ donnerte des Fremden Stimme, „dann geht Ihr mir entweder die Tochter zur Braut, oder ihr sollt den Rodensteiner kennen lernen!“

Mit diesen Worten schlug er auf das Schwert an seiner Seite, daß es rasselte, verließ ohne Gruß das Zimmer, eilte, die Thüre zuschlagend, hinaus, und jagte im wilden Galopp den gefährlichen Bergweg hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Nach dem „Commerce Belge“ hat ein belgischer Ingenieur Namens Maus eine Maschine erfunden, die er zum Bohren eines Tunnels von 12,290 Metres (etwa 40,000 Fuß) Länge mitten durch den Col Frejus (cottische Alpen) behufs des Baues der Eisenbahn von Turin nach Chambery in Vorschlag gebracht hat. Der Tunnel würde 8 Metres Breite und 6 Metres Höhe haben; für den Bau nimmt Maus etwa 3 Jahre in Anspruch, und die Kosten sind von der piemontesischen Commission, welche seinen Plan begutachtet und durchaus für ausführbar und zweckmäßig erklärt hat, auf 13½ Million Fr. veranschlagt worden. Die Commission hat alle Vorschläge des Herrn Maus gutgeheißen und das sardinische Ministerium aufgefordert, die nöthigen Geldmittel den Kammern abzuverlangen.

Sir James F. Alexander erzählt in seinen amerikanischen Reisen ein seltsames aber probates Mittel der Indianer, die Leiche eines Ertrunkenen aufzufinden. Einer seiner Leute war im Fluß ertrunken. Den ganzen folgenden Tag, schreibt er, ließ ich an der Stelle wo der Unglückliche zuletzt gesehen worden, von zwei Abtheilungen der Mannschaft nachsuchen. Die Leiche war nicht zu finden. Während am nächsten Morgen aufs Neue gesucht wurde, kam Mac Gonnel, der Jollensteller, an den Fluß, sah eine Weile zu und sagte dann: Probirt doch die indische Methode, laßt einen Span Cederholz den Fluß hinabschwimmen und gebt dann Acht, wo er sich dreht, und sucht da. Die Mannschaft that dies; der Span schwamm eine Strecke, stand dann plötzlich still und drehte sich zwei- oder dreimal im Kreise. Sogleich rief ein Mann in einem der nachgerufenen Boote: Ich sehe ihn! Der Leichnam, in einer Tiefe von 12 Fuß Wasser größer erscheinend als im Leben, lag unmittelbar unter dem Cederspahn.

In Lottendorf (2½ Stunden von Preßburg entfernt) stürzte am Abende des ersten Passahtages (jüdisches Osterfest) aus dem Hause des dortigen jüdischen Schlächters ein christliches Aufwartmädchen mit einem Messer in der Hand und erklärte der zusammengelaufenen Menge, der Jude habe sie schlachten wollen, weil er christliches Blut zum Osterfeste brauche und nur mit unsäglicher Mühe habe sie sich gerettet, dem Schlächter sein Messer entwindend, das sie nun zum Beweise gegen denselben brauchen wolle. Die hierdurch bis zur Wuth aufgestachelte Menge war eben daran ins Haus zu dringen, um die ganze Familie des Angeklagten ihrer Rache zu opfern, als der Pfarrer erschien und die Tobenden mit Mühe veranlaßte, von ihrem Vorhaben abzustehen, indem er ihnen vorstellte, dem strafenden Gerichte nicht vorzugreifen, und indem er dahin wirkte, daß die ganze Familie in seinem eigenen Hause gefangen gehalten wurde, weil der humane und gebildete Geistliche sie dort am Geschütztesten wußte. Die militärische Gerichtsbarkeit eines größeren Ortes in der Nähe war indessen nach einigen Stunden eingeschritten, hatte die Menge zum Nachhausegehen genöthigt und das Mädchen eingezogen, die anfänglich bei ihrer Aussage verharrte, aber nach Anwendung energischer Mittel Folgendes gestand: Der christliche Fleischhauer des Ortes habe sie, aus alter Feindschaft gegen den Schlächter, bewogen, diese Rolle zu spielen, indem er ihr versprochen, sie nach gelungener That zu ehelichen und ihr überdies 200 Gulden Conv.-Münze zugesagt, welche er ihr auch gezeigt.

Alexander Dumas, der vielbeschriebene Romantiker, hat sein mit aller Verschwendung ausgestattetes Schloß Monte-Christo verkaufen müssen. Um von seinen Gläubigern nicht zur Unzeit belästigt zu werden, zieht er es vor, sich in bescheidene Dunkelheit zurück zu ziehen und seinen Aufenthalt in Paris nur ahnen zu lassen. Einer jener zähen Gläubiger, die zur Verzweiflung der Schuldner überall gefunden werden, hatte sich eines schönen Morgens vorgenommen, die Zurückgezogenheit des Herrn Dumas aufzustöbern, und verfolgte die Spur seines Opfers mit solchem Geschicke, daß er endlich gegen Abend schweißtriefend vor dem überraschten Schriftsteller stand. Er wurde bald inne, daß hier keine Schätze zu holen seyen; er verlangte deßhalb nur einen Wechsel, zog aus seiner Tasche ein Stempelpapier und überreichte es Herrn Dumas. Mit der größten Kaltblütigkeit unterzeichnete dieser den Wechsel, hielt denselben in die Höhe und rief aus: „Welche Zaubermacht besitzt doch meine Unterschrift! vor einigen Minuten hatte dieses Stempelpapier noch einen Werth von sechs Sous, und jetzt, nachdem ich meinen Namen darunter gezeichnet — ist es keinen Heller werth!“

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 33. Kaiserslautern, Donnerstag, 25. April **1850.**

Notizen

bezüglich des Entstehens und Anwachsens der bayerischen Staatsschuld vor Ertheilung der Verfassung, vorgetragen in der Kammer am 16. April von Frhrn. v. Lerchenfeld.

	fl.	kr.
I. Ursprüngliche Staatsschuld:		
1. Jene in der bayer. Hauptkasse	8,256,284	37
2. „ der Landschaft in Bayern	18,415,087	—
3. „ der oberen Pfalz . .	887,122	13
4. „ des Herzogth. Neuburg	368,361	40
5. „ der schwäb. Herrschaften	318,820	57
Summe . .	28,245,676	27
Anmerk. Der Schuldenstand des Herzogthums Berg, der Rheinpfalz und Zweibrücken ist nicht bekannt.		
II. Durch die Entschädigungslande wurden übernommen:		
1. Mit Passau	762,417	—
2. „ Eichstädt und seinen Enklaven	1,773,397	27
3. Mit Ansbach	903,921	19
4. „ den Besitzungen in Schwaben	3,950,768	33
5. „ Tyrol, Brixen u. Trient	14,053,088	8
6. „ dem fränk. und schwäb. Kreis, der Reichsritterschaft u. den mediatisirten Besitzungen, Reichsstädten u. s. w. . . .	16,833,881	48
Summe . .	38,277,474	15
III. Durch die Säcularisirung:		
1. Mit den Hochstiften Freising, Bamberg, Kempten, Augsburg und Obereichstädt	7,847,611	34
2. Mit den bayer. Klöstern . .	2,503,728	40
3. „ den schwäb. Klöstern .	2,793,090	41
4. „ den Reichsstädten . .	6,053,034	55
Summe . .	19,197,465	50
IV. Vom Jahr 180⁰/₀ bis 180⁰/₀ wurden an neuen Schulden kontrahirt	14,093,470	56
V. Durch die Erwerbung von Salzburg und Berchtesgaden wurden an Schulden übernommen	6,350,000	—
VI. Durch die Erwerbung v. Bayreuth:		
1. Kaufschilling an Frankreich	16,242,187	30
2. Bayreuther Staatsschulden .	1,570,000	—
VII. Durch die Erwerbung von Regensburg (Schuld) . . .	2,145,000	—
VIII. Hiezu:		
Die Staatsschulden von Würzburg mit	5,173,700	21
Die Staatsschulden von Aschaffenburg mit	978,374	52
Die Staatsschulden der Fuldaer Parzellen	350,000	—
Die Staatsschulden der hessischen Parzellen	300,000	—
Gesammtsumme .	137,423,350	11

Minderung.

Diese Masse der Staatsschulden wurden bis zum Jahr 180⁰/₀ vermindert:	fl.	kr.
I. 1. Durch Tilgung um . . .	3,821,525	11
2. durch die Reduction auf den Normalwerth von 4 Pr. um	4,144,194	16
3. durch Liquidationsverhandlungen um	710,239	52
4. durch den Tauschvertrag mit Oldenburg um	21,000	—
5. durch baare Heimzahlung u. Annahme der Staatsobligationen an Zahlungsstatt um	15,110,638	16
Summe . .	23,807,697	35
II. Durch Abtretungen gingen an andere Staaten über:		
1. An Italien	8,392,300	—
2. „ Würtemberg	3,700,000	—
3. „ Würzburg	550,000	—

Digitized by Google

4. „ Oesterreich wegen Abtretung des Innkreises und Salzburg	10,460,000	—
Summe . .	23,102,300	—
III. Durch die erloschenen Forderungen Frankreichs wegen Bayreuth und Regensburg wurde die Schuld vermindert um ungefähr	11,000,000	—
Gesammtsumme der Abschnitte I., II. und III.	57,969,997	35
Gesammtsumme der Schuld .	137,423,350	11
Tilgung	57,969,997	35
Bleibt Rest	79,453,352	36

Dies ist, wie gesagt, der Betrag der älteren, vor Ertheilung der Verfassung bestandenen Staatsschuld.

Das Turnier im Spessart.

Erzählung aus der Vorzeit von Franz J. Englert.

(Fortsetzung.)

Schwer war es für Edgar, bei diesem bewegten Auftritte nicht die Fassung und Kraft zu verlieren. Er sah hinein zu den armen Eltern Bertha's, welche sich betroffen anblickten, ohne ein Wort zu sprechen.

„Hätte den Ungezügelten" — begann endlich Gerold — „in's unterste Burgverliess werfen lassen sollen, der sich so vergaß vor meinem grauen Haare. Doch das Unerwartete der Sache brachte mich außer Fassung."

„War besser so!" entgegnete Clothilde; „Du kennst den Rodensteiner schlecht, wenn Du glaubst, er habe sich nicht gegen Dich vorgesehen. Wehe Dem, welchen des Elenden Rache trifft. Wenn das unsere gute Bertha wüßte!"

„Und mein Edgar!" setzte Gerold noch hinzu, indem er mit dem Lehnstuhle hin und her rückte. „Auf einmal sind all' unsere Pläne und Hoffnungen vereitelt."

Edgar hatte genug gehört. Er sah hinab in den Garten, welcher weit unter ihm lag; es war zu hoch, um einen Sprung zu wagen.

In solchen Verhältnissen jedoch pflegt meistens der Mensch keine Gefahr zu erwägen. Er konnte sich nicht länger halten, sprang hinab, stürzte, und fiel gegen das Gestein, daß aus seiner Stirne sogleich das rothe Blut floß. Er ging dem nahen Wasserbehälter zu, um die Wunde zu reinigen und das Blut zu stillen. Weiteres zu thun, gewährte ihm das Vorhaben, gefaßte Pläne eiligst auszuführen, für jetzt nicht.

Er wollte nur noch auf sein Zimmer eilen, um dort die Wunde zu verbinden, und dann Bertha aufzusuchen. Allein auf der finstern Treppe, welche dahin führte, begegnete sie ihm.

„Willst Du mir eine einzige Bitte gewähren, liebe Bertha?" fragte er sie leise.

„Und die wäre?" erwiderte sie.

„Komm heute in der Nacht, wenn Alles schläft und ruht, in den Garten, wo ich Deiner warte," begann Edgar; „ich bitte und beschwöre Dich, es zu thun; es hängt davon unser beiderseitiges Glück ab. Der Burgvogt wird uns die Thüre öffnen, welche von seinem Zimmer hinab auf die Treppe zum Burggarten führt, und Dich begleiten."

Ehe sie antworten konnte, war er in sein Zimmer hinauf geeilt. Da stand sie nun und konnte den Gedanken nicht aus der Seele verbannen, daß er wohl Abschied zu nehmen gedächte.

„Ein doppelt schwerer Gang!" sagte sie leise vor sich hin und trat in das Zimmer der Mutter.

„Was wollte der fremde Ritter wohl, liebe Mutter?" fragte sie; „er sah gar so unheimlich aus!"

„Es war der Sohn eines meiner Verwandten," antwortete die Mutter verlegen; „er kommt aus Schwaben und geht an den Rhein."

Bertha war mit dieser kurzen Antwort mehr als zufrieden, obwohl sie die Mutter nur halb verstanden, denn andere Gedanken beschäftigten sie jetzt. Sie wünschte gute Nacht und begab sich auf ihr Zimmer, wo sie abzuwarten gedachte, bis Alles schlafe.

Edgar ordnete indessen Alles zur Abreise, ging noch zum alten Robert und verabredete mit diesem, daß er die Thüre öffnen sollte, wenn er und Bertha kämen. Der Alte schüttelte den Kopf, denn es schien ihm, als handle er gegen seine Pflicht; er wollte jedoch keine Einrede machen, weil Edgar schon so manchmal ihm wohlgewollt hatte.

V.

Der Thurmvogt hatte die Stunde vor Mitternacht verkündet; Stille herrschte im Schlosse; kein Licht brannte mehr, und doch war der Ritter Gerold noch wach; der Rodensteiner kam ihm nicht aus dem Sinne. Ebenso wenig vermochte der Schlaf Clothildens Augen zu schließen.

Da knarrte zum Erstenmale die Gartenthüre und die Treppe herab kam Edgar, um die Stirne eine

Digitized by Google

weiße Binde, das Barret in der Hand; er blieb stehen, sah sich um und ging, da er Niemanden erblickte, der Gartenlaube zu, um hier die Ankunft Berthas abzuwarten.

Der Mond warf gerade sein silbernes Licht durch die herbstlich entblätterten Birken und Buchen auf die Spätblumen, und die Thautropfen blitzten gleich Demanten in seiner magischen Beleuchtung, kein Lüftchen bewegte sich durch die Nacht, die letzten Zierden des Jahres ihres glänzenden Perlenschmuckes zu berauben; nur durch die Aeoline zitterte bisweilen noch ein leises Lüftchen und trug die Töne zart durch die heilige Stille der Nacht.

Da ging endlich nach einigen langen Minuten vergeblichen Wartens die Gartenthüre auf und eintrat zögernden Schrittes Bertha, das Windspiel an ihrer Seite. Des Kleides Lichtblau, die Lieblingsfarbe damaliger Zeit, schimmerte verrätherisch durch die sternenhelle Nacht, welche die Züge des heranblühenden Mädchens deutlich erkennen ließ. Horchend, ob auch kein Zeichen des Lebens mehr ihr Ohr erreiche, forschend, ob kein Licht im Schlosse mehr brenne, blieb sie oftmals, die Hand an das klopfende Herz gelegt, stehen, mit sich selbst uneins und unschlüssig, ob sie der Laube zugehen oder wieder umwenden sollte. Und wie sie so unentschlossen dastand da zog sie unvermerkt das Windspiel, welches sie an der Halskette hielt, näher nach der Laube; denn es hatte bereits seinen dort wartenden Herrn aufgespürt. Bertha gab in Gedanken, ohne es zu wissen, nach; so stand sie fast dicht vor derselben, still und unbeweglich.

„Bertha!“ tönte ihr nun leise Edgars Stimme ins Ohr.

Unwillkürlich vor dem Tone der ihr lieben wohlbekannten Stimme zusammenfahrend, blickte sie um und sah sich der Laube näher, als sie dachte.

Sie senkte das jugendliche Angesicht nieder zu der bethauten Erde.

„Sage mir,“ begann sie mit kaum vernehmbarer Stimme, „warum batest Du mich so innig, noch in so später Nacht hierherzukommen?

Edgar trat aus der Laube, nahm ihre Hand und sah ihr bewegt in's seelenvolle Auge.

„Ich habe Dich um Manches zu fragen, ehe die Stunde kommt, in der ich scheide,“ erwiderte er.

„Und was wäre dies, mein lieber Edgar?“ fragte Bertha, indem sie ihn mit einem Blicke ansah, welcher verrieth, daß sie ahne, was er fragen wollte, und in welchem die ganze Antwort klar und deutlich zu lesen war.

„Du weißt, gute Bertha,“ begann er, „wie sehr ich Dich als Kind geliebt, von der Zeit an, wo man mich mit so großer Liebe auf Schloß Frohburg aufnahm. Du weißt, mit welcher Treue ich Deinem Vater jahrelang meine Dienste widmete, um Deinetwillen, — weil ich mich von Dir, dem heranwachsenden Kinde, nicht trennen konnte. Nicht wahr, gewiß erinnert Du Dich dessen noch?“

„Wie sollte ich dies jemals vergessen?“ antwortete Bertha.

„Aber,“ fuhr Edgar mit gedehnter, nachdrücklicher Stimme fort, „meine Liebe, die ich zu Dir als Kind hegte, ist nicht mehr dieselbe!“

„Durch welche Schuld hätte ich dies jemals verdient?“ fragte Bertha sanft.

„Verkenne nicht,“ entgegnete Edgar, „was ich meine. Ist denn nicht auch in Deinem Herzen eine Aenderung vorgegangen?“

„Ach, die Aenderung, welche in mir vorgegangen,“ erwiderte Bertha, „kann ich Dir nicht erklären. Sieh', mein Edgar, als ich noch ein Kind war, da wartete ich stundenlang auf Deine Heimkunft; ich sprang Dir entgegen, weil Du so freundlich mit mir spieltest, mir von den schönen Burgen, und ihrer Umgegend an der Saale, so manch schönes Märchen erzähltest und mich mit sanftem Liede in süßen Schlaf wiegtest, sah ich Dich von Ferne kommen, da klopfte mein Herz vor Freude. Damals betrachtete ich Dich als einen Fremdling, welchen ich liebte, weil er gut war, und mir die Tage meiner Jugend verschönerte; mein eigenes Ich, glaubte ich zu jener Zeit, gehöre nur meinem Vater, meiner Mutter. Jetzt ist es anders geworden; jetzt bemächtigt sich meiner, wenn Du nicht zu Hause bist, ein banges Sehnen; sehe ich Dich kommen, klopft mein Herz beengt in der Brust und ich kann der Mutter nicht sagen, wie sonst: „Mein Edgar kommt, denn ich erröthe. Singst Du jetzt eines Deiner Lieder, dann verschwinden sie mir sogar den Schlummer vom Auge; mein Herz erfüllt ein wehmüthiges Gefühl, welches dennoch wohlthut, und meinem Auge entfließen Thränen, die ich so gerne weine. Jetzt scheinst Du mir nicht mehr Fremdling und mir ist, wie wenn ich ohne Dich niemals zu leben vermöchte. Liebst aber Du auch so innig Deine Bertha!“

„So lange der Athem noch meine Brust hebt,“ erwiderte Edgar, „so lange mein Herz noch in mir schlägt; und wenn es einst zur Ruhe geht, dann trägt die Seele auf ihren Fittigen die Liebe zu Dir mit in die Ewigkeit hinüber. Nur wie die Deine hat sich meine Liebe geändert!“ „So wäre ich denn

Digitized by Google

glücklicher," setzte er leise hinzu, „als ich jemals gehofft!"

„Aber," fuhr er fort, „wenn Du einst mehr in's Leben tritt'st, liebe Bertha, wirst Du Männer kennen lernen, welche die Natur mehr mit äußern Vorzügen begünstigte."

„Dann," antwortete sie, „werde ich Dir so gut seyn, wie heute; denn das Glück blüht dort länger, ja immer, wo nicht vergängliche, sondern höhere Reize es fesselten."

„Du liebst mich also wirklich so innig, wie ich es mir immer wünschte?" fragte Edgar.

Bertha schwieg; denn sie hatte ja niemals gelernt mit den heiligen Gefühlen ihres reinen Herzens zu spielen. Eine hehre Stille herrschte und nur der Mond stahl sich durch die Bäume, um sich ihres Glückes zu freuen.

„Nicht wahr," unterbrach endlich Bertha die Stille der Nacht, „Du bleibst immer bei uns?" und sah ihn mit den thränenfeuchten Augen an.

„Wenn ich nach Jahresfrist wieder komme, dann immer. Jetzt aber muß ich Abschied von Dir nehmen; sieh darum bat, darum beschwor ich Dich zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Von Gottes Gnaden.

Diese alte Formel wird dem Titel der Päpste, Bischöfe und Könige vorgesetzt, gewöhnlich gänzlich mißverstanden, indem man sie für eine Erklärung des unmittelbaren Ursprungs geistlicher und weltlicher Majestät von Gott (Dei gratia) hält. Bei den Päpsten kommt sie, in Zusammenstellung mit dem Prädikate „Knecht der Knechte" (servus servorum), als Ausdruck des Gefühls der Unwürdigkeit, auch mit dem Zusatze „durch Gottes und der Kirche Gnade (Dei et ecclesiæ gratia), später bei den anderen Bischöfen in der Zusammensetzung „durch Gottes und des apostolischen Stuhles Gnade" (Dei et apostolicæ sedis gratia) zum erstenmale auf der Kirchenversammlung zu Ephesus im Jahr 431 vor. Wetteifernd mit der Geistlichkeit nahm diese Bezeichnung Pipin der Kleine an, als er, durch eine Reichsversammlung der Franken bewogen, die merovingischen Könige vom Throne stieß, sich selber im Jahre 722 nach fränkischer Sitte auf dem Schilde erheben, d. i. von dem Volke als König anerkennen und sich nebst seiner Gemahlin Bertha vom heiligen Bonifacius zum Könige salben ließ. In der darüber aufgenommenen Urkunde stehen die Worte: „König von Gottes Gnaden heißt der König blos darum, daß er gerecht regiere. Jeder König soll dabei eingedenk seyn, daß er sein Reich von Gott erhalte, es aber nicht von seinen Vorfahrern ererbe." Von Pipin dem Kleinen ging diese vorgesetzte Bezeichnung auf die fränkischen Könige, auf die deutschen Kaiser und endlich auf alle souveränen christlichen Fürsten über.

Die holländischen Blätter theilen den Tod des Nestors der Regimentshunde mit, der seit 1827 die fünfte Infanterie-Division, jetzt in Maestricht in Garnison, auf allen ihren Märschen und Evolutionen begleitete. Er hatte mit dieser Division ihren zehntägigen Feldzug mitgemacht und bei der Belagerung von Antwerpen eine Pfote durch eine Haubitze verloren. Nach Maestricht zurückgekehrt, verlebte er die letzten zwanzig Jahre seines Lebens und starb am 17. März in seinem 24sten Jahr. Er wurde feierlich auf dem Wall begraben, nachdem er auf einem Paradebett gelegen hatte. Sechs Mann trugen ihn in einer mit weißem Papier ausgeschlagenen Kiste zu Grab. Es wurde ihm zu Ehren ein Trauergesang angestimmt und eine Salve gelöst: auch trauerten alle Garnisonshunde mittelst eines schwarzen Halsbandes mit weißen Rosetten. Der nächstälteste Hund, der den Leichenzug begleitete, ist schon so schwach von Gesicht, daß die Soldaten des siebenten Regiments, wozu er gehört, ihm eine Brille aufgesetzt haben, mit deren Hülfe er den Hof der Kaserne gravitätisch auf- und abschreitet.

Dem „Herald" zufolge haben die Israeliten von der Pforte einen Ferman erhalten, welcher ihnen die Erlaubniß gibt, einen Tempel auf dem Berge Zion zu erbauen. Das Gebäude soll mit salomonischer Pracht ausgeführt werden. In Nordamerika sollen allein Millionen zu diesem Zwecke gesammelt seyn.

Zu Paris ist in der Nacht auf den 14. April eine neunzehnjährige Frau mit fünf Kindern niedergekommen. Mutter und Kinder befinden sich wohl.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 34. Kaiserslautern, Samstag, 27. April **1850.**

Ueber die Kriegsrüstungen.

Nicht ohne schwere Seufzer sieht man in dieser armen, nahrungslosen Zeit den ungeheueren Kriegsrüstungen zu, welche allerwärts gemacht werden. Weniger die Angst vor einem nahen Kriege, als die vor der sich häufenden Schulden- und Abgabenlast pressen diese Seufzer aus. Welch' ungeheure Summen kosten die Vermehrung der Heere und ihre Herstellung auf den Kriegsfuß! Und wozu das alles? Werden die deutschen Fürsten wirklich und zwar ernstlich, dinlig mit einander zu hadern anfangen? Das glaube wer mag, der Bote glaubt's einmal nicht. Ist es die noch immer nicht entschiedene schleswig-holsteinische Frage und die Furcht vor einer Betheiligung Rußlands, welche uns Deutsche in den theueren Harnisch treibt? Der Bote schüttelt dazu wiederum den Kopf. Es hat ja den Anschein gar nicht, als wolle man sich Schleswig-Holsteins von Deutschland aus so warm und entschieden annehmen, selbst auf die Gefahr hin, mit Rußland darüber in Conflikt zu gerathen. Preußen thut das nicht, wie Figura zeigt, Oesterreich schon gar nicht, da es seinem russischen Bundesgenossen zu besonderem Danke verpflichtet ist und sich bereits ziemlich unzweideutig für Dänemark ausgesprochen haben soll. Ja selbst wenn Deutschland, wie es seine Ehre eigentlich forderte, die russische Einmischung in seine inneren Angelegenheiten energisch zurückwiese, würde sich Rußland noch gar sehr besinnen, ehe es seine Truppen marschiren ließe, da die offenbar gewichtigste Stimme in Europa, die Englands, leicht ein ernstes Wörtchen dazwischen reden dürfte.

Wenn aber das, wozu um's Himmels willen die kolossalen Rüstungen? etwa gegen die Demokraten? Das wäre denn doch allzu viel Lärm um Nichts, zumal das eigentliche Hegnest derselben, die Schweiz, ebenfalls andern Sinnes geworden, und den Forderungen der übrigen Mächte durch Ausweisungen zur Genüge nachgekommen ist. Trotz allem dem, gelten diese Rüstungen doch nur der Demokratie und dem, was mit derselben verwandt ist, und wenn man billig seyn will, kann man nicht einmal sagen, daß sie überflüssig oder doch in solchem Maaße unnöthig wären. Ein Blick auf die gottselige Republik Frankreich läßt nicht verkennen, daß man außerhalb, namentlich in Deutschland und Italien auf gewisse Fälle wohl vorgesehen und gerüstet seyn müsse. Kocht und gährt es denn in diesem Topfe unaufhörlich, ohne daß etwas Genießbares angerichtet wird? Da stehen sich nicht nur Monarchisten und Republikaner schroff gegenüber, sondern viel schroffer noch die, welche Ruhe und Ordnung wollen, also namentlich die Besitzenden und jene verkehrten Socialisten und Communisten, welche nur auf einem Chaos von Trümmern und Leichen ihre chimärischen Luftschlösser der allgemeinem Glückseligkeit aufzubauen vermögen. Obgleich nun diese Letzteren gegenwärtig noch niedergehalten werden, so ist der gegenseitige Vernichtungskampf doch nichts weniger, als beendet. Die Rothen ruhen nicht und sind sehr rührig, und die neuesten Wahlergebnisse treiben das Barometer ihrer Hoffnungen sehr in die Höhe. In der That geben die Wahlen bei einzelnen Abtheilungen des Heeres gerechten Besorgnissen Raum. Mittlerweile warten die Wühler und Umstürzer in der Schweiz, in Italien und in Deutschland nur auf den Augenblick, welcher in Frankreich die Partei der Ordnung stürzt und die socialistischen Demokraten auf den Schild erhebt. Sie werden dann wie Pilze aus der Erde wachsen und ihre weltbeglückenden Versuche wieder beginnen, und zwar in einer Weise, die man nicht besser bezeichnen kann, als mit den Worten eines aus der Schweiz zurückgekehrten Flüchtlings, welcher sagt: „Ich habe mit Grauen gesehen und gehört, wie die Leute in den Arbeiter- und sonstigen Vereinen fanatisirt und zugerichtet werden — die Kerle saufen Blut, wenn sie wiederkommen."

Daß sie nicht wiederkommen die Verführer und die so ganz Verführten, daß das „Blutsaufen" nicht an die Tagesordnung komme, daß die Menschheitsbeglücker, die französischen Socialisten, Deutschland nicht auch zum Tummelplatze ihrer hirnverrückten Theorieen machen — dafür kann allerdings nur

Digitized by Google

durch ein tüchtiges Heer gesorgt werden. Es ist nicht zu verkennen, daß man Angesichts der gegenwärtigen Zustände in Frankreich auf alle Fälle gehörig vorbereitet und gerüstet seyn muß. So lange in Frankreich der innere so leicht nach Außen greifende Prinzipienkampf noch nicht entschieden ist, so lange dieses, man kann nicht anders sagen als unglückliche Land keine festere Gestaltung gewonnen hat, die einige Garantie für die Zukunft bietet, so lange wird man in Deutschland in der traurigen Nothwendigkeit seyn, ein bedeutendes Heer schlagfertig zu halten, um den eigenen Heerd zu schützen, den eine Bürgerwehr wahrlich nicht schützen könnte. Freilich wenn Deutschland einig wäre, bedürfte es solch großer Anstrengungen jetzt nicht, aber da es leider nicht einig ist, so kann man, die Sache genau betrachtet, nicht anders sagen, als: Die jetzigen horrenten Ausgaben sind ein durch die unglückseligen Zeitverhältnisse eingeführtes Uebel, aber ein nothwendiges. — Möchte dieser Zustand der Unentschiedenheit recht bald einem andern, bessern Platz machen!

Das Turnier im Spessart.

Erzählung aus der Vorzeit von Franz J. Englert.

(Fortsetzung und Schluß.)

Edgar begann hierauf denn, Bertha zu erzählen, was er an diesem Abende erlebt. Sie sah die steile Mauer an, welche er erstiegen, und schauderte vor dem gewagten Beginnen. Und als er zu dem Augenblicke kam, wo der Rodensteiner um sie als Braut geworben, und erzählte, wie er herabgestürzt sey, das Sammetbarett abnahm und sie die weiße Binde durch die Nacht schimmern sah, welche die Wunde barg, da bebte sie zusammen.

„Doch die Zeit verrinnt;“ endete Edgar, als er bemerkte, welchen Eindruck seine Worte auf sie gemacht hatten. „Laß uns jetzt umkehren, denn sieh, Minute zu Minute vergeht, und die kalte Luft möchte Deinem zarten Körper schaden.“

Leise gingen sie Arm in Arm der Treppe zu, welche zu des alten Thurmvogts Zimmer führte.

In Mitte des Weges hielt Edgar ein.

„Noch Eins,“ begann er; „enthalte Deiner lieben Mutter nichts vor; ihr soll nichts verborgen bleiben; sie wird uns nicht verkennen!“

„Hab' Dank, lieber Edgar!“ tönte aus dem Schlosse eine zarte Frauenstimme; es war Bertha's gute Mutter, welcher der Schmerz, der seit des Rodensteiners Ankunft ihr die Brust beengte, die Ruhe raubte. Fast jedes Wort hatte sie vernommen.

Bertha und Edgar erschracken im ersten Augenblicke über das Unerwartete dieses Ereignisses; sie stiegen die Wendeltreppe wieder hinauf, und der alte Robert schloß hinter ihnen die Thüre.

„Schönen Dank!“ sagte Edgar zu ihm; „ich hoffe, Euch, wenn ich einst wiederkomme, die Dienste lohnen zu können, welche Ihr mir schon geleistet.“

„Meine Tage,“ erwiderte dieser, „sind nun gezählt, und was der Himmel noch gewährt, sind nur geschenkte Tage.“

„Möge er Euch noch viele schenken! endigte Edgar, und ging mit einem herzlichen „Schlaf wohl, Robert!“ was Bertha wiederholte, zur Thüre hinaus und begleitete Bertha durch die unheimlichen Burggänge und eilte nach einem herzlichen „Gute Nacht!“ auf sein Zimmer.

Der Schlaf flog heute, als er den Schlummer auf die müden Augen aller Menschen senkte, über Frohburg hinweg. Der ersehnte und doch gefürchtete Morgen kam, und man versammelte sich, wie gewöhnlich, zum Frühbrode im Zimmer des Burgherrn.

Jedes hatte etwas Anderes auf dem Herzen; Ritter Gerold wollte den Auftritt des Rodensteiners Edgar erzählen; Clothilde dem Burgherrn sagen, warum Edgar die Binde um den Kopf trage; Edgar seinen nahen Abschied ankündigen und Bertha fürchtete diesen.

Edgar kam Allen zuvor. Er wollte nicht lange den traurigen Augenblick der Trennung verzögern, und nahm, wie Alle auch staunten, daß dieser Augenblick so unerwartet gekommen sey, nach dem Frühbrode kurzen aber herzlichen Abschied, und ritt auf dem stolzen Streitrosse, welches er erst vor wenig Wochen von Trimberg aus erhalten hatte, den Bergweg hinunter, der Stadt Mainz zu. Ein Knappe, unter dessen eisernen Last das Pferd keuchte, ritt hinter ihm drein. Bertha winkte ihm noch lange nach, bis er im Walde verschwand. Oftmals sah auch er noch um, bis auch ihm das Dickicht das Ziel seiner Wünsche entzog. Er nahm seinen Weg nach der Stadt Mainz, wo sich zu jener Zeit viele Ritter aus der Nähe und Ferne zu einem großen Turniere einfanden.

VI.

So kennst Du denn nun, mein lieber Leser, den Kummer, welcher das Herz jener bleichen Jungfrau drückt, welche ich Dir im Anfange meiner Erzählung an dem sternhell beleuchteten Burgfenster zeigte.

Dort stand Bertha, wenn wieder ein Tag verronnen, und klagte den Sternen ihr Leid und ihre Sehnsucht. Monate waren schon vergangen; manch' heim-

Digitized by Google

kehrender Ritter vom Turniere zu Mainz hatte ihr Grüße von Edgar gebracht; er selbst aber kam nicht.

Es war im zehnten Monate nach Edgars Abreise, als der Rodensteiner wieder kam. Der alte Ritter, befürchtend, in seinen alten Tagen noch mit Fehde überzogen zu werden, sagte ihm endlich Bertha's Hand zu. Große Vorbereitungen zu Festlichkeiten wurden getroffen, welche mit einem Turniere im Speesart beginnen sollten, wozu viele nahe und ferne Ritter geladen wurden.

Ich übergehe die traurige Scene, in welcher Bertha das Schreckliche ihrer Lage erfuhr. Sie welkte gleich einer abgebrochenen Rose sichtbar dahin.

Der Tag, an welchem das Turnier stattfinden sollte, kam; es war heute ein Jahr, daß Edgar geschieden, und er war nicht wiedergekommen. Bertha saß todtenbleich und regungslos in Mitte der Kampfrichter; die goldgestickte, feuerfarbene Siegesschärpe lag vor ihr. Da ritt ein Kämpfer in die Schranken; es war der Rodensteiner in seiner schwarzen Rüstung, sieggewohnt den Gegner erwartend, welcher mit ihm eine Lanze zu brechen wagte. Lautlose Stille herrschte, und Alles sah dem eben auf den Kampfplatz hereinsprengenden Ritter entgegen. Der Kampf begann; beide Gegner bewiesen sich als sattelfest und lange währte es, bis endlich der Rodensteiner seinen Gegner in den Sand streckte. Ein zweiter und dritter Kämpfer erschien, — der Rodensteiner blieb Sieger.

Da erschien abermals verwegen ein junger Ritter mit verhängtem Visiere in den Schranken des Kampfplatzes; sein muthiges Roß wieherte ungeduldig, als ob es des nahen Kampfes nicht warten könnte. Der Rodensteiner musterte unruhigen Blickes seinen Gegner: diesen schmückte die Siegesschärpe vom letzten Turnier zu Mainz, goldgestickt auf dem Farbengrunde der Hoffnung, und die goldene Kette vom letzten Turnier zu Worms; er kannte seines Gegners Lanze. Furcht vor der Schmach der Besiegung und das Gefühl der Rache, wenn er Sieger bliebe, wechselten in seinem Innern.

Das Zeichen wurde gegeben, die Lanzen gesenkt; Alles stand in Erwartung. Heftig war der Kampf und erbittert, lange dauerte die Entscheidung. Noch einmal rannten sie furchtbar gegen einander, da ward der Rodensteiner aus dem Sattel gehoben. Fluchend fiel er zur Erde, den einen Fuß noch im Bügel; das scheugewordene Roß schleifte den Unglücklichen auf dem steinigten Kampfplatze herum. Da sprang sein Gegner vom Pferde, fiel dem schäumenden Rosse in die Zügel und hielt es an.

„Tod oder die Braut!“ schrie er den Verwundeten an und zog das blanke Schwert.

Lautlose Stille herrschte unter der Menge der Anwesenden; nur das über die Brüstung herabgesprungene Windspiel, welches seine Gebieterin verlassen hatte, bellte den gefallenen Ritter an.

Keine Antwort erfolgte von diesem.

„Zum letzten Male, Tod oder die Braut!“ wiederholte der Sieger.

„Die Braut!“ stöhnte es zähneknirschend aus dem geöffneten Visiere des Rodensteiners, dessen vom Nachschleifen seines Streitrosses verwundetes Angesicht beschämt und racheglühend aus dem schwarzen Helme herausiah. Er wurde vom Kampfplatze hinweggetragen. —

Da bestieg denn der Sieger wieder das kräftige Streitroß. Alles ersehnte den Augenblick, wo er das Visier öffnen werde. Er harrte nur des Ausspruchs der Kampfrichter.

Und wie sich so die Herbstsonne in seiner blanken Rüstung abspiegelte, sein dampfend Roß unruhig im Sande scharrte, daß die Helmfedern in ihrer Farbenpracht zitterten, und das über die Brüstung herabgesprungene Windspiel auf seinen Ruf „Diana“ am Pferde zu ihm hinaufsprang, war auch kein Auge, welches sich von ihm abwendete.

Langsamen Schrittes ritt der verkappte Sieger der Tribüne zu, wo Bertha bleich und wie leblos saß. Sie dachte an Edgar, welcher sein Versprechen nicht gehalten; denn das Jahr war ja seit Tagesanbruch verflossen; und wenn sie sich so recht lebhaft der aus seinem innersten Herzen gesprochenen Worte erinnerte: „nach Jahresfrist sehen wir uns wieder!“ und daran gedachte, wie sie vergeblich gehofft, da zerriß namenloser Schmerz ihre Brust, und sie hörte und sah nicht was um sie geschah.

So war der blanke Ritter ihrem Sitze näher gekommen, ohne daß sie es gewahrte.

„O könnte ich ihm die Schärpe reichen!“ sprach sie leise vor sich hin; „sie trägt ja die Farbe der Liebe; wie glücklich wollt ich seyn!“

In diesem Augenblicke schmetterten die Trompeten und der Herold verkündete mit lauschallender Stimme den Namen des Siegers: „Edgar von Trimberg.“ Bei diesen Worten sah Bertha, wie wenn sie aus einem Traum erwachte, auf. Ihr Herz fand keine Worte für solch ein Wiedersehen. Stolz hielt der Sieger, Trimbergs Banner in der Hand; denn ihm hatte das Glück beschieden, kennen zu lernen, wie schön es ist, für ein geliebtes Wesen zu fallen oder zu siegen. Die Goldlocken stahlen sich unter dem Helme hervor und das dunkle Auge haftete unverwandt auf Bertha. Aus ihrer Hand empfing er den Preis

Digitized by Google

des Sieges; aus seinem Munde tönten die Worte: „Bertha, unser Ziel ist erreicht!“

Helle Thränen rollten ihr über die Wangen, denn die Wonne hat ja Thränen, wie der Schmerz.

Feierlich hörte man, als heiligen Weihegruß, die ferne Glocke der Sandkapelle herüberklingen, und die Abenddämmerung ergoß sich purpurroth um die fernen Höhen der Gebirge.

Schon der kommende Morgen begrüßte Edgar und Bertha als Gatte und Gattin. Aber Frohburg sollte nicht lange Zeuge ihres Glückes seyn. Sie zogen, vielleicht das Schicksal der Feste Frohburg ahnend, auf das schöne Schloß Trimberg an der Saale.

Der Rodensteiner, Rache glühend, ließ kurz darauf, im festen Glauben, daß sich Alles noch im Schlosse befinde, in einer kalten Octobernacht Frohburg an allen Ecken in Brand stecken. Er selbst half dabei mit eigener Hand. Weithin erröthete der Himmel, und die fernen Thürme der Johannisburg und des nahen Klosters, sowie die nahe Finnburg schimmerten im Widerglanze des furchtbaren Feuers blutroth durch die Nacht.

Edgar erkannte wohl darin des Rodensteiners Rache; er wollte zwar zuerst auf den Wunsch Ritter Geralds Frohburg wieder aufbauen lassen; allein da Niemand wußte, wohin seit der Zeit der Rodensteiner gekommen, und die Sage ging, er sey bei dem furchtbaren Brande Frohburgs selbst umgekommen, so stand Ritter Gerold von seinem Wunsche ab, weil er die Burg seiner Nachkommen nicht auf dem Grabe eines so verruchten Mannes erbaut wissen wollte.

Das fernere Glück auf Schloß Trimberg hat nach der traurigen Nachricht vom Brande Frohburgs nie wieder ein unglückliches Ereigniß gestört, und auch dem alten Robert ward noch manch' Jahr die Freude zu Theil, Zeuge des ungetrübten Glückes Edgar's und Bertha's zu seyn, und die Enkel seines ehemaligen Herrn auf seinem Schooße zu wiegen.

Vergebens wirst Du, mein lieber Leser, wohl nach den Trümmern der ehemaligen Feste Frohburg suchen; die Alles zerstörende Zeit hat selbst die letzten Spuren vertilgt, und nur die Sage hat sich um so unvergänglicher der Nachwelt erhalten.

An der äußersten Stelle des ehmaligen Schlosses, dort, wo die Treppe in den Garten hinabführte, steht jedoch eine der neueren Zeit angehörende Ruine, in deren Innern Du, wenn ich mich recht erinnere, Frohburgs Wappen auf den gemalten Fenstern finden wirst.

Salzburg, im April 1849.

Miscellen.

Das englische Kriegsschiff „Arrogant“ führt seit einiger Zeit eine kleine Buchdruckerei mit sich. Einer der Offiziere redigirt eine Zeitung, das „Arrogant-Journal“, welches auf dem Schiffe gesetzt, gedruckt, und fleißig gelesen wird. Diese ist gewiß die erste Zeitung, welche auf der hohen See herauskommt. Das Blatt dürfte auf dem Festlande bald Absatz finden, da es viel Belehrendes und Unterhaltendes enthält.

Frankreich zählt gegenwärtig 16 Mill. Menschen mehr, als unter Ludwig XIV. und 7 Millionen mehr, als unter dem Consulat. Der Ackerbau bringt viermal so viel, als unter Ludwig XIV. und dreimal so viel als zu Anfange dieses Jahrhundert hervor. Was die Manufacturen und Fabriken anbelangt, so liefern sie jetzt 4mal so viel, als unter Napoleon.

Bekanntlich gehabt sich in den Vereinigten Staaten das Gesinde so ziemlich meisterlos. In der neuesten „Boston-Post“ erzählt ein Herr aus Boston: Am Abend des Tages, wo er eine Köchin in Dienst genommen hatte, machte er mit seiner Frau und einigen Nachbara seine Whistpartie im Besuchzimmer, was die Jungfer „Gehülfin“ dermaßen entrüstete, daß sie am andern Morgen mit der Erklärung zu ihm kam, daß das Kartenspielen aufhören müsse, oder sie gehe aus dem Hause; dergleichen wolle ihr nicht gefallen, und sie habe es auch noch in keiner Famille, in der sie gewesen, geduldet!

Ein seltenes Ersuchen ist in jüngster Zeit von Seiten der großherzoglich weimarischen Regierung an die preußische Regierung ergangen. Die Anatomie der Universität Jena leidet nämlich einen solchen Mangel an Leichen, daß man angefragt hat, ob dergleichen nicht aus den angränzenden preußischen Landestheilen zu erhalten seyen.

Kürzlich erschien ein Bild, auf welchem man die Portraits Gutenbergs und Rothschilds neben einander sieht, mit der Unterschrift: „Diesen beiden Männern ist das civilisirte Europa am meisten schuldig.“

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 35. Kaiserslautern, Donnerstag, 2. Mai **1850.**

Ueber die sogenannten Beschwerden der Deutschkatholiken und Freikirchlichen.

(Eingesendet.)

Der Bote für Stadt und Land möge es nicht als einen Tadel, sondern vielmehr als ein Zeichen freundlicher Gesinnung gegen ihn betrachten, wenn sich einer seiner Leser erlaubt, ihn auf etwas aufmerksam zu machen, was mindestens als ein Versehen erscheint, durch welches die öffentliche Meinung leicht irre geleitet werden kann.

In seiner №. 65 theilt nämlich der Bote die Nachricht mit, daß die deutschkatholische freie Gemeinde zu München ein Gesuch um Gleichberechtigung der Deutschkatholiken in Bayern mit allen andern Kirchengenossenschaften sowohl an die Staatsregierung als an die Abgeordnetenkammer gerichtet habe, und daß sämmtliche Gemeinden im jenseitigen Bayern sich dieser Eingabe anzuschließen gedächten. Hierauf folgende Worte: „Man erwartet daßselbe auch von Seiten der freien Gemeinden in der Pfalz, welche die allermeisten Beschwerden haben.“ Es ist dies lediglich eine Bemerkung der Speyerer Zeitung. Hätte der Bote gesagt: die Speyerer Zeitung fügt hinzu ꝛc. so hätte jedermann zugleich gewußt, was er davon zu halten habe, so aber scheint es, als theile der Bote die Ansicht jenes Blattes, und das kann Einsender dieses doch kaum glauben. Oder sollte es dennoch so seyn? Wenn dieses der Fall ist, so möge derselbe gefälligst erklären, inwiefern denn die freien Gemeinden in der Pfalz die allermeisten Beschwerden haben. Worin besteht denn das große Unrecht, das den Deutschkatholiken und Freikirchlichen zugefügt worden seyn soll? Man hat ja doch nichts anderes von ihnen verlangt, als daß sie sich förmlich als Gemeinden constituiren und dem Staate die Grundsätze ihrer Genossenschaften darlegen. Und das darf nicht allein, das muß sogar der Staat verlangen. Er muß eine Garantie dafür haben, daß nicht unter dem Scheine der Religion ganz andere Zwecke verfolgt werden, wie dies in jüngst vergangener Zeit an vielen Orten unläugbar geschehen ist. Der Staat muß sich darüber vergewissern, ob eine sogenannte Religionsgenossenschaft nicht darauf ausgehe, Grundsätze zu verbreiten, welche mit dem Bestehen und dem Wohle der Gesellschaft unverträglich sind, das hat er von jeher gethan, und die seit Jahrhunderten bestehenden Kirchen haben sich dem unterwerfen müssen, sie haben ihm ihre Bekenntnisse und religiösen Grundsätze dargelegt. Wollen am Ende die Freikirchlichen vor den andern Religionsgesellschaften etwas Besonderes voraus haben? Das kann doch wohl nicht seyn. So lange sie also jene wirklich unerläßlichen Bedingungen nicht erfüllt haben, kann von eigentlicher Constituirung als Kirche oder Gemeinde nicht die Rede seyn, kann am wenigsten irgend ein beliebiger Ausländer, der gar keine Garantie bietet, als öffentlicher Lehrer und Prediger angesehen werden.

Der Staat hat aber ferner in seinem Verhältnisse zu den verfassungsmäßig bestehenden Religionsgenossenschaften mit ihren längst erworbenen und garantirten Rechten auch die Pflicht, diese zu schützen. Es kann und soll niemand gehindert werden, von einer Religion oder Confession zu einer andern überzutreten, aber das muß von jedem verlangt werden, daß er seinen Austritt anzeige. Das schreibt in Bayern nicht nur die Verfassung vor, sondern es versteht sich überhaupt von selbst. Wenn z. B. ein Protestant factisch bereits zu den Freikirchlichen übergetreten ist, seinen Austritt aus der evangelischen Kirche nicht erklärt hat und etwa noch an den Wahlen, welche in dieser Kirche vorkommen, sich betheiligt, überhaupt seinen Einfluß als Kirchenglied noch auszuüben sucht, und zwar um die Kirche zu zerstören u. dgl., ist das nicht das schreiendste Unrecht, das einer solchen zugefügt werden kann? muß der Staat sie nicht dagegen schützen? Gewiß! und deßhalb hat das Ministerium nicht mehr gethan, als eine Pflicht erfüllt, wenn es verfügt hat, die zur deutschkatholischen oder freigemeindlichen Genossenschaft Uebertretenden haben ihren Austritt anzuzeigen.

Digitized by Google

Die Schutzpflicht des Staates den verfassungsmäßig bestehenden Confessionen gegenüber geht aber weiter. Derselbe darf nicht dulden, daß die Prediger der „Freien“ umherziehen und ihre Predigtstühle allenthalben aufschlagen, auch wo gar keiner oder nur einer und der andere ihrer Gesinnungsgenossen sich vorfindet, aber keine Gemeinde sich gebildet hat. Das hieße nur auf Kosten der bestehenden Confessionen Proselyten machen und Verwirrung in die Gemeinden bringen. Daß man dies früher geduldet hat, das war ein Unrecht gegen die bestehenden Kirchen, und ein um so größeres, als man ja niemals geduldet hat, daß katholische oder protestantische Prediger in andern Gemeinden auftreten, Proselyten zu machen suchen und dabei noch über die andern Confessionen losziehen. Es wird also den Dissentern gewiß nichts Unrechtes zugemuthen, wenn der Staat von ihnen verlangt, daß sie sich zuerst als Gemeinden constituiren und dann erst für eine oder mehrere Gemeinden einen bestimmten Prediger bestellen. — Wo sind also die vielen und gerechten Beschwerden?

Da nach unserer bayerischen Verfassung nur die katholische, die lutherische und reformirte, und nach einem späteren Zusatze die griechische Confession alle Staatsbürgerlichen Rechte genießen, (die Menoniten ebenfalls, weil sie sich erklärt haben, sich zu den Protestanten halten zu wollen), so wird kein billiger Mensch den Deutschkatholiken und Freikirchlichen verübeln, daß sie ein Gesuch um Gleichberechtigung bei der Staatsregierung und dem Landtage einreichen, aber man muß dabei nicht von Beschwerden reden, wie das die Speyerer Zeitung wieder in ihrer bekannten übertreibenden Weise thut. Das ist es, was Einsender dem Boten zu bemerken sich gedrungen fühlte, und was der Bote ihm sicherlich nicht übel nehmen wird. —

Nachschrift des Boten.

Der Bote hat keinen Anstand genommen, die vorstehende Bemerkung aufzunehmen, da er nicht so von sich eingenommen ist, daß er nicht auf einen würdig ausgesprochenen Tadel ertragen könnte. Es genügt, zu erklären, daß die in Frage stehende Mittheilung in Nr. 65 kein eigener Artikel des Boten ist, sondern nur eben berichten will, wie die Sache anderwärts angesehen wird. Die Verhandlungen des Landtages werden seiner Zeit den Gegenstand mehr ins Klare setzen. Man lese auch in dieser Beziehung die Antwort des Cultusministers auf Dr. Rudners Interpellation.

Eine Reise nach Amerika.*)

Zu Nutzen und Frommen aller derjenigen, welche dieselbe zu machen gesonnen sind, niedergeschrieben.

New-York, 30. Mai 1849.

Von Havre aus habe ich Euch meine glückliche Ankunft daselbst mitgetheilt, und muß nur das in jenem Briefe berichtigen, daß wir nicht, wie wir hofften, am 1. sondern erst am 6. März in die See gingen. Unser ganzer Aufenthalt in Havre dauerte also 12 Tage, und wir dankten Gott, als wir aus dieser Räuberhöhle herauskamen. Ihr könnt aus unserm langen Aufenthalt in Havre ersehen, daß die Schiffe nicht so pünktlich abfahren, als es eigentlich Vorschrift ist, und daß es also nicht nöthig, sich früher als zwei Tage vor der zur Abreise festgesetzten Zeit, dort einzufinden. — Wir logirten in Havre in der Kronz, einem sogenannten Emigranten-Hause, das ganz in der Nähe des Hafens liegt. Daß es in einem solchen Wirthshause, in dem oft 200 Auswanderer eingepfercht sind, ziemlich toll zugeht, könnt Ihr Euch denken, und Ihr könnt Euch glücklich schätzen, wenn Ihr ein Zimmer allein haben könnt, und nicht mit 20 bis 30 männlichen und weiblichen Individuen in einem Zimmer schlafen müßt. Wir bezahlten 5 Sous den Tag mehr als die übrigen Gäste, und hatten dafür zu 3 ein Zimmer mit drei Betten. Demjenigen von Euch, der einmal in Begleitung eines Frauenzimmers die Reise machen sollte, würde ich nicht rathen in solch einem Hause zu logiren, sondern in einen Gasthof mittleren Ranges zu gehen.

In Havre hatten wir anfänglich viel zu thun, um uns mit Allem zu versehen, was zur Abreise erforderlich ist, und unser Geldbeutel empfand es bitter. Die Lebensmittel sind theuer und schlecht, und alle andere zur Reise nöthigen Gegenstände mußten wir horrent bezahlen. Wir bereueten es, manches nicht von zu Hause mitgenommen zu haben, und ich werde weiter unten die Gegenstände aufzählen, die ich jedem rathen würde mitzubringen.

Ihr werdet Euch erinnern, daß uns früher immer abgerathen wurde, einen Contract in Forbach zu machen, wenn aber die Verhältnisse in Havre

*) Ein Brief, welcher dem Boten aus Freundes Hand zugekommen. Da jener Theil, welcher die Reise betrifft, für Manchen belehrend seyn dürfte, soll er im Plauderstübchen abgedruckt werden.

Anm. d. Boten.

Digitized by Google

immer dieselben bleiben, wie damals nämlich, daß so zu sagen gar keine Concurrenz zwischen Auswandererbeförderungsgesellschaften besteht, so würde ich jedem rathen, einen Contract in Forbach zu machen. Diese auswärtigen Agenten haben immer mittlere Preise und es mag dann und wann einmal vorkommen, daß man in Havre 10 Fr. weniger bezahlt, aber noch häufiger kommt es vor, daß, besonders wenn man nur wenige Tage vor Abgang des Schiffes ankommt, viel mehr bezahlen muß. Als wir abreisten, waren die Preise bei Ney in Forbach 90 Fr., und ebensoviel mußten wir in Havre bezahlen. Andere Passagiere unseres Schiffes, die einige Tage nach uns in Havre ankamen, mußten 100, 110 und 120 Fr. bezahlen; ja es wurden einem sogar 140 gefordert. In Havre können die Gesellschaften die Preise in einem Tage um 50 Fr. steigern, wenn sie sehen, daß eine große Masse von Auswanderern da ist. Ein weiterer Vortheil, den man hat, wenn man seinen Contract in Forbach macht ist der, daß die Gesellschaft gezwungen ist, mir einen Platz auf dem Schiffe zu geben, wenn ich nur einen Tag vor dem festgesetzten Abgange desselben in Havre ankomme, während man nicht sicher ist, ohne einen Contract, um diese Zeit Platz auf dem Schiffe zu finden. Sodann erhält jeder, der seinen Contract außerhalb Havre gemacht, für jeden Tag, nach dem zweiten Tage, der zur Abreise festgesetzten Zeit 1¼ Fr. Entschädigung, bis zu dem Tage, an dem das Schiff wirklich abgeht; während diejenigen, die ihren Contract erst in Havre machten, durchaus keinen Anspruch auf Entschädigung machen können.

Auf was man besonders sehen muß, ist, daß man auf ein gutes Schiff kommt, und ich würde deßhalb rathen, die Abfahrt eines der folgenden Paketboote abzuwarten, wenn ihr die Reise hinüber machen wollt, nämlich des Admiral, New-York, Argo.

Das Schiff New-York fuhr 6 Tage nach uns von Havre ab und kam 5 Tage früher in New-York an. Wir brauchten 34 Tage zur Ueberfahrt, jenes Schiff also nur 23 Tage. Unser Schiff war ein alter schwerer Kasten, aus dem die Matrosen Tag und Nacht Wasser pumpen mußten, daß wir nicht untergingen. Sodann war unsere ganze Schiffsmannschaft vom Kapitän bis zum Schiffsjunge herab ein grobes unfreundliches Volk. Wir Passagiere wurden wie eine beliebige Waare behandelt, die ihnen zum Transport übergeben wird. Morgens in aller Frühe wurden wir aus unsern Betten getrieben, um das Zwischendeck zu putzen, in dem, ohne zu übertreiben, immer fingerdicker Dreck lag, und es so schlüpferig war, daß man nicht zwei Schritte gehen konnte, ohne sich an den Betten zu halten. Es war auch nicht anders möglich; den ganzen Tag wurde im Zwischendeck gegessen, Kartoffeln geschält, und sonstige Arbeiten verrichtet, und all dieser Dreck blieb bis zum andern Morgen liegen, wo er alsdann so fest getreten war, daß man eiserne Schaufeln zur Hülfe nehmen mußte, um ihn vom Boden loszubringen. Wenn man nun diese Unreinlichkeit bedenkt, sodann den Geruch, der aus der Ausdünstung von 260, in einem engen Raume, in dem so zu sagen kein Luftzug entsteht, und das Licht nur durch zwei Löcher eindringen kann, eingepreßter Menschen, entsteht, so kann man sich einen schwachen Begriff von einem Zwischendeck machen.

In diesem Raume sind nun die Bettstellen für beinahe 300 Passagiere an den Wänden des Schiffes angebracht, und befinden sich zwei Reihen übereinander. In jedem Bette schlafen 4 Personen, die der Zufall zusammengebracht hat. Auf den Bureaur in Havre bekommt nämlich jeder Passagier auf seinem Contracte die Nummer des Bettes, das er einzunehmen hat, angegeben, und sobald der Passagier auf der See ist, existirt er nur noch als Zahl, sein Name und sein voriger Stand hat aufgehört; er und sein Bett sind identisch geworden. Wir hatten die Bettstelle №. 39, und so wurde Morgens nicht gerufen Leidrock oder Steinbeck heraus, sondern №. 39 heraus! und wenn dieser vom Schiffszimmermann (der die Aufsicht im Zwischendeck hat) ausgegebenden Aufforderung nicht Folge geleistet wurde, so entströmte ein Strom von Schimpfwörtern seinem Munde, die mit der Drohung endeten, er würde uns aus dem Bette herauswerfen, wenn wir nicht gleich aufständen.

Unser Bett war ein wahres Marterbett, es war zwei Fuß schmäler als alle anderen auf dem Schiffe. Wenn wir vier nebeneinander lagen, konnte man keine Hand mehr zwischen uns zwängen, und es war überhaupt nur dann möglich zu Vieren darin zu liegen, wenn wir uns lang ausgestreckt auf die Seite legten. Hatte einer Nachts im Schlafen den unglücklichen Gedanken seine Lage etwas zu verbessern, so entfuhr ein Schrei des Entsetzens den Lippen der neben ihm Liegenden, und schreckte ihn wieder in seine frühere Lage zurück. Im Anfange hatten wir Vier drei Decken zu unserer Bedeckung, aber wir reducirten sie später auf zwei, um mehr Raum zum Liegen zu gewinnen. Unsere Strohsäcke wurden nach und nach so hart wie Bretter und ich vermißte nichts schmerzlicher als etwas Bleiweißwasser, um die wunden Stellen an einzelnen Körpertheilen damit zu bestreichen.

Digitized by Google

Ihr werdet von der Nacht des Schreckens gelesen haben in Cortez Entdeckung von Merico, es exiſtirt ein Seitenſtück dazu, es iſt die Nacht, in der unſer Bettlein zuſammenbrach und mit Getöß auf das untere ſtürzte, in dem eine Frau mit fünf kleinen Kindern lag. Wir erwachten zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend und glaubten das jüngſte Gericht wäre gekommen. Wir überzeugten uns bald von der ſchauderhaften Wirklichkeit unſerer Lage, voltigirten auf den ſchlüpferigen Boden und zogen die armen ſchreienden Würmer aus dem unteren Bette hervor.

Einer meiner Leidensgenoſſen warf bei dieſer Gelegenheit noch ein Gefäß um, deſſen Inhalt auch nicht nach Roſen roch; ein anderer ſtürzte mit großem Geräuſch über ein paar im Wege ſtehende Kiſten und es war überhaupt eine Scene, des Pinſels eines holländiſchen Malers würdig. Doch genug hiervon, genug von den Betten, den ich ſchon eine ganze Seite gewidmet habe. Ich verſuchte einigemal dieſelben zum Gegenſtand eines Lieds zu machen, nach der Weiſe: Wer nie ſein Brod in Thränen aß ꝛc., aber mein Hirnſchädel konnte keine Reime ausſinnen. Das ſey noch über die Betten geſagt, auf einem Fußboden zu liegen und ſich nach allen Seiten hin nach Luſt ausſtrecken zu können, iſt Hochgenuß gegen unſer Lager.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Kaiſerslautern, 1. Mai. Leute aus Wartenberg bei Sembach, erzählten heute mit Beſtimmtheit: Kinder von dort welche geſtern im Walde geweſen um Holz zu ſuchen, hätten 5 junge Wölfe nach Hauſe gebracht, welche ſie in einem dichten Gehege gefangen. — Obſchon wir die Richtigkeit dieſer Angabe bezweifeln, theilen wir ſie doch deßwegen mit, um Veranlaſſung zur Berichtigung zu geben, was an der Sache Wahres iſt. —

Herr v. Sternberg hat den ſchönſten Lohn für ſeine Anſtrengungen im Dienſt des abſoluten Königthums gefunden. Eine züchtige Schöne aus dem Schooße des Berliner Treubundes mit 20,000 Thaler Vermögen reicht dem Verfaſſer der braunen Mährchen die Hand — ob zu einem engeren Treubunde, chi lo sa!

Zu Eberbach im Reingau findet am 28. Mai nächſthin, eine bedeutende herzoglich naſſauiſche Domanial-Weinverſteigerung Statt, bei welcher unter der Rubrick „ältere Kabinetsweine“ ein 102 jähriger Burſche, nämlich ½ Stück Hochheimer 1748er, dann Rüdesheimer 1794er, Rüdesheimer 1807er, und Rüdesheimer 1811er u. ſ. w. ausgeboten werden.

Der Geiſt eines Berliner Kunſtkritikers hört das Gras wachſen. Man denke ſich, daß ein ſolcher aus einem ausgezeichneten Porträt der Prinzeſſin von Preußen, das ſich auf der Berliner Kunſt-Ausſtellung befindet, den Moment herausgefunden haben will, in welchem der Maler Magnus die Fürſtin erblickt, und aufgefaßt hat. Es wäre der Augenblick im Herausgehen aus einem Concert der Sing-Akademie geweſen, in welchem Baron Klesheim ſeine „unglaublich pinſelhaften“ Gedichte vorgetragen hatte, als die Züge der feingebildeten Schülerin Göthe's den ganzen Ausdruck einer diſtinguirten, durch fürſtliche Delicateſſe gemilderten Ironie trugen. Jener Kritiker ſchlägt nun vor, den Namen des Bildes, zum beſſeren Verſtändniß deſſelben, von zwei Statuen Klesheim's als Kariatyden tragen zu laſſen.

Himmels-Enthüllungen im Mai.

Die Sonne der Freiheit geht ſchon um 4½ Uhr über die große Nation auf. Sie vergoldet die Hütte und verwandelt die Thränen der Armen in Diamanten. Um 7½ Uhr nimmt ſie roſenrothen Abſchied. Der Mond ſchimpft und flucht und — trinkt, um ſeinen Aerger zu vergeſſen. Am 4. turkelt er mit dem letzten Viertel in den Wolken umher; am 12. hat er einen neuen Spitz, am 18. iſt er ſo) ſchräg und am 26. ſternhageldick voll.

Witterung: junges Grün, ſchöne Mädchen, Flieder, wilde Roſen, verliebte Frauen, warme Tage, noch wärmere Nächte, feuriger Rheinwein, keine Schulden, Blüthenbäume, zufriedene Menſchen und einen luſtigen Gott.

Verantwortlicher Verleger J. Kayſer.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 36. Kaiserslautern, Samstag, 4. Mai **1850.**

Eine Reise nach Amerika.

Zu Nutzen und Frommen aller derjenigen, welche dieselbe zu machen gesonnen sind, niedergeschrieben.

(Fortsetzung.)

Was die Seekrankheit betrifft, so habe ich darüber nichts zu sagen, als daß es ein Zustand ist, der sich am Besten von dem bezeichnen läßt, der sich schon einmal Abends voll süßen Weines oder Bier's ins Bett gelegt hat, und glaubt, das ganze Zimmer drehte sich mit ihm herum; die Seekrankheit hat auch viele Aehnlichkeit mit einem bedeutenden Katzenjammer. Man empfindet dasselbe Eingenommenseyn des Kopfes, dieselbe geistige und körperliche Unbehaglichkeit, denselben Mangel an Appetit, und die momentane Lust nach saueren und scharfen Speisen. Mittel, derselben vorzubeugen, gibt es keine, obgleich eine Unmasse derselben in Havre feilgeboten werden. Laßt Euch nicht verleiten, dieselben zu kaufen. Bringt Euren Magen nicht zu überladen, auch nicht leer, auf das Schiff, und nehmet zwei Tage vor dem Abgange desselben einige Purgirmittel zu Euch. Mit der Seekrankheit ist nämlich auch auffallende Hartleibigkeit verbunden. In den ersten 8 Tagen hatte ich nur einmal Stuhlgang, ein Mann bei uns hatte sogar die ersten 4 Wochen keinen. Ich war ungefähr nur drei Tage seekrank, mußte aber in diesen Tagen so häufig dem Ocean meinen Tribut zahlen, daß mein Kinnbackengelenk ganz lahm und aus den Angeln war. Steinbeck hatte beinahe drei Wochen die Seekrankheit, andere ganz schwächlich aussehende Leute bekamen sie gar nicht. Das weibliche Geschlecht wurde am meisten mitgenommen, und dadurch die Plane sehr vieler junger Leute, sich von einigen jungen Mädchen kochen zu lassen, zerstört. Wenn Ihr bei einer ähnlichen Reise darauf speculiren wollt, so habt Ihr die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Es setzen sich der Möglichkeit, daß Mädchen das Kochen besorgen, auch noch andere Schwierigkeiten in den Weg, die ich später berühren werde. Ein Hauptmittel, der Seekrankheit vorzubeugen, oder wenigstens sie sich bald wieder vom Halse zu schaffen, ist fleißiges Bewegen auf dem Verdecke, und dieses während des ganzen Tages. Denn allein der Anblick der Patienten im Zwischendeck, von denen jeden Augenblick einer den Kopf aus dem Bette heraushängt und wie ein Reiher sich übergibt, der Geruch, der dadurch entsteht, und die immermehr überhand nehmende Unreinlichkeit bringt einen solchen Ekel hervor, daß man krank werden muß!

In den ersten 8 Tagen wurde auf unserm Schiffe fast gar nichts gegessen, aber dann stellte sich ein enormer Appetit ein, den man leider aber nicht immer nach Lust befriedigen konnte. Wir hatten nämlich auf unserm Schiffe nur eine Küche für die Passagiere, und Ihr werdet es kaum glauben, wenn ich es Euch sage, daß dieselbe nur 8 Fuß lang und 4 Fuß breit war. In diesem Raume, der außer dem Ofen noch 5 bis 6 Menschen faßte, die sich an die Wand hindrücken mußten, sollte nun für 260 Menschen gekocht werden. Ihr könnt Euch denken, mit welchen Schwierigkeiten dieses verbunden war, welche Rippenstöße es da absetzte, und welche freundlichen Worte gewechselt wurden, wenn einer eine Speise kochte, welche lange auf dem Feuer stehen mußte, und zehn andere hungrige Passagiere schon stundenlang warteten, um die erledigte Stelle am Ofen einzunehmen. Wir überzeugten uns bald (nämlich Steinbeck und ich), daß da kein Heil für uns zu erwarten war und wandten uns an den Schiffskoch, dem jeder von uns 10 Francs gab, wofür er uns 3mal des Tages kochte, nämlich Morgens um 7 und 10, und Nachmittags um 4 Uhr, und uns außerdem Wasser lieferte, um Kaffee und Thee zu kochen. Wir hatten nun nichts zu thun, als die Speisen so zuzurichten, daß sie der Koch nur auf das Feuer zu stellen brauchte, und im Geschirrputzen wechselten wir jeden Tag ab. Bei dieser Lebensart befanden wir uns weit besser, und ich würde es jedem Nachkommenden anrathen denselben Weg einzuschlagen, wenn er sich satt und zu gewissen Stunden essen will. Das Geschirr muß

Digitized by Google

man sich selbst stellen, und kann man in Havre ziemlich billig kaufen. Man hat nöthig: ein Kochtopf, eine blecherne Schüssel, um Salat u. dgl. anzumachen, ein kleines eisernes Pfännchen, um sich Eier zu backen, oder Schinken zu rösten, eine Kaffeemaschine, aber keine mit Spiritus, dieselben sind auf dem Schiffe verboten, eine Kaffeetasse, sodann Teller, Gabel, Löffel und Messer. Alle diese Geräthschaften müssen von starkem Blech seyn und man findet dieselben in Havre zu diesem Zwecke. Eine Waschschüssel und blecherner Nachttopf sind ebenfalls unentbehrliche Möbel. Handtücher dürfen auch nicht vergessen werden.

Was nun die Nahrungsmittel selbst betrifft, so ist die richtige Auswahl derselben von der größten Wichtigkeit und sie können einem für so Vieles, das man auf dem Schiffe entbehren muß, einigermaßen entschädigen. Vor Allem muß ich Euch abrathen, Eure Lebensmittel nicht in den Magazinen, die Finlay und Le Maitre in Havre haben, zu kaufen, ausgenommen Artikel, an denen nichts zu verderben ist, als: Kartoffeln, Reiß, Schiffszwieback (erste Sorte biscuit blanc), Essig, Zucker, Salz ꝛc. Alles übrige aber, wie Butter, Fleisch, Wein ꝛc. kauft auf dem Markte, bei guten Metzgern und Weinhändlern. Die Schinken aus diesen Magazinen waren zum Theil so schlecht, daß sie über Bord geworfen wurden, die Butter (eingesalzen) stank fürchterlich, der Wein war schlecht; überhaupt hatten wir allen Grund, über obige Herren aufgebracht zu seyn. Die Kartoffeln sind ein Hauptnahrungsmittel auf dem Schiff und die Speise, nach der man am meisten Appetit hat. Versetzt Euch mit denselben reichlich und ebenso hinreichend mit Essig, Oel und Zwiebeln. Letztere waren der gesuchteste Artikel auf dem Schiffe. Nach Fleisch, besonders nach Schinken hat man in der ersten Zeit gar kein Verlangen und für 2 Personen ist ein Schinken von 8 — 10 Pfund, wenn man die übrigen Lebensmittel, die ich gleich anführen werde, mitnimmt, genug. Laßt Euch in Havre auch nicht beschwatzen, geräuchertes Rindfleisch in Magazinen zu kaufen; wir hatten 14 Pfund, wovon wir kaum 2 Pfund aßen. Nach meinen gemachten Erfahrungen und nach dem Urtheile beinahe Aller, die mit uns die Reise machten, wäre etwa Folgendes der beste Speisezettel: Die Gegenstände, die ich mit einem * versehen habe, nimmt man am besten von zu Hause mit, indem sie entweder in Havre gar nicht, schlecht, oder nur für viel Geld zu haben sind.

Kartoffeln 1½ Hectoliter, Zwieback 30 Pfund, frisches Brod 15 Pf., Mehl 4 Pf., Reis 2 Pf., Gerste 2 Pf., *gesalzene Butter 3 Pf., Schmalz 2 Pf., Schinken 5 Pf., Essig 2 Liter, Oel 1 Ltr., Pfeffer 2 Loth, Zwiebeln 60 — 80 Stück, Lorbeerblätter 20 St., Aepfel 20 St., Citronen 6 St., Zimmet 3 Lth., *Häringe 24 Stück, *gute Handkäschen 24 Stück, *Schweizerkäs 2 Pf., *Rindszungen geräuchert 4 St., *Schweinszungen geräuchert 6 St., Eier 50 Stück, *gemahlener Kaffee 2 Pf., Thee ½ Pf., Zucker 4 Pf, *Senf 1 Töpfchen, *getrocknetes Obst 10 — 15 Pf., Salz 2 Pf., Ruhm 2 Flaschen, Wein 20 Fl., *Cigarren 100 St. und Tabak 1 Pf., *Saure Gurken 1 Töpfchen, Gewürznelken 2 Loth und Linsen 3 Pfund.

Natürlich ist es keine unbedingte Nothwendigkeit, alle diese Gegenstände mitzunehmen, viele davon werden Euch aber, so unnütz sie Euch vielleicht im Augenblick erscheinen, auf dem Schiffe ein wahres Labsal seyn. Alle diese Gegenstände müßt Ihr in eine solide Kiste verpacken und solche immer wohl verschlossen halten, indem sich immer unzählige Liebhaber nach manchen dieser Artikel finden. Sodann muß ich Euch sehr anrathen, nicht zu freigebig mit Euern Lebensmitteln zu seyn, indem man die Dauer der Seereise niemals vorher wissen kann. Die durchschnittliche Dauer derselben ist 35 Tage, viele Schiffe haben sie schon in 22 — 28 Tage zurückgelegt, man kann aber noch mehr Beispiele anführen, daß Schiffe 50, 60, 80 ja 100 Tage brauchten und ein großer Theil der Passagiere beinahe, wo nicht Hungers starben.

Wenn wir das Unglück gehabt hätten, noch 14 Tage auf der See bleiben zu müssen, so hätten wir bedeutend Hunger leiden müssen. Die Vorräthe von Steinbeck und mir waren bei unserer Ankunft, ja schon 2 Tage vorher, ganz aufgezehrt. Man muß sich auch, wenn man anfänglich eine glückliche Fahrt in Aussicht hat, in kurzer Zeit in New-York anzukommen, nicht verleiten lassen mit seinen Vorräthen verschwenderisch umzugehen, indem das Ende der Reise dem Anfange derselben nicht immer entspricht. So waren wir z. B. 10 Tage vor unserer Ankunft in New-York nur 200 englische Meilen, also etwa 60 deutsche Stunden von dort entfernt, wurden aber von dieser Zeit an so von Stürmen und schlechtem Wind verfolgt, daß gar nicht vorauszusehen war, wenn wir ankommen würden. Wenn wir damals nur noch einen Tag guten Wind gehabt hätten, so hätten wir die Reise in 25 Tagen zurückgelegt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Miscellen.

Am 6. d. M. sollen in schwäbisch Hall die ersten Sitzungen der Geschworenen gehalten, sollen zum erstenmal wieder die Hallen des Gerichts geöffnet werden. Es sind nun gerade 418 Jahre, daß sie hier verschlossen blieben. Im Jahr 1432 nämlich wurde der Antrag, von nun an nicht mehr öffentlich Gericht zu halten, im dortigen Rath gestellt und angenommen. Das Schicksal des Urhebers dieser Neuerung verdient wohl noch nach Jahrhunderten bedacht zu werden. Es war Hans von Stetten aus dem Feldnergeschlecht. Er wurde das erste Opfer seines unseligen Antrags. Er beleidigte nämlich in einer der dortigen Kirchen die Frau des Stadtmeisters, grade als sie zum Altar gehen wollte, dadurch, daß er ausgleitend auf ihren Mantel trat und zudem Oel auf ihren Schleier schüttete, indem er, um sich zu halten, nach einer Ampelschnur griff. Keineswegs war es aus Absicht geschehen, sondern nur zufällig. Nichtsdestoweniger zog er sich damit den tödtlichen Haß des rachgierigen, stolzen Weibes zu. Die Stadtmeisterin verfolgte ihn von nun an fort und fort, häufte Verleumdungen auf Verleumdungen, und wußte zuletzt gegen ihn die Anklage in den Rath zu schleudern, daß er wider Eid und Gelübde sein Schloß Sanzenbach an eine fremde Herrschaft verkauft habe. Die Versicherungen, daß es nicht wahr sey, wurden nicht beachtet; die Betheuerungen seiner Unschuld waren vergeblich; die Bitte um eine genaue Untersuchung blieben unberücksichtigt. Hans von Stetten aus dem Feldnergeschlecht wurde bei geschlossenen Thüren zum Tode verurtheilt, vom Rathhause heruntergeschleppt und enthauptet. Der Sohn des Enthaupteten bewies später sonnenklar die Schändlichkeit dieses Justizmords, aber die Hallen des Gerichts blieben fest verschlossen. Auch das Bürgerthum öffnete sie nicht wieder, nachdem es ihm unter schweren Kämpfen gelungen war, den Adel aus der Stadt zu drängen. Dank dem Geiste der Gegenwart, der diese reine Forderung der Gerechtigkeit durchsetzte.

Eine der merkwürdigsten Naturerscheinungen, ja wohl einzig in seiner Art, ist der berühmte, sogenannte „tausendjährige Rosenbaum“ (rosa canina) an der Gruftkapelle des Domes zu Hildesheim. Denn wenn auch sein Alter vielleicht nicht genau seinem Namen entsprechen mag, so fehlt doch offenbar nur sehr wenig daran. Auf solch' ein Sümmchen von Jahren ist mithin der etwa mögliche Irrthum sicherlich nicht groß. Nämlich, so weit die „vorhandenen genauen, urkundlichen Nachrichten die A. v. Humboldt der Gefälligkeit des Stadtgerichtsassessors Römer daselbst verdankt, zurückreichen, muß jedenfalls wenigstens der Wurzelstock dieses Methusalems der Rosen in der That bereits weit mehr als achthundert Jahre alt seyn. Eine Legende setzt diesen Rosenstock in Verbindung mit einem Gelübde des ersten Gründers des Hildesheimer Domes, Ludwigs des Frommen. Eine darüber lautende Urkunde aus dem 11ten Jahrhundert meldet: „daß, als Bischoff Hezilo den damals abgebrannten Dom wieder aufbaute, er die Wurzeln des Rosenstockes mit einem, noch jetzt vorhandenen Gewölbe umgeben ließ; daß alsdann auf diesem Gewölbe die Mauer der im Jahre 1061 wieder eingeweihten Gruftkapelle aufgeführt wurde; und daß man hiernach die Zweigen des Rosenbaumes an derselben ausbreitete.“ Jedenfalls muß derselbe hiernach schon damals für etwas sehr Merkwürdiges, durch Alter, Ursprung und Größe Ehrwürdiges angesehen worden seyn, wenn man so vorsichtig auf seine Erhaltung Bedacht nahm. Man wird daher schwerlich irren, wenn man annimmt, daß er damals wohl auch schon über hundert, vielleicht nahe an zweihundert Jahre, wo nicht darüber, gezählt haben müsse. Nun ist zwar jener „blühende Greis“ von damals jetzt nicht mehr am Leben, wenigstens nicht nach Haupt und Gliedern, also nicht mehr als Ganzes, sondern blos sein Fuß, der Wurzelstock. Wohl aber steht auf diesem alten, fast „tausendjährigen“ Grunde ein Sprößling (oder Schößling) als Sohn von ihm, der nunmehr gleichfalls schon wieder ein bereits „hundertfünfzig- bis zweihundertjähriger Jüngling“ seyn mag: da er bei fünfundzwanzig Fuß Höhe und dreißig Fuß Breite der Krone schon einen halben Fuß Taillenumfang, nämlich zwei Zoll Stammesdicke hat. Er ziert so noch heute die Wand der östlichen Gruftkirche, an welcher seine Zweige ausgebreitet und befestigt sind. Was zu seiner Zeit das Absterben des ersteren verursacht haben möge, wird nicht angegeben. Wenn es nicht irgend eine Beschädigung gewesen ist, und namentlich, wenn der jüngere schon vorher vorhanden war: dann kann es sehr leicht der Umstand gewesen seyn, daß man letzteren (sehr ungärtnerisch!) überhaupt duldete, und so dem älteren die nöthigen Säfte entziehen ließ.

Unsere Hausfrauen wird es interessiren eine kleine Charakteristik der Berliner Dienstmädchen des Jahres 1850 zu erhalten. Man schreibt über diesen interessanten Gegenstand aus Berlin: Von allen Klassen der Gesellschaft scheint hier die der weiblichen Dienstboten am meisten die Volkssouveränetät befestigen zu wollen. Während früher die Hausfrau zu jeder Zeit

Digitized by Google

nur nach den Gesindevermiethungs-Comptoiren zu schicken brauchte, um sofort eine ganze Menge dienstloser Mädchen zur beliebigen Auswahl kommen zu sehen, hat sich die Sache jetzt umgekehrt; indem die Letzteren sich bei jenen Comptoiren gar nicht mehr nach Diensten erkundigen, sondern sich fast ausschließlich durch das s. g. „Intelligenzblatt“ anbieten und den Hausfrauen überlassen, ihnen die Visite zu machen. Zeigt die suchende Hausfrau hiebei nicht eine gewisse Bescheidenheit, Herablassung, und einen gewählten Anzug, so erfolgt in der Regel die Antwort: „Ich bin schon versagt, — Sie hätten früher kommen müssen!“ oder es beginnt durch das Mädchen folgendes Examen: Was ist denn Ihr Mann? Wie viel Kinder haben Sie? Was geben Sie Lohn und Weihnachten? Wird die Wäsche in oder außer dem Hause besorgt? Halten Sie Jemand zum Wassertragen? Wie oft wird geschenert? Wie oft kann ich ausgehen, und wie oft in der Woche kann ich meine Cousine besuchen? mein Cousin ist übrigens Demokrat, und ich muß mit ihm in die Bezirks-Concerte gehen können. Weßhalb zieht denn Ihre? u. s. w.

Nach den detaillirten Uebersichten der Zeitungen von St. Louis sind auf den westlichen Flüssen der Vereinigten Staaten im vorigen Jahre 112 Dampfschiffe theils in die Luft geflogen, theils gesunken; man schätzt den Verlust auf 2,000,000 Dollars und sind dabei über 200 Menschen verunglückt. Wir finden außerdem in den New-Orleans-Blättern die Details eines Unglücksfalls derselben Art, der am 20. Januar auf dem Mississippi stattfand. Der Dampfer „Ohio“, der zu Berg fuhr, stieß mit dem zu Thal fahrenden Dampfer „Diana“, welcher eine Bark im Schlepptau hatte, zusammen. Der Stoß war so heftig, daß beide Dampfer sofort sanken.

Den schönsten Regenschirm hat die Königin Victoria von der ostindischen Compagnie zum Geschenk bekommen. Das schattende bunte Seidenzeug ist äußerst fein wie Spinnengewebe. Der Stiel besteht aus künstlich ausgeschnittenem Elfenbein, die Spangen sind aus Gold gemacht. Der goldene Ring zum Zusammenstellen des Schirms ist reich mit Diamanten geschmückt.

In einem Münchner Wirthshause saß neulich ein paar guter ehrlicher Philister bei ihren Bierkrügen. „Ja schanen's, Herr Schulze,“ begann der Eine, „ich bin Ihnen um nichts so neidig, als um Ihre G'sundheit!“ Jetzt lassen's mich aus mit meiner G'sundheit, sag' ich Ihnen, Herr Müller!“ erwiderte ärgerlich der Andere. „Wie könnens mich um meine G'sundheit beneiden, an der ich's ganze Jahr herumkurrieren muß? Schaun's, im Frühjahr fang ich schon gleich mit dem Salvatorbier an, alle Tage ein Paar Mäßele, das reinigt das Blut. Nachher kommt das Bockbier, da brauch ich die Bockkur, alle Tage a 6 Seidel, aber nur in der Früh, ja nicht auf die Nacht. D'rauf kommt der Brunnkreßsalat, das ist das G'sündeste für die Brust! Natürlich darf ich ihn nicht allein essen, sonst wäre er mir zu stark; ein Stück Nierenbratel, ein Paar delikate Würstel und das nöthige Bier muß ich jedesmal dazu haben. Nachher kommen die Rettige. Ich sag' Ihnen, nichts Besters für einen schlechten Magen gibt's gar nicht, als ein guter Rettig und ein paar Maßl Bier in nüchternen Magen. Na, und hernach, wenn's gar nicht solches mehr gibt im Winter, da geh' ich halt fleißig ins Hofbräuhaus, das ist die beste Apothek, das dürfen's mir glauben! Probiren Sie's nur ein Mal.“

Lenzinen.

Von A. Schnezler

1.

Schlag auf Schlag.

Nun schlagen ja wieder die Bäume
Um die Wette mit Knospen aus,
Und meines Herzens Räume
Mit Blumen Strauß auf Strauß.

Nun schlagen die Nachtigallen
Im zärtlichsten Wechselgesang;
Des Waldes Hallen erschallen
Die ganze Nacht entlang.

Nun schlagen die schönen Kinder,
Am wenigsten Küsse ab,
Und folgen um viel geschwinder
Der Liebe Commandostab.

Und alle die Blumenglocken,
Sie schlagen nun Minnezeit,
Die Rosen und Linden locken
Zu süßester Seligkeit.

Die Dichter und Sänger schlagen
Alle Sorgen nun in den Wind;
Mit Liederjubel verjagen
Sie Grillen und Schrillen geschwind.

Alle Herzen nun schlagen in Flammen
In feurigen Rosen empor;
Wie klingt es so herrlich zusammen,
Ein einziger Frühlingschor.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 36. Kaiserslautern, Donnerstag, 9. Mai **1850.**

Lamento, Malzaufschlag betreffend.

Malzaufschlag und Donnerschlag ist für mich und für viele meiner Brüder eins und dasselbe. Habe ich doch gemeint, es schnüre mir eine feindliche Hand die trockene Kehle zu, als ich beim Lesen der Landtagsberichte an Hirschbergers Vorschlag kam, einen Gesetzentwurf über Einführung des Malzaufschlags in der Pfalz zur Vorlage zu bringen. O Hirschberger und von der Piordten, was fallen Euch für entsetzliche Dinge ein! Ich meine, wir Pfälzer seyen mit kalten und warmen Aufschlägen aller Art genug geschlagen, bleibet uns drei Schritte vom Leibe mit Euerm Malzaufschlag! Immer nur Aufschläge und niemals ein Abschlag, das ist zu viel für empfindsame Beutel. Wenn ich mir nun gar denke, daß auch der gute Groschen am Ende nicht mehr hinreichen sollte, um einen Schoppen Braunes mit einer Borte, wie sie kaum ein General trägt, dafür zu kaufen, so überfällt ein Leidmuth meine Zunge und meine Leber, als säßen sie ganz auf dem Trockenen.

Aber geschwant hat mir so etwas, wenigstens kann ich einen Traum, den ich vor kurzer Zeit hatte, jetzt nicht anders erklären.

Mir träumte nämlich, Freund Jänisch — den Gott noch lang erhalten wolle! — sey gestorben. Ich ging hinaus auf den Kirchhof, um ihm ganz in der Stille eine Thräne der Dankbarkeit für manche angenehme Stunde aufs Grab zu weinen. Als ich aber auf das Leichenfeld trat, sah ich eine Versammlung ansehnlicher Männer, welche auch die Dankbarkeit gegen den Todten hergeführt hatte. Es waren sämmtliche Brauherrn, eben beschäftigt ein Denkmal auf seinem Grabe aufzurichten. Das Denkmal aber war ein hoher Obelisk, auf dessen Spitze ein kolossaler Groschen im Lichte der untergehenden Sonne glänzte. Sie betrachteten alle das schimmernde Stück mit sichtbarer Freude. Eben als ich hinzutreten und die Gesellschaft anreden wollte, erwachte ich.

Ich war herzlich froh, daß ich Jänisch's Tod nur geträumt hatte, was bekanntlich langes Leben bedeutet, dachte aber doch in meinem Bette noch lange über Hopfen und Malz, von denen gewiß niemand sagen kann, daß sie verloren seyen. Viel eher könnte man sie in unserer Zeit für gefunden halten. Ich hatte so meine Gedanken über den Biergroschen, aber an Malzaufschlag für die Pfalz, nein daran hat mein Herz in jener Nacht nicht gedacht. Abschlag war ein Gedanke, der mir durch den Schädel fuhr, und schon sann ich darüber nach, wie die Lehre von der Unsterblichkeit des Biergroschens in ihrer absoluten Richtigkeit dargestellt werden könnte, als der erste Morgenstrahl auf die Zeitung und mein Auge just auf den Kammerbericht fiel, in welchem vom Malzaufschlag die Rede ist. Avertat deus! war mein Ruf. Ja wenn die Götter nicht den Malzaufschlag abwenden, ist die Unsterblichkeit des Groschens gesichert.

Eine Reise nach Amerika.

Zu Nutzen und Frommen aller derjenigen welche dieselbe zu machen gesonnen sind, niedergeschrieben.

(Schluß.)

Alle Eure Vorräthe und Koffer könnt Ihr im Zwischendeck bei Euch behalten, nur das Faß mit Zwieback und die Kartoffelsäcke kommen in den Keller, der jede Woche zweimal geöffnet wird. Frisches Wasser wird jeden Morgen ausgetheilt. Ganz lederne Koffer ist nicht rathsam mitzunehmen, sondern hölzerne mit starkem Leder überzogen. Sodann ist es gut, unter jedem Koffer ungefähr $1^1/_2$ Zoll hohe Leisten zu nageln, um dieselben vor dem Wasser, das zuweilen im Zwischendeck herumfließt, zu schützen. Sodann legt auf den Boden des Koffers nur schlechte Kleider oder sonstige Gegenstände, die durch Feuchtigkeit nicht leiden. Ich war so unglücklich und Stein-

Digitized by Google

beck ebenso, Hemden unten liegen zu haben, die alle mehr oder weniger fleckig geworden sind. — Vergeßt auch ja nicht, ungefähr 10 Ellen starke Stricke mitzunehmen, um die Koffer damit zu befestigen, die sonst bei heftigen Schwankungen des Schiffes hin und hergeworfen und dadurch, wie es häufig geschieht, zertrümmert werden.

Unsere Effekte hatte dieses Schicksal und Ihr müßt deßhalb in Havre suchen, eine recht solide und keine wie sie im Magazin bei Finlay verkauft werden, von dem auch die unserige war, zu bekommen. — Ein Hammer und mehrere Stiften, sowie ein solides Messer sind auch sehr unentbehrliche Gegenstände. — Ich würde auch vorziehen, die Kartoffeln in ein Faß zu thun, indem sie in den Säcken, über die Jedermann im Keller wegläuft, zu sehr Noth leiden. Wein ist auch ein Gegenstand, der nicht übersehen werden darf, indem das Wasser auf dem Schiffe, besonders in der letzten Zeit und bei warmem Wetter entweder gar nicht oder nur mit einem Zusatze von Wein zu genießen ist. Bei kaltem feuchtem Wetter ist Abends ein Glas Glühwein auch sehr zu empfehlen. Gewöhnlich kaufen sich in Havre mehrere zusammen ein Fäßchen Wein und die Flasche kommt dann etwa auf 7 oder 8 Sous zu stehen. Den Wein in Fässern mitzunehmen, hat aber manche Nachtheile. Erstens wird man leicht bestohlen, zweitens passirt es häufig, daß durch Unvorsichtigkeit (der Wein in Fässern liegt nämlich im Keller) der Krahnen abgestoßen wird und so der Inhalt ausläuft, welches auch zuweilen durch heftige Schwankungen des Schiffes geschehen kann. So liefen einmal bei uns in einer Nacht 5 Fässer aus; drittens verdirbt der Wein leicht und viertens kann man nicht recht damit Haus halten. Man glaubt, ein so großes Faß könne gar nicht leer werden, wird aber leider nur zu früh von dem Gegentheile überzeugt. Ich rathe daher Euch, wenn Ihr nicht gleich den Wein in Flaschen kaufen könnt, ein Fäßchen zu kaufen und solches in Flaschen zu füllen und gut in ein Korb zu verpacken; dieses wird Euch nicht viel mehr kosten, denn mit 20 Flaschen Wein kommt Ihr länger aus, als mit 30 Flaschen in einem Fäßchen. Sodann habt Ihr auch noch den Vortheil, den Korb im Zwischendeck bei Euch behalten zu können. Daß Ihr den Weinkorb im Zwischendeck gut verwahren müßt, brauche ich Euch nicht erst zu sagen. Vergeßt nur ja nicht, Eier in Havre zu kaufen und jedes wenigstens 50 Stück; ich für mein Theil würde 100 mitnehmen. Denn die Eier lassen sich sehr gut in ein Kistchen mit Stroh einpacken. Die Wirthin in Havre besorgte mir es. Es ist kein größerer Genuß, als Morgens zu seinem Kaffee ohne Milch, zwei weichgesottene Eier zu essen, besonders zur Zeit der Seekrankheit, wo man eine wahre Apathie gegen Fleisch (Zunge ausgenommen) hat und der Magen so schwach ist, daß er Alles Eingenommene gleich wieder herausbricht. Zu dieser Zeit ist auch ein Glas guten Weins sehr nothwendig; ebenso Häringe. — Ich habe mir auch erzählen lassen, man könne Milch zu einer festen Masse einkochen und sie dann in Täfelchen zerschneiden. Diese Täfelchen in heißem Wasser aufgelöst, soll die Milch einigermaßen ersetzen. Getrocknetes Obst kann man nicht zu viel mitnehmen; unseres war in den ersten vierzehn Tagen schon all. Nach Thee hat man mehr Verlangen als nach Kaffee. Großen Appetit hat man beständig nach Häringen oder Sardellen, faulen Käs ꝛc.

Ich glaube nun das Kapitel über Speise und Trank ziemlich erschöpft zu haben, und ich will zu einem andern übergehen, nämlich über allgemeine Verhaltungsregeln auf dem Schiffe sprechen. Ich würde vor allem Jedem anrathen, die schlechtesten Kleider anzuziehen, die er hat, denn alles geht auf dem Schiffe zu Grunde; etwa eine Jacke und eine Blouse, um damit abwechseln zu können, wozu man häufig durch die nähere Bekanntschaft mit einer Welle, die über das Schiff schlägt, gezwungen wird. Sehr zweckmäßig, ja sogar nothwendig ist es, es mag Sommer oder Winter seyn, ein Flanelljäckchen oder Hemd auf dem bloßen Leibe zu tragen und dito Unterhosen. Sehr häufig wird man total naß und man hat auf dem Schiffe nicht sein Kämmerchen, um sich da nach Bequemlichkeit umkleiden zu können. Nachts ist es häufig sehr kalt und ein schlechter Strohsack und eine dünne Decke und die Nachbarschaft der Lucken und Luftlöcher im Zwischendecke sind nicht im Stande, einem vor dem Einfluß der Kälte zu schützen. Neugierde und körperliches Unwohlseyn nöthigen einem manchmal Nachts auf das Verdeck zu gehen, und ein Catarrh ist die Folge davon, dessen man auch sobald nicht los wird. Wir legten, wenn wir zu Bette gingen, höchstens den Rock ab, und zogen einen Turnwamms an, alles andere (Stiefeln ausgenommen) behielten wir an. In Havre kauften wir uns eine weiße Zipfelmütze und zogen die Nachts über die Ohren. Holzschuhe sind ebenfalls sehr empfehlenswerth, indem man ohne dieselben beständig nasse Füße hat. Ich kaufte mir solche in Havre nebst einem paar gewobenen wollenen Schuhen, mit denen man in die Holzschuhe schlüpft. Dieselbe thaten mir vortreffliche Dienste und die wollenen Schuhe behielt ich noch des Nachts an. Die beiden Sachen kosteten mich 3 Fr., man bekommt sie in Havre allenthalben zu kaufen.

Digitized by Google

Einen großen Fehler begeht man, wenn man sich ganze Kisten von Kleidungsstücken mitbringt. Hier sind dieselben im Durchschnitt ebenso billig, ja manche, besonders baumwollene Sachen noch billiger. So kann man z. B. hier einen Sommerrock, wie ihn jedermann tragen kann, für 75 Cent, also einen preußischen Thaler fix und fertig bekommen und für 5 bis 6 Thaler kann man sich einen ganzen eleganten Sommeranzug aus Rock, Weste und Hosen bestehend, kaufen. In Kleidern macht der Amerikaner im Allgemeinen keinen Aufwand; ein Rock, einen Frack, Weste, ein paar Hosen und 3 bis 4 Hemden sind seine ganze Garderobe. Weil er nun so wenig besitzt, kann er auch Alles nach dem neuesten Schnitte tragen, indem ein Rock, den ich beständig trage, doch nur ein Mode durchdauert. Die Hemden sind hier auch außerordentlich billig. Man trägt gewöhnlich nur baumwollene mit leinener Brust und leinenem Kragen, und kann das Dutzend für 2 Th. 20 Sg. und ganz schöne in neuester Facon, so elegant als man sie in Saarbrücken sieht, für 6 bis 12 Th. haben. Stiefeln sind dagegen enorm theuer und kosten zwischen 6 und 8 preußischen Thlr. Hüte trägt man hier allgemein; jeder Handlanger, jeder Taglöhner hat hier sein Haupt mit einem Hute bedeckt.

Nicht genug kann ich Euch anrathen, allen Fleiß auf die Erlernung der englischen Sprache zu wenden, indem man sich schon auf dem Schiffe eine Menge Bequemlichkeiten damit erkaufen kann. Man kann hie und da ein Wort mit dem Steuermann und mit den Matrosen sprechen und sich gegen Unrecht, das einem von denselben zugefügt wird, vertheidigen.

Was Eure Betten auf dem Schiffe betrifft, so ist dieses ein Ding, gegen das keine Vorkehrungsmaßregeln getroffen werden können. Wenn ihr zu zweit reist, und auf dem Schiffe immer vier bei einander liegen müssen, so trennt der Zimmermann für ein paar Franken Euren Platz durch ein Brett von dem andern ab. Wenn Ihr Euch aber mit den Matrosen oder mit dem Steward (Cajütenaufseher) auf dem Schiffe verständigen könnt, so bekommt Ihr für 5, höchstens 10 Franken, oder für 5 Franken und eine Flasche Brandwein eine Hängmatte von demselben für die Dauer der Reise geliehen. Ich erfuhr leider dies zu spät durch die Matrosen, von denen mir einige recht gerne die ihrige in Havre abgetreten hätten. Ich rathe Euch daher, sucht gleich in Havre mit den Matrosen des Schiffes, oder mit dem Steward bekannt zu werden und sucht Hängmatten geliehen zu bekommen. Gebt dann dem Schiffszimmermann einen Franken und er macht Euch dieselbe im Zwischendeck fest. Gibt aber zur Sicherheit auf dem Bureau bei Finlay an, Ihr wünschet in Hängematten zu schlafen und wirkt Euch die Erlaubniß dazu bei demselben aus, dann werden die Agenten schon dem Zimmermann Befehl geben, dieselben für Euch zu befestigen und die übrigen Passagiere, vor deren Betten Ihr herumschaukelt, können Euch nichts sagen und müssen Euch dort lassen. Wenn Ihr aber dieses unterlaßt, könnt Ihr Gefahr laufen, Euern luftigen Thron bald verlassen zu müssen und Ihr könnt Gott danken, wenn Eure Betten noch unbesetzt sind. Den Strohsack, Kopfkissen und die Decke könnt Ihr in Havre billig kaufen.

Einen guten Rath muß ich Euch noch geben, schließt Euch wo möglich an Niemanden an. Die Erfahrungen, die ich und manche andere, die mit demselben Schiffe reisten, machten, sind so unangenehmer Art, daß ich dieselben Euch ersparen möchte. Es gibt so vielerlei kleine Anläße auf dem Schiffe, die einem trüb stimmen, ärgern und aufbringen, daß man sich schon sehr gut verstehen und in einander zu schicken wissen muß, um nicht in ewigem Zank mit einander zu leben. Es bestanden auf unserm Schiffe anfänglich 12 größere Gesellschaften, von 6 — 15 Personen jede, aber am Ende hatten sie sich alle aufgelöst, und die sich nicht aufgelöst hatten, waren durch die Gütergemeinschaft, die sich nicht gut trennen ließ, daran verhindert, sich aufzulösen. Traut überhaupt keinem Menschen auf dem Schiffe, und leihet besonders keinem einen Heller.

Ich glaube hiermit dieses Thema so ziemlich erschöpft zu haben und ihr könnt Euch daraus leicht einen Begriff von dem Leben eines Zwischendeckspassagiers bilden. Die Reise ist nicht gefährlich aber äußerst beschwerlich und ich bereuete es auf der Reise sehr häufig, nicht über Bremen mit einem Dampfschiffe gereist zu seyn, was etwa 3 — 400 Franken kostet; da es aber nun einmal überstanden ist, kommt mir die Reise nicht mehr so arg vor und das Geld, das man auf diese Weise erspart durch diese Art der Reise, hat hier vielen Werth. Wenn Ihr die Reise unternehmt, müsset Ihr Euch aber mit einer guten Dosis Gleichmuth bewaffnen und wenn Ihr die Winke befolgt, die ich Euch hier gegeben, so werdet Ihr mit weniger Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben als ich.

Daß diese Art der Reise für Damen und Mädchen nicht geeignet ist, werdet Ihr begreifen, indem häufig Scenen vorkommen, wo alles sittliche Gefühl so mit Füßen getreten wird, daß wir uns mit Empörung weg wenden müssen. Solches theure Gut würde ich jedenfalls mit dem Dampfschiffe befördern, entweder von Bremen oder von Havre aus. Von letzterem

Digitized by Google

Plätze an gehen in einiger Zeit amerikanische Dampfschiffe nach New-York. Diese neue Dampfschifflinie wird wahrscheinlich die Preise herabdrücken und die Ueberfahrt 300 — 400 Franken nicht übersteigen. Wenn Ihr die Reise hierher macht, so benutzt eines der vorn angegebenen Paquetboote, indem die Havrer Linie doch die beste ist, wofür freilich Herr Finlay und Herr Le Maitre nichts können.

Die Bremer Schiffe brauchen gewönlich länger Zeit und die Paquetschiffe, die von Liverpol abgehen, sind wegen der Masse unreinlicher Irländer, die sich darauf befinden, nicht zu empfehlen. Es kamen häufig Schiffe mit Irländern in New-York an, die unterwegs dreißig bis vierzig Todte, ja noch mehr hatten; keines kommt ohne Todte an. Wir waren von all Dem verschont; die Zahl unserer Passagiere vermehrte und verminderte sich nicht.

Miscellen.

Viele der türkischen Prinzessinnen sind rasch nach einander mit 14 bis 15 Paschas vermählt gewesen. Der Sultan zwingt häufig einen Pascha, der siebzig bis achtzig Jahre zählt, sich mit einer Prinzessin zu vermählen, die oft kaum zwei Monate alt ist. Der Gemahl ist verbunden, die Kosten zu ihrem und ihres Hofes Unterhalt zu tragen. Er stirbt vielleicht schon nach einigen Monaten und die blutjunge Wittwe wird mit einem noch ältern Pascha von zwei bis drei Roßschweifen vermählt. So kommt sie von einem Gemahl zum andern, so daß sie in ihrem zwanzigsten Jahre die Wittwe von mehr als einem Dutzend Männern, die sie nie gesehen hat, seyn kann. Auf diese Weise schafft man sich eine Prinzessin nach der andern vom Halse, auf Kosten der Paschas.

Ein Herr Ritter von Tschabuschnigg hat berechnet, daß die Menschheit jährlich mindestens 130,000,000,000 Mal die Frage wiederholt: „Wie geht es Ihnen? Wie befinden Sie sich?“ Und auf diese Frage sammt Anhang 2,166,666,666 Stunden verwendet und somit wenn man auf einen Tag 8 Arbeitsstunden rechnet, 270,833,333 Arbeitstage. Auch eine Berechnung des Gähnens hat er gemacht, und sagt: „Der artigste Mensch gähnt in einer Gesellschaft doch 10 Mal; macht, bei nur 500 solcher Acte in einer Gesellschaft (deren er 104,000,000 auf das Jahr rechnet), doch im Ganzen für das Jahr 52,000,000,000 und einen zu zwei Secunden angeschlagen, 3,611,111 Arbeitstage. Der geringste Lohn eines Arbeitstags wäre 1 Frank; die Frage: „Wie befinden Sie sich?“ und das gesellige Gähnen kosten daher das menschliche Geschlecht im Jahre mindestens 274,444,444 Franken, d. h. über 73,000,000 Thaler!!

In Irland wurde kürzlich ein Mann angeklagt, Rüben im Felde gestohlen zu haben. Der einzige Zeuge gegen den Dieb war der Flurschütze, der aber zum Erstaunen der Richter ein Stück Ohr hervorzog, das er dem Diebe abgeschnitten habe, um damit die Aussage zu beweisen.

Die zur Uhlich'schen „freien Gemeinde“ gehörenden 8000 Personen in Magdeburg und Umgegend sind mit Schuß- und Stichwaffen fast sämmtlich versehen. Gehört das auch zum Glaubensbekenntniß?

In Barnstaple kam das lange vermißte Portrait Karls I. von England zum Vorschein, das Vandyk im Jahre 1749 malte, als der König 40 Jahre alt war. Man glaubte allgemein, daß dasselbe zur Zeit der Republik verloren gegangen sey; damals wurde es aber oben abgeschnitten, um seine Entdeckung zu verhindern. Da es viele Jahre lang als ganz werthlos unter dem Gerümpel lag, war es so schwarz geworden, daß man nicht mehr wußte, was es vorstellen sollte, und die Rahme brach zusammen, sobald man das Bild aufhängte. Als es der Eigenthümer, ein Möbelhändler, endlich gereinigt hatte, bot man ihm 2 Schillinge dafür; er überließ es einem gewissen Mr. Taylor, der einen dunkeln Begriff von dem Werthe des Gemäldes bekam, als man es ihm um 20 Pfd. abkaufen wollte; er brachte es daher nach der Nationalgalerie, wo man den vollen Werth dieses Kunstschatzes erkannte, und ihn auf 30,000 Pfd. taxirte, denn dieses Gemälde ist eines der werthvollsten, die man kennt.

Ein Herr Nanier in London hat eine Mischung erfunden, welche er „weißes Pulver“ nennt, und die an Explosivkraft das Schießpulver zehnmal übertreffen soll. Die Mischung besteht aus einem Theile gelben blausauren Kali, einem Theile Zucker und zwei Theilen Chlorkali.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 38. Kaiserslautern, Samstag, 11. Mai **1850.**

Das evangelische Rettungshaus.

Mit dem evangelischen Rettungshause für verwahrloste Kinder, von dessen Gründung in Nr. 7 des Plauderstübchens die Rede war, scheint es einen recht erfreulichen Anfang, ja schon darf man sagen Fortgang, zu nehmen. In jedem Blatte des „evangelischen Kirchenboten“ sind zahlreiche, darunter oft sehr namhafte Beiträge verzeichnet. Sie liefern namentlich in dieser vielfach harten Zeit den augenscheinlichen und wahrhaft erhebenden Beweis, daß ein wirklich gutes, auf religiöser Grundlage ruhendes Unternehmen noch offene Herzen und Hände genug findet, die es zu unterstützen freudig bereit sind. Wahrhaft beschämend aber für so manche Zweifler sind Thatsachen wie die, welche in Nr. 17 des Kirchenboten zu lesen ist. Dort wird nämlich angezeigt, daß aus der Stadt Basel bereits eine Gabe von 1350 fl. eingelaufen ist. Und sie wird nicht die einzige bleiben, welche vom Auslande herkommt.

Das Rettungshaus wird auf dem Banne der Gemeinde Habloch errichtet werden und der dortige Herr Pfarrer Wagner, unser bisheriger würdiger Seminarinspector, wird die unmittelbare Leitung der jungen Anstalt übernehmen. Ein Plan zu dem Gebäude und den nöthigen Anlagen liegt bereits vor, und schon regen sich die Hände wackerer Freunde des Unternehmens, um dem Bau allen möglichen Vorschub zu leisten. Die Gemeinde Haardt gibt die Steine dazu unentgeltlich an, und viele Gemeinde-Glieder von Habloch und der Nachbargemeinde Iggelheim führen dieses Baumaterial herbei, was die Kosten des Hauses wesentlich verringern wird.

Auffallend ist es, daß es immer noch so viele Gegner des schönen Unternehmens gibt, die gar gerne sähen, daß es nicht zu Stande käme. Fürchten sie vielleicht, die armen Kinder, welche künftig in diesem Rettungshause dem physischen und moralischen Verderben entrissen werden sollen, möchten zu fromm werden? Das können höchstens die fürchten, welche auf den Umsturz der Kirche wie des Staates hinarbeiten. Diesen muß es freilich klar seyn, daß ein solches Rettungshaus keine Werkzeuge zur Förderung ihrer Pläne liefern will und wird. Daß aber so manche sonst sehr achtbare Männer aus blosem Parteigeiste gegen das Werk sind, das ist betrübend. Möchten diese wenigstens, wenn sie es nicht durch Wort und That unterstützen zu können meinen, nicht geflissentlich entgegen zu wirken suchen, sondern abwarten, bis sie es an seinen Früchten erkennen. — Möchten die Gegner doch endlich auch einmal aufhören, immer nur auf die Anstalt zur Besserung jugendlicher Sträflinge zu Speyer hinzuweisen. Wissen sie doch recht gut, daß jene löbliche und heilsame Anstalt wieder ein anderes Feld zu bearbeiten hat als das ist, auf welchem das Rettungshaus seine Früchte bringen will, und daß beide Anstalten neben einander nothwendig sind und recht wohl neben einander bestehen können und werden, wenn die werkthätige christliche Liebe sich in jenem erhöhten Maaße kund gibt, welches das wahre Heil des Volkes unabweislich fordert.

Der Spanier auf Jamaika.

Aus dem Französischen des Abbe Prevost von P. Z.

Auf Jamaika gab es im verflossenen Jahrhunderte einen gebirgigen Bezirk, wohin die Engländer noch nie gekommen waren, und welchen man für unbewohnt hielt, weil sein Boden unfruchtbar schien und der Zugang äußerst beschwerlich war. Er hatte ohngefähr sieben französische Meilen im Umfange und war rings mit einem stets von Wasser erfüllten Sumpfe umgeben, ein Umstand, der vielleicht eben so viel als die andern beigetragen hatte, bis dahin den Eingang in diese Berge zu verschließen. Nur von der Seite des Meeres, welches ungefähr zwei Meilen entfernt ist, fanden sich einige Streifen festen Bodens, welche übrigens sich nur schwer von der übrigen Fläche unterscheiden ließen, weil sie gleicher Weise mit Pflan-

Digitized by Google

zen und Schilf bewachsen waren, wie der Sumpf. Angesehen, daß die englische Colonie noch zu wenig zahlreich war, um die ganze Insel in Besitz zu nehmen, konnte es nicht überraschen, daß man diesen unzugänglichen Landestheil bis dahin außer Acht gelassen hatte. Man hatte sich, wie es bei solchen Ansiedelungen immer der Fall ist, bisher auf die bequemsten und fruchtbarsten Stellen beschränkt, nach dem alten Gesetze, daß Sicherheit und Vortheil die Wahl leiten.

Zu der Zeit, von welcher wir sprechen, verursachte ein Negeraufstand große Verwirrung unter den Engländern. Der Ernst der Sache wuchs von Tag zu Tag, so daß man sich endlich entschloß, von London einige Compagnien alter Soldaten kommen zu lassen, mit denen man den Muth der Rebellen zu dämpfen glaubte. Aber die Einwohner von Port-Royal wären den härtesten Angriffen ausgesetzt gewesen, hätten sie die Vertheidigung bis zur Ankunft dieser Truppen aussetzen wollen; deßhalb griff jeder Waffenfähige zum Gewehre.

Die englischen Truppen von Jamaika hatten sich in das Innere der Insel begeben, um einem Hauptcorps der Wilden zu begegnen, welches eine der Pflanzungen bedrohte, um die Arbeiter zu beschützen und am Eingange des bebauten Landes eine Schanze aufzuwerfen; der Feind, obgleich weit zahlreicher, ergriff bei ihrer Annäherung die Flucht. Doch reichte dies nicht hin zur Beruhigung der Engländer, weil die Wilden sich eben so leicht wieder sammelten, als sie sich zerstreuten, und dieselben Angriffe sich leicht zu wiederholen vermochten. Man entschloß sich, eine erste Bestürzung zu benützen und sie in solcher Nähe zu verfolgen, um eine bestimmte Anzahl tödten zu können, in der Hoffnung, daß nur wenig vergossenes Blut die Kühnheit lähme, mit welcher sie in jedem Augenblicke erschienen. Dieser Plan hatte nicht die vorausgesetzten Erfolge. Die Flüchtlinge entwischten zu schnelle, um sie zu verfolgen, und die Unkenntniß der Wege ließ die Engländer befürchten, bei ihrem Vorrücken sich zu sehr blos zu stellen.

Die Verfolgung hatte den Tag über gedauert und nur die Nacht stellte sie ein, wo sie sich an dem Rande des Sumpfes befanden, der die oben erwähnten Berge umgibt. Der Platz war bequem, und die Witterung mild genug, um die Nacht daselbst zu verbringen. Sie zogen diese Rast einem langen gefährlichen Marsche vor, welchen sie in der Dunkelheit hätten machen müssen. Nachdem sie sich die Umgegend angesehen hatten, benutzten einige die Dämmerung, den Sumpf zu untersuchen. Indem sie auf eine lange Zunge festen Bodens trafen, gewannen sie endlich den Fuß der Berge und gingen auf den Lagerplatz zurück, belastet mit erlegtem Wildpret.

Die Nacht war dunkel und dunkler geworden, und Alles hatte sich zur Ruhe begeben, als die Schildwachen, erschreckt durch ein außergewöhnliches Schauspiel, Lärm im Lager machten. Die Berge schienen plötzlich in Flammen zu stehen. Man erblickte eine unendliche Menge von Feuern, welche gegen Himmel schlugen, und deren Zahl sich in jedem Augenblicke mehrte. Obgleich die Entfernung nicht sehr groß war, war es doch unmöglich, die Ursache dieser Feuersbrunst zu erkennen; und bei einem Orte, den man verlassen glaubte, mußte Jeder an eine mehr als menschliche Einwirkung denken. Man war übrigens sicher, daß die Neger, welche man verfolgte, eine verschiedene Richtung eingeschlagen hatten; die englischen Hauptleute, Morton und Riglegh, hielten dessen ungeachtet für angemessen, ihre Mannschaft den Rest der Nacht unter Waffen zubringen zu lassen, und auf morgen die Untersuchung, welche Art von Gefahr sie zu bestehen haben würden, aufzuschieben.

Während dessen entschlossen sich die Jäger, welche einige Stunden vorher über den Sumpf gegangen waren, zusammen auf dem nämlichen Wege, welchen sie schon gegangen waren, dahin zurückzugehen. Da dieses Unternehmen den Befehlen der Hauptleute zuwider war, so vollführten sie es im Geheimen; blos die Neugierde trieb sie. Sie fanden glücklicher Weise ihren Weg wieder auf, und erkannten, nachdem sie bis zu den Bergen vorgerückt waren, daß die Flammen aus den Wipfeln mehrerer großen Bäume hervorbrachen, welche auf dem Abhange dieser Berge zerstreut standen. Der Muth verließ sie nicht. Sie erstiegen mit vieler Mühe innerhalb einer Stunde den Berg, ungeachtet der Schwierigkeiten einer so wilden Gegend. Ungefähr aus fünfzehn Mann bestand die kleine Schaar; zwei davon fielen unglücklicher Weise in die Abgründe und verloren ihr Leben, indem sie zerschmettert am Fuße des Felsen niederfielen; die übrigen dreizehn aber, durch dieses Unglück nicht erschreckt, erreichten einige der ersten Bäume, deren Licht ihnen als Führer gedient hatte.

Sie glaubten nun dem gewünschten Aufschlusse nahe zu seyn, erblickten indessen nichts in der Umgebung der Bäume, was sie auf die geringste Muthmaßung hätte bringen können; im Gegentheil hatten die Bäume zu ihrem Verdrusse nur gleich den Palmen die Blätter auf der Spitze des Stammes und ermangelten der Zweige, um hinaufzuklettern. Obendrein sahen sie am Fuße der Bäume die Flamme weniger, als in der Entfernung, weil die

Digitized by Google

Belaubung zu dicht war, um das Licht durchzulassen. Der Aerger über den vergebenen Gang bestimmte sie zu einer Flintensalve. Sie schossen in das Laub und eine ihrer Kugeln traf so gut, daß alsbald aus der Höhe ein schwerer Körper zu ihren Füßen fiel, den sie im Augenblicke für einen Neger erkannten.

Mag die Erzählung bis jetzt den Anschein eines Feenmärchens haben, so wird die Entwicklung bald genug das Thatsächliche darthun.

Die dreizehn Abenteurer wurden, etwas kleinlaut beim Anblicke des Leichnams. Es lag zu Tage, daß sich noch mehr Neger in den Bergen vorfinden konnten, und daß nicht allein diese beleuchteten Bäume einen Neger tragen dürften, sondern daß wahrscheinlich in der Nachbarschaft ein zahlreicher Haufe dieser Wilden zu finden seyn möchte, der nicht ohne Absicht diese sonderbare Erleuchtung vornahm. Die Furcht, überfallen und von der Uebermacht erdrückt zu werden, ließ die Engländer an den Rückzug denken.

Sie nahmen blos den Körper des Schwarzen mit sich, um ihren Kameraden mit ihm eine Bürgschaft ihres Abenteuers zu geben. Der mühselige Weg bis zum Fuße des Gebirges hielt sie lange auf, und es war schon Tag, als sie am Saume des Sumpfes standen. Aber im Augenblicke, als sie ihren Marsch zu beschleunigen begannen, hörten sie hinter sich das Geräusch mehrerer Schritte auf dem Gebirge. Sie waren noch im Zweifel, sollten sie dem Nachkommenden die Spitze bieten oder die Flucht ergreifen, als sie im Rückschauen nur eine geringe Zahl Feinde erblickten, von denen sie sich verfolgt wähnten. Es waren nur drei Personen, von deren Aussehen und Waffen sich keine Feindseligkeit erwarten ließ; im Gegentheile streckten sie bei ihrer Annäherung die Arme nach ihnen aus, als wollten sie sich eine Gunst erbitten.

Die Engländer nahmen sie mit Freundlichkeit auf, und erkannten bald aus deren Sprache, daß sie Spanier vor sich hatten, und aus ihren Freudenbezeugungen, daß sie sich großem Unglück entrissen wähnten. Der Eine von ihnen hatte einen Bart und Haare von bewundernswerther Weiße, weniger übrigens in Folge der Last seiner Jahre, als der über ihn ergangenen Beschwerlichkeiten; denn er zählte kaum 61 Jahre. Die beiden Andern waren sein Sohn und seine Tochter, beide in der Blüte der Jugend — der Jüngling von trefflicher Gestalt, doch so brauner Färbung, daß er nur wenig sich von einem Neger unterschied. Die Jungfrau aber im Gegentheile war weißer, als Spanierinnen gewöhnlich sind, und, obgleich sie die sonderbarste Tracht hatte, von ausnehmender Schönheit. Die Engländer trugen auch Verlangen, auf der Stelle die Einzelheiten ihrer Abenteuer zu erfahren.

Doch die Worte des Greisen, sie dürften keinen Augenblick verlieren, liebten sie ihre Freiheit, siegten über die Neugierde. Mit Freude hörte der alte Spanier, daß sie sich auf ein beträchtliches bewaffnetes Chor zurückziehen könnten, und drang darauf, vor den Anführer gebracht zu werden. Noch auf dem Wege umarmte er oft seine Kinder, und bezeigte in jeder möglichen Weise den Befreiern seine Erkenntlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Badens Vorzeit.

Mitgetheilt von August Schnezler.

1.

Die Pistole von Ueberlingen.

In muntern Gesellschaften am deutschen Gestade des Bodensee's hört man zuweilen an anwesende Ueberlinger Gäste die Frage stellen: „Nun wie steht's; ist das Pistol noch nicht losgeschossen?“ — Die Antwort darauf wird gewöhnlich etwas derb ausfallen, ja wir waren Ohrenzeuge, daß einem solchen naseweisen Frager mit einem ganzen Vorrath altreichsstädtischer Grobheiten aufgewartet wurde. Was zu dieser Frage den ersten Anlaß gab, das wird nicht leicht von einem gebornen Ueberlinger mitgetheilt, sondern es bleibt in der Regel einem Nachbarstädter überlassen, die Neugierde der Gesellschaft zu befriedigen.

Man erzählt es sich folgendermaßen: Zur Zeit, als Ueberlingen noch unmittelbare freie Reichsstadt und noch vom alten, dicken Zopfgeist erfüllt war, erhielt sie einmal plötzlich ohne vorherige Ansage den Besuch des Oberhaupts des heiligen römischen Reichs, des deutschen Kaisers. Die allgemeine Bestürzung und Verlegenheit, welche diese Ueberraschung im Städtchen hervorbrachte, läßt sich nicht schildern, denn auch nicht die geringsten Vorbereitungen zum würdigen Empfang eines so hohen Besuches waren getroffen. Ein Trost war die Nachricht, der Aufenthalt des Kaisers werde nur von kurzer Dauer seyn, und sich auf die Besichtigung der ehrwürdigen Kirche beschränken. Aber auch dies konnte man nicht ganz ohne festliche Theilnahmsbezeugungen von Seiten der Bürgerschaft mit ansehen. Der hochweise Rath hatte gehört, daß bei der Kaiserkrönung zu Frankfurt a. M. Teppiche auf dem Wege vom Dome nach dem Römer gebreitet würden, auf welchen der Kaiser einherschreite; sollte dies in Ueberlingen — so gut freie Reichsstadt wie Frankfurt, wenn gleich etwas kleiner

Digitized by Google

— nicht auch nachgeahmt werden können! Allein woher genug Teppiche nehmen, um wenigstens nur eine kurze Strecke weit das Gassenpflaster damit zu bedecken? Im ganzen Städtchen fanden sich nur zwei brauchbare Teppiche vor. Da erhob sich ein Mitglied des Magistrats und löste den Knäuel der Verlegenheit. „Man solle, da der Kaiser doch zu gleicher Zeit nicht auf zweien, sondern immer nur auf einem Teppich zu gehen brauche, den überschrittenen ersten jedesmal sogleich hinter ihm wegziehen und vor den zweiten hinlegen. Groß war die Freude über dies tiefsinnige Auskunftsmittel und man gratulirte sich allgemein dazu. Aber ach! die Anwendung mißglückte durch die Voreiligkeit der allzueifrigen Spießbürger. Denn als der Kaiser im feierlichen Zug die Domkirche wieder verließ und die Teppichmanipulation ein paar Schritte weit auch ziemlich gut von statten gegangen war, da geschah es, daß die Teppichausbreiter einmal den hinteren Teppich in der Eile schon wegziehen wollten, ehe noch die kaiserliche Majestät denselben ganz überschritten hatte, so daß hochdieselbe strauchelte und ganz unmanierlich auf den kotigen Boden zu fallen kam. Entsetzlich war der Schrecken der guten Ueberlinger, doch des Kaisers Milde strafte sie nicht mit der geringsten Ungnade; die einzige Rache, die er sich für diese Plumpheit gestattete, bestand darin, daß er vor seiner Abreise den Bürgermeister und Rath der freien Reichsstadt zu sich beschied und ihnen eine geladene Pistole mit dem Bedeuten überreichen ließ, daß dieselbe der Stadt zum Andenken an seinen Besuch verbleiben, aber von keines Menschen Hand losgeschossen werden dürfe, es sey denn, er träfe auf der Weiterreise durch seine Staaten noch gröbere Leute an, als die Ueberlinger, wovon er ihnen alsbald treuliche Nachricht ertheilen wolle.

So die Sage von der Pistole. Bis zum heutigen Tage soll sie aber noch immer geladen seyn.

Miscelle.

„Man erzählt sich in verschiedenen Kreisen von einer Erscheinung der „weißen Frau“ im kgl. Schlosse in Berlin. Aus sicherer Quelle kann ich ihnen mittheilen, daß in der Nacht vom 19. ein Soldat vom Kaiser Alexander-Grenadier-Regiment, der in der Nacht auf Posten im Schweizer-Saale des kgl. Schlosses stand, behauptet während dieser Zeit eine solche Erscheinung gesehen zu haben. Nach seiner Aussage, die sofort zu Protokoll genommen wurde, zeigte sich ihm plötzlich eine weiße Frauengestalt, die durch den Saal schritt. Er will sie dreimal angerufen, aber keine Antwort erhalten haben, und als er mit dem Bajonett auf sie zuging, stach er durch die Luft. Ich überlasse natürlich den Lesern diese Aussage sich auf eine oder die andere Weise zu erklären. Bekannt ist die Sage von der Erscheinung der „weißen Frau“ vor jedem wichtigen Ereignisse in unserer Königsfamilie, die man zuletzt im Jahre 1840 gesehen haben will. Im weißen Anzuge soll sie ein frohes, — trägt sie schwarze Handschuhe ein unglückliches Ereigniß bedeuten.“

Lenzinen.

Von A. Schnezler.

2.

Frühmorgens.

O Morgenroth! O Morgenluft!
Ihr hauchet mit frischem Weben
In meines Herzens trübe Kluft
Gleich erster Jugendliebe Duft
Ein neues Licht und Leben.

Es wird darin so sonnenhell
Von Lieb und Lieb durchklungen,
Als wäre stets ein Wonnequell
Aus seinem Schooß entronnen hell,
Voll Maibegeisterungen.

War sonst mein Herz ein Sorgenthal
Voll lauter Herbstzeitlosen,
Vor aller Welt verborgen, fahl —
O Morgenluft, o Morgenstrahl,
Ihr wandelt sie zu Rosen!

3.

Laß die Wühler wühlen und die Schaar
Auch der Heuler heulen immerdar!
Steig' empor aus diesem Jammerthale
Zu des Musenbergers Hochaltar,
Zu dem Gipfel, wo so rein die Lüfte,
Der Begeistrung Born so hell und klar!
Sieh' herab dann auf das wirre Treiben,
Das der Menschlein Politik gebar;
Wie sie immer weiter nur entfernen
Sich von allem, was gerecht und wahr,
Und mit Ichsucht Herz und Herz sich füllet,
Wo sonst nur der Sitz der Liebe war.
Laß den Kriegerseelen ihre Höhlen,
Auf der Sonne, junger Dichteraar!

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 39. Kaiserslautern, Donnerstag, 16. Mai **1850.**

Frankreich, das Königthum und die Gesellschaft.

(Aus dem Const. Correspondenten.)

Sechzig Jahre lang hat Frankreich das Monopol der Freiheit, Paris das Privilegium der Civilisation behauptet; die Leute jenseits des Rheins waren nicht viel besser, als Hyperboräer, Heloten und Barbaren; man fand es kaum der Mühe werth, ihre Geographie und Geschichte anders als vom Hörensagen kennen zu lernen. Die Weltgegenden hatten sich umgekehrt, im Osten war Nacht, die Sonne ging von Westen auf. — Nach sechzig Jahren steht Frankreich am Sarge seiner Größe, am Abgrunde seines Glückes, — in Angst vor dem morgenden Tage, in Verzweiflung über gestern, und kaum heute glaubend. — Nach sechzig Jahren ist Frankreich so unglücklich geworden, daß es seine Freiheit für den Gehorsam, seine politische Kultur für die Sicherheit austauschen möchte, wenn es — noch möglich wäre. Aber es ist nicht mehr möglich, die Freiheit Denen zu entreißen, die sie mißbrauchen, und die Kultur zurückzubringen in die Gränzen der Vernunft und der Wahrheit. — Die Freiheit steigt als Anarchie über die Dämme, und die Kultur hat diese Dämme zerfressen; Frankreich zittert vor ihrem Bruche, es berechnet die Stunde der Sündfluth; Frankreich zittert vor sich selber. — Die Besseren und Weiseren in Frankreich blicken mit ihrer letzten Hoffnung über den Rhein. Wohin Frankreich sechzig Jahre lang die Missionäre der Revolution sandte, von daher hoffen sie jetzt auf den Talisman, der die wilden Geister der Revolution bannen, versteinern soll. — Deutschland ist es, welches vom Sturme der Februarrevolution nur die Zeitigung seiner Freiheit gewonnen, aber in sittlicher Kraft die Gefahren der Freiheit von sich abgewehrt hat. Frankreich fühlt den Hauch des Todes, Deutschland ist Rekonvalescent. — An Deutschlands Beispiel, an seiner Treue gegen die Monarchie, an seiner Besonnenheit und Mäßigkeit im Genusse der Freiheit, an der Festigkeit und Widerstandsfähigkeit seiner Staatsformen hofft Frankreich das Elixir gegen seine Krankheit, das Zauberwort gegen seine Gefahren zu gewinnen.

Wird diese Hoffnung erfüllt werden?

Wenn die rothe Republik über ihre trikolore Stiefschwester Gericht hält, — Deutschland, Europa wird mit Trauer dem Brande zuschauen, aber mit wachsamem Ernst sein eigenes Dach hüten. Dieser Brand wird in sich selbst auslodern müssen, denn er verzehrt keinen Thron mehr, sondern die Gesellschaft; hier gibt es keine Intervention. — Frankreich wird den Kelch leeren müssen; es hat ihn sich selbst gefüllt. Die Gesellschaft hat die Monarchie Ludwig's XVI., Napoleon's, Karl's X., und Ludwig Philipp's nach einander von sich geworfen; sie hat die Februar-Republik selbst unmöglich gemacht, weil es an den Tugenden gebrach, welche zur Republik unentbehrlich sind; die Gesellschaft ist nicht zu retten, die sich nicht selber zu retten vermag. — Weder das Beispiel noch die Hülfe des Nachbars kann ihr Das geben, was sie verloren hat: „die Religion des Königthums.“ Nur das Unglück mit seiner reinigenden Kraft, die Reue mit ihrer heilenden Erkenntniß führt irrende Völker zur sittlichen Gesundheit zurück. — Dem gegenüber ist es völlig gleichgültig, ob Sue oder Leclerc im Nationalpalast sitzen. Auch eine Mehrheit für Leclerc wäre nur eine Palliative gewesen. Diese Wahl ist ein neues Zeichen der Zukunft; aber sie ändert nichts daran, als vielleicht das Tempo des Schrittes.

Der Spanier auf Jamaika.

Aus dem Französischen des Abbe Prevost von P. Z.

(Fortsetzung.)

Der Oberste Morton, welcher die kleine englische Armee befehligte, war eben im Begriffe, das Lager aufzuheben, als man ihm meldete, daß dreizehn seiner Leute von den Bergen zurückkämen. Die Freude darüber ließ ihr Vergehen vergessen. Sie erstatteten

Digitized by Google

Bericht, welchem man kaum Glauben geſchenkt hätte, wären ſie nicht zugleich den Beweis zu liefern im Stande geweſen. Die ganze Truppe wünſchte mit Ungeduld die Erzählung des alten Spaniers, von welcher man die Erklärung dieſer wunderbaren Räthſel erwartete; aber die allgemeine Hoffnung ſah ſich getäuſcht durch die Bitte des Greiſes an die Kommandanten, ihnen eine beſondere Eröffnung machen zu dürfen. Dieß geſchah, und er begann:

Der traurige Zuſtand, in dem ich mich befinde, ſoll mich nicht hindern, Ihnen, meine Herren, zu geſtehen, daß ich Anſpruch auf einen gewiſſen Rang und Anſehen machen darf. Meine Begleiter ſind mein Sohn und meine Tochter. Trotz des lebendigen Dankgefühls für Sie als meine Befreier war ich auf dem ganzen Wege im Zweifel, ob ich Ihnen eine offene und ganze Erzählung meiner Abenteuer geben ſollte. Das Andenken an alle Umſtände macht mich erröthen, ſeitdem ich hier bin; jedoch die Strenge meines Geſchicks ließ mich ſie nicht vermeiden. Indeſſen gibt es einen Ausweg, um Ihren gerechten Anſprüchen auf Kunde meines Lebens zu genügen, ohne die gebotenen Rückſichten gegen mich ſelbſt zu verletzen. Ich werde Ihnen mein Unglück erzählen, aber verſchweige dabei meinen Namen — was ich der Ehre meiner Kinder und ſelbſt der meinigen ſchuldig bin.

Es ſind faſt neun Jahre, daß mich ein Schiffbruch an die Küſte dieſer Inſel warf. Mit meiner Familie und dem beſten Theile meiner Habe war ich von Merico abgereiſt, um in mein Vaterland Spanien zurückzukehren, das ich ſeit meiner Jugend verlaſſen hatte. Ein günſtiger Wind hatte uns bis an das Ende des Meerbuſens geführt, als uns ein ſo wüthender Sturm überfiel, daß alle Anſtrengungen der Matroſen zu nichte wurden. Der Steuermann berichtete uns, daß nur Rettung in der Schaluppe zu finden ſey, weil das Schiff ſelbſt hundert Lecke hätte. Ich gab meinen Reichthum Preis, um meine Gattin und ſechs Kinder zu retten. Meine Leute brachten ſie glücklich in die Schaluppe, und ich folgte, nichts bedauernd, als meine Matroſen und den Steuermann, welche ohne Zweifel von den Fluthen verſchlungen werden würden.

Es waren unſerer achtzehn in der Schaluppe; wir hegten Hoffnung, eine unbekannte Küſte zu gewinnen, an welche wir ungeachtet der Dunkelheit zu gelangen hofften; aber das Meer wollte nicht länger ſeine Laſt tragen. Aufs Neue erhob ſich ein Wogenberg und warf uns in einen tiefen Abgrund hinab. Und meine Gattin mit vier Kindern und acht meiner Dienſtleute gingen zu Grunde; mich wollte der Himmel für längern Schmerz aufbewahren, und ich weiß nicht, welches Wunder mich den Wellen entriß. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich auf dem ſandigen Ufer, zwei meiner Kinder in den Armen. Hier ſind ſie! Mein Sohn zählte damals 12 Jahre, und meine Tochter war kaum neun vorbei. Ich hielt ſie ſo feſt gedrückt wider meine Bruſt, daß ich kaum meine Arme zu öffnen vermochte, um ſie frei zu geben. Mein Auge ſucht vergeblich ihre unglückliche Mutter und den Reſt meiner armen Familie. Selbſt auf den Augenblick konnte ich mich nicht erinnern, in welchem die Gewalt der Wellen mich von dem getrennt hatte, was mir das Theuerſte war. Aber es kann nicht anders ſeyn — ich ſaß in der Nähe der beiden geretteten Kinder und umfaßte ſie in der Erregung väterlicher Zärtlichkeit mitten in dem Wüthen des Sturmes im Angeſichte der äußerſten Gefahr. Ach! wenn ich den Himmel ob meiner Rettung ſegne, ſo geſchieht es wahrlich nicht mit jener Freude, welche empfangene Wohlthaten einhauchen! Welche Früchte trug mir das Wunder, welches er zu meinen Gunſten gewirkt hatte? Das Leben, welches er mir ſchenkte, diente zu nichts, als meine Verluſte zu empfinden und zu beweinen.

Indeſſen der Anblick der beiden mir übrigen Kinder beſchwichtigte meine Verzweiflung. Die Thränen derſelben, für welche ich immer einige Vorliebe gehabt hatte, rührten mich und ließen mich auf Hülfe denken. Ich durchſuchte die Küſte, um vielleicht einen Fiſch zur Nahrung aufzufinden, und ſah dabei zwei ſchwimmende Leichname, die Leichen zweier meiner Bedienten. Ach, ſie ſind todt! ſprach ich zu mir, und machte Anſtrengungen, ſie aus dem Waſſer zu ziehen. Es gelang. Aber wer beſchreibt meine freudige Ueberraſchung, als ich ſie bald die Augen öffnen ſah. Gerechter Himmel! ihm gefiel es nicht, auf gleiche Weiſe meine Gattin, meine theuern Kinder in Schutz zu nehmen, aber wie oft und mit welcher Innigkeit bat ich ihn um dieſe Güte, wie oft wagte ich nicht, mir mit dieſer Hoffnung zu ſchmeicheln.

Länger als 15 Tage weilte ich an dieſem Ufer, ohne es über mich gewinnen zu können, mich zu entfernen; endlich ſtieg ich die Küſte hinan, gefolgt von meinen beiden Kindern und meinen Dienern. Stand ich auch in gänzlicher Ungewißheit, in welchem Lande ich mich befände, ſo hatte ich doch noch nicht die mindeſte Beſorgniß empfunden, es möchte öde und unbewohnt ſeyn. Indeſſen war ich doch überraſcht, nach einem Marſche von mehreren Meilen nichts zu finden, was nur von Ferne auf Bewohner hingedeutet hätte.

Wir gelangten an den Rand dieſes Sumpfes,

Digitized by Google

welchen zu überſchreiten, man mir anfänglich widerte; denn ich fand nur einen moraſtigen Grund und von der andern Seite Gebirge; aber gerade in letzterem Umſtande fand ich eine Veranlaſſung, einen Uebergang zu ſuchen. Denn ich hoffte von der Spitze eines Berges eine Ausſicht in die nächſten Ebenen und dort Wohnungen und Leute zu erblicken. Mit Mühe kamen wir hinüber, und eben ſo mühſam erſtiegen wir den Berg bis zur gänzlichen Kraftererſchöpfung. Zur Nahrung hatten wir nur noch eine kleine Anzahl trockener Fiſche. Die Anſtrengung, der Hunger und die Leiden meiner Seele ließen mich hundert Mal wünſchen, im kühlen Grunde des Meeres begraben zu liegen.

Wir erreichten den Gipfel, und ſo weit das Auge reichte, war nichts zu ſehen, was uns Raum zur Hoffnung gegeben hätte. Der Reſt des Tages verging uns in einer tödtlichen Unruhe. Doch als gegen Abend unſer Blick ins Innere des Gebirges ſtreifte, entdeckte ich einen dicken Rauch, der von keiner weit entfernten Stelle kommen konnte. Mit Haſt folgten wir dieſem Hoffnungsſtrahle, und das Geräuſch, welches wir vorwärts dringend endlich vernahmen, ließ uns keinen Zweifel mehr, daß wir uns in der Nähe eines bewohnten Ortes befanden.

Ja, in der That: dort wohnten Menſchen, aber Menſchen von einer Rohheit und Wildheit, daß das äußerſte Elend dazu gehörte, um dies Begegnen als ein Glück anzuſehen. Sie waren bei unſerm Anblicke erſtaunt; indeſſen unſere demüthige Haltung und unſere kleine Zahl beruhigte ſie. Die Dunkelheit hatte mich verhindert, zu erkennen, daß ihre Hütte nicht vereinzelt ſtand, wie ich mir im Anfange eingebildet hatte; hätte ich anfänglich glauben können, daß eine neben der andern in einer langen Reihe ſtände, ſo würde ich vielleicht geahnt haben, welcher Gefahr mich eine Ankunft bei Nacht ausſetzte, und die Klugheit würde mir gerathen haben, erſt bei Tage vor ſie zu treten. Der Rauch hatte mich getäuſcht, der nur von einem Herde mir aufzuſteigen ſchien. Mag es nun Unglück mag es Mangel an Klugheit geweſen ſeyn, mit dieſem unvorhergeſehenen Gange begannen die Fehler, welche jetzt meine Schande machen und welche nicht einmal durch ihre Nothwendigkeit entſchuldigt werden können. In dieſer erſten Hütte hielten ſich nur 10 oder 12 Wilde auf. Sobald ich mich bemühete, ihnen mit Zeichen zu verkünden, wie benöthigt wir ihrer Unterſtützung ſeyen, benachrichtigten ſogleich Einige derſelben ihre Nachbarn von unſerer Ankunft. In einem Augenblicke hatte uns eine Menge dieſer Barbaren umgeben, und das Getöſe, welches ſich weiterhin erhob, ließ mich ſchließen, daß deren noch eine weit größere Anzahl war. Sie thaten uns keine Gewalt an, aber ihre Verwunderung verrieth ſich auf eine ſehr läſtige Weiſe. Namentlich zog meine Tochter, welche alle Reize und Vorzüge der Kindheit beſaß, ihre Blicke auf ſich. Dazu kam noch ihre reiche Tracht; ſie trug ein mit Gold durchwirktes Kleid, welches das Meerwaſſer nicht verdorben hatte, und aus ihren Haaren funkelten die Blitze glänzender Diamanten. Ich hielt ſie an der Hand und ſprach ihr Muth ein, als ſie mir durch einige wilde Weiber entriſſen wurde, ohne daß ich mich dieſem Angriffe hätte widerſetzen können, von dem ich auch nicht die geringſte Vorahnung gehabt hatte. Die Empfindungen dieſes ſchrecklichen Augenblicks kann nur ein Vater begreifen! Ich ſtürzte mich rückſichtslos in die Mitte des Haufens, ſchlug 7 oder 8 Wilde nieder, erreichte meine Tochter und verbarg ſie in meinen Armen. Niemand widerſetzte ſich meinem Thun, im Gegentheile glaubte ich in dem Gemurre aller Zuſchauer die Mißbilligung des Unternehmens ihrer Weiber zu hören; und vielleicht hatten dieſe ſelbſt auch keine andere Abſicht, als ein Kind zu liebkoſen, welches ſie liebenswürdig fanden. Aber väterliche Zärtlichkeit beruhigt ſich nicht ſo leicht.

(Fortſetzung folgt.)

Miscelle.

Paris, 9. Mai. Herr Heald iſt nun abermals in die Arme ſeiner Gattin (Lola Montez), die ſeit drei Wochen in Paris lebt, zurückgekehrt. Er war ihr in Kadix im verfloſſenen Winter durchgegangen und ſie hatte ihn mit dem Piſtol in der Hand bis Gibraltar auf dem Fuß verfolgt, ohne ihn glücklicherweiſe zu erreichen. Es gelang ihm nach England zu entkommen, wo er der Zeit von der Zärtlichkeit ſeiner Gattin in ſoweit geſichert war, da ſie den engliſchen Boden nicht betreten kann, ohne ſogleich körperlich verhaftet zu werden, weil ſie bekanntlich in zweiter Ehe mit einem Engländer lebt, während der erſte auch noch in Oſtindien leben ſoll, wohin er ſich wahrſcheinlich geflüchtet hat, um recht weit von ſeiner Gattin entfernt zu ſeyn. — Herr Heald hat in den Champs Elyſees ein ziemlich wohnliches Haus für 16,000 Franken gemiethet und für 75,000 Franken möblirt. Der Mann iſt reich, allein die Frau Heald hat kein ſo glänzendes Einkommen mehr wie früher. Ihr monatliches Einkommen von 1680 fl. iſt von ihrem väterlichen Freund und Gönner auf 840 fl. reducirt, weil ſie ſich ohne ſeine Erlaubniß mit Herrn Heald

Digitized by Google

verehelicht hat. — Lola Montez hat seit ihrem Aufenthalte in Paris eine heftige Prügelei mit der Nichte des Hausvermiethers gehabt. Die Französin wurde bei diesem Gefechte von ihrer Tante, einer kräftigen Irländerin secundirt und Lola von ihrer Zofe unterstützt, ziemlich hart mitgenommen. Nun erzählt aber der Constitutionnel folgende artige Anekdote von ihr: Am letzten Montag stand Nachmittags eine 4spännige Equipage, nahe am Eintrachtsplatze, am Eingange der elyseeischen Felder. Die Ausstattung war höchst elegant; die Jokey's trugen Mützen und Jacken von reichem Sammt, die Bedienten waren prächtig gekleidet, nur die Besitzerin der Pracht-Carosse war abwesend. Bald sammelte sich eine Menge Neugieriger um den Wagen. Einige sprachen laut ihre Bewunderung aus, während andere wieder wohlmeinend riefen: „Seht die Aristo's; es ist ein Hohn auf das Elend des Volkes. Niemand hat ein Recht auf Ueberfluß, so lange noch Jemand das Nothwendige fehlt.“ (Bekanntlich Worte E. Sue's.) Die Jokey's blieben völlig gleichgültig bei diesen Ausfällen und diese Kälte ärgerte ihre Dränger noch mehr, so daß endlich die Vordersten sich persönlich an die Dienerschaft wandten und fragten: „Wem gehört Ihr an? Wie heißt der Aristokrat, dem diese Equipage gehört?“ Mit größter Kaltblütigkeit antwortete einer der Bedienten: „Sie gehört Herrn Eugen Sue.“ Ein allgemeines Gelächter der Umstehenden bestrafte jetzt die zudringlichen Frager, die sich kleinlaut davon schlichen. Die Equipage gehörte aber nicht E. Sue, sondern der Lola Montez. — Der Spaß war nobel aber ob gefahrlos?... Doch die Franzosen sind galant und lieben den Witz. — Madame Heald braucht deßhalb in Paris den Straßenkoth nicht zu fürchten.

Frühlingszeichen.

Waldmeister streckt sein Köpfchen heraus,
Das lustige Meisterlein;
Nun pflücken wir bald einen vollen Strauß
Und trinken Maienwein!

Und trinken wir duftigen Maienwein,
Sind auch die Lauben grün —
Wie glänzend wallt der blaue Rhein,
Wie roth die Röslein glühn!

Und glühn die rothen Röselein,
Dann fügen wir Paar an Paar;
Die blühn mit lieblichem Purpurschein
In Liebchens dunkelem Haar;

Und's Liebchen glüht wie von jungem Wein,
Schaut süßverwirrt mich an —
Soll das nicht der nahende Frühling seyn,
Hilf Gott, was ist es dann?

Neueſtes aus Frankreich.*)

Der National vom 13. d. bringt folgende wichtige Nachricht aus Piemont: Die piemonteſiſche Zeitung, gewöhnlich ſo ſtumm wie ein Sphinx, meldet vom 7. Mai, daß ſich der Miniſterrath in den Gemächern des Königs verſammelt habe, um über eine Anforderung Oeſterreichs zu berathſchlagen, die dahin geht, einen Durchgang öſterreichiſcher Truppen durch die piemonteſiſchen Staaten zu erlauben und zu dieſem Behufe ihm einige Feſtungen als Unterpfand der Sicherheit einzuräumen. Daß dieſer Durchgang Frankreich gilt iſt außer Zweifel. Was die Sache aber noch wichtiger macht, iſt eine kräftige Einſprache Englands und eine Aufforderung an den König von Sardinien, das Land unter die Waffen treten zu laſſen, was in dieſem Augenblick auch geſchieht.

— Der Präſident der Republik, um dem politiſchen Treiben und Geräuſch der Hauptſtadt auszuweichen, will ſeine Reſidenz im Elyſee auf 14 Tage verlaſſen und nach Fontainebleau ſich zurückziehen, um wie man ſagt reine Luft zu genießen. — —

Der National vom 13. d. ſagt: Das berühmte Geſetzesprojekt der Wahlreform fängt an ſeine Früchte zu tragen und viele Mitglieder aus der Majorität beginnen darüber ernſtlich nachzudenken, viele ſollen Furcht und Angſt bezeigen, über die ernſte Lage der Dinge, die da kommen.

Daſſelbe Blatt bringt eine Zuſammenſtellung nach Departementen, und weiſt klar und pünktlich nach, daß durch das neue Wahl-Reform-Geſetz 4,800,000 Wähler ihr Wahlrecht in Frankreich verlieren. — Der Polizei-Präfekt hat ſich nun auch an die herumziehenden Drehorgler gemacht. Alle Spieler dieſes unſchuldigen Inſtruments, welche bisher ungeſtört in Paris ihre Induſtrie betrieben, ſind durch die Polizei aus der Stadt vertrieben; ſie haben ſich in die Gemeinden des Banlieu zurückgezogen, aber ſie wurden auch da vertrieben. Heute ſah man viele ſolcher Leute in Verhaft nehmen und auf die Polizeipräfektur führen.

*) So lange die Nachrichten aus Frankreich von beſonderem Intereſſe ſind, werden wir auch im Plauderſtübchen das Neueſte von dort her mittheilen. D. R. d. B.

Verantwortlicher Verleger J. Kayſer.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 40. Kaiserslautern, Samstag, 18. Mai **1850.**

Der Spanier auf Jamaika.

Aus dem Französischen des Abbe Prevost von P. Z.

(Fortsetzung und Schluß.)

Meine Einbildung stellte mir eine Menge Gefahren für meine Tochter vor, und in der heftigen Bewegung dieses Gefühls faßte ich einen schändliche Entschluß, den ich auf der Stelle mit eben so viel Glück als Gottlosigkeit ausführte. Ich stellte meine Tochter in die Mitte des Kreises, den die Wilden um uns bildeten, und warf mich vor ihr auf die Kniee. Meinem Sohne und meinen beiden Dienern befahl ich meinem Beispiele zu folgen. Ich faltete die Hände und warf mich mit dem Gesichte auf den Boden und sprach ein langes Gebet; mit einem Worte, ich vergaß Nichts, was den Anschein einer wahrhaften Anbetung zu geben vermochte und meine Tochter als eine Gottheit darzustellen im Stande war. Da bei allen Menschen die natürlichen Bewegungen des innern Menschen gleichen Ausdruck haben, so zweifelte ich nicht, daß diese Wilden, beteten sie anders nur irgend eine Sache an, augenblicklich begreifen müßten, daß diese Verehrungen einem höhern Wesen gälten, und schmeichelte mir, ihnen eine darauf hingehende Achtung für meine Tochter einzuflößen.

Eine Zeitlang betrachteten sie mich mit Ueberraschung; aber bald erkannte ich aus ihrem Stillschweigen und ihren verehrungsvollen Mienen, daß mein Trug sein Ziel nicht verfehlt hatte. In der That! nach einem Augenblicke einer leisen Besprechung fielen sie vor meiner Tochter zur Erde und erwiesen ihr die gleichen Ehrenbezeugungen, wie ich, gleich als wollten sie das Unrecht wieder gut machen, welches sie erlitten hatte.

So ließ mich das Geschick mein erstes Verbrechen begehen. Ich fühle mich zu diesem Bekenntnisse gedrängt, durch die Hoffnung, daß der Himmel diese freiwillige Demüthigung als ein Zeichen meiner Reue ansehen wird.

Nach einem solchen Eingange war es mir leicht, die Wilden in dieser Meinung fortzuerhalten; eine zweite Frucht war die, nach meiner Tochter am meisten geehrt und geachtet zu seyn. Ohne Nachlaß blieb dieser Zustand während fast neun Jahren. Noch habe ich zu bemerken, daß ich zu besserer Durchführung meines Planes von der ersten Nacht an niemals meine Tochter vor den Wilden essen ließ. Die Wilden, so leicht zu betrügen, überredeten sich ohne Mühe, daß sie ohne Nahrungsmittel lebe.

In der Folge erkannte ich, daß diese Wilden eine besondere Verehrung für das Feuer hatten, und ich benutzte diese Verblendung, um die Bande enger zu ziehen, indem ich manchmal ein großes Feuer auf dem Firste der mir überlassenen Hütte anzündete. Darin glaubten sie ein Zeichen des Verständnisses zwischen ihrer alten und ihrer neuen Gottheit zu erkennen. Von ihnen stammt auch die sonderbare Bekleidung meiner Tochter. Fast jeden Tag behingen sie sie mit einem neuen Putzstücke und diese Weise ihrer Haut, die Sie, meine Herren, nach einem 9jährigen Aufenthalte an einem solchen Orte, als wir eben verließen, überraschen muß, verdankt ihren Ursprung nur der Sorgsamkeit eben dieser Wilden, mit welcher sie beständig die leichteste Unbequemlichkeit der Luft und der Jahreszeit von ihr abzuwehren suchten.

Ich will mich nicht aufhalten, ihre Sitten und Gebräuche zu erzählen, die in nichts von denen der übrigen Wilden abweichen. Ihre Nation ist nicht zahlreich, weßhalb ich glaube, daß sie nicht alt ist und zufällig, so wie ich, ihre Ureltern in diese Berge kamen. Stumpfsinnig, wie sie sind, war es mir unmöglich, von ihnen die geringste Aufklärung zu erhalten. Eben so wenig wußten sie, ob ihr Land eine Insel war, ebenso wenig seinen Namen und seine Größe; zum erste Male hörte ich von ihren Begleitern, daß ich auf Jamaika mich befände. Fragen Sie, warum wir so lange bei diesen Horden uns aufhielten, so geschah es, weil wir nicht wußten, was wir zu hoffen hatten, wenn wir sie verließen, und dann aus Furcht noch schrecklicherem Uebel entgegen zu gehen. Auf der andern Seite verbot auch die jugendliche Zartheit meiner Tochter, eine

Digitized by Google

mühsame Reise für ein unsicheres Ziel zu unternehmen; ich wollte wenigstens warten, bis sie zwanzig Jahre zählte. Soll ich noch einen andern Grund beifügen, der uns vielleicht wünschen ließ, Europa nie wieder zu sehen? Ich fürchte, durch rückhaltlose Mittheilungen die günstigen Gesinnungen zu verscherzen, welche unser Unglück Ihnen einhauchen konnte. Doch ich handelte aus einem Grunde, welchen ich Ihnen schon mitgetheit.

Die Schönheit meiner Tochter nahm mit ihrem Alter zu, und es konnte mir nicht entgehen, als sie zwölf Jahre zurückgelegt hatte, daß eine große Anzahl junger Wilden sie mit ganz andern Augen zu betrachten begann als bisher. Ihre Sorgfalt, ihre Aufmerksamkeit, ja selbst ihre Eifersucht, und endlich mehrere blutige Streitigkeiten, deren Ursache meine Tochter wurde, ließen mich befürchten, daß eine rohe Leidenschaft früher oder später an die Stelle der Achtung treten würde. Dies berücksichtigend dachte ich ernstlich daran, unsern bisherigen Wohnort zu verlassen. Aber um mein Unglück auf den höchsten Grad zu bringen, wurde ich gefährlich krank. Die Gefahr meiner Tochter schien mir nun dringender; denn an Wen hätte sie sich halten sollen, wenn der Tod ihr meine Hülfe raubte?

Ich glaubte, sie verheirathen zu müssen! Aber ach, an Wen? Konnte ich meine Tochter, welche ich mehr liebe als mich selbst, an einen bedauernswerthen Wilden geben? So blieben nur meine beiden Diener übrig! Aber schauderhafte Gedanke, meine Tochter die Frau eines niedern Knechtes! Der Gedanke allein war fähig mich in's Grab zu stürzen. Kurz, bei der Zunahme meines körperlichen Leidens und auf's Härteste bedrängt von der Gefahr meiner Tochter, verheirathete ich sie, nachdem ich unter Thränenströmen den Himmel angerufen, nachdem ich zum Zeugen die blutige Nothwendigkeit genommen hatte, — ihrem Bruder! Ja, hier sehen Sie in Einem Weibe Gattin und Schwester meines Sohnes.

Kaum war ich genesen, als mich bittere Reue über mein Verbrechen ergriff. Durfte ich so leicht das Vertrauen auf den Himmel verlieren und weniger an seinen Schutz für die Unschuld glauben als an den meinen? Jedoch das Uebel war geschehen. Möge die Zukunft es sühnen!

Noch bleibt übrig, Ihnen das Ende unserer Sklaverei zu erzählen und die Ursache jener Feuer, welche einigen Schrecken unter ihre Gefährten gebracht haben. Zwei Wilde, die gestern am Ufer des Sumpfes jagten, gewahrten mehrere Ihrer Leute jenseits desselben und kehrten zur Niederlassung zurück, nicht wenig von diesem Anblicke erschreckt. Sie verbreiteten ihre Furcht in allen Hütten, und bald kam ihre Nachricht auch zu mir. Auf der Stelle erkannte ich, daß die Fremden, welche sie gesehen hatten, Europäer waren; denn sie sagten mir, die Unbekannten seyen gekleidet wie ich vor neun Jahren. All mein Blut rollte schneller bei dieser Neuigkeit durch meine Adern, ich vergaß alle Gründe, die mich seither bei diesen Wilden zurückgehalten hatten.

Ich würde auf der Stelle mich entfernt haben, hätte die Annäherung der Nacht mir nicht die Besorgniß eingeflößt, in dem Sumpfe zu Grunde zu gehen. Gezwungen, den Morgen zu erwarten, wollte ich nichts versäumen, was unsern Hoffnungen förderlich seyn konnte. Es kam mir in den Sinn, Ihr könntet Euch vor Anbruch des Tages entfernen; deßhalb überredete ich die Wilden, zu ihrer Sicherheit alle die Feuer zu entzünden, welche Ihr auf den Bergen sahet. Abgesehen von dem Vertrauen, welches die Wilden auf das Feuer als ihre höchste Gottheit setzten, konnte ich sie leicht bereden, daß darin das einzige Mittel bestände, Euch den Angriff zu verleiden. Mit Hast bestiegen sie die Wipfel der Bäume; ich überzeugte sie ohne Mühe, daß keine bessere Stelle gefunden werden könne, ihren Feinden Furcht einzuflößen. Meine Hoffnung im Gegentheile bestand darin, Eure Neugierde mittelst der Flammen zu erregen und wenigstens Das zu bewirken, daß Ihr Euern Marsch bis zum Tage verschöbet, um die Ursache aufzufinden. Ich stand in einiger Entfernung mit dem größten Haufen der Wilden, als ich das Krachen der Flinten hörte, welche auf dem Gebirge von Ihren Leuten abgefeuert wurden. Was die Wilden tödlich erschreckte, schien mir ein sicheres Zeichen eines glücklichen Geschickswechsels. Ich verließ sie mit meinen Kindern, indem ich sie glauben ließ, ich setzte mich zu ihrem Heile einer Gefahr aus. Sicher, sie nie mehr zu sehen, traf ich meine Befreier in der That an dem Rande des Sumpfes.

Dies Gespräch und die Zeichen der Erkenntlichkeit, welche es begleiteten, erwarben dem Spanier die Theilnahme der Engländer. Sie befolgten ihren früheren Plan, weiter zu marschiren, da sie keinen Grund hatten, die Wilden in diesem Bezirke zu beunruhigen; aber der Bitte des Spaniers gemäß feuerten sie alle ihre Gewehre zu gleicher Zeit ab zur Benachrichtigung der beiden Diener, welche im Gebirge zurückgeblieben waren. Nachdem diese aus dem Schalle erkannt hatten, in welcher Richtung ihr Herr sich befinde, kamen sie nach einigen Stunden herbei. Nach ihrem Berichte waren die Wilden sehr bestürzt über den gehörten Donner. Morton zog nach der englischen Colonie zurück, wo die Fremden sogleich alle Unterstützung empfingen, bis sie Gelegenheit fanden, nach San Domingo zu reisen.

Digitized by Google

Aus Badens Vorzeit.

Mitgetheilt von August Schnezler.

2.

Seehasenstreiche*).

1. Der schalkhafte Schmied.

In der conciliumsberühmten Stadt Constanz begab es sich einst, daß ein dortiger Grobschmied in später Nacht mit einem seiner Kumpane aus der Schenke nach Hause ging. An der Jesuitenkirche, wo sie der Weg vorbeiführte, fanden sie zwei Nachtwächter am Portale fest eingeschlafen und deren Spieße neben ihnen angelehnt. Flugs nahm der Schmied in weinseliger Laune die beiden Spieße mit sich heim, schweißte sie rasch in seiner Werkstätte an einander und stellte sie dann wieder an ihren vorigen Ort neben ihre Herren. Als die Nachtwächter erwachten, erstaunten sie nicht wenig, daß die Spieße nicht mehr von einander ließen, und waren der Meinung, es müßten dieselben in der Kälte zusammengefroren seyn und zogen und zerrten an denselben herum, doch vergebens, bis sie an das Wachthaus gelangten, wo sie den ihnen gespielten Streich erst entdeckten.

Derselbe Schmied äußerte gegen einen Bauern, der ihn um Erlaubniß bat, einen stattlichen Ziegenbock, den er zum Verkauf mit nach der Stadt gebracht hatte, einstweilen, bis er einige andere Geschäfte vorher besorgt habe, an einen an der Schmiede befindlichen Ring festbinden zu dürfen; er habe nichts dagegen, könne und wolle ihm aber nicht gut dafür stehen, wenn dem Bock was zu Leid geschehen sollte. — Was sollt' ihm da widerfahren, er ist gut aufgehoben, sagte der Bauer, band den Bock fest und ging ruhig fort. Kaum hatt' er den Rücken gewandt, so geht der lose Vogel von Schmied hin und biegt mittelst glühender Zangen und heißgemachten Leims unter Beihülfe seiner Gesellen die Hörner des Bockes, welche natürlicherweise nach rückwärts gerichtet waren, nach vorwärts. Als der Bauer zurückkam, forderte er seinen Bock, da er den noch am Ring befindlichen, aber so entstellten Bock nicht als den seinigen anerkennen wollte. Der Schmied berief sich auf seine vorherige Bemerkung, daß er für den Bock nicht gut stehen könne, aber vergebens; er mußte mit dem Bauer vor Amt. Währenddessen brachten die Gesellen die Hörner wieder in ihre gewöhnliche natürliche Lage zurück und als der Bock zur Entscheidung des Streites auch vor Gericht citirt wurde, wollte der verblüffte Bauer seinen Augen kaum trauen, murmelte von Hexerei, kreuzte sich und mußte nun freilich von der Klage abstehen, dem Schmied aber ein hübsches Sümmchen als Ehrenkränkungsbuße und außerdem sämmtliche Gerichtskosten bezahlen.

2. Das Froschlehen.

Die Herren von Friedingen am Bodensee hatten als Lehensleute von der Insel Reichenau die Verpflichtung, wenn der Prälat derselben zu Unlengen im Dorf übernachtete, die Frösche daselbst zum Schweigen zu bringen, damit die Ruhe des geistlichen Herrn nicht durch ein solches Wasserconcert gestört würde. Solches steht gar naiv zu lesen in einem uralten Ding-Rodel (Gemeindeverfassung) von Unlengen in folgenden Worten: „Item ist es zu wissen, wenn ein Herr oder Prälat des Gotteshaus Richenow zu Mayen kommt gen Unlengen, und über Nacht wollt da seyn, begehrt es dann der Prälat oder Abt von denen von Fridingen, so sollen sie ihre Knecht senden an die Kanzach (Flüßchen) und sollen mit Stecken die Frösch schwaigen, so best sie können und mügen ungefährlich."

*) Wie man lächerliche Charakterzüge der Schwaben im Volksmunde „Schwabenstreiche", so nennt man dergleichen von den Bewohnern der Bodenseegegend „Seehasenstreiche".

Miscelle.

Rendsburg, 5. Mai. Gestern hatten wir hier eine höchst seltsame Erscheinung. Auf der Kieler Landstraße nahte sich der Festung ein Fuhrwerk, das einer Locomotive so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern, nur daß es etwas kleiner war, und in einer gewöhnlichen Landstraße von Pferden gezogen wurde. Im Uebrigen war alles da; der hohe Schlott rauchte wie sich's gebührt, und durch den Focus fielen von Zeit zu Zeit glühende Schlacken auf den Weg. Das Ungethüm zog dampfend und rauchend durch das Thor ein, und bewegte sich nach dem Exercierhause, wo 400 Mann seiner warteten und es mit Hurrah in Empfang nahmen. An Ort und Stelle angekommen, öffnete es seinen Schlund und spie eine solche Masse Erbsensuppe aus, daß jene 400 Mann reichlich davon gesättigt wurden. Sie haben vielleicht errathen, was ich Ihnen eigentlich erzählen wollte. Es war eine fahrende Küche, welche von Apotheker Zeise in Altona konstruirt und von den Herren Schweffel und Sohn in Kiel fabrizirt ist. Dieselbe ist zum Gebrauch im Felde bestimmt und kocht in drei Stunden eine beliebige Mahlzeit für 400 Mann fertig. Die Hauptsache dabei ist, daß

Digitized by Google

das Fuhrwerk so gut während des Fahrens als während des Haltens seinen Dienst verrichtet. So war jenes Erbsengericht unterwegs von Kiel hierher gekocht worden. Theilnehmer an der Mahlzeit haben uns die Versicherung gegeben, daß sie nie so gut gekochte Erbsen gegessen.

Lenzinen.

Von A. Schnezler.

4.

Tanhuser.

Holde grüne
Wunderbühne,
Zauberische Waldespracht!
Deine Lieder
Locken wieder
Mich zu dir mit aller Macht.

Tann' für Tanne
Rauscht vom Manne
Mir die Sage jederstund,
Den der Sänge
Schmeichelklänge
Zogen in des Berges Grund.

Wo umsponnen
Ihn mit Wonnen
Hielt der Venusreize Sieg,
Bis er scheue,
Voller Reue
Wieder aus dem Berge stieg.

Doch nicht finden
Seiner Sünden
Ablaß konnt' er selbst in Rom;
Keinen Gnaden-
Quell, zu baden
Rein sich in St. Petri-Dom. —

Der Tanhuser
Wieder muß er
Kehren in des Berges Schacht,
Ohne Hoffen,
Daß noch offen
Jemals ihm der Himmel lacht!

Neuestes aus Frankreich.

Der Addressen-Sturm gegen den Wahlreformgesetzentwurf beginnt in Frankreich eine furchtbare Gestalt anzunehmen und welthistorisch zu werden. Nicht allein in Paris, nicht in den Departementshauptstädten, sondern bis in die kleinen Ortschaften herab liegen Petitionen offen und Alles drängt sich hinzu, um seine Unterschrift unter Adressen zu setzen, deren Inhalt gegen die Regierung der Republik ist. Was wird, Angesichts solcher Ereignisse, die Regierung thun?

Der National vom 15. d. enthält darüber folgende Betrachtungen: Die Fraktionen, welche das Wahlreformgesetz unterstützen, zählten auf die Entsagung oder auf die Ungeduld des Volkes. Das wunderbare Benehmen des Volkes hat sie aber sonderbar getäuscht: das Volk entsagt weder seinem Rechte noch wird es ungeduldig. Es hat das Bewußtseyn seines Rechtes, und es wird nicht ablassen es mit der Constitution in der Hand aufrecht zu erhalten. Aber auch keine Ungeduld verräth es, denn es lebt im Bewußtseyn seiner Stärke, es weiß, daß seine würdige Haltung ihm schon einen moralischen Triumph sichert, der dem glücklichen Erfolg der demokratischen Sache vorausgeht, und so antwortet es einem Eingriff auf sein Stimmrecht mit dem Gebrauch des Petitions-Rechts. Dem widerrechtlichen Versuch der 17 Royalisten setzt es einen gesetzlichen Widerstand entgegen. Denjenigen, welche außerhalb der Verfassung handeln wollen, gibt es die imposante Lehre und das verständige Beispiel, indem es sich selbst gewissenhaft in den Gränzen der Constitution hält. Wir fragen somit, auf welcher Seite ist Ordnung und Achtung vor dem Gesetz? Wir behaupten daher mit Recht, daß das Benehmen des Volkes von jetzt an ihm einen moralischen Sieg sichert, der ein Vorspiel seines endlichen Sieges in der Hauptsache seyn wird. Nie fehlt der Sieg einer guten Sache demjenigen, der sie ausdauernd und mit Edelmuth zu vertheidigen weiß. Das Volk hat in der That gegen die Reaction das Recht, das Gesetz, und den kräftigsten Beistand des Rechts und des Gesetzes, sowie eine ausdauernde und ernste ruhige Haltung für sich. Wer will dieser dreifachen Macht widerstehen. Eine ungeheuere aber ruhige Protestation organisirt sich auf dem ganzen Boden der Republik. Für jede umgestoßene Wahlurne tritt eine Petition ein. Für jede unterdrückte Wahlstimme folgt eine Unterschrift. Die Bürger in Masse sind es, welche das Wahlrecht in seinem ganzen Umfange vertheidigen. In diesem Vertrauen fühlen wir uns glücklich melden zu können, daß in wenigen Tagen ganz Frankreich von dieser friedlichen Bewegung electrisirt seyn wird und diese friedliche Bewegung wird die Zauberworte „Constitution“ und „Volk“ auf ihrer Fahne führen.

In der gestrigen Sitzung der Deputirten-Kammer großer Tumult über die eingelaufenen Adressen gegen das Wahl-Reform-Gesetz, deren Ablesung sich der Kammer-Präsident und die Rechte widersetzt.

Die Druckerei des Herrn Bulé, wo die „Voix du Peuple“, die „Republik“ und die „Etaffette“ gedruckt werden, wurde heute Abend bald acht Uhr auf Befehl des Ministers Baroche geschlossen, dem Drucker das Brevet entzogen, und die Siegel an die Pressen gelegt, und zwar unter Anwendung eines Gesetzes von 1814. Die Entrüstung in Paris über diese Handlung soll allgemein seyn.

Unter der Ueberschrift die „Bärenhaut“ bringt der National von heute eine Nachricht, nach welcher die Orleanisten und Legitimisten sich vereinigt hätten, um die franz. Krone an den Sprößling der ältern Bourbonen-Linie (Prinz Chambort) zu verschachern. Herr Thiers hat den Mäckler gemacht. Der Herr v. Broglie soll heute ausgerufen haben: keine Orleanisten mehr!

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 41. Kaiserslautern, Donnerstag, 23. Mai **1850.**

Frankreich.

(Aus der Kölner Zeitung vom 18. Mai.

Frankreich zieht wieder die Augen von ganz Europa auf sich. Der Rauch steigt schon aus dem Vulkan, die Flammen züngeln aus dem Krater, und wir sehen dem Augenblick entgegen, wo der Ausbruch erfolgt, wo der Donner rollt, der Aschenregen den Himmel verdüstert und weit umher die Länder bedeckt. Die auswärtige Presse beschäftigt sich mit den französischen Angelegenheiten, wie mit den eignen. Ueber die neuen Wahlgesetz-Vorschläge sind die Urtheile sehr schüchtern und unbestimmt. Mit der Absicht der Regierung, in so fern sie die Zustände befestigen will und glaubt, daß dazu eine Beschränkung des ganz allgemeinen Wahlrechtes erforderlich seyn werde, damit sind alle Blätter einverstanden, die democratischen natürlich ausgenommen, die aber in England in der großen Presse gar nicht vertreten sind. Aber ob zu diesem Ziele durch die vorgelegten Gesetzentwürfe zur rechten Zeit der rechte Weg eingeschlagen sey, darüber schüttelt man den Kopf oder zieht doch vor, sich nicht auszusprechen. Kein Wunder, da man in Frankreich selbst über die nächste Wirkung jener Gesetze noch völlig im Ungewissen ist. Ob durch sie von den neun Millionen Wählern Frankreichs eine Million gestrichen werde oder drei oder sechs, darüber stritt man in der gesetzgebenden Versammlung; Lamoriciere meinte, es würden nicht 600,000 ausfallen, und ein Anderer meinte, nur die Landstreicher und Bettler. In der letzten Sitzung erklärte selbst der Minister des Innern, es fehle an Anhaltspunkten, um die Zahl anzugeben.

Gewiß aber ist, daß es augenblicklich keine dringende Nothwendigkeit gibt für die Veränderung des Wahlgesetzes. Die allgemeinen Wahlen des vorigen Jahres haben eine große conservative Mehrheit nach Paris geschickt; die nächsten allgemeinen Wahlen finden erst 1852 statt, und die bis dahin etwa nöthig werdenden Ersatzwahlen kommen, auch wenn sie sämmtlich socialistisch ausfielen, nicht in Betracht. Ja, bei den bisherigen Ersatzwahlen hat, Alles in Allem gerechnet, die Mehrheit nicht unbeträchtlich gewonnen. Die Regierung kann sich also auf die Volksvertretung stützen und außerdem auf ein Heer von 400,000 Mann. Wir haben, mit diesen Hauptsachen im Auge, fortwährend die Meinung ausgesprochen, daß die Regierung wohl thue, eine ruhige Haltung zu beobachten und sich mit kräftiger Handhabung der Gesetze genügen zu lassen, die schon jetzt eher zu viel repressiv sind, als zu wenig. Statt dessen hat sie ein Ausnahmegesetz nach dem andern eingebracht und sogar zugegeben, daß namentlich die Bevölkerung der Hauptstadt fortwährend durch kleinliche und willkürliche Maßregeln gereizt werde. Auf diese Weise hat sie leichtsinnig die Menge ihrer Gegner vermehrt. Sie selbst ist Schuld, daß die letzten Wahlen in Paris socialistisch ausgefallen sind. Die Polizei kühlt ihr Müthchen am Volke, das Volk bei den Wahlen an der Regierung, und jetzt, so könnte es scheinen, kühlt die Regierung ihr Müthchen an den Wählern.

Das Wahlgesetz taugt nichts, und die ganze Verfassung taugt noch weniger, darüber sind alle vernünftigen Menschen einverstanden, sogar die Urheber der Verfassung. Eine gründliche Revision Beider ist unerläßlich; aber selbst die Regierung glaubt den Augenblick dazu noch nicht gekommen. Bis zu jenem Augenblicke hätte sie sich offenbar am besten befestigen können, wenn sie eben so viel Mäßigung als Kraft zeigte. Nun aber hat sie die Leidenschaften fortwährend gereizt, und wir haben in Frankreich das seltsame Schauspiel, daß die Gegner der bestehenden Ordnung der Dinge wenigstens in ihren Worten die größten Anhänger der Ordnung sind. Die Regierung und ihre Freunde denken: Die Gesetzlichkeit tödtet uns! greifen zu Maßregeln von zweifelhafter Gesetzlichkeit, und geben dadurch den Socialisten Gelegenheit, sich als die Freunde der Republik und der Gesetze, ja, als die Partei der Ordnung hinzustellen.

Man kann die Gesetzesvorschläge über das Wahlrecht schon als Maßregeln von zweifelhafter Gesetzlichkeit bezeichnen. Die neueste Heldenthat Carlier's, die Versiegelung der Pressen, trägt noch mehr diesen

Digitized by Google

Charakter. Man schreibt uns darüber aus Paris (vom 15. Mai):

„Die Maßregel ist unbedingt eine unkluge, indem sie ungeheure Aufregung hervorruft und weiter nichts bewirkt, als daß die drei davon betroffenen Journale wenige Tage, bis zum Auffinden eines neuen Druckers, nicht erscheinen, um dann nachher noch mehr gelesen zu werden. Ich sprach eben einen Redakteur der „Voix du Peuple“, nach dessen Mittheilungen es diesem Blatte übrigens bis Mittag noch nicht gelungen war, einen Drucker aufzufinden. Die Maßregel stützt sich lediglich auf ein Gesetz aus den Zeiten der ersten Restauration vom 21. October 1814. Der Artikel 12 dieses Gesetzes sagt allerdings, daß das Brevet jedem Drucker oder Buchhändler entzogen werden könne, welcher durch ein Urtheil der Verletzung*) der Gesetze überführt sey. Nach diesem Artikel wäre also beinahe die ganze Presse der Willkür der Regierung Preis gegeben, indem wohl drei Viertel der Journale in Frankreich das eine oder das andere Mal wegen Preßvergehen bestraft sind; es ist dieser Artikel daher auch nur unter der Restauration, und zwar auch nur ein einziges Mal, zur Ausführung gekommen, wo auf den vom Drucker eingelegten Appel der Cassationshof die Maßregel bestätigte. Unter der Juli-Dynastie kam ebenfalls ein Fall vor, wo die Regierung dem Drucker, gestützt auf das genannte Gesetz, das Brevet entzog. Der Drucker appellirte, Dupin, der jetzige Präsident der Nationalversammlung, vertheidigte ihn, und der Cassationshof erklärte durch Erlaß vom 12. Februar 1836, daß dem Drucker das Brevet zurückzugeben sey. Der Gerichtshof von Rouen urtheilte im selben Sinne den 6. Mai 1841. Ich habe diese Data hervorgesucht und Ihnen vorgeführt, um Ihnen zu zeigen, wie man heute weiter geht, als selbst unter der Juli-Monarchie. Wenn das keine Provocations-Politik ist und das Gouvernement nicht eine Insurrection wünscht, so würde es wohl schwer fallen, den eingeschlagenen Weg richtig zu begreifen.“

Die Regierung und die Socialisten stehen sich als Parteien gegenüber. Beide sagen, daß sie die Gesetze vertheidigen müßten. Aber wehe dem Staate, wo es so weit gekommen ist, daß jeden Augenblick das Volk auf den Straßen den Ausspruch macht, darüber zu entscheiden, ob die Verfassung verletzt sey oder nicht. Er gleicht einem Menschen, der täglich ein Gift genießt, welches in tödtlichen Krankheitsfällen retten kann. Ob es in Paris zu einem Straßenkampfe kommen wird? Die Führer der Opposition suchen ängstlich ihn zu vermeiden, wohl wissend, daß die Regierung darin siegen muß, sofern die Truppen nicht abfallen. Aber die Führer haben in solchen Tagen ihren Einfluß verloren, das haben wir ja so oft gesehen. Der Kopf wird bald wie beim Fische, vom Schwanze gefenkt. Es ist wahrscheinlich, daß die Wahlgesetze mit einigen offenbar zweckmäßigen Aenderungen angenommen werden. Es ist wahrscheinlich, daß die Franzosen es ohne Versuche zum Aufstande nicht bewenden lassen; denn Aufstände sind leider in Frankreich fast zur Volksbelustigung geworden, wie in Spanien die Stiergefechte. Es ist wahrscheinlich, daß die Regierung siegt und die Gelegenheit benützt, um die Verfassung umzugestalten. Aber was wirklich geschehen wird — wer das wüßte, der könnte auf der Börse viel Geld verdienen! Wenn die Socialisten siegen, die Frage wird jetzt häufig besprochen, werden dann die östlichen Mächte interveniren, um die gesellschaftliche Ordnung wieder herzustellen?

Auf die Theorie der Interventionen wollen wir uns hier nicht einlassen, man kommt damit nicht zu Ende. Es lassen sich Fälle denken, wo sie gerechtfertigt ist, aber solche Fälle kommen in der Wirklichkeit außerordentlich selten vor, ungemein viel seltener, als die vielgeschäftigen Diplomaten glauben. Man halte sich an die Erfahrung. Was haben alle Interventionen seit 1788 genützt? Sind sie nicht fast ohne Ausnahme Unternehmungen gewesen, deren unsägliche Thorheit schon nach wenigen Tagen offenbar ward? Das Blut und das Geld der Nationen ist fast immer ganz umsonst vergeudet worden, besonders wenn man eine Idee mit den Waffen unterdrücken wollte. Die Ideen sind gefeit, sind kugelfest. Die Grundsätze von 1789 sind von allen Armeen der Coalitionen unbesiegt geblieben, die Revolution ist nur, wie Kronos von Zeus, besiegt worden von ihrem eigenen Sohne Napoleon. Auch jetzt würde ein Einfall in Frankreich, mit den „rechtmäßigen Herrschern“ im Troß, nur dazu dienen, die Republik in Frankreich zu befestigen. Und wer hat die Lust zu interveniren? Die deutsche Nation sicherlich nicht, denn diese weiß sehr wohl, daß die russischen Heere zunächst durch Deutschland ziehen müßten, daß ihr armes Vaterland alle Leiden des Krieges tragen würde und daß, wenn es gelänge, die socialistische Barbarei in Frankreich zu unterdrücken, eine andere Art Barbarei in Deutschland wieder eingeführt würde. Wir beklagen, wie Einer, daß Frankreich durch die Vorspiegelungen der socialistischen Lehren, welche das menschliche Daseyn verbessern wollen, ohne dessen nothwendige Bedingungen zu kennen oder zu beachten, an jedem möglichen Fortschritte gehemmt wird. Aber wenn der halbe Rhein roth flösse — keine Intervention!

*) Der mehrfachen Verletzung, nach der Erklärung Baroche's. Hiernach ist das Raisonnement unserer Corresp. zu berichtigen.

Digitized by Google

Das Schloß Barlow.

Erzählung von Dr. Rödiger.

Wer sind Sie? Was wollen Sie hier? fragte Miß Rosalie Belmont, die Bewohnerin eines stattlichen Landhauses, vom Balkon herab einen Mann, der durch lautes und anhaltendes Klopfen einen hohen Grad von Ungeduld bekundete.

Ist denn Alles ausgestorben? rief der Fremde, ohne die an ihn gerichtete Frage zu hören. Mein Klepper wird ungeduldig, und mein Magen heult wie ein heißhungriger Wolf.

Was denken Sie denn? sagte Rosalie lauter. Es ist hier kein Wirthshaus.

Nein! Gott behüte! rief der Reiter, demüthig den Hut ziehend. Mistreß Belmont würde es gewaltig übel nehmen, wenn ich im Wirthshaus absteigen wollte.

Wirklich! Aber wer sind Sie denn?

Ich bin Monsieur Germain, Ew. Gnaden unterthänigst aufzuwarten, Einer aus König Cupidos diplomatischem Corps, ein Abgesandter Hymens, und der treue Diener des Grafen Merville, Rittmeisters bei den rothen Husaren ꝛc.

Ah! von unserm Vetter Merville! erwiderte Rosalie. Gut, ich will die Mama in Kenntniß setzen; unverschämter Mensch! fügte sie schmollend hinzu: Warum muß er auch gerade jetzt kommen?

Sie könnte mich eben so gut gleich einlassen, murrte Germain, Rosalie verdrießlich nachschauend. Dieses al fresco ist für den Liebhaber recht schön; aber für einen Gentleman, der die Ehre hat, dem Rittmeister Merville den Schnurrbart zuzustutzen und die Locken jeden Morgen mit Geschmack zu ordnen, ist das eine auffallende Zurücksetzung.

Auf das wiederholte Klopfen des Gentleme erschien ein Bedienter, welcher sofort mit Mantelsack und Hutschachtel beladen und auf etwas unhöfliche Weise ins Haus geschoben wurde.

Das prächtige, wenn auch alte Landhaus der Mistreß Belmont lag unmittelbar neben dem als Staatsgefängniß dienenden Schlosse Barlow, wovon es nur durch einen breiten, mit Wasser angefüllten Graben und eine schmale Straße getrennt war. Die Umgegend besaß mit ihrem ewig frischen Grün, mit ihren Waldungen und den im Hintergrunde sichtbaren Gebirgen von Wales, jenen eigenthümlichen Reiz, welcher einer englischen Landschaft so viele Aehnlichkeit mit einer Schweizergegend verleiht. Nur die riesigen Schneeberge fehlen dort; allein die üppige Alpenvegetation findet man vielleicht nirgends so schön und vollkommen wieder, als in England.

Wenn es wahr ist, daß eine weite, malerische Aussicht dem Gefangenen den Verlust der Freiheit doppelt schmerzhaft macht, so gab es dagegen für einen, der hinter der Mauer des Schlosses Barlow Schmachtenden einen reichen Ersatz. Jeden Abend wenn das Geräusch des Tages anfing zu verstummen, wenn Rosalie auf dem Balkon des Landhauses sich zeigte, erschien an einem Gitterfenster des gegenüberliegenden Schloßthurmes ein junger blonder Offizier in rother Husarenjacke. Rosalie saß oft Stunden lang, und hörte dem Gefangenen zu, wenn er seine Klagelieder sang, worin der junge thatendurstige Mann über seine Einsamkeit und Verlassenheit jammerte, und in so rührenden Melodien seine Sehnsucht nach Freiheit aussprach. Konnte sie ihn hören, ohne ihn zu bedauern?

Der Lieutenant Blinval, welcher das Interesse seiner schönen Nachbarin in so hohem Grade erregt hatte, war in der Garnison einer bedeutenden Provinzstadt wegen seines vortrefflichen Charakters und seiner liebenswürdigen geselligen Eigenschaften unter Offizieren und Soldaten ebenso beliebt, als wegen seiner auffahrenden Hitze allgemein bekannt. Sein Jähzorn hatte ihn einst so weit fortgerissen, daß er gegen den Obersten seines Regiments den Säbel zog. Nach dem Kriegsrechte war die Kugel sein unvermeidliches Loos; allein der Oberst selbst hatte sich nebst allen Offizieren des Regiments sehr lebhaft für den Inculpaten verwandt, und der Rittmeister Graf Merville, Blinvals vertrautester Freund, war selbst nach London gereist, um durch den Kriegsminister die Gnade der Königin in Anspruch zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Im Mai, sogar nach Pankraz, Servaz und Bonifaz noch ein Höllenfeuer im Ofen, das hat das Plauderstübchen seit dem Jahre 1843 nicht mehr erlebt. Die Insassen machen aber auch böse Gesichter dazu. Schulmäus, der wegen seiner hohen Besoldung alljährlich am 1. Januar sein Jahres-Budget mit ängstlicher Genauigkeit entwirft, am letzten Dezember es aber jedesmal überschritten findet, war beim Eintritte in das Jahr 1850 ziemlich guten Muthes. Er sah voraus, daß Brod und was man sonst ins Haus braucht, in diesem Jahre nicht so hoch ins Geld laufen würden, weil alles ziemlich wohlfeil sey. Sein Budget-Facit stellte sich so, daß er mit Sicherheit auszukommen, vielleicht noch ein paar Gulden zu erübrigen hoffte. Der lange Winter und der schmählich

Digitized by Google

kalte Frühling hat jetzt schon seine ganze Hoffnung zu Schanden gemacht. Was er am Brod ersparen wollte, hat der Ofen gefressen und noch mehr dazu. Er sagt, er müsse nolens volens eine saure Privatstunde mehr geben, oder noch einige Kinder mehr in eine andere zu bekommen suchen, selbst auf die Gefahr hin, dadurch das Mißfallen des Herrn Pfarrers Frantz auf sich und das Gewitter der Speyerer Zeitung über sich zusammen zu ziehen.

Stuttgart. Die ledige Katharina Jäger von Emmingen, 22 Jahre alt, wurde wegen Mordversuchs an ihrer leiblichen Mutter — ein Verbrechen, für welches bekanntlich die Griechen und Römer keine Strafe kannten, weil sie dasselbe für unmöglich hielten — von den Geschwornen zu 22 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Sie goß in der Nacht ihrer Mutter Scheidwasser in den Mund, wodurch diese erwachte, von ihrer Tochter aber am Halse gepackt und gewürgt wurde; ¾ Stunde dauerte der Kampf zwischen Mutter und Tochter, bis endlich auf der Ersteren Hülferuf die Hausfrau und ein Nachbar herbeieilten, worauf die Tochter sich ruhig hinlegte und sich als bekehrt gebärdete.

Recept des Pariser socialistischen Kandidaten (und nunmehrigen Repräsentanten) E. Sue zu einer demokratischen Revolution (wörtlich aus einem seiner früheren Werke): „Wollt ihr mein Recept? Es ist probat. Nehmt irgend einen Stamm, den ihr vorher sorgfältig geräuchert habt, wenn ihr nicht schon einen vom Weihrauch der Massen durchdrungenen vorfindet: das ist eure Fahne. Dann stellt einen utopischen Philosophen auf, der möglichst viel Unsinn über allgemeine Gleichheit, Abschaffung der Steuern, Theilung der Güter ꝛc. ꝛc. vorbringt, denn nur mit Speck fängt man die Mäuse. Der gute Mann muß recht naiv und im schlimmsten Fall kein Spielverderber seyn, wenn zum „Siege des Gedankens“ ein wenig Blut vergossen werden muß. Neben dem Philosophen ist ein einflußreicher Philister nothwendig, der jene Weisheit mit seinen langen Ohren andächtig aufnimmt, und der im Hause an strengen Gehorsam gewöhnt, seine Rache- und Oppositionslust an der Regierung auslässt. Dazu gesellt einen Subalternoffizier, der zu ungeduldig ist, um sein Avancement zu erwarten, und zu nichtsnutzig, um es zu verdienen. Mischt dazu einige tausend Bummler, welche schreien weil sie schreien hören. Diese Bummler in Verbindung mit den pfeifenden Straßenbuben und den bellenden Hunden, bilden die sogenannte „Stimme des Volkes.“ Wenn sie zu gähren anfängt, beseuchtet die revolutionäre Mischung schnell mit einem Goldregen; laßt einen Goldmenschen obenauf schwimmen, einen Agenten des Auslandes der im voraus weiß, was ein Aufstand oder ein Bürgerkrieg einbringt; ferner einen Kerl, der für den Strick reif ist und Nichts zu verlieren hat. Dieses Subjekt muß die Spitze einnehmen. Dann legt tüchtig Feuer unter! Im günstigen Moment hebt den Deckel und ihr werdet einen revolutionären Höllenbrand haben, von dem der Teufel seinen Theil nimmt, dessen beste Bissen aber Denen zufallen, die den Topf am Henkel halten.“

Neuestes aus Frankreich.

Paris, 19. Mai. Das Gerücht geht heute Abend, man werde am 20. (Montag) losschlagen, sagt der National, allein er setzt zugleich hinzu, daß er solchen und ähnlichen Gerüchten keinen Glauben schenke. Welche Manifestation sich auch ergeben werde, so kann sie nur durch Aufreitzung schlechter Menschen stattfinden. —

Das Pariser Volk protestirt dermalen mittelst zahlloser mit seinen Unterschriften bedeckten Petitionen gegen das Gesetz der Siebenzehn, welches der Minister Leon Faucher in der Kammer begutachtete. — Der National vom 20. d. fordert alle Bürger auf, sich mit Unterzeichnung der Petitionen zu beeilen, damit sie noch vor dem Schluß der Discussion der Kammer vorgelegt werden können. Das Verzeichniß der für und gegen das Gesetz sprechenden Redner liegt nun zur Einsicht offen. Unter den dafür Redenden figuriren Montalembert, Thiers und noch einige unbedeutende Namen. Allein dagegen sind mehr als 30 Redner eingeschrieben, worunter Cavaignac, Arago, Lamartine, Jules Favre, Victor Hugo, Dupont (de Bussac), Baune de la Moskowa, Mathieu (de la Drome) Madier de Montjau als Glanzredner voranstehen. — Das Journal l' Ordre sagt: Angst und Schrecken herrschen überall. Kaum haben sich zwei Personen gegrüßt, so ist die erste Frage: Nun wann bricht der Aufstand los; er sollte diese Nacht losbrechen, aber er ist vertagt, sagt der Antwortende. Vielleicht morgen frühe, oder Uebermorgen, wenn man nicht für gut findet länger zu warten. Der Bürgerkrieg ist das Thema der einzigen Unterhaltung.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 42. Kaiserslautern, Samstag, 25. Mai **1850.**

Köln, Mittwoch 22. Mai, 6 Uhr Nachmittags.

Folgende telegraphische Depesche ist uns so eben zur Veröffentlichung zugegangen:

Berlin, den 22. Mai 1850.

An den Königlichen Regierungs-Präsidenten Herrn v. Möller, Hochwohlgeboren zu Köln.

Bei Gelegenheit der Abfahrt nach Potsdam um 12 Uhr Mittags ist auf die Allerhöchste Person Seiner Majestät des Königs ein Pistolenschuß abgefeuert worden. Seine Majestät sind dadurch leicht am Arme verwundet, befinden Sich aber den Umständen nach wohl. Der Thäter ist sofort in der Person eines als Invalide entlassenen Unteroffiziers der Garde-Artillerie mit Namen Sefelge ergriffen und verhaftet worden.

Der Polizei-Präsident, (gez.) v. Hinkeldey.

Das Schloß Barlow.

Erzählung von Dr. Rödiger.

(Fortsetzung.)

Graf Merville war ein entfernter Verwandter der Mistreß Belmont. Beide waren lange in einen Prozeß verwickelt gewesen, und sahen sich genöthigt, mit einander zu correspondiren. Die ersten Briefe waren kalt, die spätern wurden jedoch immer höflicher; es wurde ein Vergleich vorgeschlagen, und endlich beschlossen beide kriegsführende Parteien, nicht nur einen völligen Waffenstillstand zu schließen, sondern alle Differenzen durch eine Heirath auszugleichen. Beide waren einander indessen persönlich ganz unbekannt, und die von Germain gemeldete, nahe bevorstehende Zusammenkunft sollte, wie beide betheiligte Parteien hofften, die ganze Angelegenheit zu gegenseitiger Zufriedenheit adithun.

Die gnädige Frau ist drüben im Schlosse, sagte der Bediente, indem er Mervilles Kammerdiener in einen Saal des Erdgeschosses führte. Sie müssen hier warten.

Hören Sie, mein Verehrtester, sagte Germain mit einer komischen Verbeugung, wenn Sie mir das Vergnügen Ihrer Gesellschaft nicht länger schenken wollen, so schicken Sie mir wenigstens ein Stück Roastbeef mit Salat, und verschiedene von Ihren halbleeren Flaschen. Sie verstehen mich doch? ich würde dann Ihre werthe Gesellschaft weniger entbehren.

Der einsylbige Bediente ging, ohne zu antworten aus dem Saale und ließ den Ankommenden mit seinem bellenden Magen allein.

Wenn noch Recht und Gerechtigkeit in Altengland ist, so kommt der Kerl gewiß an den Galgen, er hat ihn um mich verdient, murrte Germain. — Aber ich wollte doch, mein Herr bliebe nicht zu lange aus. Wenn ich allein bin, werde ich doch von Niemanden respectirt. — Aber mit dem Pardon für seinen Freund wird's wohl so geschwind nicht gehen, und er wird gewiß Alles aufbieten, um seinen Zweck zu erreichen. Da sitzt der arme Lieutenant im Schlosse drüben, wie in einer Mausefalle, und schaut durch die Eisengitter. Ich bedaure ihn von ganzem Herzen — eine gute treue Seele ist er, und alle Soldaten würden mit Freuden das Leben für ihn lassen; aber ein Teufelskerl ist er doch, der Blinval!

Wer ruft meinen Namen? sprach auf einmal eine starke, wohltönende Stimme. Germain sah sich um, und Blinval stand vor ihm.

Wack rief der Kammerdiener erstaunt. Nein es ist nicht möglich. Und doch — es ist kein anderer, als unser toller Lieutenant.

Germain! — aber so erdrücke mich doch nicht! sagte der nicht minder überraschte Blinval zu Germain, der ihm in der Freude seines Herzens um den Hals gefallen war. Du siehst, ich bin hier.

Aber durch welch ein Wunder? Ich glaubte Sie da im Schlosse hinter dicken Mauern und Eisengittern.

Das glaubt auch der Schloßcommandant, erwiderte Blinval. Aber sage mir, wem gehört dieses Haus?

Der Mistreß Belmont.

Digitized by Google

Hat sie eine Tochter?

Ja, Miß Rosalie, eine siebzehnjährige frischaufblühende Schönheit.

O dann will ich den Tag segnen, wo ich zuerst die rostigen Thürangeln des Schlosses Barlow knarren hörte! rief Blinval begeistert.

Ich fürchte, Sie haben nicht sehr große Ursache dazu, erwiderte Germain achselzuckend. Aber wie kommen Sie denn eigentlich hierher?

Ich sah einst aus meinem Gefängnisse die Tochter dieses Hauses auf dem Balcon erscheinen. Es gelang mir durch meinen melancholischen Gesang, womit ich mir die Langweile zu vertreiben suchte, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. So ging es mehrere Wochen lang; sie lauschte jeden Abend auf meinen Gesang, wir sahen einander, sie sandte mir mitleidige Blicke zu und antwortete endlich auf meinen Gesang. Heute fand ich in einem Schubfache meines Tisches ein Papier; es war überschrieben: „An meinen unglücklichen Nachfolger.“ Es war ein Vermächtniß von meinem Vorgänger, welcher in demselben Theile des Thurmes zehn Jahre lang geschmachtet hatte. In den wenigen fast unleserlichen Worten, welche ohne Zweifel mit Fensterblei geschrieben waren, war ein unterirdischer Gang bezeichnet, der zum nächsten Hause führe. Ich hob einen Stein auf, stieg durch eine kaum bemerkbare Fallthüre in einen engen, dunkeln Gang hinab, und erreichte endlich eine schmale Wendeltreppe, welche zu einer kleinen Pforte führte. Nach langem Umhertasten im Finstern fand ich eine Feder, welche ich drückte. Die Thür ging auf, und ich trat in das anstoßende Zimmer.

Hierauf erzählte Germain den Zweck seines Hierseyns. Blinval war im höchsten Grade überrascht; er hörte ihn mit immer steigender Aufmerksamkeit an; und als er wahrnahm, daß Merville und Mistreß Belmont einander persönlich noch völlig unbekannt wären, schien er auf einmal seine ganze frühere Lebendigkeit wieder zu bekommen. Er faßte den Entschluß, bis zu Mervilles Ankunft dessen Rolle zu spielen, nicht um als Nebenbuhler seines Freundes aufzutreten, sondern um Gelegenheit zu haben, sich Rosalien zu nähern und ihr seine Liebe zu gestehen. So abenteuerlich dieser Plan auch war, eine Banknote beschwichtigte schnell alle Bedenklichkeiten des Kammerdieners. Blinvals Gefängniß wurde überdies nur zweimal täglich zu bestimmten Stunden besucht. Um nicht in einem gar zu vernachlässigten Aufzug zu erscheinen und um nicht auf den ersten Blick von Rosalien erkannt und verrathen zu werden, legte er des Grafen Ueberrock an, und ließ sein verworrenes Haar von Germains kunstreichen Händen schnell ordnen, so daß die zu erwartende Ueberraschung Rosaliens leicht auf eine große Aehnlichkeit zwischen Merville und Blinval geschoben werden konnte. Durch ein völlig verändertes Benehmen hoffte er die Täuschung vollkommen zu machen.

Die erste Unterredung des Pseudo-Grafen mit Mistreß Belmont fiel zu gegenseitiger Zufriedenheit aus. Die Dame des Hauses war nicht unangenehm überrascht, ihren vermeinten künftigen Gemahl jünger zu finden, als sie erwartet hatte. Blinval dagegen suchte, unter dem Vorwande großer Ermüdung, die Unterredung so viel als möglich abzukürzen, um nicht durch genauere Erörterung der Familienverhältnisse des Grafen sich gleich Anfangs zu compromittiren. Er sann nur auf ein Mittel, sich Rosalien ohne Zeugen nähern zu können.

Der Zufall war ihm hierin sehr günstig. Zu seiner großen Freude wurde das an den Saal stoßende Zimmer, wohin der geheime Gang führte, sogleich zu seinem Empfange eingerichtet. Die Dame des Hauses entfernte sich, um noch einige, zur Bewirthung des werthen Gastes nöthige Anordnungen zu treffen und um Rosalien zu ihrem künftigen Stiefvater zu senden; wobei sie jedoch nicht verfehlte, ihm zu bemerken, daß ein Stiefvater immer ernst und würdevoll seyn müsse.

Victorial rief Blinval, als er mit Germain allein war. Ich bin im Gefühle meiner stiefväterlichen Würde auf einmal so ernst und gesetzt geworden, daß gewiß Niemand etwas merken wird.

Nun, dann glaube ich an der Welt Ende! lachte Germain.

Aber ich will gewiß anders werden.

Wie wollen Sie das anfangen?

Ich will heirathen.

Da haben Sie Recht; ich halte das Heirathen für das beste Mittel, einen Mann zahm zu machen.

Mein Glücksstern ist aufgegangen! jauchzte Blinval; und so oft meine Anwesenheit im Schloßthurme nöthig ist, schließe ich meine Thür, schlüpfe in meinen Käfig, und komme wieder zurück sobald die Luft rein ist.

Aber unterdessen erscheint der Herr Graf, sagte Germain bedenklich; und ich muß meinen schönen Platz gegen eine Zelle im Schloßthurme vertauschen.

Es wird mich freuen, so gute Gesellschaft zu bekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Von Einem, der erst ein treuer Diener war und dann ein braver Herr wurde.

Es ist Gerechtigkeit, daß man das Gute achtet und ehret, wo man es findet, und es ist ganz einerlei, wo man das Gute finde und ein gutes Beispiel; es müsse also erzählt werden ohne das Schlußwort Christi zu vergessen: „Gehet hin, und thuet deßgleichen.“ Ich will's gar kein Hehl haben, daß ich diese Geschichte den Knechten und Mägden, und allen Buben und Mädchen, die es einst werden wollen oder müssen, zum Spiegel vorhalten möchte.

In Holland da drunten, wo der Rhein ins Meer fällt, da lebte im Jahre 1666 ein Admiral, was auf der See, versteht sich auf den Schiffen, soviel sagen will, als auf dem Lande ein General, und selbst noch etwas mehr, der hieß Michael Hadrian Ruyter, und war Einer, daß bei seinem Namen jeder rechte Holländer den Hut abthut aus Respect. Er wurde 1607 zu Vließingen geboren. Seine Eltern waren arme Leute, und sie dachten, ein Handwerk hat einen goldenen Boden. Es sichert eine ehrenwerthe Stellung und ein selbst erworbenes Stück Brod. Das war ein Gedanke, vor dem unser Einer einen tüchtigen Respect hat! Sie thaten ihn daher zu einem Seiler, einem wackern Meister, daß er das Handwerk lerne, welches in einem Lande, wo die Seefahrt blüht, ein ganz anderes ist, als sonst wo, da etwa Kälberstricke, Bindfaden und Spitzstränge das Meiste sind, was ein Seiler zu machen hat. Seiler zu werden, war aber des jungen Ruyter Liebhaberei nicht; denn er war kein Freund vom Rückwärtsgehen, und des Seilers bestes Fortschreiten ist bekanntlich der Krebsgang. Auf der See zu leben, Schiffmann zu werden, daran hing sein Herz. Er bat, flehte; aber sein Vater hatte seinen eigenen Kopf, und ein holländischer Kopf ist immer so fest, wie ein deutscher, wenn er ordentlich aufgesetzt ist. Man soll aber doch nie ein Kind zu einem Geschäfte zwingen, wozu es keine Anlagen und Lust hat. Das gibt am Ende eitel Pfuscherei, und die ist überall nichts werth. Das junge Bürschchen hatte nun auch seinen Kopf, und setzte ihn auch auf. Gegen den Vater? fragt Ihr. Leider ja. Bubenstreiche bleiben Bubenstreiche, wo sie auch gemacht werden. Sie bringen den Eltern nur Herzeleid?

Der junge Ruyter ließ sich zu einem Schritte fortreißen, der gegen Ordnung und Gottes Gebot war. Er ging durch und wurde Matrose auf einem Schiffe, das einem Kaufmanne gehörte, der nach Marocco handelte. Dort ging's noch etwas schlimmer, als türkisch zu — und das will viel sagen. Der Kaufmann, der von dem guten Grundsatze ausging: Selbst sehen sey Herr, und seine Augen seyen besser, als seines Verwalters Brille, fuhr immer selber mit, und fand bald, daß der Matrose Ruyter ein sehr brauchbarer — aber was noch mehr, ein treuer Mensch sey. Daher vertraute er ihm Mancherlei, zu dem man sonst keinen Matrosen oder Schiffsknecht verwendet.

Dem jungen Ruyter lag sein Durchgehen denn doch schwer auf dem Herzen. Er erkannte sein Unrecht, und es gelang ihm, sein Gewissen dadurch zu beruhigen, daß er sich mit seinen Eltern aussöhnte, und diese waren verständig, und ließen es zu, daß er sich dem Seedienste widmete.

Nun widmete er sich denn seiner neuen Pflicht mit Ruhe im Herzen und mit Freuden, und sein Schiffsherr gewann ihn alle Tage lieber, zumal er seine Kenntnisse gebrauchen konnte.

Einst, als wieder die Messe in Marocco nahte, fühlte sich der Kaufmann krank und so krank, daß er nicht selber mit hinüber nach Afrika fahren konnte. Sein Entschluß lautete: Niemanden, als Ruyter, will ich das, was ich auf's Schiff lade und in Marocco zu Markte bringe, anvertrauen.

Darauf ließ er ihn kommen und sagte zu ihm: Michel, du siehst, bei mir sind, wie der Jud' sagt: schofele Massematte! Ich kann nicht nach Marocco. Mein Buchhalter ist ein alter Mann, was meinst, du, was ich thun solle?

Schickt einen andern treuen Mann mit, Mynheer! (soviel wie: Herr!) sagte Ruyter.

Recht! rief der Kaufmann, aber Vierem! (soviel als Blitz!) wen soll ich schicken?

Das müßt Ihr besser wissen, als ich, Mynheer! war Ruyter's Antwort.

Freilich, mein Sohn, sagte der Kaufmann, aber es ist eine kitzliche Geschichte. Die Türken verstehen keinen Spaß.

Weiß wohl! sagte Ruyter.

Hör', fuhr der Kaufmann fort, übernimm du das Geschäft, du sollst mein Supercargo seyn! (soviel als Aufseher über die Ladung und Geschäftsführer.

Ich? fragte erstaunt der Jüngling. Mynheer, zum Spaß bin ich zu alt, zum Ernst zu jung! Ich bin ein Matrose und kein Kaufmann. Adje!

Halt, rief der Kaufmann, Bursche, meinst du, ich wollte in meinen alten Tagen Bubenstreiche machen, und dich ehrlichen Menschen zum Narren halten? Du bist ein Esel, wenn du glaubst, ich wüßte nicht, was ich thäte. Die Gicht steckt mir in den Beinen, nicht im Kopf. Du bist mein Supercargo, und ich lege Alles in deine Hand. Nun mach' keine Possen!

Der Ruyter besann sich. Wenn Ihr's absolut wollt, meinetwegen denn! (Schluß folgt)

Digitized by Google

Miscelle.

Ein romantischer Vorfall hat sich kürzlich in Ratibor in einer Schwurgerichtssitzung ereignet. Ein wegen Straßenraubs vor die Assisen gestelltes Frauenzimmer fiel bei Anhörung des freisprechenden Urtheils vor Freude — nicht etwa in Ohnmacht, sondern ihrem Vertheidiger, einem jungen Manne von ernstem, gesetzten Wesen und militärischem Anstande, um den Hals, zur schallenden Belustigung des zahlreich versammelten Publikums.

Frühlingssegen.

Komm, schöne Maid, mit mir auf stillen Wegen
Zum Frühlingsgrund!
Der Gottesengel Lenz wird spenden Segen
Dort unserm Bund.

Von Berg und Thal wird Weihrauch uns umwallen.
Die Hand der Nacht
Ein Heer von Flammen in den Tempelhallen
Anzünden sacht.

Und bei des Herzens stillen Harmonieen
Wird strömen aus
Die Nachtigall die heil'gen Melodien
Durchs duft'ge Haus.

Da wird das Aug' von sel'gen Thränen glühen
Beim Sang so süß,
Und wunderbar in unsrer Brust erblühen
Ein Paradies.

Es wird auf zarter Wangen Andachtszähren,
Die Rose stehen,
Und horchend sich der wilde Sturm verkehren
In leises Wehen;

Es wird der Bach, der hindraust durch die Auen,
Nur flüstern sacht,
Und freudig von des Bergeshöhen schauen
Der Mond der Nacht:

Wenn wir einander ew'ge Treu gelobten,
Und Unsern Bund
Verkündet wird dem Herrn der Welten droben
Von Engelsmund.

Neuestes aus Frankreich.

Paris, 21. Mai. Heute begann nun die Discussion über das Wahlgesetz in seiner Allgemeinheit in der Nationalversammlung. Der Tag war glücklich für die Volkssache. Schon heute am ersten Tage ward das Gesetz tödtlich getroffen, obgleich die Redner der Opposition dasselbe nur in seiner Allgemeinheit fassen konnten, wie wird es erst kommen, wenn es in seinen einzelnen Artikeln debattirt wird? Zwar ging noch einmal der Antrag auf Dringlichkeit mit 461 gegen 239 Stimmen durch, aber nun begann die Discussion und Cavaignac bestieg zuerst die Tribüne, um gegen das Gesetz zu sprechen. Derselbe sprach den Verdammungsfluch in strengen und tief ergreifenden Worten gegen es aus, seine Worte vom Standpunkte des reinen Patriotismus aus beurtheilt, dürften auf das öffentliche Bewußtseyn einen tiefen Eindruck machen. Nach ihm sprach Victor Hugo, welcher dem Gesetz dermaßen durch seine Beredsamkeit blutige Geißelhiebe versetzte, daß es vor dem ganzen Lande entehrt dasteht, was auch Thiers und Montalembert thun mögen, um es mit einer gewelhten Lauche zu begießen. Der Eindruck, welche beide Redner auf die Versammlung machten, war so groß, daß man auf zwei Redner, welche mit matten Worten dafür sprachen, fast keine Aufmerksamkeit verwandte. Victor Hugo wurde vielfältig von der rechten Seite her mit wüthendem Geschrei unterbrochen.

Paris, 22. Mai. Bisher hat es die Polizei noch nicht gewagt, gegen die Petitionen aufzutreten; nun meldet der National von heute, daß es der Staatsprocurator Bossu von Neufchateau, Dep. de Voges, gewagt hat, eine Bittschrift der dasigen Bürger mit Beschlag zu belegen, welche dies als einen Eingriff auf das Petitionsrecht betrachten und deßhalb eine Klage vor Gericht gegen denselben einleiten.

— In Dijon ist der Redakteur des „Peuple", ein socialistisches Journal, des Angriffs gegen die Kammer, gegen das Gesetz und den Präsidenten der Republik beschuldigt, von den Geschwornen freigesprochen worden.

— Der König der Belgier übernimmt die Vermittelung der Differenz zwischen England und Frankreich. Paris ist ruhig. Beides zusammengenommen und der erstattete, dem neuen Wahlgesetz günstige Bericht des Herrn Leon Faucher, hat die Fonds etwas gehoben.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 43. Kaiserslautern, Donnerstag, 30. Mai **1850.**

Das Schloß Barlow.

Erzählung von Dr. Röbiger.

(Fortsetzung.)

Die Unterredung wurde durch Rosaliens Eintritt unterbrochen. Sie näherte sich ehrfurchtsvoll ihrem vermeinten Stiefvater, denn die Mama hatte ihr den strengsten Respekt zur Pflicht gemacht. Aber wer vermöchte ihr Erstaunen zu schildern, als sie die schönen, bleichen Züge des jungen Offiziers aus dem alten Schloßthurme erkannte!

Sie sah ihn wiederholt an, sie konnte noch immer ihren Augen nicht trauen. Blinval, welcher noch nicht so schnell eine Erkennungsscene herbeiführen wollte, spielte ebenfalls den Erstaunten, und fragte nach der Ursache ihrer Ueberraschung.

Rosalie wollte sich entfernen; Blinval hielt sie aber zurück.

Warum eilen Sie so schnell fort, liebe Cousine? sagte er, ihre Hand ergreifend. Habe ich etwa schon das Unglück, zu mißfallen?

O nein, nein! erwiederte Rosalie verlegen. Aber ich bin so überrascht, durch die Aehnlichkeit, mit einem Freunde, der sehr unglücklich ist.

O bleiben Sie! rief Blinval zärtlich. Warum ziehen Sie Ihre Hand zurück? Bedenken Sie, daß ich bald Ihr Stiefvater werde!

Ja, Sie sehen meinem Freunde so ähnlich, daß ich immerfort an ihn denken muß, wenn ich Sie sehe.

So werden Sie mich gewiß lieb haben, erwiderte Blinval; wenn auch nicht um meinetwillen, doch wegen der Aehnlichkeit.

Ach, ich liebe ihn ja nicht, sagte die naive Rosalie; ich fühle blos Mitleid mit ihm, weil er unglücklich ist.

Sie fühlen Mitleid mit ihm! rief er, seine Rolle vergessend, und im Begriff, sich zu erkennen zu geben. Schon schwebte das Bekenntniß auf seinen Lippen, als Mistreß Belmont eintrat und den bevorstehenden Besuch des Schloß-Commandanten anmeldete.

Der Major O'donnell war ein ehrlicher, biederer, etwas derber Irländer. Er zeigte sich in seinem Benehmen oft aufbrausend und excentrisch, und sein Amt als Schloß-Commandant gab ihm einen Anstrich strenger Autorität; allein im Grunde war er mild und menschlich gegen die ihm anvertrauten Gefangenen.

Die Nachricht, daß der Commandant die Bekanntschaft eines so verdienstvollen Offiziers zu machen wünsche, und daher noch denselben Abend im Landhause erscheinen werde, erfüllte den Pseudo-Grafen mit nicht geringer Unruhe. Während er mit sichtbarer Aufregung im Saale auf und ab ging, sah ihn Rosalie mit immer steigendem Erstaunen an. Wie sollte er diesem Zusammentreffen entgehen? Welche Rolle sollte er dem Commandanten gegenüber spielen, der doch ohne Zweifel sogleich seinen Gefangenen erkennen würde? Umsonst schützte er der Mistreß Belmont begreiflich zu machen, daß es angenehmer seyn würde, allein zu speisen. Die allzu gastfreie Wittwe erwiderte lächelnd, sie würde noch vielfältige Gelegenheit haben, mit ihm ohne Zeugen zusammen zu seyn. Es half nichts, er mußte sich fügen, und alle ihm zu Gebote stehende Unverschämtheit aufbieten.

Der Commandant ließ nicht lange auf sich warten; er schien vom ejnem elektrischen Schlage getroffen, als die Dame des Hauses die beiden alten Bekannten einander vorstellte.

Was? Bombenelement! rief der alte Kriegsmann; aus dem Thurme entkommen, aus dem festesten Theile des Schlosses! Nein, das ist nicht möglich! Ich habe ja alle Schlüssel in meinem Bureau, und den Bureauschlüssel in meiner Tasche!

Ich bin sehr glücklich, Ihre Aufmerksamkeit in so hohem Grade zu erregen, sagte Blinval mit verkünsteltem Erstaunen.

Der! — der Graf Merville! murmelte der Major.

Digitized by Google

Nein, das iſt der Sauſewind von den rothen Huſaren, der da drüben hinter dem Gitterfenſter ſitzt. Mein Herr, ſagte er, ſich raſch zu Blinval wendend: ſo lange der Major O'donnel Schloß-Commandant iſt, wird er ſeine Gefangenen gewiß feſthalten und wenn ſie auch ausbrechen.

Aber, Herr Major, erwiderte Blinval, was habe ich mit Ihren Gefangenen zu thun? Hier bin ich Graf Merville.

Nein, Bomben und Kartätſchen! rief der Commandant. Hier ſind Sie nicht Graf Merville. Guädige Frau, er iſt einem meiner Gefangenen ſo ähnlich wie zwei Tropfen Whisky.

Und dieſer Gefangene? fragte Miſtreß Belmont.

Iſt ein wilder Teufelskerl, dem die Welt für ſeine tollen Streiche nicht weit genug war. Jetzt hat er die Erlaubniß, in einem Zimmer des Schloßthurms zu thun, was er will.

Ha, Ha! lachte Blinval; und Sie glauben, er habe der Schildwache auf dem Walle, einen Schlaftrunk gegeben und ſey durch den Schloßgraben geſchwommen?

O er ſteckt feſt in ſeiner Zelle, wie ein eingerooſteter Säbel in der Scheide! das weiß ich gewiß, wenn er auch vor mir ſteht.

Der arme Menſch! ſagte Miſtreß Belmont; ſie behandeln ihn zu hart?

Meine Befehle ſind ſtreng, erwiderte der Commandant; aber ich laſſe ſo viel als möglich nach. Doch dieſen Blinval — —

(Fortſetzung folgt.)

Von Einem, der erſt ein treuer Diener war und dann ein braver Herr wurde.

(Schluß.)

Da war die Sache fertig. Die Vollmacht wurde ausgeſtellt. Der Ruyter erhielt ſtandesmäßige Kleidung und Geld, und die Matroſen machten lange Geſichter, als ihr junger Colleg aufs Schiff kam als Supercargo; aber ſie meinten: Der Kaufmann ſey kein Eſel, und habe den rechten Mann gewählt und gefunden. Das bewies ſich bald als richtig; denn das Schiff ſegelte ab, landete in Marocco, und der Ruyter legte auf der Meſſe ſeine Waaren aus, die in lauter feinem, wollenem Tuche beſtanden.

In Marocco herrſchte damals als unbeſchränkter Gebieter ein Bey oder Fürſt, der nach türkiſcher Meinung, ohne Recht und Gericht, Herr über Leib und Leben, Gut und Blut aller Unterthanen war, und auch aller derer, die des Handels wegen ins Land kamen. Alles mußte nach ſeiner Pfeife tanzen, und ſagte er: Macht den Hans oder Kunz eines Kopfes kürzer, ſo war gleich Einer bei ihm, der ſich meiſterlich auf dies Geſchäft verſtand, und Federleſens wurde nicht lange gemacht. Eigentlich ſaß keinem Manne der Kopf zwiſchen den Schultern ſonderlich feſt. Der Bey, der damals regierte, war gerecht in ſeiner Art, aber ein Erzhalsabſchneider.

Kommt einmal eines ſchönen Morgens der Bey ſelber mit einer langen Reihe ſeiner Hofleute hinter ſich daherſpaziert, und bleibt vor des Ruyter's Stand ſtehen, beſieht das Tuch, und ein extrafeines Stück ſticht ihm in die Augen.

Was koſtet's? fragte er.

Der Ruyter iſt nicht blöde, und ſagt den von ſeinem Herrn beſtimmten Preis.

Der Bey iſt auch nicht blöde, und bietet die Hälfte.

Ich bin kein Jude, ſagte Ruyter, der die Hälfte mehr fordert, als die Sache werth iſt, und ſie dann natürlich auch um die Hälfte wohlfeiler losſchlagen kann, als er gefordert hat. Bei mir gilt das Handeln nicht. Was ich fordere, iſt feſter Preis! Auch iſt's nicht mein Eigenthum. Ich bin nur meines Herrn Diener!

Das wäre nun überall in der Ordnung geweſen, nur nicht da, wo keine Ordnung iſt, wie in Marocco. Jedem Andern wär's bang um ſeinen Kopf geweſen, als er den grimmigen Blick des Bey geſehen, nur dem Ruyter nicht.

Weißt du nicht, Chriſtenhund (das iſt der Ehrenname, womit die Herren Türken uns Chriſten belegen), raſt der Bey, daß ich Herr deines Lebens bin?

Das weiß ich wohl, Herr Bey, ſagte der Ruyter; aber ich weiß auch, daß ich nicht überfordert, und daß ich als Diener meines Herrn die Pflicht habe, ſo lange ich in ſeinem Dienſte lebe, für ſein Wohl zu ſorgen, und nicht an mich zu denken! Das will ich halten bis in den Tod — und — Ihr kriegt das Tuch nicht um einen Blaffert wohlfeiler! Thut, was Ihr vor Gott verantworten könnt!

Alle Kaufleute, die dies hörten, erſchracken auf den Tod. Adje, Ruyter, dachten ſie! wenn du morgen noch eine Pfeife raucht, ſo muß dein Kopf ohne Leib rauchen können.

Daran hatten ſie ſich verrechnet. Der Bey ſah den hübſchen, jungen Mann lange mit zornſunkelnden Augen an. Alle Welt erwartete den kurzen Beſcheid: Kopf ab! — Aber er ſagte: Ich gebe dir bis morgen um dieſe Zeit Bedenkfriſt. Haſt du dich bis dahin nicht anders entſchloſſen, ſo mach' dein Teſtament! Damit ging er. Ganz ruhig legte Ruyter das Stück Tuch zurück ins Gefach, und wartete auf andere Kunden.

Digitized by Google

Da stürmten die Kaufleute herbei und riefen: Um Gotteswillen schenk' ihm das Tuch! Schlägt er dir den Kopf ab, und das geschieht so gewiß, als zweimal zwei vier ist nach dem Rechenbuche von Adam Ries, so ist dein Leben und deines Herrn ganzes Gut nebst seinem Schiff verloren! Was wird dann aus uns Anderen? Gib ein Kleines und rette das Andere und dich!

Ich stehe in Gottes Hand, sagte Ruyter. Wer im Kleinen nicht treu ist, wie sollt' er's im Großen seyn? Verliert mein Herr durch mich einen Blaffert, so bin ich ein treuloser Diener. Ich weiche kein Haar breit!

Das Wort: Sey klug! fand in seiner Seele keinen Eingang, denn es stand ein Andres drin, das mehr werth war. Es hieß: Sey treu! Das allein gilt vor Gott, dem Herrn. Ruyter dachte: Lieber treu sterben, als treulos leben! Und droben im Himmel sitzt Einer am Steuerruder, der solch eine Gesinnung zu schützen weiß. Der hat eine unsichtbare Schutzwache für treue Seelen, das sind seine heiligen Engel!

Am andern Morgen stand Ruyter heiter lächelnd in seiner Bude. Da kommt der Herr Bey und macht ein Gesicht, als wollte er den Ruyter auffessen zum Frühstück, und hinter ihm geht einer, der ist blutroth angethan und hat ein breites Schwerdt in der Hand, und die Leute in Marocco kannten ihn wohl und mieden ihn, wie's Feuer.

Vor Ruyter's Bude bleibt der Bey stehen und sieht ihn grimmig an. Christenhund, ruft er aus, hast du dich besonnen?

Ja, sagte Ruyter. Nicht um einen Blaffert wohlfeiler geb' ich das Stück, als ich gestern gefordert. Wollt Ihr mein Leben, so nehmt's, aber ich will sterben mit reinem Gewissen und als ein treuer Diener meines Herrn!

Alle Leute hielten den Athem an, denn der im rothen Kleide besah die Klinge an seinem Richtschwerdt und lachte, wie der Teufel, wenn er eine Menschenseele auf schlechtem, aber auf sicherm Wege zur Hölle sieht.

Da ändert sich das Gesicht des Bey, und wird plötzlich klar und heiter. Bei dem Barte des Propheten! ruft er aus (und das ist die höchste Betheuerung eines Türken), du bist eine grundehrliche Seele. Ein treuerer Diener ist mir noch nicht vorgekommen, und, wollte Gott, ich hätt' so einen! Darauf wandte er sich zu seinen Begleitern und sagte: Nehmt Euch diesen Christen zum Muster! Zu Ruyter aber sagte er: Gib' mir deine Hand, Christ, du sollst mein Freund seyn! Er warf einen Beutel mit Gold auf den Ladentisch und sagte: Es ist, du darfst es glauben, gerade soviel, als du gefordert hast! Ich will ein Ehrenkleid davon tragen zum Andenken an deine Treue!

Allen Respect vor dem Ruyter — und vor dem Bey von Marocco! Der Ruyter aber meinte, das Alles verstünde sich von selbst so, strich sein Geld ein und übergab das Tuch. Ja, als er mit reichem Gewinn nach Holland zurücklam, sagte er nicht einmal seinem Herrn ein Wort davon — der mußte es erst von Andern hören.

Muß da der Spinnstubenschreiber nicht ausrufen: Ihr Knechte und Mägde, Ihr Ladendiener und ihr Alle, die Ihr dienet, gehet hin und lernet von Ruyter, und thuet deßgleichen! Fangt 'mal so an, und ich wette, Eure Brodherren und Dienstherrschaften werden gegen Euch wie Väter und Mütter gegen ihre Kinder, und es steht bald zwischen Euch, wie zwischen Abraham und Elieser, oder zwischen Ruyter und seinem Herrn, denn er hielt ihn fortab wie sein eigen Kind.

Was ich aber da vornen gesagt, das ist wahr geworden. Der im Himmel, der am Steuerruder der Welt sitzt und spricht: So soll's seyn, der Herr war mit Ruyter. Es ging ihm gut, und er stieg bald zum Schiffscapitän seines Herrn. Als der starb, trat er in den Staatsdienst in Holland, und stieg schnell bis zur höchsten Stelle, zum Admiral. Er hat die Feinde seines Vaterlandes wacker geklopft, und die Herren Engländer wissen etwas davon zu erzählen, rühmen's aber nicht.

Im Jahre 1676 (das Hannechen mag's ausrechnen, wie alt er damals war), traf den tapfern Helden bei Messina in Sicilien eine Kugel, die nahm ihm ein Bein knatsch weg, und an dieser Wunde ist er gestorben. Ganz Holland trauerte um ihn, und sein Name steht und wird in Ehren stehen, so lange noch ein Holländer lebt, der sein Vaterland lieb hat.

Zum Schluß noch ein Item! Hierbei kann man lernen, daß es auch aus niederm Stand einen Weg zu hohen Ehren gibt, nämlich Kenntniße, Treue, Gottesfurcht und Ehrlichkeit. Und der Weg ist keinem verschlossen, steht vielmehr weit offen. Voran! Wer Lust hat und ein treues Herz in der Brust! Der da oben im Himmel reicht Jedem seine unsichtbare Hand, und sagt sein Ja und Amen dazu!

Sonntagsfrühe.

Des Werkeltages Mühe
Hab ich vergessen ganz.
Da schöne Sonntagsfrühe
Rings weht den goldnen Glanz.

Du schöne Sonntagsfrühe,
Wie lächelst du der Welt.
Du sagst dem Herzen: blühe
So wie die Blum' im Feld.

Digitized by Google

Und rings herrscht heil'ges Schweigen,
Du redest ganz allein;
Der Blumen Düfte steigen
Empor sich dir zu weih'n.

Und Herzen die geblieben
In dieser Welt noch rein,
Die Frömmigkeit noch lieben,
Sie werden Blumen seyn.

Wie holder Gottessegen
So haucht mich an dein Gruß,
Mag er auf allen Wegen
Begleiten Herz und Fuß.

Du schöne Sonntagsstube,
Wie selig macht dein Glanz!
Des Werkeltages Mühe
Hab ich vergessen ganz!

Miscellen.

Kein Land hat so viele schöne Echos aufzuweisen als Schottland. Im Erbbegräbniß der Familie Abercorn, in der Grafschaft Rentrow, gibt es ein außerordentliches schönes Echo. Wenn die Thüre der Kapelle geschlossen ist, gleichen die Klänge des Echos dem Grollen des Donners. Ein einziger Ton steigt stufenweise zu einer Menge Echos, bis er endlich in einem sanften und bezaubernden Murmeln dahinfließt. In dieser Kapelle, eingesungen von diesen in ein Grab gebannten Geistern der Luft, schläft Magery, die Tochter Bruce, die Gattin des schottischen Helden Wallace. In der Nähe von Wodstock in England soll früher ein Echo während des Tages siebzehn Silben deutlich wiederholt haben. Bekannt ist endlich das Echo im Grabe der Metella, der Gattin Sulla's, ein Echo, welches jeden Ton fünfmal und in fünf verschiedenen Tonarten nachgeahmt haben soll.

In Reuß macht eine sonderbare Geschichte Aufsehen. Vor Kurzem wollte ein armes Dienstmädchen heirathen und ging zum Pfarrer, um sich anzumelden. Dieser verlangt ihren Taufschein, bei welcher Gelegenheit sich nun herausstellte, daß sie aus Frankreich gebürtig und in früherer Jugend zu ihrem bisherigen Dienstherrn, einem reichen, begüterten Manne gekommen, der sie zum Gänsebüten benutzt hatte. Als nun die Ortsbehörde an die gleiche des angegebenen Ortes geschrieben, kommt plötzlich ein vornehmer Herr aus jener Gegend an, und erkundigt sich nach jenem Mädchen, als nach einer nahen Verwandtin, die in frühester Jugend nebst 60,000 Frcs. dem jetzt reichen Mann zur Erziehung übergeben worden. So viel sich nun herausstellt, hat dieser Mann die Erziehung des Mädchens verwahrlost, um dadurch aller Nachforschungen nach dem Verbleiben des Geldes enthoben zu seyn. Der Fremde soll die nöthigen gerichtliche Schritte bereits eingeleitet haben.

Lied,

gesungen zu Gotha am 27. Mai 1850.

An Ehren krank fort
Gingen wir von Frankfort.
Nun trieb uns die schwere Noth, ah!
Alsobald nach Gotha!
Von Gotha ging es nach Berlin,
Doch half uns nicht Simson nicht Schwerin,
Aber es macht uns viele Noth da
Manteuffel ach! und Stratha!
Wir zogen im Gemüthe schwer fort
Von Berlin nach Erfurt!
O Ehr fort! o Ehr fort!
Wie bist Du uns ein schwer Wort
Nun liegt die Heldenschaar von Gotha,
En bloc und manövrirt da!

Neuestes aus Frankreich.

Der National vom 27. Mai meldet Folgendes: Man schreibt aus Algier: in dem Augenblicke, wo das 38. Linien-Regiment, das 5. und 8. Bataillon der Jäger zu Fuß sich nach Frankreich einschiffen wollten, traf der Befehl ein, alle Unteroffiziere, Korporäle und Soldaten, die seit einem Jahre aus Frankreich diesen Truppen zugetheilt worden waren, als des Republikanismus verdächtig, in Afrika zurück zu lassen. Dieselben sollen denjenigen Korps zugetheilt werden, welche in Afrika zurückbleiben, wo sie während ihrer ganzen Dienstezeit zu verbleiben hätten. — Der National tadelt den Artikel des Wahlreformgesetzes, welcher, um Wähler zu seyn, einen 3jährigen Wohnsitz bestimmt, mit folgenden Worten: 3 Jahre festen Wohnsitz von einem Arbeiter verlangen, der wie der ewige Jude verdammt ist, außerhalb seiner Hütte sein Brod zu suchen, ist mehr als Wahnsinn. Hat man denn daran gedacht, dem armen Arbeiter eine 3 Jahre lang dauernde Arbeit zuzusichern, als man ein 3jähriges Domizil festsetzte? Nein nicht für einen Tag. Diese Wohnsitzbestimmung reibet den Arbeiter auf immer unter die Zahl der Vagabunden, schließt ihn für immer aus und stempelt ihn zu einem Feinde der Regierung und der menschlichen Gesellschaft. Dies die Folgen des Gesetzes der Siebenzehn.

— Ein ministerielles Umschreiben verbietet den Maires und Adjunkten irgend eine Petition gegen das Siebenzehner-Gesetz zu unterzeichnen. Dreizehn Offiziere der 4. und 5. Legion der National-Garde zu Paris wurden durch einen Beschluß des Seine-Präfecten auf zwei Monate suspendirt, weil sie Petitionen gegen das Wahlgesetz unterschrieben haben. — Die Auflösung des Sapeurs- und Pompier-Corps hat in dem Faubourg St. Martin bedeutende Aufregung veranlaßt. — Am 26. dieses hat keine Sitzung der National-Versammlung stattgefunden.

Harmonie-Musik.

Donnerstag, den 30. Mai findet in meinem Garten Harmonie-Musik von Stüber statt.
Anfang 4 Uhr. — Entrée 6 kr.

H. Jänisch.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 44. Kaiserslautern, Samstag, 1. Juni. **1850.**

Das Schloß Barlow.

Erzählung von Dr. Rödiger.

(Fortsetzung.)

Blinval! rief der Pseudo-Graf! wir dienten mit einander in demselben Regiment. Wir sind die vertrautesten Freunde, und sind einander so ähnlich wie Zwillinge, ich nehme so lebhaften Antheil an seinem Schicksal, als ob ich an seinem Platze wäre.

Wirklich! sagte der Commandant. Sie müssen mir schwören — nein, damit bin ich nicht zufrieden; Sie müssen mir Ihr Ehrenwort geben.

Was meinen Sie? fragte Blinval.

Ich kann mich nicht eher zufrieden geben, sagte Major O'donnell zu Mistreß Belmont, als bis ich Beide nebeneinander vor mir stehen sehe. Er soll hier mit ihrer Erlaubniß, zu Nacht speisen.

Wer? fragte Blinval betroffen.

Blinval.

Blinval, hier zu Nacht speisen; rief der Pseudo-Graf.

Sie sind wirklich sehr gütig gegen den armen Gefangenen, sagte Mistreß Belmont.

Aber die Sache muß unter uns bleiben, er hat den strengsten Arrest.

Nein, ich muß dagegen protestiren! rief Blinval, zum Aeußersten getrieben. Es würde ohne Blutvergießen nicht abgehen, wir haben einen heftigen Streit gehabt.

Aha! lachte der Commandant; das ist das beste Mittel, die intimsten Freunde zu werden.

Nein, ich kann ihn nicht sehen; entgegnete Blinval, O seyen Sie nur ruhig, es kann Niemand besser eine Aussöhnung zu Stande bringen, als ich. Sie werden sich wundern, wie geschwind das geht.

Bei diesen Worten entfernte sich der Commandant, und eilte in's Schloß hinüber, um den Gefangenen zu holen.

Der ersten Verlegenheit, welche dem Pseudo-Grafen das Erscheinen des Schloß-Commandanten bereitete, folgte jetzt eine andere noch größere. Er mußte um jeden Preis in sein Gefängniß hinüber, denn seine Entfernung durfte nicht bekannt werden. Allein, wie konnte er sich jetzt entfernen, ohne eine Unschicklichkeit zu begehen? Wie konnte er hoffen, seinen Zweck zu erreichen, wenn er sich in die Nothwendigkeit gesetzt sähe, der Dame des Hauses alles zu gestehen? Würde diese ihn nicht mit seiner Bewerbung um Rosaliens Hand mit Unwillen zurückweisen? würde sie nicht vielleicht dem Commandanten Alles entdecken? Er wollte daher lieber den Schein der Unhöflichkeit auf sich laden, in das ihm angewiesene Zimmer eilen, den Riegel vorschieben und den Weg in seine Zelle antreten. Auf Mistreß Bellmonts Bitten, sich mit seinem vermeinden Freunde zu versöhnen, erwiderte er daher nur, seine beleidigte Ehre bedürfe keine Vermittlung, es möchten die schrecklichsten Folgen aus einem solchen Zusammentreffen entstehen; und indem er gute Nacht wünschte, eilte er in sein Zimmer und verriegelte die Thüre.

Blinval erreichte ohne Schwierigkeit seine Zelle, wo er schnell die Fallthür hinter sich schloß, und die in Unordnung gerathenen Tische nnd Stühle wieder an die gehörigen Stellen setzte. Der Ueberrock wurde schnell verborgen, das von Germain geordnete Haar aufgelöst, und überhaupt Blinvals ganze Erscheinung ein Ansehen von großer Nachlässigkeit gegeben, wie die wenigen Personen, welche von Zeit zu Zeit sein Gefängniß betraten, es an ihm zu sehen gewohnt waren. So vorbereitet erwartete er, mit gesenktem Haupte auf und abgehend, die Ankunft des Commandanten.

Der Eindruck, den der Anblick des Gefangenen auf den Major machte, war ein Gemisch von Ueberraschung und Verlegenheit. Er schickte die mitgebrachte Wache sogleich zurück, und fing an, den scheinbar niedergeschlagenen Blinval zu trösten.

Ihr Character, Herr Major, ist zu ehrenwerth, sagte Blinval, als daß ich fürchten müßte, Sie suchten mich in der Absicht auf, um meinen Schmerz durch ihren Spott zu vermehren. Bin ich vielleicht frei?

Nur gemach, Freundchen, sagte der Commandant;

Digitized by Google

erst fünf Monate hier, und schon ungeduldig! das ist kein großes Compliment.

O ich halte es nicht länger aus! rief Blinval, indem er unmuthig einen Stuhl ergriff und gegen den Boden schleuderte.

Schon wieder ein Stück von den Möbeln der Königin zerschlagen! murrte der Kommandant.

Ich bitte um Verzeihung, sagte Blinval! Sie waren immer sehr gütig gegen mich, Herr Major.

—O schweigen sie doch davon, Freundchen, erwiderte der Commandant, ich würde Sie mit dem größten Vergnügen zum Executionsplatze begleiten, wenn Sie noch erschossen werden sollten; nur keine Möbeln der Königin zerbrechen! Aber ich habe ein kleines Vergnügen für Sie. Da drüben im Landhause der Mistreß Belmont ist ein alter Freund von Ihnen. Sie haben freilich einen Streit mit ihm gehabt, aber das thut nichts, Sie sollen heute mit ihm zu Nacht speisen, müssen wieder Freunde werden; und wenn auch Merville —

Merville! rief Blinval mit fingirtem Erstaunen; ich schätze ihn über Alles; an unserm Streite war ich allein Schuld, ich folge ihnen mit Vergnügen. Wenn Sie uns zusammenbringen, so wirken Sie ein Wunder.

O das überlassen Sie nur mir, sagte der Commandant. Ich ruhe nicht, bis ich Sie Beide zusammen sehe.

Dann ist Ihre Ruhe für immer dahin.

Allons donc. Nous verrons.

Mistreß Belmont war sehr beleidigt durch das Benehmen ihres vermeinten Bräutigams. Alle Versuche, ihn zum Oeffnen der Thüre zu bewegen, blieben fruchtlos. Germain wurde herbeigerufen und erhielt den Auftrag, seinem Herrn zu melden, daß Mistreß Belmont gesonnen sey, jede Verbindung mit ihm abzubrechen.

Germain befand sich in keiner geringen Verlegenheit, als er das Vorgefallene erfuhr, und seine Fassung war vollends dahin, als er den Commandanten mit dem Gefangenen eintreten sah. Nur durch Blinvals verstohlene Drohungen erlangte er wenigstens so viel Fassung wieder, daß er nicht sogleich Alles verrieth.

Rosalie erkannte ihren gefangenen Freund auf den ersten Blick; Mistreß Belmont fand die Aehnlichkeit außerordentlich, und Germain, durch solche Aeußerungen ermuthigt, begrüßte Blinval ebenfalls mit ganz unbefangener Miene. Die Stellung des letzteren war in der That ganz eigenthümlicher Art. Er hatte zufällig Gelegenheit gefunden, unter dem Namen seines Freundes aufzutreten, der noch an demselben Abend im Landhause eintreffen konnte. Alle waren wirklich dergestalt getäuscht worden, daß sie zwischen ihm und dem vermeinten Grafen Merville eine überraschende Aehnlichkeit zu finden glaubten; eine Täuschung, welche durch die veränderte Kleidung und Haltung des Gefangenen leicht zu erklären war. Während Blinval in seiner Rolle als Graf Merville den Unversöhnlichen spielte, gab er in seinem wahren Character die größte Neigung zur Aussöhnung mit seinem angeblichen Gegner zu erkennen und beklagte dessen Eigensinn, womit er sich weigerte, die Thür zu öffnen. Diese Herzensgüte nahm sogleich alle für ihn ein, und vorzüglich gab ihm die bisher so schüchterne Rosalie ihre Theilnahme ganz unzweideutig zu erkennen. Der Commandant wurde durch den Widerstand des vermeinten Grafen immer mehr gereizt; er schwur mit komischem Zorne, er wolle nicht ablassen, bis er gesehen, ob Beide dieselben Personen wären. Dieses wurde von den beiden Damen auf das Entschiedenste in Abrede gestellt; denn Mistreß Belmont behauptete, der Gefangene sey jünger und bleicher, und Rosalie sagte, er habe eine sanftere Stimme, als Graf Merville. Der Commandant unterschied indessen nicht so fein; er schwur, daß er zum Sturm schreiten wolle, wenn der Graf nicht capitulirte. Alle Anstrengungen blieben jedoch fruchtlos, die Thür blieb verschlossen, und die Gesellschaft ging, mit lauten Aeußerungen der Mißbilligung, zu Tisch.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der grüneberger Weinbau feiert in diesem Jahre sein 500jähriges Jubiläum. „Möge man“ — so ruft der grüneberger Gewerbe- und Garten-Verein — „den ehrwürdigen Jubilar nicht länger mit Spott und Hohn verfolgen! Gerechtigkeit gegen den grüneberger Wein!“ Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an das Geschichtchen, das sich in der guten Stadt Grüneberg begab: Dem Könige wurde auf seiner Durchreise grüneberger Wein vorgesetzt, den er so gütig war, äußerst trinkbar zu finden. Die Herren Stadträthe waren aber über das königliche Lob ihres Weines so begeistert, daß sie ausriefen: „Ja, Ew. Majestät! und dies ist noch gar nicht von unserm Besten!“ „Nun — antwortete der König lächelnd — „so hoffe ich, daß Sie mir nächstes Mal vom Besten geben!“

Von den tollen Ausschweifungen Eugen Sue's, dieses Vertreters der nothleidenden Volksklassen, werden in den „Gränzboten“ einige charakteristische Züge

Digitized by Google

erzählt. Als Beispiel sey hier eine kleine, etwa fünfzehn Jahre zurückdatirende Scene aus seinem Leben angeführt, deren Thatsächlichkeit verbürgt ist. Eugen Sue hatte einmal im Winter alle seltenen Blumen aufkaufen lassen, die in Paris um diese Jahreszeit zu bekommen waren. Mit Anbruch der Nacht (am Tage geht er niemals aus) macht er Toilette in einer selbst für einen Lion excentrischen Weise und ohne den Stock á la Balsac (d. h. einem Stock mit goldenem, diamantengeschmücktem Knopf) zu vergessen, wirft er sich in seinen vierspännigen, blumenbeladenen Wagen und läßt sich mit Extrapost durch die Barriere d'Enfer fahren, welches etwa 15 Postmeilen von Paris entfernt liegt. Ein Bankier seiner Familie gab dort einen großen Ball. Man denke sich das Staunen der Gäste, als Eugen Sue plötzlich in die hellerleuchteten Salons tritt, seinen diamantenglitzernden Stock mit Blumen umwunden, selbst von Kopf bis zu Fuß mit Kränzen behangen, eine Blumenkrone auf dem Kopfe, und in seinem Gefolge ein Dutzend Leute, welche die ganze Blumenladung seines Wagens in den Salons umherstreuen. Die Musik schweigt; die Tänzer stehen still und sperren verblüfft die Mäuler auf, während die Damen ganz bezaubert sind von der magischen Wirkung der nächtlichen Erscheinung und des Blumenregens mitten im Winter. Befriedigt mit dem Ausgange seines kostspieligen Abenteuers, läßt er die Gäste in ihrer Verwirrung stehen, wirft sich wieder in den Wagen und fährt in gestrecktem Galopp, wie er gekommen, nach Paris zurück, wo er schon vor anbrechendem Morgen wieder in seiner Wohnung anlangte. Ein Pferd hatte er auf der Hinreise und zwei Pferde auf der Rückreise zu Tode gejagt. Das war eines der nächtlichen Abenteuer Eugen Sue's. Abenteuer, die sich so oft wiederholen, daß man in Paris seine Pferde immer nur cheveaux-de-nuit (Nachtmähren) zu nennen pflegte.

Ein geistreiches Mitglied des verstorbenen Staatenhauses stellt die Geschichte der Union oder des engeren Bundes in folgendem Gleichniß dar: Ein Stutzer bestellt bei einem Schneider ein Paar Beinkleider, die aber recht eng seyn müßten. Der Schneider verspricht, diesem Wunsche nachzukommen. Als er bereits aus der Thür ist, ruft ihm der Stutzer nochmals nach: „Aber recht eng! Wenn ich hinein kommen kann, dann nehme ich sie nicht!“

Vor den Straßburger Assisen wurde vor einigen Tagen ein Frauenzimmer, das angeklagt war, ihr Kind lebendig begraben zu haben, zum großen Erstaunen des Publikums freigesprochen, wiewohl ein Zeuge vorhanden war, welcher diese Verbrecherin auf frischer That ertappt hatte. Das Kind wurde aber durch diesen letzteren gerettet.

Am 23. Mai wurde in Wien eine 83jährige Bettlerin angehalten, weil sie das Veteranzeichen trug und man sie für eine Wahnsinnige oder eine Betrügerin hielt. Es stellte sich aber heraus, daß die alte Frau, aus Durlach im Großherzogthum Baden gebürtig, die Tochter eines Oberstlieutenants war, welcher unter der Kaiserin Maria Theresia gedient hatte. Sie selbst diente früher bei den Franzosen und vom Jahre 1794 bis zum Jahre 1815 als Husarenwachtmeister im k. k. Militär, wo sie in verschiedenen Schlachten 19 Blessuren erhielt. Unter ihren Legitimationspapieren befindet sich auch ihr Abschied als Wachtmeister.

Vor nicht langer Zeit ward im Theater Malibran zu Venedig ein Melodrama, betitelt: „die Sündfluth“, gegeben. Am Schluß desselben entfernt sich Vater Noah mit seiner Arche, nachdem er vorher von allen Thierarten ein Exemplar in dieselbe aufgenommen hat, und überläßt den heranströmenden großen Wassern das übrige Gethier zur Beute. Menschen und Vieh kamen vor den Augen des Publikums um und dieses ergötzte sich recht sehr an dem Spektakel; als aber auch die Reihe an den Löwen kam (der Löwe ist bekanntlich das Symbol Venedigs), da erhob sich das Publikum unter dem gräßlichsten Lärmen in Masse und schrie: es werde nicht dulden, daß der Löwe umkomme. Der Tumult hörte nicht eher auf, als bis Noah erschien und den Löwen aus dem Wasser rettete.

Himmels-Enthüllungen im Juni.

Die allerhöchste Demokratin Sonne ist so glücklich über die Verwandlung Europas, daß sie schon um ½ auf 4 Uhr aufsteht und bis Abends nach 8 Uhr für das Volk arbeitet und freudestrahlt. Der Mond hat sich scheinbar von allem politischen Leben, dem er noch am 3. einen (letzten Blick opfert, zurückgezogen und beschäftigt sich wieder mit der irdischen Liebe. Am 10. werden deßhalb alle Unglücklichen, die ohne Sie oder Ihn nicht leben können, neue Hoffnung schöpfen, am 16. den ersten Kuß und am 24. das volle Glück der Liebe genießen. — Die Witterung wird, trotzdem die Gelehrten in den Conditoreien Eis prophezeihen, sehr warm seyn. Donnerwetter! werden oft die rosige Laune unterbrechen. Die Herren erscheinen ohne Vatermörder. —

Digitized by Google

Naturleben.

Sie schlafen im Hain, die Blümlein,
Gewiegt vom linden West,
Sie träumen bunte Träume,
Vom lustigen Frühlingsfest.

Es flüstert in jedem Grashalm,
Es wispert in jedem Rohr;
Aus jedem duftenden Kräutlein,
Schaut zirpend ein Käfer hervor.

Das Bienchen küßt die Rose,
Die kennt sein zärtlich Gesumm;
Heuschrecken, grüne Gesellen,
Sie springen im Gras herum.

Im Strauch Johanniswürmchens
Nachtlämplein blitzend glüht;
Der Laubfrosch singt ein rührend,
Ein schmelzend Liebeslied.

Es haben ob dieses Sanges,
Die Blümlein Thränen gelacht;
Sie glänzten in ihren Aeuglein,
Als morgens sie aufgewacht.

Neuestes aus Frankreich.

Paris, 28. März. (Nach dem National.) In der heutigen Sitzung der National-Versammlung kam der Artikel 3 zur Discussion, welcher lautet: Der Wohnsitz des Wählers muß konstatirt werden, 1. durch die Personalsteuerrolle; 2. durch die Erklärung der Eltern, daß sie 3 Jahre in der Gemeinde, und daß ihre volljährigen Söhne bei ihnen im väterlichen Hause wohnen; 3. durch die Erklärung der Meister und Brodherren, daß diejenigen, welche volljährig sind, bei ihnen dienen oder arbeiten, daß sie bei ihnen im Hause oder gewöhnlichen Geschäftslokale wohnen. Mehrere Amendements wurden gestellt, aber alle nach heftigen Debatten von der Majorität ohne Ausnahme verworfen. Der Abgeordnete Raudot und Sain suchte zu beweisen, daß das Gesetz nicht allein ungeschickt, sondern auch ungerecht sey, allein es war vergebliche Mühe, die Majorität hatte im Voraus ihren Entschluß gefaßt. Die Sitzung begann aber erst interessant zu werden, als der General Lamoriciere die Tribüne bestieg. Dessen Rede war nicht allein vortrefflich, sondern wirkte auch wunderbar, sie war ein Ereigniß. Es gelang ihm vollkommen, der Rechten die Maske abzunehmen, und das Gesetz in seiner nackten Blöße so hinzustellen, daß dem Führer der Rechten, Advokat Berryer, das Geständniß abgepreßt wurde, daß das Gesetz ein Rache-, ein Parteigesetz sey und daß die Rechte, bestehend aus Legitimisten, aus Orleanisten und Bonapartisten, damit der Konstitution den ersten kräftigen Stoß zu versetzen gedenke. Der Antrag Lamoricieres ging nämlich dahin, statt der Personalsteuerliste des Einnehmers, durch einen Notariatsakt vor Zeugen und Gericht sein Domizil constatiren lassen zu dürfen, weil bei Anfertigung der Personalsteuerlisten allerlei absichtliche Unrichtigkeiten respective Auslassungen stattfinden und auf diese Art mißliebige Wähler ohne weiteres ihr Wahlrecht wenigstens für ein Jahr verlieren könnten, wenn die Personalsteuer-Rolle als einzige Regel angenommen würde und so die herrschende Partei gewissermaßen es in ihrer Gewalt hätte, einen Betrug ungestraft zum Nachtheil eines Bürgers auszuüben. Der General Lamoriciere erklärte nun die Verwerfung seines Amendements als ein offen eingestandenes Betrugemanöver, stellte die Absicht seiner Gegner mit niederschmetternden Worten vor ganz Frankreich klar und offen dahin, erklärte sie als ein eingestandenes Betrugsverfahren gegen das allgemeine Stimmrecht, als einen Eidbruch, als ein chriosles, als ein Rache-Gesetz, einen Meineid an der ganzen Nation, in dem man die Gewalt, welche man zum Besten des Volkes erhalten nun gegen dasselbe wende, dadurch, daß man aus Rachesucht gegen die Republik die Wahlen decimire. Triumphirend lieferte er den Beweis, und der Spectakel auf der rechten Seite war groß. Der Minister Leon Faucher zuckte mit den Schuldern, Vastismenil war außer sich, Rouher rief aus, daß wenn die Personalsteuerliste nicht als Regel gelten soll, so werde der Geist des Gesetzes verfälscht ꝛc. Schimpfreden ertönten von allen Seiten gegen die Republik, die man ein gebrechliches Fahrzeug ꝛc. nannte. Als der General Lamoriciere die Tribüne verlies, nahm sie der Abgeordnete Berryer in Besitz, um wenigstens den Schein der befleckten Ehre zu retten, allein es gelang ihm schlecht. So wie in der Hitze vor einigen Tagen dem Abgeordneten Thiers das Wort „schlechtes Volk“ (la vile multitude) entschlüpfte, so sagte heute Berryer, daß sich die Republikaner nur vor Ausbruch der Revolution durch die Mörder Louvel und Alibaud bemerkbar gemacht hätten. Dies in der Hitze der Rede ausgestoßene Wort suchte Berryer zu entschuldigen; allein, sagt der National, Frankreich hat es gehört und wird Notiz davon nehmen. Der Leser möge daraus entnehmen, wie weit es bereits die Partei-Leidenschaft gebracht hat.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 45. Kaiserslautern, Donnerstag, 5. Juni. **1850.**

Eingesendet.

Kaiserslautern, 4. Juni 1850.

Die hiesige katholische Kirchengemeinde hat zwei ihrer Glocken umgießen lassen, um in ihrem Geläute eine größere Harmonie hervorzubringen. Bei Bestimmung der Tonhöhe ist zugleich auf die Glocken der protestantischen Kirche Rücksicht genommen worden, so daß nun die tiefste jener Glocken mit einer der letzteren im Einklange steht. Dies ist mit Wohlgefallen aufgenommen worden, und von protestantischer Seite sind bereits Stimmen laut geworden, welche den Wunsch aussprechen, daß auch die Glocken der protestantischen Kirche sowohl unter sich, als mit jenen der Katholiken in ein harmonisches Tonverhältniß gebracht werden möchten. Hängt dieses Verlangen vielleicht mit einem tiefer liegenden und bedeutsameren Bedürfnisse, mit dem Bedürfniß nach Eintracht und Harmonie der Gemüther und Gesinnungen zusammen? Dies wäre dem Menschenfreunde ein erfreuliches Zeichen in der Zeit der Zerrissenheit und der Zerwürfnisse auf dem politischen wie auf dem religiösen Gebiete, wo man hadert und streitet über Meinungen und Ansichten; wo die Anhänger dessen, der die Liebe gepredigt, einander hassen und unterdrücken, indeß unbestreitbar bleibt, daß der Glaube unecht ist, der die Liebe ausschließt, die Liebe, die vom erhabenen Stifter des Christenthumes an die Spitze aller Gesetze gestellt, des Gesetzes Erfüllung ist. Dieser Glaube **ohne** Liebe hat schon viel Unheil hervorgebracht. „Gott ist die Liebe", und seine Kinder ängstigen, quälen, morden sich! In unsern traurigen Verhältnissen und Zuständen ist um so dringender nothwendig, daß gegenseitiges Wohlwollen die Gemüther durchdringe, jenes Wohlwollen, das sich freut bei Anderer Freude, das bei fremdem Schmerze Thränen des Mitleides und der Theilnahme weint, Thränen der thätigen Liebe, welche alle Kräfte antreibt und nach Möglichkeit zur Hülfe bereit ist.

Wenn Harmonie in dissonirende Glocken kommen soll, müssen sie durch Feuergluth umgewandelt werden. Soll es mit uns auch dahin kommen, daß unaussprechliches Unglück, daß das Feuer der Trübsal die Gemüther durchglühen muß, damit es mit uns besser werde? Soll es so weit kommen, daß die Blitze furchtbarer Donnerwetter die verpestete Athmosphäre der Gesellschaft wieder reinigen und eine Regenfluth von Thränen den vertrockneten Boden wieder anfeuchte und fruchtbar mache? Liegt die Quelle gegenwärtigen Unglücks blos in der Form dieser oder jener Einrichtungen? Es gibt Wunden, die von keinerlei Form geheilt werden können. Wie viel Schuld an dem Unglück der Völker liegt nicht in der Charakterbeschaffenheit der Individuen? Sorgt für die Tüchtigkeit und den Adel eures Charakters und eurer Gesinnung; gebt euerm Gemüthe einen seiner würdigen Inhalt; ringet nach dem — Gottes und eurer selbst würdigen Glauben, „der durch die Liebe thätig ist", dann wird die Hoffnung euer Gemüth erheben; euer **sittliches** Leben wird dann zeigen, daß euer Glaube eine Wahrheit ist, und euer Denken und Reden, all euer Thun und Lassen, euer ganzes Leben und Wirken sammt seinen Erfolgen wird, — nach der sittlichen Beschaffenheit der Quelle, woraus es fließt, — ein ganz anderes seyn, und die — darin auch angemessenen und eurer würdigen — Formen der gesellschaftlichen Einrichtungen werden sich ohne Schwierigkeiten ergeben.

Ach, ich habe von den Glocken reden wollen, und bin in Liebe und Haß, in Blitz und Donner, in Unglück, Zwietracht und Verfolgung hinein gerathen, und habe fast eine kleine Predigt gehalten! Mein Herz ist mit meinem Kopfe von dem geraden, kurzen Wege ab — auf die Seite gelaufen. Aber wer kann auch von Harmonie reden, ohne der Liebe zu gedenken, dieser Weltkonsonanz, die der Erlöser dem kranken Menschengeschlechte zur Heilung angestimmt, als er Gott als den Vater der Liebe verkündete? Kann man jetzt von Harmonie reden, ohne an die Disharmonie der Gegenwart schmerzlich erinnert zu werden? Kann man von verstimmten Glocken sprechen, ohne an die große Verstimmung der Menschen zu denken? Wer will es einem theilnehmenden Her-

Digitized by Google

zen nicht zu gute halten, wenn es, von der „herzlosen“ Glocke an die Herzlosigkeit oder Gefühlsfähigkeit der Menschen erinnert, in Töne der Klage, der Mahnung oder in Donnerwetter überschlägt ob der unglückseligen Verhältnisse und Zustände, die sich die Menschen selbst machen? „Israel, daß du verdirbst, ist deine eigene Schuld.“ Jedes Volk ist ein Israel.

Abermals bin ich von meinem anfänglichen Inhalte abgekommen, noch weiter als vorher; denn ich stehe den angeklungenen Glockentönen diametral gegenüber: Israel hat gar keine Glocken. Ich will daher rasch an der abgebrochenen Stelle wieder anknüpfen. Die vier Glocken im Thurme der protestantischen Kirche stimmen die Töne e, fis, g, h. Dem Musiker ist bekannt, daß das Tonverhältniß e, g, h ohne das eingemischte fis eine harmonische Tonmasse, einen sogenannten Moll-Dreiklang bildet. Die Glocken der katholischen Kirche bilden durch ihre Töne g, h, d einen Dur-Dreiklang, und sämmtliche sechs Glocken einen kleinen oder weichen Septimen-Accord e, g, h, d, worin g und h doppelt vertreten sind. Die Glocke mit dem Tone fis bringt daher in diesen Zusammenklang einen fremden, die Harmonie störenden Bestandtheil. Soll dieselbe einen mit den übrigen harmonirenden Ton erhalten, so muß sie eine Quint tiefer werden, d. i. eine Quart unter den Ton derjenigen Glocke treten, welche jetzt noch die größte ist. Das Geläute aber würde dadurch ungemein gewinnen, da die tiefen Glockentöne schöner und effectvoller sind, als die hohen. Diese Tontiefe aber erfordert eine bedeutende Glockengröße, die Umgießung sonach einen namhaften Zusatz an Material, den der Kirchenfond nicht zu bestreiten im Stande ist, weßhalb die Ausgaben zu diesem Umguß nur durch freiwillige Beiträge bewältigt werden können.

Das Schloß Barlow.

Erzählung von Dr. Rötiger.

(Fortsetzung.)

Auf Ehre, so etwas ist mir in keiner Campagne, noch viel weniger in Friedenszeiten vorgekommen, sagte Major O'donnell, als er durch ein paar Flaschen Wein erhitzt, von Neuem über die seltsame Begebenheit nachsann. So einen störrischen Gumpan habe ich weder in England noch auf dem Continente gesehen. Den möchte ich nur sechs Wochen im Schlosse haben, er sollte mir schon anders werden;

Es haben sich schon wunderbare Dinge zugetragen, sagte Blinval.

O wenn ich ihn nur in meinem Gewahrsam hätte, fuhr der Commandant fort, ohne auf Blinvals Worte zu achten; ich wollte ihn nicht eher loslassen, als bis er mit der ganzen Welt Frieden gemacht hätte. Er muß heraus, und wenn er bis an die Zähne verprovlantirt wäre!

Ich versichere Sie, sagte Blinval, er kommt nicht heraus; ich kenne ihn zu gut.

In diesem Augenblicke trat ein Corporal ein, und meldete die Ankunft eines Fremden, welcher Befehle in Bezug auf den Arrestanten Blinval zu überbringen habe. Die ganze Gesellschaft stand bei dieser Nachricht vom Tische auf; selbst der Commandant, der den Gefangenen wegen seiner Persönlichkeit liebgewonnen, sah ihn theilnehmend und unruhig an. Vorzüglich erfreut war Blinval über Rosaliens ungeheuchelte Theilnahme; auch die Einladung der Mistreß Belmont, mit des Commandanten Erlaubniß bald wieder zu kommen, that ihm sehr wohl. Er war so glücklich und heiter gestimmt, daß er kaum an die noch ungewisse, aber so nahe bevorstehende Entscheidung seines Schicksals dachte.

Blinval wurde durch den Corporal wieder in das Gefängniß zurückgeführt; der Commandant versprach, sogleich nachzukommen.

Ich fürchte, die Sache steht schlimm für ihn, sagte der Commandant. Er hat sich die gröbste Insubordination zu Schulden kommen lassen, hat gegen seinen Obersten den Säbel gezogen. Diese jungen Brauseköpfe glauben, tapferes Einhauen sey der Inbegriff aller militärischen Pflichten, aber mit nichten! wer am besten gehorchen kann, lernt am besten befehlen, das ist des Soldaten Wahlspruch.

Ach Gott! ach Gott! seufzte Rosalie.

Warum seufzen Sie, liebes Röschen? fragte der Commandant. Wenn ich nur dreißig Jahre abschütteln könnte, so sollten Sie bald einen andern Ton anstimmen.

Rosalie schüttelte traurig den Kopf und seufzte.

Schon wieder, fuhr der Major fort. O, ich merke schon, der kleine blinde Schelm hat's Ihnen angethan. Vertrauen Sie mir Ihr Herz, Kind, Sie sollen an mir einen guten Alliirten finden.

Der Herr Major ist ein alter Freund, sagte Mistreß Belmont, er ist Deines Vertrauens wohl werth.

Sagen Sie, Röschen, begann der Inquisitor von Neuem: hat denn Ihr Geliebter keinen Namen?

O ja, ja — er hat einen Namen, und ich kenne ihn! rief auf einmal Blinval, der als Graf Merville verkleidet, mitten im Zimmer stand.

Da sind Sie ja endlich, Herr Rittmeister! sagte

Digitized by Google

der Commandant, plötzlich erheitert. Jetzt kommen Sie geschwind mit mir in's Schloß; Sie müssen sich mit meinem Gefangenen versöhnen; und ich muß Sie Beide zusammen sehen, und dann will ich glauben, daß Sie nicht der Andere sind.

Dieser Vorschlag paßte durchaus nicht in Blinvals Plan. Um sich der Verlegenheit, welche unvermeidlich für ihn entstehen mußte, zu entziehen, wollte er ins Nebenzimmer zurückschleichen. Er hatte beinahe die Thüre erreicht, als der Commandant, seine Absicht ahnend, ihn am Arme ergriff und wieder in den Saal zog. Alles Zureden und Sträuben Blinvals war fruchtlos, der Commandant ließ ihn nicht los.

Nur gemach, Freundchen, sagte er: ich muß sehen, ob Sie mein Gefangener sind, oder Sie selbst. Darum kommen Sie nur mit ins Schloß, oder ich rufe die Wache.

Nun gut, ich folge Ihnen, sagte Blinval resignirt, aber auf einen neuen Plan sinnend.

Folgen! Nein, Freunde wie wir, Freundchen, gehen nur Arm in Arm, sagte er, den widerstrebenden Blinval mit sich fortziehend. So, jetzt kommen Sie.

O wie fürchte ich für den armen Blinval! seufzte Rosalie, als sie allein war. Er wird gewiß bald fort seyn. Wenn ich ihn nur aus dem alten häßlichen Thurme befreien könnte, der Commandant sollte ihn gewiß nicht wieder sehen; ich ginge mit ihm fort in die weite Welt!

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Rom, 10. Mai. Folgende Erzählung bietet einen Blick in die Zustände der Romagna, über die man so wenig Sicheres erfährt. Dieselbe ist völlig verbürgt, so sehr sie auch einem Räuberroman der schauerlichsten Art entnommen zu seyn scheint. Ein Pfarrer in der Nähe von Ravenna kommt in später Nacht von einem Kranken zurück, als er auf der Straße an einen Gegenstand stößt, der sich bei näherer Besichtigung als ein Leichnam erweist. Zugleich erschollen aus dem nächsten Hause laute Stimmen, ein Zeichen, daß die Mörder noch nicht vollendet haben. Der Geistliche, ein muthiger Mann, will hinein Hülfe zu bringen; aber der Räuber sind offenbar viele. Seine Gefährten weigern sich ihm zu folgen, und überreden auch ihn zur Flucht. Bald jedoch erwacht ihnen das Gewissen; sie kehren zurück, dringen in das Haus und finden zwar nicht mehr die Räuber, wohl aber die Leichen von zwei anderen Erstochenen und ein Mädchen aufgehängt. Es gelingt ihnen, das Letztere ins Leben zurückzurufen, und unter großer Angst gestaltet dasselbe, daß es unter den Mördern den Knecht des Geistlichen erkannt habe. Letzterer begibt sich nach Hause und bemerkt allerdings, daß der Knecht erst vor Kurzem heimgekehrt ist. Schnell entschlossen, befiehlt er ihm, Wein aus dem Keller zu holen, und als der Keri nach einigem Widerstreben geht, schlägt er die Thüre hinter ihm zu und schließt ab. Wie groß aber ist sein Erstaunen, als plötzlich ein furchtbarer Lärm im Keller entsteht! Eine Menge von starken Armen bearbeiten die Thüre, um herauszubrechen. Zum Glück leistet dieselbe Widerstand, bis österreichische Soldaten aus Ravenna, eiligst berufen, herankommen. Der Keller wird geöffnet, und, bis an die Zähne bewaffnet, steigen nicht weniger als 18 Banditen, unter ihnen einige der gefürchtetsten Häupter hervor. Seitdem Tages noch wurden sämmtliche 18 in Ravenna erschossen, nachdem einer das Geständniß abgelegt, es habe in derselben Nacht auch dem muthigen Pfarrer an's Leben gehen sollen.

Düsseldorf, 28. Mai. Vor den heutigen Assisen wurde ein 25jähriges Mädchen aus Wanlo bei Odenkirchen zum Tode verurtheilt, welches am 28. März d. J. ihr neugebornes Kind in einen benachbarten Wald getragen, dort getödtet und hinter einen Busch geworfen hatte. Die Art des Tödtens war noch besonders grausam; sie selbst, die Kindesmörderin, gab an, das zappelnde Knäblein bei den Füßen gefaßt und es dann mit der Faust auf den Kopf der Art geschlagen zu haben, daß der Tod erfolgte. Die schweren Kopfverletzungen, das mangelnde linke Ohr, die gebrochenen, sonst so biegsamen Schädelknochen, die Blutsugillationen, kurz, Alles sprach dafür, und selbst der Vertheidiger nahm dies an, daß die Mörderin das Kind mit den Füßen erfaßt, und gegen einen Baum geschleudert habe. — Die Mörderin blieb während den Verhandlungen sehr ruhig, und behauptet, dies in einem Zustande der Geistesverwirrung gethan zu haben, und sich von der That nichts mehr zu erinnern, während sie früher die That auf die zuerst beschriebene Weise erzählt hatte. Die Geschwornen haben sie der Gnade des Königs anbefohlen.

Am zweiten Pfingst-Feiertage befand sich das dem Schiffer Ewert aus Barth gehörende Schiff „Njord“ in dem Fahrwasser von Stralsund, um in die offene See zu gehen. Der Schiffsraum war mit Getreide gefüllt; auf dem oberen Theile des Fahrzeuges war Mehl in Tonnen geladen; die ganze Ladung sollte nach einem der nördlichsten Punkte von Norwegen

Digitized by Google

gebracht werden. Als das Schiff in die Nähe der zu Rügen gehörenden Halbinsel Jasmund, auf ungefähr eine halbe Meile Entfernung vom Strande bei Perth kam, wo das Bluncuwasser sich mit der offenen See verbindet, stieg ein Gewitter in weiter Entfernung auf. Plötzlich faßte eine starke Gewitterbrise das Schiff von der Seite, so daß dasselbe gekentert, d. h. ganz auf die Seite geworfen wurde. Die beladenen Tonnen rollten nach der tief liegenden Seite und verstärkten den Druck. In demselben Augenblick drang das Wasser mit solcher Heftigkeit ein, daß das Fahrzeug sank und nur die Masten über dem Wasserspiegel hervorragten. Der Schiffs-Capitän und sämmtliche Matrosen sind ertrunken. Nur dem Steuermanne gelang es, sich zu retten, und zwar dadurch, daß er in dem Augenblicke, wo das Schiff zu sinken anfing, an den Raaen rasch hinaufkletterte und sich am Oberende des Mastbaumes festhielt. In dieser Stellung mußte er drei ganze Tage verharren, bis er endlich von Lootsen erblickt und gerettet wurde. Er war durch den Hunger und Durst, so wie durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen am Tage und die kalte Feuchtigkeit während der Nacht sehr angegriffen, und sein Körper durch das Seewasser ganz aufgeschwollen, als er am 24. Mai von den Lootsen ans Land gebracht wurde.

Die „Grenzboten" erzählen: Mitte April kam ein Engländer nach Eckernförde und miethete ein Zimmer, im Angesichte des Hafens, auf drei Tage. Als diese Frist verstrichen war, miethete er es auf eine Woche, dann auf vierzehn Tage, endlich auf drei Monate. Seit seiner Ankunft hat man ihn keinen Fuß vor die Thüre setzen sehen, so daß die seltsamsten Vermuthungen über die Mission des Fremdlings entstanden. Die mißtrauische Neugierde der guten Eckernförder endlud sich aber in Gelächter, als die Wirthsleute des Engländers erzählten, er sitze den lieben langen Tag mit dem Fernrohr am Fenster und rühre sich vom ersten Morgengrauen bis in die späte Nacht nicht vom Flecke; „denn", sagte er mit unverschämter Offenherzigkeit: „ich u—ollen sehen das Nehmen der Frigate bei die Danes." Sein Glas ist unabänderlich auf den Hauptmast der Fregatte „Gefion" oder „Eckernförde" gerichtet, deren Wegnahme durch die Dänen er mit unermüdlicher Geduld jeden Augenblick erwartet.

Der Fürst von Bückeburg.

Tragi-komische, souverän-patriotische deutsche Einheits-Vereinbarungs-Ballade.

Es bückt sich vor der Burg zu Wien
Der Fürst von Bückeburg,
Verneigt sich dann auch zu Berlin
Und spricht: „Euch zeig' ich durch!"

„Nur Schaum vor meiner Lippe war
Mein Jawort zu dem Bunde,
Das zeigte Protesch mir ganz klar.
Drum geb' ich's auf zur Stunde."

„In Deutschland bin ich Souverän,
In Oesterreich bin ich Bauer,
Drum kann ich nur zu Oesterreich stehen
So will's mein Herr von Bauer."

Neuestes aus Frankreich.

Der National vom 3. Juni bringt einen Artikel über den Hader, welcher zwischen Changarnier und dem Präsidenten L. Napoleon vor einigen Tagen entstand, als ersterer allen unter seinem Befehl stehenden Generalen und Offizieren bei größter Strafe das Verbot notifizirte, von Niemand außer ihm Befehle anzunehmen, und sollten sie vom Kriegsminister oder Louis Napoleon selbst kommen. Diese Sache wurde von beiden letzteren nicht gleichgültig angenommen. Der Kriegsminister drohte sogleich seine Stelle niederzulegen, wenn ihm nicht Genugthuung werde. Der Präsident fertigte daher ohne Weiteres an Changarnier den Befehl aus, daß er seine Stelle als Oberbefehlshaber niederzulegen habe, und nahm diesen Befehl erst auf dringende Bitte des Generals Changarnier wieder zurück. Allein eine Zurechtweisung desselben soll auf dem Wege des Tagbefehls der Armee bekannt gemacht werden.

Paris, 1. Juni. Es wird heute auf das bestimmteste versichert, daß der Zwist mit England, hinsichtlich der griechischen Angelegenheiten, nun definitiv beseitigt ist. Da es Griechenland in den Willen gestellt ist, den in London besonders abgeschlossenen Vertrag nach Gutdünken anzunehmen und den mit Herrn Wyse fallen zu lassen, wenn es ersteru vorziehe, so ist jede Partei zufrieden gestellt.

— Auffallend ist es, daß der Präsident Louis Napoleon noch nicht durch den Moniteur die Verkündigung des Wahlgesetzes bringen ließ. Man ist darüber in sehr großer Spannung, da eine solche Verkündigung innerhalb 3 Tagen gesetzlich zu geschehen hat, wenn der Präsident nicht aus eigener Machtvollkommenheit eine abermalige Berathung verlangt. Es steht dann eine Botschaft an die Nationalversammlung zu erwarten. Es gehen wirklich Behauptungen hin und wieder, der Präsident sey geneigt, den dringlichen Zureden einzelner Freunde, welche Gegner des Gesetzes sind, Gehör zu schenken und werde wirklich eine Botschaft an die National-Versammlung erlassen. Man hält das Gerücht für unwahrscheinlich, ist aber allenthalben in großer Unruhe. Bis Morgen wird sich übrigens das Räthsel lösen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 46. Kaiserslautern, Samstag, 8. Juni. **1850.**

Das Schloß Barlow.

Erzählung von Dr. Rötiger.

(Schluß.)

In Blinvals Gefängnisse war Alles in der größten Ordnung. Auf dem Tische brannte eine Lampe, und in der Nähe der Fallthür stand ein Bett mit zugezogenen Vorhängen. Der einzige Umstand, welcher die Flucht des Gefangenen verrathen konnte, war das Offenstehen der Fallthür, von welcher der Stein abgenommen war.

Nach der Versicherung des Corporals und der Schildwache befand sich der Gefangene in seiner Zelle. Ersterer erhielt überdies noch Befehl, eine Wache auf die Treppe zu stellen und Niemand durchzulassen. Die Thür des Gefängnisses wurde mit lautem Geräusch geöffnet, und der Commandant trat mit Blinval ein, der durch seinen weiten Ueberrock zum Grafen Merville umgeschaffen war. Blinval fand diese Situation so komisch, daß er nur mit Mühe das Lachen unterdrücken konnte. Der Commandant, welcher diese unwillkürliche Bewegung für Zittern hielt, suchte seinen Begleiter durch die Versicherung zu beruhigen, daß der Gefangene sich sehr gern zu einer Aussöhnung bereit finden lassen werde.

Da der Gefangene nirgends zu finden war, so glaubte der Commandant, er schlafe schon, und ging auf das Bett zu, um ihn zu wecken. Diesen Moment nahm Blinval wahr; denn während der Commandant sich dem Bette näherte, warf er den Ueberrock ab, schleuderte ihn in die Oeffnung, schob schnell den Stein darauf, schlüpfte schnell hinter das Bett, und da hinein.

Dies Alles geschah mit solcher Schnelligkeit und so geräuschlos, daß der Major, dessen Sinne überdies vom Weindunst etwas umflort waren, nicht das Geringste merkte.

Blinval! Blinval! rief er ungeduldig. Man sollte nicht glauben, daß ein Mensch, der vielleicht morgen füsilirt wird, so fest schlafen könne.

Auf diesen Ruf wurden die Vorhänge ein wenig auseinander gezogen, und Blinval schaute heraus.

Was gibts? fragte er den Commandanten mit verwunderter Miene betrachtend. Ihr Benehmen, Herr Major, gegen einen unglücklichen Gefangenen ist gar nicht zu entschuldigen. Nicht einmal den Schlaf gönnen Sie mir? Ich muß darauf bestehen, daß Sie mich sogleich verlassen!

Nur gemach, Freundchen! erwiderte der Commandant; ich habe den Grafen Merville mitgebracht, Sie müssen wieder Freunde werden. — — Was! der andere ist fort! rief er, als er sich umdrehte, und die Stelle, wo er den Grafen gelassen hatte, leer fand. Heda! Schildwache! Corporal! bringt den Ausreißer zurück! Warum habt Ihr den Kerl durchpassiren lassen? Ihr sollt alle Spießruthen laufen, oder ich will nicht Commandant seyn?

Niemand durchpassirt! sagte der eintretende Corporal.

Zum Teufel, mit Deinen verdammten Lügen! rief der Commandant zornig. Wenn ich ihn nicht mit meinen eigenen Augen hier gesehen hätte! Aber Ihr sollt Euch doch noch versöhnen, oder ich will nicht Commandant seyn! Ich lasse mich von keinem Grafen in der Welt so behandeln, ich will ihm nach, und er soll mir Satisfaction geben, und soll sich mit Ihnen versöhnen, ehe Sie füsilirt werden!

Blinval horchte eine Zeit lang auf die Schritte des hinaus stürmenden Commandanten. Als die Thür des Gefängnisses wieder geschlossen war, eilte er zu der Fallthür, nahm den Stein ab, und verschwand wieder in dem unterirdischen Gange.

Vor der aufgezogenen Zugbrücke des Schlosses stand ein Husarenoffizier, den Mantel über die Schultern geworfen, und betrachtete aufmerksam das Schloß. Die Einzelheiten des alten, düstern Gebäudes, die Thürme und Zinnen und schmalen Gitterfenster waren in dem hellen Mondlichte deutlich sichtbar. Auf dem Walle ging eine Schildwache auf und ab, und zwei Kanonen streckten zu beiden

Digitized by Google

Seiten der Zugbrücke ihre drohenden Schlünde dem Ankommenden entgegen.

Der Graf Merville — denn er war es — hatte endlich durch seine thätige Verwendung Blinvals Begnadigung erhalten. Er wollte nun zuerst seinem Freunde die Freiheit ankündigen, und dann zu seiner Cousine eilen! um in deren Augen und Benehmen sein künftiges Schicksal zu lesen.

Schon war eine geraume Zeit verflossen nachdem er Einlaß begehrt hatte, und er fing an ungeduldig zu werden. O, wie sehr wünschte er dem Commandanten, den er für träg und gefühllos hielt, einen Theil seiner Ungeduld einzuflößen. Endlich wurde die Zugbrücke herabgelassen, und der Commandant erschien in Begleitung eines Lieutenants, und eines Unteroffiziers.

Sie haben Depeschen von London? fragte der Commandant.

Ja, den Befehl zur Befreiung eines Ihrer Staatsgefangenen.

Ich heiße Sie willkommen; ich bin selten so froh, als wenn ich einem meiner alten Bekannten eine glückliche Reise wünschen kann, obgleich sie selten so dankbar sind, mir einen zweiten Besuch zu machen.

Hier ist die Ordre, sagte der Rittmeister, die Depesche übergebend.

Blinval! rief der Commandant freudig überrascht. O, da ist keine Zeit zu verlieren! Mit der Freiheit eines Menschen muß man keinen Scherz treiben. — Herr Lieutenant, eilen Sie zu dem gefangenen Blinval auf № 24; kündigen Sie ihm die Freiheit an, und führen Sie ihn her zu mir.

Der Lieutenant ging in Begleitung des Unteroffiziers in das Schloß um den Befehl des Commandanten auszuführen. Die beiden Zurückgebliebenen erwarteten schweigend den Augenblick, wo der Gefangene erscheinen würde; allein wie groß war ihr Erstaunen, als der Unteroffizier auf dem Walle erschien, und rief der Gefangene sey entflohen.

Obgleich Blinval frei war, so war doch die militärische Ehre des Commandanten zu sehr compromittirt, als daß er hätte schweigen können. Er ließ sogleich die Posten verdoppeln, und eine starke Patrouille die nächsten Umgebungen des Schlosses durchsuchen.

In wenigen Minuten kam eine Abtheilung der Patrouille zurück, und brachte den bestürzten Germain, welcher in der Nähe des Schlosses angetroffen war, und dessen schüchternes Wesen den Verdacht des Sergenten erregt hatte. Einige Drohungen brachten den Diener zweier Herren sehr leicht zu einem Geständniß. Er beschrieb genau den geheimen unterirdischen Gang zwischen dem Schloß und dem Landhaus der Mistreß, welchen der Gefangene benutzt habe, um sich unter Merville's Namen der schönen Rosalie nähern zu können.

Der Corporal, welcher mit Soldaten in das Landhaus geschickt wurde, kehrte bald mit Blinval zurück. Die bestürzte Rosalie folgte mit ihrer Mutter.

So, Herr Proteus! rief ihm der Commandant entgegen. Da sind Sie endlich gefangen! Sie haben allen Mauern und Schlössern und Riegeln, sogar dem Commandanten Trotz geboten! — Hier gnädige Frau, stelle ich Ihnen den wahren Grafen von Merville vor. Und dieser hier, fügte er, auf Blinval deutend, hinzu, ist mein Einsiedler aus dem Thurme da. Sehen Sie Röschen, wie betrübt er da steht!

Blinval! sagte Rosalie, sich ihm nähernd. Ich bin so froh!

Lieber Blinval, sagte Merville, seine Hand ergreifend, ich wünsche Dir Glück zu Deiner Begnadigung, die ich so eben dem Herrn Commandanten übergeben habe.

Meine Begnadigung! rief Blinval, seinem Freunde um den Hals fallend. Dann will ich Dir nur gestehen — —

Die Mühe kannst Du Dir ersparen, erwiderte Merville. Germain hat uns Alles erzählt. — Verehrteste Cousine, mein Freund Blinval hat einen geheimen Gang gefunden, der aus seiner Zelle zu Ihrem Hause führt; er würde ihn aber gewiß nicht benutzt, vielleicht nicht einmal entdeckt haben, wenn ihn die Nähe Ihrer liebenswürdigen Tochter nicht mit ungewöhnlichem Scharfsinne begabt hätte. Diese Entdeckung kann dem Staate von großem Nutzen seyn; aber Blinval verdient lebenslängliche Gefangenschaft. Geben Sie Ihre Einwilligung. Rosalie hat die Fesseln geschmiedet, und er wird sie ohne Murren tragen.

Ich weiß, daß Rosalie ihn liebt, erwiderte Mistreß Belmont; und wenn sie es mit einem solchen Gefangenschaftsmüden wagen will, so hat sie ihren freien Willen.

Ja, liebes Kind, Du hast meine Einwilligung, sagte sie zu Rosalien, welche sich verschämt zurückzog. Nimm sein Herz in festen Gewahrsam, und mache es wie der Commandant — mildere Deine Aufsicht durch Sanftmuth und Güte.

Digitized by Google

Korrespondenz des Boten.

Assisenverhandlungen.

Die Assisen für das zweite Quartal 1850 werden am 10. Juni unter dem Präsidium des k. Appellationsgerichtsraths Herrn Merkel beginnen und am 18. beendet seyn.

Die Jury hat diesmal in 6 Prozeduren über 7 Individuen zu urtheilen, wovon 1 des Meuchelmords, 1 der freiwilligen Tödtung, 2 der kriminellen Verwundung und 3 des qualifizirten Diebstahls angeklagt sind.

Als Geschworne wurden einberufen:

1) Stoffel, Adam, Bürgermeister in Kapellen. 2) Pasquay, Heinrich, Gutsbesitzer in Annweiler. 3) Feyer, Peter Jacob, Bürgermeister in Ebertsheim. 4) Mattil, Heinrich, Höchstpatentisirter in Frankenthal. 5) Schott, Peter, Bürgermeister in Knittelsheim. 6) Weissenburger, Georg, Bürgermeister in Neuburg. 7) Lemmert, Paul, Oekonom in Germersheim. 8) Jenet, Johann, Oekonom in Reichenbach. 9) Dick, Johann, Bürgermeister in Börrstadt. 10) Ruffschneider, Franz, Bürgermeister in Otterberg. 11) Mayer, Wilhelm, Bürgermeister in Ramsen. 12) Reinheimer, Conrad, Adjunkt in Kirchheim. 13) Pfender, Wilhelm, Kaufmann in Kusel. 14) Leberle, Mathias, Weinhändler in Edesheim. 15) Wolf, Friedrich Wilhelm, Weinhändler in Landau. 16) Brechter, Carl, Kaufmann in Landau. 17) Müller, Jacob, Müller in Winzingen. 18) Mosbacher, Georg, Gutsbesitzer in Forst. 19) Eisenmayer, Philipp Heinrich, Saamenhändler in Hasloch. 20) Hartenek, Carl Lud., Kaufmann in Pirmasens. 21) Grundhöfer, Franz Jacob, Ackersmann in Dudenhofen. 22) Becker, Johann, Müller in Iggelheim. 23) Erter, Carl August, Spediteur in Ludwigshafen. 24) Bachmann, Ludwig, Adjunkt in Bubenhausen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der „National“ brachte kürzlich die Abbildung einer Maschine, vermittelst welcher in Kalifornien 4 Personen durch Reinigen des Goldes von Sand und Kiß innerhalb eines Tages 60 Unzen reines Gold gewinnen, somit täglich 4,500 Franken verdienen können. Die Goldminen-Compagnie zu Paris eröffnet hierauf eine Aktien-Einzeichnung, nach welcher eine Aktie von 10 Franken jährlich 80 Franken und eine von 50 Franken jährlich dem Einzeichner 400 Franken Gewinn auf das Unternehmungs-Kapital zusichern. Die Compagnie hat zur geeigneten monatlichen Veröffentlichung dieser Angelegenheit ein eigenes Journal, „Fortune“ genannt, gegründet. Jeden Donnerstag Nachmittags 2 Uhr findet zu Paris im Locale der Gesellschaft eine öffentliche Probe mit einer solchen Maschine statt, wo sich also Jedermann von dem Goldreinigungs-Verfahren mit eigenen Augen überzeugen kann. — Die Maschine gleicht so ziemlich einer Buchdruckerpresse mit einem Aufsatze ähnlich dem einer Windmühle, worauf unsere Landleute in der Scheuertenne die Frucht reinigen. Während ein Mann damit beschäftigt ist, mit einer Schippe den Goldsand auf die Maschine zu bringen, dreht ein anderer auf der entgegengesetzten Seite und bringt mittelst eines Schlauches das Wasser auf die Maschine, welches dann auf den Sand fällt, die Sandtheile hinwegspühlt und das Wasser durch eine kandelähnliche Vorrichtung ableitet. Es ist erwiesen, daß 5 Personen mit dieser Maschine mit leichter Mühe in einem Tage so viel Gold erhalten, als nach dem gewöhnlichen Verfahren 100 Personen täglich gewinnen können. Nach letzterem Verfahren gewinnt ein Arbeiter nur $^3/_{10}$ reines Gold, während mit dieser Maschine $^9/_{10}$ gewonnen wird. Somit gewinnt ein einziger Arbeiter jährlich 70,000 Franken, da er auch zu der Regenzeit fortarbeiten kann, während der andere Arbeiter in dieser Zeit 4 Monate aussetzen muß. — Der Erfinder dieser Maschine ist sowohl für Frankreich als für die Vereinigten Staaten mit einem Brevet (Erfindungs-Patent) versehen. In den amerikanischen Staaten wird der Inhaber eines Brevets in seinem Rechte kräftig geschützt. Das Kapital der Gesellschaft beträgt nur 300,000 Franken, somit dürften die Aktien bald vergriffen seyn. Die erste Abfahrt der Arbeiter nach Kalifornien soll in Bälde stattfinden.

Es sind auf amerikanischen Fahrzeugen 930 Weiber und weiter 628, letztere aus den englischen Kolonien, in Kalifornien vergangenen Monat April angekommen. Der Tod soll große Verwüstungen unter diesen armen Geschöpfen angerichtet haben, sonst würde die Zahl von 1558 bei weitem überstiegen worden seyn. Die Mehrzahl dieser Frauen, namentlich was die englischen betrifft, kommen aus verrufenen Plätzen und bringen keine gute Reputation mit. Doch machte ihre Ankunft an einem Ort, wo die Frauen so selten sind, großen Eindruck und sie wurden gut aufgenommen. Ihr Erscheinen in einem Lande, wo der Anblick eines Weiberrocks dem seltenen Erscheinen eines Segels auf offener See gleicht, nach

Digitized by Google

dem alle Matrosen blicken, sobald es in ihren Gesichtskreis kommt, sowie die gute Aufnahme dieser Wesen dürfte bald noch andere Transporte zur Folge haben.

Paris. Neulich wurden zu Vincennes eine für den Barrikadenkrieg von einem Artillerie-Unteroffizier erfundene Art von Handgranaten probirt. In einem entlegenen Theile des Waldes von Vincennes war eine von Faschinen nachgemachte Barrikade aufgestellt worden, hinter der sich 20 Strohmänner befanden, ähnlich denen, die in den Cavallerieschulen zu den Säbelexercitien gebraucht werden. Die erste Granate, welche hinter die Barrikade geschleudert wurde, traf 7 dieser Strohmänner, 3 am Kopfe, 2 an den Beinen, 2 im Rücken. Die Strohmänner wurden hierauf gewechselt, und die zweite und dritte Granate trafen zusammen 17 derselben an verschiedenen Stellen. Dieser erste Versuch hat gezeigt, daß ein Dutzend Granaten hinreichen würden, um die furchtbarste Barrikade von Vertheidigern zu säubern. Derselbe Unteroffizier hat eine bewegliche Barrikade mit vier Rädern erfunden, die von sieben Personen dirigirt wird, um die Angreifer mit ihren Granaten vor dem Feuer des Feindes zu schützen.

Ein für die Königin Victoria aus der Milch von 750 Kühen bereiteter ungeheurer Käs naht sich seiner Vollendung. Die Meierei des Herrn Dunkerton wo der Käs aufgestellt ist, wird von Neugierigen belagert. Man berathschlagt über das Mittel, dieses Riesendenkmal der Milchfabrication nach London zu schaffen, und hat vor der Hand den Antrag gestellt, es durch acht der schönsten Kühe aus dem Westen Englands nach der Hauptstadt ziehen zu lassen.

Kurz vor seinem Tode äußerte A. W. v. Schlegel: „Jetzt geht es mit Macht zu Ende. Ich bin aber ruhig; denn mein Pensum habe ich absolvirt, und ich weiß, was ich zu erwarten habe. Wer mehr verlangt den hole der Teufel und seine Großmutter. Das ist ein schöner Spruch, auf den man gern Amen sagen kann.“

Der Mogul-Palast in Indien. Eines der stolzesten Gebäude in der Welt ist der alte Mogul-Palast in Indien, aus gebrannten Ziegeln aufgeführt und mit Granit bekleidet. Das Innere desselben ist mit schönem Granit von rother Farbe, mit Porphier, Lazursteln und mit Gold geschmückt. Unter allen Gemächern erregt der Thronsaal die meiste Bewunderung; es ist eine prächtige Halle, deren Decke und Wände mit Spiegeln von Bergkristall belegt sind, während längs der umgebenden Galerie ein Geländer von massivem Golde, mit künstlichen Fruchtbündeln von Perlen und Juwelen hinläuft. In einem andern Gemache ist ein Bad von orientalischem Achat, in Gestalt eines Bootes, mit goldenen Reifen umgeben. Dieses Bassin, welches 8 Ohm fassen kann, war zur Zeit der Mogul-Kaiser in Gebrauch, die es mit Rosenwasser füllen ließen.

Vergessen.

Du sagst, ich soll vergessen
Der Liebe Leid und Lust.
Daß einst ich dich besessen
Und dann dich lassen muß't.
Nicht wie ein Hauch des Windes
Flüchtig mein Lieben ist!
Ob ihres liebsten Kindes
Eine Mutter schon vergißt:
Das kann ich nicht vergessen,
Daß einst ich an die Brust
Dich selig durfte pressen,
Und dann dich lassen muß't.

Du sagst, ich solle wandern
Wohl durch die weite Welt
Und schau'n nach einer andern,
Die mir wie du gefällt.
Nicht wechselt Herz und Liebe
So leicht mit Ort und Zeit,
Daß überall nicht bliebe
Mir meines Herzens Leid.
Ja, ob ich geh' und wandre
Wohl durch die weite Welt, —
Ich finde keine andre,
Die mir wie du gefällt.

Neuestes aus Frankreich.

Paris, 4. Juni. Die heutige Sitzung der National-Versammlung wurde dadurch äußerst merkwürdig, weil der Minister Fould plötzlich die Tribüne bestieg und auf eine monatliche Gehaltszulage von 250,000 Franken für den Präsidenten der Republik unter dem Titel „Repräsentationsgebühren“ antrug. Der durch die Verfassung bestimmte Gehalt des Präsidenten ist auf 600,000 Franken festgesetzt. Im verflossenen Jahr wurde aber unter obigem Titel derselbe auf 1,200,000 Franken erhöht, so daß das tägliche Einkommen des Präsidenten 3,333 Franken beträgt. Dabei ist ihm das Elysee National als freie Wohnung überlassen, welches auf Kosten der Nation unterhalten und möblirt wird. Man sollte glauben, daß der Mann mit diesem Einkommen leben könnte, da der Präsident der Nordamerikaner kaum den sechsten Theil dieses Einkommens hat, und dennoch dort nie einen Antrag um Gehaltserhöhung vernommen wurde. Das tägliche Einkommen wird somit, wenn dieser Antrag durchgeht, woran nicht zu zweifeln, auf 10,000 Franken erhöht, also jährlich ein Sümmchen von 3,600,000 Franken, womit der Präsident wahrscheinlich ebensowenig auskommen wird. Man betrachtet in Frankreich die Sache als eine klingende Belohnung dafür, weil gestern die Unterschrift des Präsidenten unter dem Wahlreform-Gesetz im Moniteur erschien. Doch war heute die Majorität, als sie den Antrag hörte, im höchsten Grade erstaunt, also ein Beweis, daß nur Wenige (vielleicht die 17 nur) ins Geheimniß eingeweiht waren. Die Sache wurde mit großer Kälte aufgenommen; zwar darf man keineswegs daraus schließen, daß der Antrag nicht durchgehen werde. Dies wäre nur der Fall gewesen, wenn Louis Napoleon gestern nicht unterschrieben hätte.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 47. Kaiserslautern, Donnerstag, 13. Juni. **1850.**

Hoffnung auf ein Arbeitshaus.

Das Plauderstübchen des Boten (1849 № 22) hat in dem Aufsatze „Wie Andreas Hell ein braver Mann wurde“ auf die Nothwendigkeit, ein großes Arbeitshaus für die Pfalz zu errichten, hingewiesen. Aus sicherer Quelle erfahren wir nun, daß diese höchst wichtige Angelegenheit auch noch von anderer Seite wiederholt angeregt worden ist und bei der königl. Regierung, noch unter der Präsidentschaft des Herrn v. Zenetti, den erwünschten Anklang gefunden hat. Sicherlich wird Herr v. Hohe, dem es ein rechter Ernst ist, dem Ueberhandnehmen schädlicher Elemente möglichst zu steuern, den Gedanken wieder aufgreifen und mit Beharrlichkeit seiner Verwirklichung entgegen zu führen suchen. Da nun Herr Oberbaurath v. Schlichtegroll demnächst unsern Kreis bereisen wird, so dürfte bei dieser Gelegenheit der günstige Moment gekommen seyn, die Sache auch von localer und technischer Seite näher zu besprechen. So weit wir unterrichtet sind, hat die königl. Regierung sich bereits nach einem Platze umgesehen, der geeignet wäre, ein solches Arbeitshaus darauf zu errichten. Ob ein solcher schon gefunden, oder auch nur vorläufig bestimmt ins Auge gefaßt worden ist, wissen wir nicht. Es ist gleichviel, wohin das Haus zu stehen kommen dürfte, wenn es nur ins Leben tritt. Möge das Projekt nur nicht zurückgelegt werden, weil die Zeitverhältnisse jetzt anderweitig sehr große Ausgaben erfordern, seine Ausführung ist so nöthig als die irgend eines andern, und das auf dieselbe zu verwendende Geld wird sicherlich so vortheilhaft, ja noch besser angelegt seyn, als gar manches andere. Hoffentlich wird sich auch nicht wieder ein viele Jahre dauernder Streit darüber entspinnen, wer die Kosten tragen solle, ob der Staat oder der Kreis, wie dies der Fall war, bezüglich der Errichtung einer neuen Irrenanstalt für die Pfalz.

Für diese letztere Anstalt ist wenigstens der Platz gefunden. Seine Lage auf der Anhöhe bei Klingenmünster ist sehr gesund und schön, das Terrain überhaupt in jeder Weise günstig. Ob unter den gegenwärtigen Umständen der Bau bald beginnen wird, wissen wir nicht, haben aber die Ueberzeugung, daß es wahrhaft sündlich wäre, die Verzögerung noch zu verlängern. Es warten gar viele Geisteskranke darauf, daß sie in einem zweckmäßig eingerichteten Irrenhause untergebracht und geheilt, oder, wenn dies letztere nicht, doch sicher aufgehoben werden. Daß das völlig ungeeignete, beschränkte Local in der Kreis-Armenstalt zu Frankenthal nicht länger dienen könne, darüber ist man ja doch seit vielen Jahren schon einig. Und doch möchten wir sagen, die Heilanstalt für die moralisch Kranken, das Arbeitshaus, ist fast noch wichtiger, mindestens ebenso nothwendig für die Gesellschaft, als die für die geistig Kranken. Ist doch jenes Uebel der Trägheit, Arbeitsscheu und was damit zusammenhängt, noch weit verderblicher als dieses, weil es zugleich ansteckt und eine Fäulniß in die gesellschaftlichen Zustände bringt, welche diese bis ins Innerste hinein zerfressen kann. Wendet man 200,000 Gulden an die Errichtung einer Irrenanstalt, so wird sich hoffentlich eine ähnliche Summe für ein Arbeitshaus finden lassen. Möge man nur recht bald zu Werke schreiten!

Das Piratenschiff.

Ein Seebild.

Im Juli des Jahres 1836 reiste ich, — so erzählte mir ein amerikanischer Farmer in der Nähe von Boston — an Bord des amerikanischen Barkschiffes „Patrick Henry“, Kapitän Tuttle, von New-York nach der Insel Curacao. Handelsgeschäfte von Wichtigkeit riefen mich im Interesse meines Vaters dorthin. Wir hatten eine herrliche Fahrt, und konnten schon binnen einer Woche das Ziel unserer Reise zu erreichen hoffen, als sich der Vorfall zutrug, den ich eben erzählen will. Ich war der einzige Passagier und daher zu meiner Unterhaltung größtentheils auf meine eigene Hülfsquellen angewiesen. Diese

Digitized by Google

bestanden nur in etlichen guten Büchern und einem trefflichen Fernglas von einem Londoner Meister, mit dem ich jedes Schiff beobachtete, das sich am Horizonte zeigte. Unser Kapitän war ein freundlicher, artiger Mann, allein er hatte etwas Geheimnißvolles, Scheues an sich, daß ihn wenig mittheilsam und namentlich gegen alle Fragen unzugänglich machte, welche man etwa in dieser Beziehung an ihn zu richten versucht gewesen wäre; daher konnte von einer interessanteren Unterhaltung oder von vertraulichem Plaudern mit ihm kaum die Rede seyn.

Etwa unter dem 20° nördlicher Breite und unter 60° 15 Minuten westlicher Länge von Greenwich liefen wir unter einem frischen Winde mit allen Segeln eines Morgens auf unserm Kurs hin. Ich saß allein in der Kajüte, grübelte über den Wechsel von Umgang und Umgebung, zu welchem ich so sehr gegen meinen Willen und so unversehens genöthigt war, und fragte mich im Stillen eben, ob mir wohl jemals das Glück eines stillen traulichen Familienlebens beschieden werden würde, als der Kapitän zu mir herabkam und mir meldete, daß so eben windwärts ein Fahrzeug am Horizonte erschienen sey. „Sie bedienen sich ja so gern ihrer Fernröhre," sagte er: „wollen Sie nicht hinaufsteigen und das fremde Fahrzeug beobachten, das ich mit meinem schwächeren Glase noch nicht deutlich erkennen kann?" — Ich begab mich ohne Säumen aufs Verdeck, stieg in den großen Mars hinauf und begann meine Beobachtungen. „Nun, was ist's für ein Fahrzeug?" fragte der Kapitän vom Deck aus, — „ich kann's noch nicht deutlich erkennen, aber mir scheint, es ist ein Schooner," gab ich zur Antwort. — „Welchen Curs hält das Schiff?" forschte der Kapitän von Neuem. —Südwest bei Süd, denk' ich, etwa denselben Curs, wie wir!" — Ich blieb einige Minuten im Top und blickte fortwährend nach dem fremden Schiff aus. „Es scheint das Meer mehr zu lieben als ich, fuhr ich fort, denn es hat nur seine untern Segel ausgesetzt, während doch gewiß heute alle von Nutzen wären." Der Kapitän gab mir keine Antwort, sondern beobachtete das Fahrzeug nur unablässig mit seinem eigenen Glase. Gleich darauf sah ich, daß ein weißer Fleck über seinem Flockſegel flatterte und dann am Maste herabfiel, und rief: „Ei, es ist just, als ob das Schiff mich gehört hätte, denn da setzt es eben auch seine Vormarssegel bei!"

Der Kapitän, der schon wieder bei Seite getreten war und seine Fernröhre in die Campagne getragen hatte, holte sie eilends wieder herbei, blickte einige Augenblicke aufmerksam nach dem Schiffe hinaus und fragte: „Was ist das? Hat das Schiff sein Raasegel beigesetzt? Ich kann es vom Verdeck aus nicht deutlich erkennen!" Ich blickte wieder hin. „Ja es ist sein Raasegel", gab ich ihm zur Antwort, „und so wahr ich lebe, das Schiff hat seinen Curs verändert und kommt gerade auf uns zu!"

Der Kapitän war inzwischen in die Wanten heraufgestiegen, stand nun neben mir und blickte aufmerksam nach dem entfernten Schiffe hin. Als er seine Neugier befriedigt zu haben schien, bat er mich, mit ihm in die Kajüte zu gehen, da er mir etwas anzuvertrauen habe. Neugierig folgte ich ihm; drunten bot er mir einen Stuhl an, verriegelte sorgfältig die Thür und hub dann mit bewegter Stimme an: „Ich fürchte, jenes fremde Fahrzeug ist ein Seeräuber. Erschrecken Sie nicht darüber, denn ich will Sie nicht fürchten machen, sondern ich habe Gründe zu meiner Vermuthung. Sehen Sie, zum ersten hatte das fremde Schiff gar keine Veranlassung, bei so herrlichem Winde so langsam auf dem Meere herumzukriechen, wie es gethan, als wir es zum erstenmale sahen. Wer würde bei solchem Schönfahrwetter, wenn er anders eine ehrliche Handthierung treibt, nicht mehr Segel aufsetzen, als ein Schiffsjungentaschentuch. Sodann ist mir's eine üble Vorbedeutung, daß der Bursche, nachdem er uns kaum zu Gesicht bekommen hatte, seinen Curs so schnell ändern und sich so sehr beeilen mußte, sein Raasegel aufzuziehen. Zudem sieht mir das ganze Schiff, mit seinem niedern, schwarzen Rumpf und seinen hochragenden schlanken Masten auf's Haar einem jener Unglücksraben der Piraten gleich, die sich noch zuweilen in diesen Gewässern herumtreiben. Mit Reden aber ist's nicht gethan und ich versichere Sie, der Bursche ist ein Pirat, so wahr ich Jsaac Tuttle heiße. Nun frage ich Sie, was wir beginnen sollen. Der Patrick Henry ist kein Schnellsegler, kein Baltimore-Clipper, und jenes verteufelte Schiff dort wird uns einholen, ehe wir uns dessen recht versehen. Was mir aber am meisten Sorge macht, ist das: Wenn wir die Burschen an Bord kommen lassen, so müssen wir alle über die Klinge springen, das weiß ich gewiß; wir werden daher am Besten thun, wenn wir sie uns vom Halse zu halten suchen. Wir haben freilich nur eine alte, rostige Kanonade und zwei Sechspfünder zur Verfügung, aber ich zweifle, ob nur eine einzige Kanonenkugel an Bord ist, da wir so schnell in See gehen mußten. Ferner hängen in meiner Staatskajüte noch zwei Musketen und eine alte Ordonnanzbüchse; aber ich möchte bei Gott lieber vor diesen Gewehren stehen, als hinter denselben, und doch sind's die einzigen Waffen, die wir an Bord haben. Allein unser Schiff ist ein so

Digitized by Google

ſchmuckes Fahrzeug, als man nur eines ſehen kann, und darum müſſen wir dem Burſchen die Zähne weiſen und den Kehlabſchneidern gegenüber uns das Anſehen geben, als hätten wir ſie nicht im mindeſten zu fürchten!«

Ich geſtehe, des Kapitäns Anſicht über das fremde Segel hatte mich Anfangs erſchreckt und ſeine Schlüſſe mir nicht einmal die Hoffnung gelaſſen, daß ſie irrig ſeyen. Sein kaltblütiges, geſetztes Weſen erfüllte mich jedoch bald mit Zutrauen für ſeine ganze Handlungsweiſe, und ich ſagte ihm, ich werde mich in jeder Beziehung ſeinen Vorſchlägen und Befehlen anbequemen, da er ja doch am beſten wiſſen werde, was im vorliegenden Falle zu thun ſey. Er ging ein paar Mal nachdenklich in der Kajüte auf und ab, und rieb ſich dann plötzlich vergnügt die Hände, als ob ihm ein guter Einfall gekommen ſey. »Ich hab's!« rief er muthig; »ſo wird's gehen! Ich will nur gleich an Deck und Alles herrichten, und inzwiſchen wird's wohl das Beſte ſeyn, wenn Sie nach Ihren Piſtolen ſehen, falls Sie welche beſitzen; ſo viel iſt gewiß, wenn wir ihn nicht durch unſer Anſehen bange machen können, ſo gibt's ein Gefecht, und zwar einen harten Strauß!«

Schnell nahm ich meine Doppelflinte und Piſtolen, die ich glücklicherweiſe bei meiner Abreiſe noch mitgenommen hatte, aus ihren Futteralen, und lud ſie mit Kugeln, obwohl ich mich noch immer nicht überreden konnte, daß ich Gelegenheit bekommen werde, mich ihrer zu bedienen. Als dies geſchehen, ging ich an Deck und traf hier den Kapitän, umgeben von der Mannſchaft, der er ſeinen Argwohn mittheilte und Verhaltungsbefehle gab. »Ihr wißt nun«, ſchloß er eben, als ich hinzutrat, »was ich zu thun geſonnen bin;« vielleicht aber müſſen wir uns doch ſchlagen, denn wenn dieſe Burſchen Luſt haben, uns auf die Probe zu ſtellen, ſo werden ſie ein Boot an Bord ſenden, und für dieſen Fall möchte ich wiſſen, ob ich mich auf Euch verlaſſen kann, Jungens, und ob Ihr mir helfen wollt, dem Geſindel die Zähne zu weiſen. Ihr ſeht, Ihr müßt höchſt wahrſcheinlich über die Klinge ſpringen, wenn ſie an Bord kommen, gleichviel, ob Ihr Euch mit ihnen ſchlagt oder nicht, und ich erachte, wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt, ſo werden wir ſie uns vom Leibe halten. Wollt Ihr?« — Die Matroſen erwiderten einſtimmig mit einem muthigen Ja, und der Kapitän fuhr fort: »Ich danke Euch, Jungen; nun wollen wir auch keine Spanne breit mehr Segeltuch zeigen, als bisher, ſondern uns anſtellen, als kümmerten wir uns gar nicht um jenen Burſchen, oder hielten es nicht der Mühe werth, ihn zu bemerken; verſucht er dann, zu uns an Bord zu kommen, ſo wollen wir ihm ſchon zeigen, was wir werth ſind!«

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Der Generallieutenant v. Stockhauſen, der neue Director des Kriegsdepartements, iſt derſelbe, der in verſchiedenen militäriſch hiſtoriſchen Werken, und namentlich auch in mehren Biographien Napoleon's auf eine ihn wie den damaligen vom Siege gekrönten mächtigen Kaiſer gleich ehrende Weiſe genannt wird. Herr v. Stockhauſen wurde in der Schlacht bei Jena als vierzehnjähriger preußiſcher Junker gefangen genommen und vor Napoleon geführt. Der Kaiſer ward durch die ſehr entſchiedenen und treffenden Antworten des kleinen Preußen überraſcht. Er gab ihm aus ſeinem eigenen Feldbecher einen Schluck Wein zur Erquickung, und machte ihm den Antrag, für ſeine Erziehung in einer franzöſiſchen Militärſchule Sorge tragen zu wollen. Der junge Stockhauſen erklärte aber unumwunden, er ſey ein Preuße und wolle auch ein Preuße bleiben. Nun fragte der Kaiſer, wo ſeine Eltern wären, und als er erfuhr, daß der kleine Junker nur noch eine Mutter habe, die in Berlin wohne, ſo ſagte er lächelnd: »Dahin will ich auch, ich werde Sie mitnehmen und Ihrer Mutter zurückgeben.« Dieſes iſt auch geſchehen. Der Kaiſer behielt ihn im Hauptquartier, bis er daſſelbe ins königliche Schloß zu Berlin gelegt hatte. Hier ſchickte er mit einem Adjutanten ſeinen Schützling zu der beſorgten Mutter, der er ausdrücklich ſagen ließ, ſie hätte einen braven Sohn, der ganz gewiß noch General würde. Nun iſt der kleine Junker Generallieutenant und Kriegsminiſter.

Von dem Orgelheros Bach, deſſen hundertjähriger Todestag, beiläufig erwähnt, am 28. Juli gefeiert wird, erzählt man uns folgende Anekdote: Während ſeines Aufenthalts in Arnſtadt, wo er ſich eigentlich erſt zu dem großen Componiſten ausbildete, machte Bach eines Sonntags einen Ausflug nach Schmalkalden, um den berühmten Organiſten Vierling zu hören, von deſſen genialer Virtuoſität man ſich damals die wunderlichſten Dinge erzählte. Ungekannt, wie er meinte, betrat Bach die heiligen Räume der dortigen herrlichen Kirche, als ſich Vierling eben in kunſtvollen Präludien erging. Mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit horchte er dem wunderbar ergreifenden Spiel desſelben zu; aber wie angenehm wurde er plötzlich überraſcht, als ſein kunſtgeübtes Ohr vernahm, daß Vierling, der von des Meiſters Anweſen-

Digitized by Google

heit unterrichtet war, die Noten b, a, c, h, griff, auf diesen herrlich fantasirte und so den Gast ehrte. Bach, von diesem zarten Compliment sichtlich erfreut, ging alsbald auf die Orgel, drückte Vierling mit einer Thräne im Auge die Hand und sagte: „Ich hätte doch nie geglaubt, daß in meinem schlichten Namen eine so herrliche Musik stecke, als sie hinein gebracht haben, Herr Collega, und wenn noch einmal jemand behauptet, daß ich ein guter Orgelspieler sey, so werde ich ihn zu Ihnen schicken, damit er erst erfährt, was gut Orgelspielen heißt.“

Wenn man vielleicht der Meinung seyn sollte, die Bierkravalle Münchens in den letztverflossenen Zeiten seyen die ersten dieser Art gewesen, so wird die nachstehende Darstellung zeigen, daß sie keineswegs so neu sind, indem sich, wie Hellers Merkwürdigkeiten aus Thüringen vom Jahr 1725 berichten, ein ähnliches Schauspiel vor länger als hundert Jahren bereits zutrug. Die Witterung des Jahres 1724 war für das Wintergetreide so ungünstig gewesen, daß man in der Jenaer Gegend einem traurigen Mißwachs entgegensah. Nachtfröste und schädliche Thaue, die die Blüte des Korns trafen, vernichteten auch noch die letzte Hoffnung des Landmannes auf eine erträgliche Ernte. Die Preise stiegen demnach rasch auf das Doppelte, die Gemüse waren selten und theuer und das halbe Pfund Butter kostete achtzehn Pfennige. Der Mangel an Roggen zwang die ärmere Klasse der Bewohner dieser Gegend, Gerste zu verbacken, und der Preis derselben wurde so in die Höhe getrieben, daß der Scheffel zu Ostern mit 2 Thaler 12 Groschen bezahlt wurde. Dies hatte denn natürlicher Weise auch eine Erhöhung der Bierpreise zur Folge und bereits am 8. Januar 1725 rief man die Jenaische Kanne Bier statt wie bisher zu drei Pfennigen, nunmehr zu vier Pfennigen aus. Die Studirenden der Universität, die diese Vertheuerung ebenfalls, trotz ihres Privilegiums*) und noch dazu am meisten und fühlbarsten traf, und die, weil zu dieser Zeit der Jenaer Scheffel Gerste noch zwei Thaler und der Hopfen vierzehn Groschen galt, es für unbillig hielten, wurden dadurch aufgebracht und riefen: Vivat das Dreierbier! — Pereat das Vierpfennigbier! — Noch am nämlichen Tage hefteten sie in lateinischer Sprache abgefaßte Zettel am schwarzen Brett an, in welchem sie ihre Commilitonen einluden, am Abend um 6 Uhr mit Degen, Pistolen, Stangen, Aexten, Beilen oder Gabeln bewaffnet zu erscheinen, um durch eine solche Demonstration die Wiederabsetzung der Bierpreise zu erzwingen oder, wie sie sich ausdrückten, „die Weinrufer zu einem annehmlicheren Gesang“ zu bewegen. In der That kam die Versammlung zu Stande, sie durchzogen schreiend und tobend die Straßen und warfen in einigen Gebäuden die Fenster ein. Zu blutigen Zusammenstößen scheint es jedoch keineswegs gekommen zu seyn. Allein ihr Unternehmen hatte nicht den von ihnen beabsichtigten Erfolg, denn durch obrigkeitliche Veranstaltung (ich bedauere nicht angeben zu können, worin sie bestand) wurden sie bald auseinander getrieben. Das Bier ward fernerhin zu vier Pfennigen verkauft, indeß einige Professoren, Doctoren und andere, welche das Bier in größeren Quantitäten kauften und Studirende in ihrer Behausung hatten, es ihnen für den alten Preis zukommen ließen.

*) Der Herzog Johann Wilhelm zu Sachsen ertheilte am 21. Mai 1570 dem Keller der Universität Jena ein Privilegium, laut welchem er für ewige Zeiten von allen Abgaben und Steuern für fremde und einheimische Getränke befreit wurde, dahingegen war ihm die Verpflichtung auferlegt worden, es wohlfeiler zu „verzapfen und zu verpfennigen“ als der Rathskeller. Es scheint, daß sich auch andere als Studirende den wohlfeilern Preis zu Nutze machten, denn nach einem Mandat vom 7. April 1571 durfte der Universitätskeller bei dreißig Gulden Strafe nur an Solche Getränke verschenken, die der Universität angehörten.

Der Oppositionsgeist gegen die höheren Stände sowohl in der Nationalversammlung als im Theater machte sich schon in den Anfängen der ersten französischen Revolution geltend. So saß eines Abends die Gräfin Egmont in der Loge Lafayette's; da wurde plötzlich aus dem Parterre ein Apfel auf sie geworfen. In diesem Augenblicke trat Lafayette ein. Die Gräfin blieb ruhig, hob den Apfel auf, überreichte ihn dem Eintretenden mit vieler Grazie und sagte: „Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Marquis, überreiche ich Ihnen eine der ersten Früchte der Revolution.

In einem Gasthofe las man folgende gedruckte Bitte: „Jeder Gast wird ersucht, mit den Aufwärterinnen auf der Treppe nicht freundlich zu seyn, weil dadurch zu viel Tafelgeschirr zerbrochen wird.“

Für Heirathscandidaten. — In der Kölner Zeitung lesen wir folgende Annonce: Eine gebildete Wittwe, circa 40 Jahre alt, mit 7000 Thaler Vermögen, wünscht sich versorgt zu sehen. Näheres ertheilt unter der strengsten Verschwiegenheit C. Tumback in Köln, Peststraße № 50.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 48. Kaiserslautern, Samstag, 15. Juni. **1850.**

Das Piratenschiff.

Ein Seebild.

(Fortsetzung.)

Unser Kapitän war ein Mann von mehr als 50 Jahren, klein und untersetzt von Figur, aber überaus muskelkräftig. Sein Gesicht war gebräunt und gefurcht von manchem Sturm und Wetter, sein langes Haar, das einst schwarz gewesen, war jetzt eisengrau. Er war ein alter Seemann und entschiedener Republikaner, und da einige seiner älteren Matrosen allerlei Heldenstückchen zu erzählen wußten, die ihr Kapitän früher vollführt hatte, so schloß ich daraus, er müsse in seinen jüngeren Jahren auf der Kriegsflotte der Vereinigten Staaten gedient haben.

Die Mannschaft war auf sein Geheiß so eben damit beschäftigt, eine Vorbramstange in Blöcke von etwa vier Fuß Länge zu versägen, welche sogleich schwarz bemalt und an einem Ende mit einem runden Loch in der Mitte versehen wurden, so daß sie so ziemlich Kanonenläufen glichen. Diese wurden dann sammt den beiden alten Sechspfündern je an einer Stückpforte auf unserm Verdeck aufgestellt, daß wir auf jedem Bord ihrer fünf hatten. Die Stückpforten sollten übrigens so lange geschlossen bleiben, bis der Kapitän den Befehl gebe, sie zu öffnen, dann sollten sie so rasch wie möglich aufgeschlagen und die Blöcke etwa einen Fuß lang zu denselben hinausgeschoben werden. Zu gleicher Zeit wurde oben auf dem Langboot, welches zwischen dem Flock- und Mittelmast befestigt war, eine Plattform errichtet und die 24-Pfünder-Karronade hinaufgehißt. Als dies hergerichtet und alle Befehle des Kapitäns vollzogen waren, begab sich der Kapitän in die Kajütte hinab, und die Mannschaft sammelte sich in kleinen Gruppen, um ihre Besorgnisse und Ansichten gegenseitig auszutauschen, während sie der Dinge harrten, die da kommen sollten.

Mittlerweile beharrten wir fortwährend auf unserm Kurs, den wir nicht geändert hatten, und zogen auch kein Segel weiter auf, als kümmerten wir uns gar nicht um den Schooner. Dieser kam inzwischen mit überraschender Geschwindigkeit unter dem Drucke aller seiner Segel auf uns zu, von dem frischen Winde geschaukelt und gestoßen, daß die Wellen an seinem Bug aufschäumten und zuweilen in Sturzseen sein ganzes Verdeck überspülten. Es blieb mir nun kein Zweifel mehr, daß wir einem solchen Segler mit dem besten Willen und unter all unsern Segeln nicht hätten entgehen können, und da er uns mit so überraschender Geschwindigkeit nahe kam, daß wir bereits die Wogen an seinem schwarzen, niedern, unheimlichen Rumpf sich brechen sahen und alle seine Segel deutlich unterscheiden konnten, so wollte ich keine Zeit mehr verlieren, mich zu bewaffnen, und eilte in die Kajütte hinab, um meine Pistolen zu mir zu stecken und meine Flinte mitzunehmen. Drunten traf ich den Kapitän, der einige Papiere ordnete und eine verstöpselte Flasche vor sich stehen hatte, in welche er einen Brief verschlossen.

„Mir ist, als sollte mir ein Unglück begegnen," sagte er, „denn wenn jene blutdürstigen Teufel sich nicht hintergehen lassen, sondern über uns Meister werden sollten, so muß ich's zunächst büßen, und zwar auf die natürlichste Weise, denn jeder Verlust, den sie von uns erleiden, wird auf meinen Befehl geschehen seyn, weil ich mich nicht unversehens überfallen lasse, noch gutwillig nachgebe, wenn irgend ein Spitzbube mir auf hoher See beizulegen befiehlt. Doch gleichviel; wenn mich das Schicksal zu sterben trifft, so bestellen Sie, mein junger Freund, diese Papiere hier an ihre Adresse oder werfen die Flasche mit dem Brief über Bord, wenn Sie ihn nicht mehr selbst bestellen zu können glauben."

Seither hatte ich noch nicht im Ernste an die Möglichkeit gedacht, daß ich in dem bevorstehenden Handgemenge ebenfalls getödtet werden könnte, denn ich hatte mich bisher immer mit der Hoffnung getragen, es werde genügen, wenn der Kapitän seine Stückpforten öffne und die nachgemachten Kanonen zeige, und der Schooner werde uns dann ungeschoren lassen. Als ich aber den Kapitän die Sache so ernst und feierlich betrachten und mit solcher stummen Ergebung

Digitized by Google

vom Sterben reden hörte, ward mir doch bei der Sache nicht gar wohl zu Muthe, und ich wäre überall lieber gewesen als am Bord des „Patrick Henry". Nicht etwa, daß es mir an Muth fehlte, obwohl ich mich auch nicht für einen Helden ausgeben will; allein es ist doch eine eigenthümlich beengende Empfindung, wenn man so fern von seinen Lieben unter dem Schwerte von Räubern fallen soll, die man in seinem Leben nicht gesehen, noch auch nur mit einem Gedanken beleidigt hat. Was ich nun auch fühlen mochte, — da war ich nun einmal und hatte so wenig mehr Aussicht zum entrinnen, als meine übrigen Gefährten. Ich äußerte daher gegen den Kapitän, ich wollte mir erlauben, ebenfalls einen Brief in die Flasche zu stecken, und wir machten unter einander ab, daß, falls den Einen von uns ein Unglück träfe, der Ueberlebende den Brief bestellen oder in der Flasche dem Meere anvertrauen sollte. Schnell schrieb ich in einigen Zeilen dasjenige an meine Eltern nieder, was ich unter den obwaltenden Umständen für nothwendig hielt, steckte ihn in die Flasche des Kapitäns und nahm meine Waffen auf. Der Kapitän ergriff mich bei der Hand.

„Ich sehe," sagte er, „auch Sie wollen sich nicht ungerächt abschlachten lassen. Das freut mich. Wollen Sie mit mir den gefährlichen Posten auf der Plattform theilen? Glauben Sie ja nicht, daß ich nicht vertraut sey mit den Gefahren einer Seeschlacht! Nein, junger Mann! ich habe dreizehn Jahre lang mit Ehren unter den Sternen und Streifen der Flagge der Vereinigten Staaten gedient, habe mancher heißen Seeschlacht angewohnt und manch' tapfern Sohn der Freiheit an meiner Seite fallen sehen. Aber diese fochten für ihr Vaterland, und es war ihre Pflicht, ihr Leben nicht hoch anzuschlagen. Allein Sie sind mein Passagier, und sollten unter meinem Schutze stehen, und dennoch fordere ich Sie auf, die Gefahr mit mir zu theilen. Ich möchte gern Jemanden bei mir auf der Plattform haben, der mir die Drehbasse handhaben hälfe, wir haben nur wenige Mannschaft, und ich weiß nicht, auf welchem andern Platze ich Sie zweckmäßiger anstellen könnte."

Ein kriegerisches Feuer blitzte aus dem Auge des kühnen Mannes, als er mir diesen Vorschlag machte, den ich ohne Bedenken annahm.

„Ich danke Ihnen von Herzen, Sir," sagte er gerührt, und drückte mir die Hand, sank dann aber sogleich wieder in seine gewohnte, seemännische derbe Weise zurück. Dies befremdete mich. Er war mir an Bord seines Schiffes stets erschienen wie ein gewöhnlicher Yankeekapitän von einem Kauffahrer, wortkarg und plump in seinem Benehmen, und an Bildung und Manieren seiner Mannschaft um nicht viel voran. In dem Augenblicke aber, in welchem er mit mir gesprochen, hatte er unwillkürlich Sprache, Benehmen und Ansehen eines hochgebildeten Mannes an den Tag gelegt, und ich sah deutlich, daß ihm dieser letztere Charakter geläufiger und natürlicher war, als sein sonstiger. Offenbar knüpfte sich ein Geheimniß an seine Person, das ich mir zu ergründen vornahm, sobald günstigere Umstände hiefür eintreten sollten. (Forts. folgt.)

Korrespondenz des Boten.

Assisenverhandlungen.

(Fortsetzung.)

Sitzungen vom 10. und 11. Juni.

1) Michael Propheter, 34 Jahre alt, Taglöhner geboren und wohnhaft zu Rumbach, vertheidigt durch Herrn Advokaten Gink.

2) Heinrich Jakob Brubach, 39 Jahre alt, Ackersmann, geboren und wohnhaft zu Rumbach, vertheidigt durch Herrn Advokaten Golsen.

Die Anklage ging dahin: Beide hätten unter gemeinschaftlicher Mitwirkung, am Abend des 10. December 1849, den Franz Welzenbach, Soldat im kgl. 14. Infanterie-Regimente, durch Schläge und Hiebe mittelst eines schneidenden Instruments, freiwillig dergestalt verwundet, daß eine mehr als 20tägige Krankheit und Arbeitsunfähigkeit des Verletzten die Folge davon war.

Die Geschworenen erklärten den Michael Propheter des ihm zur Last gelegten Verbrechens, wozu er jedoch gereizt gewesen, schuldig. Zufolge dieser Erklärung verurtheilte das Assisengericht den Schuldigerkannten, welcher bereits wegen Diebstahls eine 13 monatliche Freiheitsstrafe erlitten hatte, zu einer korrektionellen Gefängnißstrafe von 3 Jahren.

Heibrich Jacob Brubach wurde als nicht schuldig erkannt, sofort in Freiheit gesetzt.

Sitzung vom 12. Juni.

Georg Maier, 22 Jahre alt, Schneidergeselle aus Neubrunn in Unterfranken, vertheidigt durch den Herrn Rechtskandidaten Schlager, wurde schuldig erkannt:

1) am 10. März abhin, zu Norheim, aus dem Wohnhause des Ackersmannes Anton Forcht, mittelst Einsteigens mehrere Kleidungsstücke und eine Tabackspfeife

2) am 7. desselben Monats aus dem Wohnhause des Ackersmannes Martin Stückrad, mittelst Ein-

Digitized by Google

steigens und gewaltsamer Erbrechung einer Kommode verschiedene Effekten und 1 fl. 26 kr. gestohlen zu haben.

Das Assisengericht verurtheilte denselben zur Strafe der Zwangsarbeiten auf die Dauer von 8 Jahren.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Das Amtsblatt der k. Regierung zu Marienwerder enthält folgende Bekanntmachung: Ein beklagenswerther Unglücksfall hat sich am 2. Juni Vormittags bei der Fähranstalt zu Unterschloß Mewe ereignet. Als ein auf der Wallfahrt zum Ablaß in Loukbefindlicher, aus ungefähr 200 Personen bestehender Zug im Begriffe war, von Mewe aus über die Weichsel zu setzen, ging ungefähr 5 Ruthen vom Ufer entfernt der Prahm mit der ganzen Ladung unter, und es gelang den augenblicklich zur Hülfe herbeieilenden Kähnen leider nur die kleine Zahl von etwa 30 Personen zu retten. Nach dem bisherigen Ergebniß der sogleich angestellten Untersuchung ist der gesunkene Spitzprahm nur erst vor ungefähr 14 Tagen durch den Wasserbau-Beamten untersucht und vollkommen tauglich befunden, auch an dem Tage des Unglücksfalles selbst schon zu mehreren Ueberfahrten benützt worden, ohne die geringste Spur einer Schadhaftigkeit zu zeigen. Es hat auch keine Ueberlastung des Gefäßes stattgefunden, da das Zeichen der Tragfähigkeit und die Schwelle des Prahms noch ungefähr einen halben Fuß über dem Wasserspiegel blieben; das schreckliche Unglück ist vielmehr dadurch entstanden, daß bald nach dem Abstoßen des allerdings schwer beladenen Gefäßes durch eine unbedeutende Spalte der Spitze, deren Verdichtung nachgelassen hatte, Wasser eindrang, welches die Zunächststehenden veranlaßte, unter lautem Rufen zurückzudrängen. Indem sich der von ihnen verbreitete Schrecken den Uebrigen mittheilte, wurde die ganze Masse nach einer Seite hin auf den hintern Theil des Prahms geschoben, welcher dadurch das Uebergewicht erhielt und, während die Spitze in die Höhe gehoben wurde, eintauchte, Wasser schöpfte und so den Prahm zum Sinken brachte. Die Mehrzahl der Verunglückten scheint unmittelbar von der gegen den hintern Theil des Gefäßes andrängenden Masse in das Wasser gestoßen zu seyn. Bei einer noch am 3. d. Mts. durch Sachverständige bewirkten genauen Untersuchung des an Land gezogenen und versuchsweise in der Spitze mit 70 Personen belasteten Prahms drang durch die Spalte nur so wenig Wasser in das Gefäß, daß dessen Brauchbar.eit und Sicherheit auch da keinen Eintrag erlitten hatte. Nur mit Entsetzen vermögen wir niederzuschreiben, daß die Zahl der Verunglückten sich nach allen Schätzungen auf mehr als 100 beläuft. Nur von Wenigen ist der Name und Wohnort bekannt, so daß nicht einmal die traurige Pflicht erfüllt werden kann, die Angehörigen von diesem erschütternden Unglücksfalle in Kenntniß zu setzen. Die Mehrzahl schien entfernteren Gegenden anzugehören und namentlich aus dem Danziger Regierungsbezirk herbeigekommen zu seyn. Bis zum 3. d. M. Abends waren bei den noch fortdauernden Nachsuchungen, 50, der Mehrzahl nach weibliche Leichen aufgefunden worden. — Vorstehendes Ergebniß der bisherigen unter Leitung des Staatsanwalts an Ort und Stelle angestellten Ermittelungen halten wir uns verpflichtet, zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, um Entstellungen und Uebertreibungen dieses schon in seiner wahren Gestalt so schmerzlichen Ereignisses zu begegnen.

Am 1. Juni wurde in Wien ein furchtbares Verbrechen, wie es scheint von einem Frauenzimmer begangen. Drei Herren, welche auf der sogenannten Schmelz (vor der Mariahilfer Linie gegen Schönbrunn spazieren gingen, hörten nämlich ein heftiges Stöhnen, dessen Spur sie verfolgten, worauf sie ein weibliches Wesen fanden, dessen Schädel der Art von concentrirter Schwefelsäure übergossen und zerfressen war, daß bereits die Schädelknochen theilweise hervorragten. Die Augen waren zerstört. Man brachte sie in das allgemeine Krankenhaus, wo sie aussagte, daß sie Katharina Kaiser heiße, 35 Jahre alt und elternlos sey. Die Unglückliche war am Morgen mit einer Freundin spazieren gegangen, welche ihr, da sie sich unwohl fühlte und auf das Feld niedergesetzt hatte, aus zwei Flaschen etwas zu trinken gereicht habe, worauf sie in einen tiefen Schlaf verfallen und erst durch Schmerzen in ihrem jetzigen Zustande, erblindet, wieder erwacht sey. Die Freundin (die Frau eines Lederzurichters) habe 370 fl. von ihr in Verwahrung gehabt und überdies in dem Irrthum gestanden, daß sie (die Kaiser) 80,000 fl. C.-M. in der Staatslotterie gewonnen und erhoben habe. Die „Freundin" wurde sogleich eingezogen. Man fand bei ihr einen Rest Schwefelsäure in einer Flasche und mehrere durch Schwefelsäure verbrannte Kleider. Sie gestand ein, daß sie mit Katharina Kaiser spazieren gegangen, wollte aber von der Verbrennung nichts wissen. Weitere Aufschlüsse kann nur die Criminaluntersuchung geben, da das arme Opfer in Folge der erlittenen Beschädigung die Sprache bereits verloren und kaum noch einige Tage leben wird.

— Die „Europa" schreibt aus Weimar: Es ist bekannt, daß Göthe einen besonderen, geheim aufbewahrten Theil seiner Papiere und Briefschaften den Mitlebenden noch vorbehielt. Er übergab 1827 der Regierung diese literarischen Schätze und bestimmte gerichtlich die Eröffnung des Verschlusses für das Jahr 1850. Am 17. Mai war der festgesetzte Termin, und die Erben der Göthe'schen und der Schiller'schen Familie — Beiden hatte der Dichter dies testamentarisch hinterlassen — erschienen au hiesiger Stelle laut förmlicher Aufforderung der weimar'schen Behörde,

Digitized by Google

um den Besitz in Empfang zu nehmen. Nicht ohne feierliche Wehmuth reichten sich die Söhne, Töchter und Enkel der beiden großen Koryphäen deutscher Dichtung hier auf der geweihten Stätte die Hände. Die Fügungen mannichfacher Schicksale und Verhängnisse haben die beiden Geschlechter von Weimars Boden entführt. Auf der einen Seite war der älteste Sohn, die älteste Tochter Schiller's und die Wittwe von Ernst v. Schiller eingeladen; auf der andern Seite Göthe's Schwiegertochter und die beiden Enkel Walther und Wolfgang, welche aus Wien, ihrem jetzigen Aufenthaltsorte, erschienen. Karl v. Schiller ist Ober-Forstmeister im Würtembergischen. Frau v. Gleichen war unterwegs erkrankt, ihr Mann schon auf dem Wege hierher, zurückgekehrt. Frau v. Jenot war mit Frau v. Göthe bei der Eröffnung zugegen, außer Karl v. Schiller und den Göthe'schen Enkeln. Das verschlossene Kästchen ergab den vollständigen Briefwechsel zwischen Göthe und Schiller. Fertig zum Drucke geordnet, soll derselbe, nach dem Codicil Göthe's, vollständig der Oeffentlichkeit übergeben werden. In- und ausländische Zeitungen werden ebenfalls nach testamentarischer Verfügung des Dichters, zur Concurrenz auffordern. Die meisten, namentlich die Schiller'schen Briefe, sind Autographe.

Das Brünnlein im Wiesenthale.

Im tiefen Wiesenthale
Da geht ein Brünnelein;
Stand ich wohl tausendmale,
Schaut in das Wasser nein.

O Quelle, liebe Quelle,
Mein Herz das brennt und bebt;
Hörst, wie das pocht so schnelle,
Wo treue Liebe lebt?

O Quelle, liebe Quelle,
Du gar zu eitig bist —
Sag mir doch an zur Stelle,
Ob's Liebchen gut mir ist.

„Ich keinem nicht darf's sagen,
Sie hat's mir anvertraut,
Doch frage Muhme Eiche,
Die hat's mit angeschaut."

Die alte Muhme Eiche
Spricht mit bedächt'gem Sinn:
„Mein Vetter Wind hat tragen
Mir Mädchens Seufzer hin."

„Sie seufzt' nur deinen Namen"
Sie wischt' die Aeuglein.
Die Minne thut ihr dringen
Ins tiefste Herz hinein."

Die Eiche hat's gesprochen,
Wohl merket hab ich's mir;
Muß ich von hinnen scheiden,
Will treu seyn für und für;

Viel Tage sind vergangen,
Kehr' ich zur alten Stell'; —
Die Eiche abgehauen,
Versieget war der Quell.

Doch lust'ger Hochzeitsreigen
Tönt droben von der Höh'.
Hinweg, hinweg von hinnen,
Mein Herz thut gar zu weh!

Neuestes aus Frankreich.

Paris, 11. Juni. Die Nationalversammlung setzte heute in der Kammer die Verhandlungen über das Pensionskassengesetz fort. Das Maximum wurde auf 600 Franken, und das Minimum auf 360 Franken jährliche Pension für den Arbeitsunfähigen festgesetzt. Eine Prämie-Einlage von 25 Franken jährlich, während 5 Jahre hinter einander wurde, als die Kräfte des Arbeiters überstiegend, mit 316 gegen 200 Stimmen verworfen. Man kam heute bis zum Artikel 12 des Gesetzes.

Der „National" vom 12. Juni sagt: Sind die Nachrichten welche uns zugehen richtig, so sehen wir einem Manifest des Exkönigs Louis Philipp (er soll dem Hinscheiden nahe seyn) entgegen. Das Manifest soll den Akt der Reue eines gewissen Usurpators enthalten, der nun wehemüthig mea culpa ausruft. Ferner soll er das Geständniß ablegen, daß es immer seine Absicht gewesen war, die Krone an den rechten Erben gelangen zu lassen. Da ein alter Minister der illegitimen Herrschaft dieses Manifest bereits in Abschrift in der Tasche hat, und es von Haus zu Haus unter seinen Anhängern kolportirt, so will man an dessen Aechtheit zweifeln, und böse Leute glauben es sey von den Legitimisten fabrizirt worden.

Die „Estaffet" sagt, der Präsident Louis Napoleon habe durch Vermittlung des Herrn Persigny (franz. Gesandter am Berliner Hof) vom König von Preußen ein Complimentirungsschreiben wegen des glücklichen Durchgehens des Wahlreformgesetzes erhalten.

Der Demokrat de Vaucluse meldet, daß ein Haufe Royalisten mit einem Trommler und weißen Fahne und jeder mit einer geladenen Pistole im Gürtel das Land durchstreifen, mit furchtbarem Geschrei Heinrich V. hochleben lassen, und Tod der Republik rufen. Die Republikaner haben der Departementsregierung notificiren lassen, daß wenn sie diesem Unfuge nicht ein Ende mache, so würde es ein großes Unglück absetzen, da sie, die Republikaner, nicht geneigt seyen, die Republik, für welche sie ihren letzten Tropfen Blut zu opfern bereit seyen, auf diese Art beschimpfen zu lassen. — In Paris ist es nun ein Verbrechen auszurufen: vive la republique, das sogleich mit Verhaftung geahndet wird, während jeder vive l'empereur Louis Napoleon rufen darf.

Straßburg, 11. Juni. Das Ergebniß der 30 Wahlkollonen liegt nun offen, und das Gesammtergebniß ist: 11,330 Stimmen für Emil de Girardin, 5570 für Müller und 4520 für Lichtenberger, somit ist Girardin Deputirter des Niederrheinischen Departements, und zwar mit bedeutender Majorität.

Der Kriegsminister beabsichtigt die Unterdrückung der 8. Compagnie in jedem Bataillon der Linie. — Das Besoldungserhöhungsgesetz für Napoleon steht immer noch im großen Zweifel der Annahme.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 49. Kaiserslautern, Donnerstag, 20. Juni. **1850.**

Das Piratenschiff.

Ein Seebild.

(Fortsetzung.)

Wir stiegen nun an Deck, wo die Matrosen noch immer in kleinen Gruppen zusammenstanden und der Befehle ihres Kapitäns harrten. Diese wurden jetzt ertheilt: Der Küper und Schiffszimmermann mußten alle Aexte herauf bringen, welche sich an Bord befanden; was nur immer als Waffe zu Schutz und Trutz dienen konnte, wurde ausgetheilt, um sammt der Büchse und den beiden Musketen jeden Besuch der Piraten abzuweisen, wenn sie unser Fahrzeug entern oder zu ersteigen versuchen sollten.

Der Schooner war bis auf eine halbe Seemeile an uns herangekommen. Nun raffte er plötzlich sein Raasegel ein und segelte dicht beim Winde, um uns nicht aus dem Auge zu verlieren und uns auf der Ferse zu bleiben. Wir sahen deutlich, daß der Seeräuber sich unsere scheinbare Gleichgültigkeit nicht zu deuten vermochte. Auf einmal brach ein Rauchwölkchen aus einer seiner Stückpforten, ein Schuß donnerte und eine Kugel hüpfte über das Meer herüber und schlug dicht hinter unserm Stern in's Wasser.

„Es kommt, wie ich mir's gedacht!“ rief der Kapitän, „nun, Jungens, zeigt ihm unsere Flagge!“

Ein Knäuel Flaggentuch flog bis an's äußerste Ende unserer Besanspitze hinauf, zitterte dort einen Augenblick und entfaltete sich dann zur amerikanischen Flagge. Der Rauch verzog sich an Bord des Schooners und an ihrer Gaffel blähte sich auf einmal die Flagge der Republik Columbia.

„'s ist immer die alte Leier bei diesen Burschen!“ sagte Kapitän Tuttle; „immer muß so eine Republik den Deckmantel zu ihren Schurkereien hergeben!“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so entstieg abermals ein Rauchsäulchen einer der Stückpforten des Schooners, eine zweite Kugel tanzte holzgerade auf unser Schiff zu, ward aber kurz vor unserem Schiffe von einer Welle ergriffen und tauchte nie wieder auf.

„Nun wird's Ernst,“ brummte der Kapitän in den Bart; „der Bursche, der dieses Geschütz gerichtet hat, ist kein schlechter Schütze; wir wollen daher auf keinen weiteren Schuß warten. Reefft das Marssegel ein, Jungen. Zieht die Marssegelbrassen zurück, geiet das Focksegel auf; luvt, Steuermann, luvt! So, nun halt!“

Sämmtliche Befehle des Kapitäns, so rasch sie auch gegeben waren, wurden von der Mannschaft mit Pünktlichkeit vollzogen, und unser Schiff legte bei.

„Nun, Jungens, stellt euch auf eure Posten; vier an jede Stückpforte auf der Wetterseite! rührt aber keine Hand, bis ich's euch heiße!“

Die Männer nahmen ihre Stellungen um die verschiedenen Blöcke und den einen Sechspfünder auf der Wetterseite ein, und ich folgte dem Kapitän auf die Plattform, wo unsere Karronade aufgepflanzt war. Diese war bis zur Mündung mit gehacktem Blei und Eisen, mit Musketenkugeln, Bleiklumpen und verschiedenen andern Wurfgeschossen beladen, denn der Kapitän hatte richtig geschlossen: es war nicht eine einzige Kanonenkugel an Bord zu finden gewesen. Der Schooner legte ebenfalls bei und setzte ein Boot aus, das sich rasch mit Menschen füllte und unter dem Druck von acht Rudern schnell auf uns zukam. Die Mündung unserer Karronade war so tief als möglich gehalten, so daß sie etwa fünfzig Schritte von unserem Schiffe auf das Wasser treffen mußte. Hinter der Karronade stand unser Kapitän, das Sprachrohr in der einen, einen Hebebaum in der andern Hand, mit welchem er die Richtung der Kanone nach Nothdurft und Befinden ändern wollte. Das Boot des Schooners kam uns immer näher und ruderte schnell auf unsere Langseite zu, um an Bord zu kommen.

„Nun nehmt Euch zusammen, Sir, und befolgt kaltblütig meine Befehle!“ flüsterte mir der Kapitän zu; — „geh', Bursche,“ hieß er dann dem Schiffsjungen, „hole mir das Eisen, das in der Gambüse (Schiffsküche) glühen gemacht wird — geh' spute dich!“

Der Junge rannte davon, und kehrte gleich wieder

Digitized by Google

mit einem eisernen Ladstocke zurück, der an der einen Seite glühend gemacht worden war, und mir eingehändigt wurde.

„Wenn ich „Feuer" kommandire, so feuert die Karronade ab, Sir, wenn Euch Euer und unser Leben lieb ist!" sagte der Kapitän zu mir, griff dann zum Sprachrohr und rief das Boot an, das kaum noch hundert Ellen von uns entfernt war.

„Halt!" rief er ihnen zu, „kommt nicht näher, oder ich bohre Euch in den Grund! . . Steuert ab, sag' ich, oder —"

Statt aller Antwort gab der Mann, der im Bug des Bootes stand und den Befehl zu führen schien, ein Kommando, und ein Kugelhagel aus mehreren Musketen ward auf uns abgefeuert. Ich hörte die Kugeln um uns her zischen und pfeifen und drehte mich rasch nach dem Kapitän um, um von diesem den Befehl zum Feuern zu empfangen; da sah ich ihn auf einem Knie hinter der Kanone knieen und sich an der Schwanzschraube und der Lafette festhalten.

„Was ist's, Kapitän?" rief ich, „sind Sie getroffen?"

Er schüttelte verneinend den Kopf und raffte sich wieder auf.

„Es ist nicht, seht nur vor Euch, denn sie kommen!" sagte er, verrückte dann mittelst des Hebels die Kanone noch ein wenig, zielte flüchtig auf den Lauf weg und rief: „Feuert hastig!"

Ich ließ mir das nicht zum zweiten Male heißen, denn das Boot lag beinahe schon unter unserm Steuerbord; als ich mit der glühenden Stange auf das Zündloch fuhr, glaubte ich auf einen Augenblick, weil ich nur das Zündkraut zischend auflodern sah, die Kanone werde versagen; allein im nächsten Augenblicke entlud sie sich mit einem fürchterlichen Knall, der mich ganz betäubte und beinahe von der Platform herunterwarf.

„Stoßt die Stückpforten auf, Jungens, und weiset ihnen die Zähne!" rief der Kapitän durch sein Sprachrohr, aber seine Stimme erklang schauderhaft unnatürlich.

Im Nu war jede Stückpforte geöffnet und unsere Kanonen streckten ihre Mündungen hinaus.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz des Boten.

Assisenverhandlungen.

(Fortsetzung.)

Sitzung vom 13. Juni.

Carl Stauffer, 39 Jahre alt, Winzer von Dürrheim, vertheidigt durch den Herrn Rechtskandidaten Löw.

Stauffer war angeklagt, in der Nacht vom 1. — 2. April dieses Jahres, zum Nachtheile des Johannes Winkelmann, Dienstknechts bei dem Bauersmann Philipp Schaaf zu Winzingen, mittelst Einsteigens, Einbruchs und Gebrauchs eines falschen Halen-Schlüssels, an baarem Gelde circa 78 fl., ein paar Stiefel, ein paar hirschlederne Handschuhe, ein Sackmesser und einen Militär-Abschied gestohlen zu haben.

Die Geschwornen erkannten den Angeklagten des Diebstahls schuldig mit Beseitigung sämmtlicher erschwerenden Umständen und das Assisengericht verurtheilte denselben zu einer korrektionnellen Gefängnißstrafe von 5 Jahren.

Sitzung vom 14. Juni.

Adam Van Ehr, 24 Jahre alt, Glaser, geboren und wohnhaft zu Gimsbach, vertheidigt durch den Herrn Rechts-Kandidaten v. Moers, war angeklagt: am 24. April l. J. bei einem Streithandel zwischen seiner Mutter und deren Schwester, der Wittwe Moog von Gimsbach, letztere so schwer mißhandelt zu haben, daß dieselbe mehr als zwanzig Tage krank und arbeitsunfähig war. Der Angeklagte wurde als nichtschuldig erkannt, in Freiheit gesetzt.

Sitzung vom 15. Juni.

Franz Demuth, 35 Jahre alt, Maurer von Landstuhl, vertheidigt durch den Herrn Rechtskandidaten Gink.

Adam Göttel und sein Bruder Friederich arbeiteten mit ihrem Schwager, dem Angeklagten, am 23. April l. J. in einem Steinbruche bei Landstuhl. Während der Ruhezeit erwähnte Adam Göttel eines Streites, den seine Frau vor acht Jahren mit dem Feldschützen gehabt, wobei sie denselben mit einer Axt in die Flucht gejagt habe. Wegen dieser alten Geschichte entstand nun ein Wortwechsel zwischen Demuth und Göttel, der zuerst in Schimpfworte und dann in eine Raufexei ausartete. Friederich Göttel suchte vergebens abzuwehren, der Angeklagte ergriff die Schippe und versetzte dem Adam Göttel einen Hieb auf den Kopf, so daß dieser bestinnungslos niederstürzte. Später gelang es demselben nach Hause zu wanken, wo ihn alsbald der k. Kantonsarzt in Behandlung nahm. Trotz aller Pflege starb der Verwundete den 4. Mai. Nach dem Gutachten des Arztes mußte der Tod nothwendig eintreten, da ein großer Theil der Hirnmasse zerstört war.

Der Angeklagte leugnete nicht, den tödtlichen Streich geführt zu haben; er behauptete jedoch von

Digitized by Google

Gnidel zuerst mit einer Zweispitze auf den Kopf geschlagen worden zu seyn.

Die Geschworenen erklärten den Franz Demuth der freiwilligen Tödtung — wozu er gereizt gewesen sey — schuldig. In Folge dieser Erklärung verurtheilte ihn das Assisengericht zu einer korrektionellen Gefängnißstrafe auf die Dauer von einem Jahre.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Amerikanische Scene. Ein zu Louisville in Kentucky erscheinendes Blatt berichtet Nachstehendes: Gestern frühe erlebten wir einen Auftritt, der für den Menschenfreund etwas ungemein Niederschlagendes hat. Der Dampfer „Kendall“ lag bei der Wallstraße am Werft und war im Begriffe, nach New-Orleans abzufahren. Auf dem Decke des Vordercastells stand eine eigenthümliche Gruppe, ein Sclavenhändler nämlich mit einem halben Dutzend Sclaven, unter welchen eine Mutter, die ihr Kind an der Brust hatte. Offenbar sollten sie im Süden verkauft werden. Eben als die Schiffsglocke zum letzten Mal schellte und die Taue vom Werft abgelöst werden sollten, forderte man der Mutter das Kind ab und bedeutete ihr, daß sie ohne dasselbe fortreisen müsse. Das arme Weib wurde beinahe wahnsinnig vor Schmerz. Sie drückte das Kind krampfhaft an sich, küßte es, benetzte es mit Thränen, und lief dann zu einem Koffer, in welchem sie allerlei Kleidungsstücke verpackt hatte. Diese drückte sie noch einmal an die Lippen und hüllte dann das Kind hinein. Der Sclavenhändler befahl ihr, rasch zu folgen, und sie gehorchte mechanisch dem Gebote. Aber das Muttergefühl war zu mächtig, als daß es sich hätte unterdrücken lassen; unter lautem Angstgeschrei kehrte sie wieder um, packte das Kind und wollte es nicht mehr lassen. Ihr Jammern, ihr bis zum Wahnsinn gesteigerter Schmerz erregte die innigste Theilnahme der am Ufer Stehenden. Der Sclavenhändler wurde gefragt, ob er nicht Mutter und Kind zusammen verkaufen wolle. Er ließ sich willig finden, Beide für die Summe von 650 Dollars loszuschlagen. Mutschoß sogleich Geld zusammen; Manche gaben 40 Dollars. Inzwischen war der Kapitän des Dampfers, Norton, aus seiner Cajüte gekommen, sahe, was vorging, erklärte dem Sclavenhändler, er werde ihn nicht am Bord behalten, schickte Händler und Sclaven wieder ans Land und fuhr ohne sie hinunter nach New-Orleans.

In London zieht eine Ausstellung ganz eigener Art zahlreiche Besucher herbei. Herr Ronalevn Gordon Cunning, ein schottischer Grundbesitzer und leidenschaftlicher Weidmann, hat die Beute 5jähriger Jagdzüge im südlichen Afrika, in Gegenden, wo noch kein Weißer hingedrungen ist, ausgestellt. Von der Kühnheit und dem Glücke, mit denen Herr Cunning gejagt hat, legen die 18 Löwen, 28 schwarze und 39 weiße Rhinocerosse, die 67 Nilpferde und 105 Elephanten, die er getödtet hat, Zeugniß ab. Seine Löwenfelle sind die schönsten, die es geben kann, und wenigstens für 7000 Thaler Elfenbein befindet sich im Saale, und darunter ein paar Elephantenzähne von 9 Fuß Länge.

Als die Königin von England die Geburt ihres jüngsten Sohnes in den Kirchenbüchern des betreffenden Kirchenbezirks eintragen ließ, wurde sie, da die bestimmte gesetzliche Frist schon abgelaufen war, dieser Saumseligkeit wegen in der gesetzlichen Geldstrafe von 7 Schill. 9 Pence verurtheilt.

Das in London zum Zwecke der allgemeinen Gewerbe-Ausstellung zu errichtende Gebäude soll eine Länge von 2300 Fuß und eine Breite von mehr als 400 Fuß haben. Es wird einen Flächenraum von ungefähr 900,000 Quadrat-Fuß, d. h. mehr als 20 Acres bedecken. Das Dach, wo es am niedrigsten ist, wird 24 Fuß hoch seyn; der Mittelraum des Gebäudes wird eine Höhe von 50 Fuß erreichen.

Mr. Fabien, der berühmte artiste-tailleur in Paris, Leibschneider Sr. schwarzen Majestät des Kaisers Soulouque von Haiti hat allerhöchstdessen Krönungsmantel vollendet und bereits an den Ort seiner Bestimmung versandt. Dieser Mantel von Sammt, mit Gold und Edelsteinen besetzt, kostet die Summe von fünfzigtausend Francs.

Neulich hat sich Jemand das Vergnügen gemacht, oder wenn man will die Mühe genommen, Jahrgänge eines Pariser Modejournals aus dem vorigen Jahrhundert zu studiren. In den achtziger Jahren trugen die Damen Admiralitätshüte. Auf solchem Hute befand sich ein Schiff mit Kanonen und Takelwerk. Es gab Puffhüte mit kriegerischen Trophäen; dabei bemerkt das Modejournal: die auf dem Schirme angebrachten Fahnen machen einen sehr schönen Effekt. Nach der Einnahme der Bastille trug man Steinchen in Gold und Silber gefaßt als Halsschmuck; auch Armbänder und Ringe von Bastillesteinen. Als

Digitized by Google

das Opernhaus niederbrannte,, trug man Kleider von Opernfeuerfarbe. Auf einem Boulevard lief eine Maus. Sie schleppte ein Stück Papier mit sich, das ein Kind ihr an den Schwanz gebunden hatte. Dadurch kam ein Grau in Mode, das man Farbe der erschreckten Maus, couleur de souris effrayé, nannte. Die Jakobinerinnen trugen goldene Guillotinen in den Ohrringen.

Mittsommernacht.

Reizendes Mädchen, so willst du spenden
Keinen Kuß dem Geliebten mehr!
Birgst dein Antlitz still in den Händen,
Lächelst und tauchst in des Schimmers Meer.
Zauberin auf! Die Stunden entweichen.
Laß' uns die fliehenden halten mit Macht!
Lang ist Schlaf in des Todes Reichen —
Wache doch eine Mittsommernacht!
Sey mir im Mondenschein Nachtviole,
Mein Wildröslein im Sonnenglanz!

Oeffne die Augen, die freudigen, klaren,
Lausche der Wachtel schallendem Sang.
Schau, wie der Mond durchwallt die Scharen
Wandernder Wolken mit träumendem Gang!
Oeffne den Kelch noch die duftige Viole,
Falter umflattern sie freudig im Tanz.

Kurz ist die Nacht — erwach' o Holde!
Leis im Osten der Morgen erblüht.
Hebt er das Haupt mit dem Lockengolde,
Schnell die erröthende Lieb' entflieht.
Silberlicht naht den nächtlichen Schleiern,
Bleicht die Sterne am Himmelsgrund.
Herz am Herzen laß' uns feiern
Selig die kurze Morgenstund!

Neuestes aus Frankreich.

Straßburg, 17. Juni. Die Rothen sind nun glücklich. Girardin vertritt unser Departement und wird sicher durch seinen socialistischen Eifer das Vertrauen rechtfertigen, das die 38,000 Wähler in ihn gesetzt. Im Ganzen haben übrigens 35,000 Wahlberechtigte nicht gestimmt. Die erste Folge der Wahl des Redacteurs der „Presse“ ist, daß bereits einer der Commandanten der Nationalgarde, ein biederer aufrichtiger Republikaner — aber Feind der Socialisten — seine Entlassung eingereicht hat, und wie man hört, werden ihm noch andere seiner Collegen folgen. Allmälig scheiden sich die verschiedenen Klassen der Republikaner und die Spaltung, welche dadurch im Allgemeinen erzeugt wird, erfüllt die Royalisten mit Freude und Hoffnung für die Zukunft. Bei dem Militär dauern die Beurlaubungen fort. Die Regierung hat Selbstvertrauen. Sie stützt sich auf die Generäle, die alle dem Socialismus den Krieg auf Tod und Leben zu machen bereit sind. Die Präfecten veröffentlichen bereits die Instructionen für das neue Wahlgesetz. Es werden sehr starke Reductionen in den Wahllisten stattfinden. Seit einiger Zeit sucht man falsche Nachrichten über die ausnahmsweise Paßstrenge an der badischen Gränze dahier zu verbreiten. Wenn daselbst auch eine Controle stattfindet, die im Interesse der Sicherheit des Staates vor dem Eindringen von verdächtigen Personen angeordnet wurde, so hat man sich doch im Allgemeinen über das polizeiliche Verfahren, das gegenüber den Reisenden beobachtet wird, nicht zu beklagen und wird dasselbe mit der größten Höflichkeit geübt. Wie es scheint, will man den Fremdenzug von unserer Seite auf eine andere lenken.

Paris, 17. Juni. Der Moniteur veröffentlicht heute das Deportationsgesetz. — Der für das Deportationsgesetz festgesetzte Ausschuß hat mit 9 gegen 6 Stimmen den Beschluß gefaßt, eine außerordentliche Kreditbewilligung von 1,600,000 Franken auf die Jahre von 1849 und 1850 für die Ausgaben, welche in Folge der Installation des Präsidenten der Republik gemacht worden sind zu eröffnen, resp. der National-Versammlung in Vorschlag zu bringen. Die Minister hatten aber alles abgelehnt und unwillig die Ausschuß-Sitzung verlassen. Louis Napoleon ist außerordentlich aufgebracht und der Abend-Moniteur sowie der Dix-Decembre stoßen drohende Worte aus. Der erstere sagte heute in seinem Blatt: Die Regierung des 10. Dezember wird nicht zugeben, daß man sie herabwürdige. Der andere singt Klagelieder und ruft aus: Armes Land, wann wirst du aufhören, von Menschen aufgewühlt zu werden, die nur nach Stellen jagen? Ihr Geschäfts- und Arbeitsleute, ihr Bauern und Handarbeiter, die ihr Ruhe, Zutrauen und Ordnung nöthig habt, um eure Kinder zu ernähren, wie lang werdet ihr noch unter Menschen stehen, die weder Herz noch Patriotismus haben, die das Land in Feuer und Flammen sehen, wenn sie nicht Minister, Staatsräthe oder Gesandten werden können. Man will dem Präsidenten keinen festen Sitz gönnen, man will keinen Frieden, keine Ruhe haben ꝛc. — Sonderbar ist es, daß der Constitutionnel immer mäuschenstill ist, während die beiden andern Journale Louis Napoleon's Klage führen über die hartnäckigen Mitglieder der Nationalversammlung, die sich durchaus auf die täglichen 10,000 Franken Dotationskosten nicht verstehen wollen. Der National und alle republikanischen Blätter machen sich über dieses Jammer- und Zetergeschrei allgemein lustig.

Paris. Herr Thiers ist aus St. Leonhard zurückgekehrt. Er hat Ludwig Phillipp in der Besserung wieder verlassen. Ueber den Erfolg seiner Reise verlautet noch nichts.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 50. Kaiserslautern, Samstag, 22. Juni. **1850.**

Korrespondenz des Boten.

Assisenverhandlungen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Sitzung vom 16., 17., 18. und 19. Juni.

Adam Wendel, 38 Jahre alt, Ackersmann und Wirth von Horschbach, vertheidigt durch den Herrn Advokaten Golsen.

In der Nacht vom 9. auf den 10. März d. J. hörte Philipp Wendel, Sohn der Eheleute Nicolaus Wendel zu Rehborn ein Jammern und Stöhnen, das ihm vom Hausgang des untern Stockwerks herzukommen schien. Auch die Dienstmagd des Hauses vernahm dieses Jammern, weßhalb sie sich in großer Angst zu Philipp Wendel begab und ihn aufforderte nachzusehen was sich etwa ereignet habe. Wendel eilte die Treppe hinab und fand alsbald seinen Vater in dem Hausgange nahe an der Thüre liegend. Nikolaus Wendel gab auf die an ihn gerichteten Fragen keine Antwort; er stöhnte noch einmal, dann war alles still. Die von der Hausmutter am Abend verschlossene Hausthüre stand offen. Es wurden Nachbarn zur Hülfe gerufen, welche den Nikolaus Wendel in sein Schlafzimmer trugen.

Nachdem ein Licht angezündet war, sah man, daß der Kopf und der rechte Arm der Ehefrau Wendel zum Bette herausthingen. Sie athmete zwar noch, konnte aber nicht mehr sprechen, ihr Körper und der Fußboden waren mit Blut befleckt. Nikolaus Wendel athmete ebenfalls noch, starb aber um Mitternacht, seine Ehefrau starb einige Stunden später. So lagen die beiden Gemordeten beisammen — ein entsetzliches Ehebett!

An der Stelle des Hausganges wo Nikolaus Wendel gelegen hatte, war eine Blutlache und man fand daselbst mehrere Splitter von einer zerbrochenen Hauslaterne, deren Boden in einem Gebüsche lag, so wie die Nachtmütze und die Pantoffeln des Ermordeten.

Bei der Obduction der Leichen durch die Kantonsärzte von Rockenhausen und Lauterecken zeigte es sich, daß der Schädel des Nikolaus Wendel gänzlich zerschmettert war; außerdem waren ihm fünf Rippen zerbrochen. Die Ehefrau Wendel hatte nicht weniger als 8 schwere Wunden erhalten.

Das ärztliche Gutachten ging dahin, daß die meisten Verletzungen mittelst einer mit voller Kraft geschwungenen Art oder eines Beil's — die Rippenbrüche des Nikolaus Wendel durch Fußtritte — beigebracht worden seyen, und daß der Tod unter allen Umständen nothwendig habe erfolgen müssen.

Die vielen Verletzungen bewiesen offenbar, daß die Eheleute Wendel weder durch Zufall noch durch Selbstmord das Leben verloren — wohl aber, daß sie durch die Hand eines Mörders gefallen sind. Und dieser Doppelmörder ist der Schwiegersohn der Erschlagenen — der Brudersohn des gemordeten Nikolaus Wendel!

Sobald das unheilvolle Ereigniß ruchbar ward, versammelten sich viele Leute. Es wurden noch in derselben Nacht Aerzte von Meisenheim und Odernheim herbeigeholt, die jedoch nur eine Leiche und eine Sterbende antrafen. Alle Anwesende äußerten sogleich laut ihren Verdacht gegen Adam Wendel. Der Bürgermeister von Rehborn war so sehr von dessen Schuld überzeugt, daß er sogleich Schreiben an den Bürgermeister von Horschbach und an die Polizei zu Bingen richtete, um seine Verhaftung zu bewirken, falls derselbe sich, wie man vermuthete, nach Amerika zu flüchten versuchen sollte. Dieser allgemeine Verdacht der Bewohner Rehborn's beruhete auf genauer Kenntniß des Charakters und der Verhältnisse des Angeklagten.

Adam Wendel — zu Abtweiler im Hessenhomburgischen geboren — heirathete im Jahre 1837 die Tochter der Eheleute Wendel und ist nun Vater von 3 unmündigen Kindern. Er zog nach Rehborn, wo er anfänglich mit seinen Schwiegereltern gemeinschaftliche Haushaltung führte. Die hierdurch bedingte Abhängigkeit gefiel ihm indessen nicht; er bestellte sich seinen eigenen Herd. Von Jugend auf schwerer Arbeit abhold, vernachläßigte Wendel nun seinen Ackerbau, trieb sich in Wirthshäusern herum und ließ sich in Geschäfte ein, die er nicht verstand. Hierdurch

Digitized by Google

gerieth er in Vermögensverfall und konnte von seinen Schulden die Zinsen nicht mehr bezahlen.

Von einem Theile seines, in circa 6000 fl. bestehenden elterlichen Vermögens hätte Wendel als Ackersmann anständig leben können; er kaufte aber zu Horschbach ein Haus nebst Güter für 6100 fl. und fing an Wirthschaft zu treiben. Ein Wohnhaus das seine Schwiegereltern ihrer Tochter im Ehevertrag geschenkt hatten, gab er ihnen um die Summe von 2000 fl. wieder zurück. Die Hälfte des Kaufpreises für das aquitirte Eigenthum sollte Wendel sogleich baar, die andere Hälfte in drei Terminen, auf Ostern 1848, 1849 und 1850 bezahlen, allein er konnte seine Verbindlichkeiten nicht erfüllen und schuldete seinem Verkäufer an Kapital 4577 fl. ohne die Zinsen.

Um von dieser drückenden Schuld befreit zu werden, ersuchte der Angeklagte seine Schwiegereltern, sowohl persönlich als durch seine Ehefrau und dritte Personen um Hülfe. Diese ließen sich jedoch auf nichts ein; sie kannten den Angeklagten und wußten, daß Alles, was sie ihm gäben, verloren seyn würde. Auf Ostern 1849 drängte der Angeklagte seine Schwiegereltern zum letztenmale und verließ sie mit der Aeußerung, daß er ihre Thürschwelle nicht mehr betreten werde.

Da Bitten nichts mehr fruchteten, so versuchte es Wendel mit Einschüchterungen; er schrieb im Laufe des vorigen Sommers drei Briefe an seine Schwiegereltern, die einen tiefen Blick in sein Inneres gewährten. Seine Verwegenheit ging so weit, daß er darin mit Mord drohete; auch mündlich äußerte er gegen mehrere Personen, daß er seine Schwiegereltern umbringen werde.

Diese Umstände, sowie der Inhalt der Drohbriefe waren in Rehborn bekannt und man fürchtete ernstlich für das Leben der Eheleute Wendel, denn der Character des Angeklagten hat, nach Aussage mehrerer Zeugen, etwas Eigenthümliches. Er wurde als ein Mensch geschildert, der mit eisernem Willen Alles ausführe, was er sich vorgenommen — der sein gegebenes Wort halte, selbst wenn es ihm den größten Schaden bringe.

Aus der Voruntersuchung und den öffentlichen Verhandlungen haben sich Momente ergeben, welche das klarste Licht über die Sache verbreiteten.

Adam Wendel begab sich am Nachmittage des 9. März mit einem gewissen Reinheimer von Horschbach zur Arbeit in das Feld, nachdem er seiner Frau gesagt hatte, er gehe zu dem Arzte nach Lauterecken, weil er sich nicht wohl befinde. Er war mit einem blauen Kittel bekleidet und trug eine schwarze Sammtkappe. Um 4 Uhr entfernte er sich von dem Acker in der Richtung gegen Lauterecken, obgleich ihm Reinheimer rieth, den Gang bei herannahendem Abende zu unterlassen.

Einige Stunden später erschien Wendel bei Doctor Hannitz in Lauterecken, der ihm Brechmittel und eine Aderlässe verordnete. Er ließ die Arznei in der Apotheke fertigen, trank dann im Wirthshaus von Henrich 3 halbe Schoppen Wein und entfernte sich des Abends um 8 Uhr, einen Liter guten Wein mitnehmend, um, wie er sagte, seines Unwohlseyns wegen davon zu trinken.

Wendel behauptete in seinen Verhören, von Lauterecken direkt nach Horschbach gegangen und daselbst um 11 Uhr des Nachts angekommen zu seyn; es wurde aber dargethan, daß er zuerst des Morgens zwischen 5 und 6 Uhr heimkehrte, und in jener Nacht zu Rehborn im Hause seiner Schwiegereltern gewesen ist. Er besaß ein Bettschaft, in welchem die Anfangsbuchstaben seines Namens eingravirt waren; den untern Theil dieses Bettschafts fanden zwei Zeugen im Hofe des Ermordeten, wohin daßelbe ohne Zweifel mit dem Kehricht gekommen war. Als Beweis für die Anwesenheit des Angeklagten zu Rehborn sprach auch der Umstand, daß der sehr wachsame Haushund, der jeden Fremden anbellt, nur wenig Laut gab, weil er sogleich den Eintretenden, als zum Hause gehörig, kannte.

Der Weg von Rehborn nach Horschbach führt durch das preußische Dorf Offenbach. In der Nacht vom 9. auf den 10. März des Morgens um 4 Uhr begegnete der Zeuge Maier Trifuß auf der Straße daselbst einem mit blauem Kittel bekleideten fremden Manne, der ein Tuch über die Kappe gebunden hatte und nach einem Wirthshause fragte. Dieser Mann ließ sich bei dem Wirthe Abraham Wolf ein Butterbrod geben, trank zwei Schoppen Bier dazu und entfernte sich dann wieder. Das über die Ohren gebundene Sacktuch legte er auch im Zimmer nicht ab, damit die Wirthsfrau sein Gesicht, das er beim Sprechen stets abwendete, nur zum Theile sehen konnte. Diese sowie Trifuß erklärten, daß der Angeklagte nach Größe und Gestalt jener Mann seyn durfte und ihre Vermuthung wurde durch den Umstand sehr unterstützt, daß Wendel bei seiner Nachhausekunft das Sacktuch über die Kappe gebunden hatte.

Von großem Gewicht waren die Aeußerungen der Ehefrau des Angeklagten. Dieselbe sagte zu mehreren Zeugen: „Sollte mein Mann auch wieder in Freiheit kommen, so sind wir doch auf ewig geschieden, denn ich weiß mehr wie Ihr! Er hat mir zwar anbefohlen

Digitized by Google

zu sagen, er sey um 11 Uhr des Nachts nach Hause gekommen; ich habe aber die Wahrheit angegeben, daß es bereits Tag gewesen und daß er es schon lange Muth gehabt.“ Sie schloß mit den Worten: „Wenn er mir nur eins von meinen Eltern gelassen hätte, aber zwei Eltern, das ist zu hart!“ Und diese Aeußerungen hat die unglückliche Frau dem Wesentlichen nach in öffentlicher Sitzung Angesichts ihres Mannes und in einer Weise wiederholt, daß wohl von diesem Augenblicke an die Entscheidung der Geschwornen nicht mehr zweifelhaft seyn konnte.

In hohem Grade auffallend war das Betragen des Angeklagten nach der That. Der Bürgermeister von Horschbach traf denselben am 10. März des Morgens 9 Uhr noch im Bette an und theilte den schrecklichen Vorfall mit. Wendel wußte seiner weinenden Ehefrau kein Wort des Trostes zu sagen; er staunte nicht über die Größe des Verbrechens; kaltblütig blieb er im Bette liegen, bis er verhaftet wurde. Bei der Beschlagnahme seiner Kleidungsstücke, die er zu vereiteln suchte, fand man an dem Kittel frische Blutspuren, die er durch verschiedene unwahre Angaben zu erklären sich bemühete.

Dafür, daß der Angeklagte das Verbrechen nicht nur freiwillig, sondern auch mit Vorbedacht verübte, sprachen, außer den Drohbriefen, eine Reihe von Umständen. Sein Gang nach Lauterecken zu so später Tageszeit war dem Arzte und dem Apotheker auffallend, da sich keine objective Krankheitserscheinungen wahrnehmen ließen. Ueber Schmerzen in den Gliedern klagend, unternimmt er die Fußreise zu einem Arzte, der entfernter von seinem Dorfe wohnt, als der in Wolfstein. Er beschwert sich über Mangel an Appetit und Neigung zum Erbrechen — trinkt aber drei halbe Schoppen Wein und nimmt noch zwei Schoppen mit auf den Weg. Offenbar hatte die Reise nach Lauterecken nur den Zweck seine Abwesenheit von Horschbach zu maskiren.

Acht Tage vor der That war der Angeklagte zum erstenmale seit einem Jahre wieder in dem Hause seiner Schwiegereltern gewesen; er kam daselbst zur Nachtzeit, in Begleitung des obenerwähnten Reinheimers, an. Auf ihr Anklopfen öffnete der alte Nicolaus Wendel die Hausthüre. An jenem Abende fragte der Angeklagte die Schwiegereltern, ob es wahr sey, daß sie das Vermögen seiner Frau seinen Kindern verschrieben hätten? Nicolaus Wendel erklärte, dies sey nicht der Fall, aber er ziehe sich nicht eher aus, als bis er Schlafen gehe; die Ehefrau Wendel schimpfte gegen den Angeklagten wegen der Drohbriefe und sagte zuletzt, er möge die geladene Flinte nehmen und sie todtschießen.

In dieser Nacht, wo Wendel den letzten Versuch machte um Mittel zur Deckung seiner Schulden zu erhalten, sah er alle Hoffnung schwinden, und sein Character läßt vermuthen, daß sich damals der vielleicht noch schwankende Vorsatz des Mordes befestigte. Dieser Besuch gewährte ihm auch den Vortheil, zu erfahren, ob er sich bei Nacht Eintritt verschaffen könne, wer die Hausthüre öffne, und wo seine Schwiegermutter schlafe. Oeffnete der alte Mann, so war es nicht schwer, ihn bei dieser Gelegenheit zu erschlagen.

Acht Tage später wurde die That in dieser Weise vollführt, wie die im Hausgange aufgefundenen Glasscherben der von Nicolaus Wendel angezündeten Laterne bewiesen. Das Instrument, womit die tödtlichen Streiche geführt wurden, konnte nicht aufgefunden werden; vermuthlich hat es der Mörder in den neben der Straße fließenden Glan geworfen.

Die Eheleute Wendel waren brave und geachtete Ackersleute; sie hatten keinen Feind, ihren Tochtermann ausgenommen; nur dieser hatte Interesse an ihrem Tode. War es Ahnung des ihnen bevorstehenden Schicksals, daß die alte Frau aus Vorsorge ihr Todtenhemd verfertigte.

Der Angeklagte leugnete wie in allen Verhören, so auch während den öffentlichen Verhandlungen, das ihm zur Last gelegte Verbrechen mit der größten Schlauheit und Kaltblütigkeit.

Die Geschworenen erklärten denselben jedoch schuldig: in der Nacht vom 9. auf den 10. März 1850 die in Rehborn wohnhaft gewesenen Ehe- und Ackersleute Nicolaus Wendel und Maria Sara Müller in ihrer Wohnung daselbst freiwillig und mit Vorbedacht so schwer verwundet zu haben, daß beide noch in derselben Nacht, in Folge dieser Gewaltthätigkeiten, gestorben sind.

Nach Ansicht dieser Erklärung verurtheilte das Assisengericht den Adam Wendel zur Todesstrafe und zu den Kosten der Prozedur.

Mit fester Stimme seine Unschuld betheuernd, überhäufte Wendel seine dreimal unglückliche Frau, wie die Zeugen mit Vorwürfen, so den moralischen Beweis liefernd, daß der Ausspruch der Geschwornen ein gerechter war.

Sitzung vom 20. Juni.

Philipp Mauë, 19 Jahre alt, ohne Gewerbe, wohnhaft zu Mackenbach — dermalen flüchtig — wurde schuldig erkannt: am Abend des 19. Februar d. J. dem Daniel Geib, Holzmacher zu Mackenbach, mit einem Prügel freiwillig einen solchen Schlag auf den Kopf versetzt zu haben, daß derselbe in Folge dieses Schlages länger als 20 Tage krank und arbeitsunfähig war.

Digitized by Google

Das Assisengericht verurtheilte den Angeklagten in contumaciam zur Strafe der Einsperrung auf 5 Jahre.

Mit dieser Prozedur waren die Assisen des zweiten Quartals 1850 geschlossen.

Neuestes aus Frankreich.

Paris, 17. Juni. Der Ministerrath war heute Vormittags unter Louis Napoleons Vorsitze versammelt und beschäftigte sich mit dem Dotations-Gesetze. Die Minister haben erklärt, sich im Falle der Verwerfung desselben zurückziehen zu wollen. Blos der Finanzminister Fouid und der Minister des Innern, Baroche, würden vielleicht bleiben, d. h. in das neue Cabinet wieder eintreten. Louis Napoleon soll erklärt haben, daß er sich, falls das Gesetz durchfalle, in das Hotel du Rhin, wo er früher logirte, zurückziehen werde, um dort als einfacher Privatmann zu leben und die noch übrigen zwei Jahre seiner Präsidentschaft ohne Pomp und äußere Repräsentation zuzubringen. Man behauptet, daß die „Burggrafen", welche sich den Bureau-Debatten fern gehalten haben, nicht abgeneigt seyen, zu Gunsten des Dotationsgesetzes das Wort zu nehmen, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Kriegsminister d'Hautpoul wegen seiner Mißhelligkeiten mit dem General Changarnier, aus dem Cabinet ausscheide. Diese Bedingung lautet übrigens ziemlich unwahrscheinlich. — Hr. Flandin wird seinen Bericht über das Dotationsgesetz morgen dem Ausschusse vorlesen und ihn wahrscheinlich schon übermorgen der Nationalversammlung überreichen. Von allen Seiten fühlt man das Bedürfniß, diese widerwärtige Dotations-Angelegenheit möglichst rasch zur Entscheidung zu bringen.

— Ein Schreiben aus Straßburg meldet, daß der Ordnungs-Candidat Müller eine starke Majorität über Girardin davon getragen haben würde, wenn nicht ein großer Theil der Ordnungsfreunde sich der Abstimmung enthalten hätte, weil, wie man diese faulen Wähler äußern hörte, jetzt nach Veränderung des Wahlgesetzes vom Socialismus nichts mehr zu befürchten, und es also ziemlich gleichgültig sey, ob Girardin gewählt werde oder nicht. Die Gesammtzahl der Wähler im Departement Niederrhein betrug nach den Listen 145,995, und von diesen haben nur 81,100 gestimmt.

— 17. Juni. In den Vorstädten von Paris soll die tiefste Ruhe herrschen. Die Arbeiter sind zwar mit der Macadamisirung der Boulevards höchst unzufrieden, ihr Mißmuth macht sich aber blos in spöttischen oder bitteren Aeußerungen Luft. Der Dotations-Erhöhung sollen sie durchgängig nicht feindlich seyn, da sie wissen, wie bereitwillig und an wen Louis Napoleon sein Geld bezahlt, wehhalb sie sein Einkommen nicht ungern erhöht sehen. — Aus den Departementen werden fortwährend Absetzungen oder Suspensionen von Bürgermeistern und Schullehrern wegen socialistischen Kundgebungen gemeldet. — Es wird mit Bestimmtheit behauptet, auch zweifelt Niemand daran, so sehr der Constitutionnel und die Debats das Gegentheil behaupten, daß die Reise des Herrn Thiers zu Louis Philipp einen politischen Zweck gehabt habe. Ein legitimistisches Blatt die Opinion gibt deutlich zu verstehen, daß Herr Thiers zur Versöhnung der beiden Bourbonen-Linien beigetragen habe.

Paris, 18. Juni. In der heutigen Sitzung der Nationalversammlung wurde das Gesetz über die Unterstützungskassen für Arbeitsunfähige in seiner 3. Berlesung angenommen, wobei der jährliche Unterstützungsbetrag von 360 auf die Summe von 600 Franken ein für allemal erhöht und angenommen ward. — Aus London geht heute die Nachricht ein, daß am verflossenen Sonntage die berühmtesten Aerzte der Stadt London in St. Leonard über den Zustand Louis Philipps eine großartige Berathung hatten. Beim Ausgang derselben sagte Dr. Chamel, welcher diese Konsultation präsidirte, zu einem der anwesenden Prinzen, daß keine Hoffnung, das Leben Louis Philipps noch länger zu erhalten, vorhanden wäre, man müsse sich auf den Schmerz ihn längstens in 14 Tage zu verlieren, gefaßt halten. — Laut der in Paris eingegangenen Nachrichten soll zwar die Angelegenheit zu Cuba einseits durch Zurückweisung des Angriffs so weit im Reinen seyn, allein nun taugt von einer andern Seite eine sehr ernste Verwickelung auf. Es wurden nämlich vier Gefangene Nordamerikaner auf der Stelle und ohne weitere gerichtliche Verhandlungen summarisch erschossen. Zweihundert andere, welche die Behörden in strengem Haft hatten, droht dasselbe Schicksal. Nun reklamirt aber der amerikanische Gesandte gegen ein solches Verfahren, und verlangt die Auslieferung der Gefangenen. Da sich die spanischen Behörden dessen weigerten, so hat sich eine amerikanische Fregatte auf den Weg gemacht, um ein spanisches Transportschiff, welches ebenfalls einen Haufen Gefangenen von der benachbarten Insel Yucatan nach Cuba übersetzen soll, unterwegs hinwegzunehmen, und zwar um so mehr, als diese Gefangenen auf einem neutralen Gebiet festgenommen wurden, und deßhalb von der nordamerikanischen Regierung ohne weiters reklamirt werden. Man befürchtet, aus diesem Konflikt ernste Verwickelungen entstehen zu sehen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 51. Kaiserslautern, Donnerstag, 27. Juni. **1850.**

Eine Dorfgeschichte.

Da sagen sie immer, unsere Zeit sey so prosaisch und alle Poesie aus dem Leben verschwunden, es gebe Heirathen genug, aber es sey nichts Romantisches daran; Kämpfe genug, aber man könne sie zu keinem Heldengedichte brauchen; Scenen fielen genug vor, aber man könne kein Schauspiel daraus machen. Wohl fehlen uns die Ritter und die Bergfräulein und die Räuberhölen „in des Waldes düstern Gründen“, aber ausgegangen ist uns die Poesie doch noch nicht. Hat sich doch in unserer nächsten Nähe ganz vor kurzem eine idyllisch-romantische Geschichte zugetragen, die einem Novellenschreiber einen hübschen Stoff darbietet. Noch besser könnte sie einer brauchen, der im Fache der beliebten Dorfgeschichten arbeitet. Wir wollen sie im Plauderstübchen mittheilen, vielleicht daß Berthold Auerbach sie gelegentlich findet und unter die Feder nimmt. Die Geschichte spielt in zweier Herren Ländern, in Rheinhessen und der Pfalz und ist kürzlich folgende:

Ein reicher junger Mann in dem hessischen Gränzdorfe O. unterhielt seit Jahren eine Liebschaft mit der hübschen Tochter einer vermögenden Wittwe in demselben Orte. Das Verhältniß gehörte unter die sogenannten heimlichen, von denen aber alle Welt weiß. Die Familie des Mädchens war nicht damit einverstanden, wohl nur weil sie daran zweifelte, daß es dem Liebhaber mit dem Heirathen rechter Ernst sey. Auch von Seite seiner Angehörigen mochte es ein Häkchen haben. Man sagt, es sey anderweitig gefreit worden, aber trotz des großen Vermögens ohne Erfolg. Um der Geschichte ein Ende zu machen, wurde das Mädchen mit einem Geschwisterkindsvetter verlobt, einem sehr braven jungen Mann von bedeutendem Vermögen, das aber die Größe jenes nicht erreicht, das der bisherige Geliebte besitzt. Da der nunmehrige Bräutigam auf einem Hofe in der Pfalz wohnt, und die Hochzeit in seinem Hause gehalten werden sollte, so mußten die Papiere der Braut in O. ausgefertigt werden, und der sie fertigen sollte, das war eben der Liebhaber, da er zugleich Bürgermeister der Gemeinde ist. Wohl ein saueres Stück Bureau-Arbeit, das auch ziemlich lange Zeit erfordert haben soll. Indessen was thun? die Aktenstücke mußten endlich doch fertig werden und der Hochzeitstag wurde anberaumt. Die Braut ging ein paar Tage vorher mit ihrer Baase und künftigen Schwiegermutter auf den B. Hof. Am 13. Juni, dem bestimmten Hochzeitstage, versammelten sich dort die Verwandten und Gäste, der Bräutigam war, die Braut schien bereit, in ihrer Begleitung sich nach dem nahen Dorfe auf das Bürgermeisteramt zu begeben, vor dem die Ehe civiliter abgeschlossen werden sollte. Aber was geschieht? plötzlich hält eine stattliche Chaise vor dem Hause, aussteigt der alte Liebhaber, der Bürgermeister von O., eilt in das Haus, kommt bald darauf wieder mit der Braut heraus, steigt mit ihr in den Wagen, und in sausendem Galopp fliegen beide miteinander davon. Bräutigam, Verwandte und Gäste haben das Nachsehen. Die verschiedenen Gesichter der Hochzeitsgesellschaft zu schildern, das würden wir selbst dann nicht wagen, wenn wir sie mit eigenen Augen gesehen hätten. Die Verlegenheit läßt sich denken, beschreiben nicht.

Da sage noch jemand, unsere Zeit sey so unpoetisch, es komme in derselben gar nichts Romantisches vor! Ist diese Entführungsgeschichte nicht romantisch-poetisch?

Den weiteren Verlauf dieser gewiß interessanten Dorfnovelle kennen wir noch nicht, werden aber nicht ermangeln, der geneigten Leserin denselben mitzutheilen, sobald wir Näheres darüber erfahren. Guten Grund haben wir übrigens zu glauben, die Geschichte werde mit einer Heirath der Geliebten schließen und der betrogene Bräutigam werde sich zu trösten wissen, da er noch rechtzeitig darüber ins Klare kam, daß seine Verlobte zwar eine Verliebte, aber nicht in ihn verliebt gewesen. Besser spät als zu spät erfahren! Solide, bedächtige Leute meinen aber doch, es sey nicht ganz in Ordnung, so romantisch zu Werke zu gehen, und der Herr Bürgermeister von O. hätte lange vorher schon Zeit gehabt, Ernst zu machen, in welchem Falle die Geschichte wohl schon von vorn herein eine andere Wendung genommen haben würde. Die Leute in der Umgegend sagen, das sey so ein O.....r Reichmanns-Stückchen gewesen.

Digitized by Google

Das Piratenschiff.

Ein Seebild.

(Fortsetzung.)

Mir war gewesen, als hörte ich unmittelbar auf den Knall unserer Drehbasse ein fürchterliches Krachen und darauf einen lauten Jammerschrei; aber der entsetzliche Knall der Kanone hatte mich vollkommen betäubt, und der Rauch, den der Wind mir gerade in's Gesicht getrieben, mich so geblendet, daß ich nichts sehen konnte. Ueberdem hatte die ungewöhnliche und beinahe überirdische Stimme des Capitäns bei seinem letzten Rufe den ersten Gedanken auf einen Augenblick ebenfalls verdrängt, und ich rasste nun meine Flinte auf, um etwaige Enterer zu vertreiben. Allein mein Gehör hatte mich nicht getäuscht, denn als der Wind den Rauch leewärts verweht hatte, bot sich meinem Auge die ganze Scene der Zerstörung dar. Die Kanone war nur allzu gut gerichtet gewesen: ihre Ladung hatte das unglückliche Boot ganz zerschellt, und beinahe Alle, die sich darin befunden hatten, entweder getödtet oder verwundet. In meinem ganzen Leben werde ich die Scene nicht vergessen, die sich mir jetzt darbot: Der Stern des Bootes war vollständig weggeschossen, und es sank unter dem Gewicht Derer, die sich daran anklammerten. Als es allmälig untersank, drängten sich die Unglücklichen, die sich darin befanden; nach dem Bug vor und haderten mit fürchterlichem Geschrei und Flüchen eine Weile, um die armselige Galgenfrist, welche das Boot ihnen bei so sicherem Tode noch gewähren konnte. Die Todten und Sterbenden zappelten und trieben nun um unser Schiff her, während die blutrothe Farbe des Meeres unverkennbar deutlich bewies, wie verderblich der Schuß für sie gewesen war. Wir warfen ihnen nun Taue zu und thaten Alles, um wenigstens Diejenigen zu retten, die noch zu retten waren, und welche die starke Ladung unseres Schusses nicht in Stücke gerissen hatte. Allein nur drei von den vierundzwanzig Burschen, welche die Bemannung des Bootes ausgemacht hatten, wurden noch gerettet, und auch diese waren mehr oder weniger schwer verwundet; der größere Theil ging entweder mit dem Boote unter oder trieb todt auf den Wellen. Die ganze Scene der Zerstörung dauerte keine 10 Minuten, dann war Alles wieder ruhig. Die Körper Derer, welche erschossen worden waren, sanken nicht unter, sondern trieben auf den Wellen und wurden von diesen an die Seite des Schiffes getragen. Aus einigen floß noch langsam Blut und färbte das Wasser, in welchem sie trieben; Andere erstarrt in der krampfhaften Verenkung, in welcher sie gestorben waren, trugen noch die Spuren ihrer wilden Leidenschaften in den todesbleichen Zügen. Ein Körper besonders, einem Manne von ungewöhnlicher Größe und Muskelkraft angehörig, mit reinlichen weißen Beinkleidern und einem ledernen Gürtel, worin zwei Pistolen staken, trieb an uns vorüber, aber eine Kugel hatte sein ganzes Gesicht hinweg gerissen oder vielmehr so verstümmelt, daß jede Spur von menschlichem Ausdruck verloren war. Er war der Kapitän des Seeräuberschiffes, der hier so unerwartet den blutigen Lohn seiner Unthaten erntete!

Wo war aber inzwischen der Schooner? Er lag einige Minuten nach der Zerstörung seines Bootes ruhig; allein entweder mochte ihn unser Aussehen erschreckt, oder der Verlust so vieler Leute seiner Mannschaft entmuthigt haben — genug, er setzte plötzlich Fockegel aus, brachte es so hart, wie möglich vor den Wind und segelte eilends davon. Bald hatten wir ihn ganz aus dem Gesichte verloren.

Die Aufregung der Scene, die wir so eben durchlebt hatten, war die Ursache, daß wir eine Weile gar nicht an unsern Kapitän gedacht; als aber der Schooner Fersengeld gab, erwarteten Alle natürlicher Weise, seine Stimme werde sich nun vernehmen lassen, um uns wieder unter Segel geben zu heißen. Allein kein Befehl dieser Art kam. Wo war er denn? Die Erinnerung an das Musketenfeuer von dem Boote aus, an die hohle schaurige Stimme, womit er den Befehl zum Oeffnen der Stückpforten gegeben, durchzuckte mich plötzlich mit einer schrecklichen Ahnung. Ich eilte nach der Plattform und fand hier den Kapitän auf dem Gesicht neben der Kanone liegen, die er mit solch' tödtlicher Wirkung gerichtet hatte. Seine Hand umspannte noch immer krampfhaft das Sprachrohr, allein ich schauderte, als ich dessen Mundstück mit Blut befleckt sah.

„Der Kapitän ist erschossen!“ rief ich und beugte mich über ihn hinab, um ihn aufzuheben. Da wandte er matt sein Gesicht zu mir empor und sagte:

„Bringt mich in die Kajüte, ich glaube, es ist mit mir zu Ende!“

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Wenn ich nicht ein Pfälzer wäre, möchte ich ein Engländer seyn! Das ist ein Ausruf den Kunz jetzt bisweilen thut. Er sagt, mit Lord Palmerston sey er zwar nicht ganz zufrieden, weil dieser seinen Executor

Digitized by Google

den Admiral Parker, so von einer Küste zur andern, von Griechenland nach Neapel, von Neapel demnächst nach dem Kirchenstaate schicke, um die Geldforderungen für verletztes englisches Eigenthum unnachsichtlich beizutreiben, aber etwas Großes sey es eben doch, wenn ein Staat seine Angehörigen nicht nur im eigenen, sondern auch im fremden Lande mit unwiderstehlichem Nachdrucke schützen könne und schütze. Wie sicher wohnt sich ein Engländer in der Fremde, wie zuversichtlich geht er durch die Welt! Wird ihm ein Haar gekrümmt, so ist seine Regierung zur Hand, ihn zu schützen oder ihm doch Genugthuung zu verschaffen. Dagegen ein Deutscher — du lieber Himmel! Während ein Engländer mit Recht sagen kann: Wo ich bin, ist England! muß der Deutsche ewig fragen: Deutschland, wo bis du? oder: Was ist das deutschen Vaterland! Der Michel meint übrigens, wenn Deutschland mit seiner Einigung und Stärkung so fortfahre, wie bisher, wenn es namentlich seine Flotte so forteultivire, so kenne es vielleicht in 500 Jahren auch ein gewichtiges Wort in der Ferne sprechen, und darauf freut er sich einstweilen.

In Widdersdorf, Kreis Köln, soll eine ganze Familie, Mann, Frau, zwei Kinder, eines noch in der Wiege, und Magd von einem rasenden Hunde gebissen worden seyn. Man hat aus löblicher Vorsicht alle Hunde des Dorfes getödtet. In der letzten Zeit sollen sich überhaupt im Kreise Köln viele der Tollwuth verdächtige Hunde gezeigt haben und auch mehrere Personen gebissen worden seyn.

Abermals lesen wir in der Kölnischen Zeitung unter den Annoncen: „Zwei anständige Frauenzimmer, gesetzten Alters, vom Lande, eine mit 4500 Thaler, und eine mit circa 9000 Thaler Vermögen, wünschen sich versorgt zu sehen. Näheres ertheilt bei der strengsten Verschwiegenheit C. Tumback in Köln, Poststraße № 50.“

Sonntag, den 2. Juni stieg bei dem schönsten Wetter Herr Godard, der kühne Luftschiffer, zum zweitenmal in einem großen Ballon um 6 Uhr Abends in Havre vom Börsenplatz auf. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen, dem kühnen Wagstück zuzuschauen. Eine frische Brise von Nordost trieb ihn nach Südwest; bald aber drehte sich der Wind und trieb ihn sichtbar dem Meere zu. Alsbald landete das Dampfschiff „der Courier“ von Honfleur kommend, und kaum hatte es seine Passagiere ans Land gesetzt, als es auf Befehl des Direktors der Eisenbahncompagnie in See stach, um einem etwaigen Unfall des Luftschiffers zu begegnen; aber der Wind schlug abermals um und trieb den Ballon landwärts, so daß er nach der Meinung des Capitäns in der Gegend von Bayeux zur Erde gekommen seyn müsse.

In San Francisco hat der deutsche Pianofortespieler Heinrich Herz glänzende Geschäfte gemacht und wird wahrscheinlich im eingentlichsten Sinne goldbeladen in sein Vaterland zurückkehren. In San Francisco veranstaltete derselbe im April d. J. drei sehr stark besuchte Concerte. Eine Unze Gold war der Eintrittspreis für das Billet. Von da reiste Herr Herz nach Sacramento-City.

Des Juni Trost.

Von Georg v. Meyern.

„In einem Thal bei armen Hirten“
Erschien doch mit dem „jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar?“ —

Dies holde Frühlingskind zu lieben,
Fand, wie man leicht begreifen muß,
Unwiderstehlich sich getrieben
Das Sommerkind, der Junius.

Doch da sie nur für kurze Dauer —
Ach, viel zu kurz zur Liebe — kam,
So denke man des Aermsten Trauer,
Als bald sie wieder Abschied nahm!

Am Bache war's, im Erlenschatten,
Wo ringsumher der Wiesenrand,
Den sie begränzt mit Blumen hatten,
In wunderbarer Blüte stand.

Dort als sie ihm zum letztenmale
Die veilchenduft'ge Hand gereicht,
Bat er: „O geh nicht aus dem Thale,
Eh' einen Trost du mir erzeigt!

„Die Blüten all', die du gegeben,
Sie kamen und sie gehn mit dir —
So bleibt denn für mein kurzes Leben
Nichts, gar nichts Liebes von dir hier?“

Und sieh' wie an der Rose perlig
Der letzte Tropfen Morgenthau,
So spiegelt ihr im Auge herrlich
Sich eine Thräne' im Himmelsblau.

Die hat sie fallen kaum gesehen,
So lächelt sie noch einmal süß
Und spricht: „Die Blume wird nicht gehen,
Die ich als Thräne hinterließ!

Digitized by Google

„Ging' Alles Liebe auch: sie bliebe!
Und wirst du selbst vom Tod entrückt,
So bleibt sie wie der Schwester Liebe,
Die noch das Grab des Bruders schmückt!"

Sie sprach's, und als sie ging, die Traute,
Entsprosste, blau wie Himmelslicht,
Wo eben noch die Thräne thaute,
Ein liebliches „Vergißmeinnicht"!

Mit dem hat bald am Bachesrande
Der Juni wundersüß gekost,
Und seit der Zeit ist's allzulande
Getrennter Lieben süßer Trost!

Neuestes aus Frankreich.

Paris, 23. Juni. (National.) Die Dotations-Verhandlungen gehen mit raschen Schritten ihrer Entwickelung entgegen. Sie sind seit heute in ein neues Stadium getreten. Den Intriganten ist es gelungen, der Sache eine andere Wendung zu geben. Der Abgeordnete Dampierre hat heute folgendes Amendement eingebracht: es soll dem Finanzminister für das Jahr 1850 ein Kredit von 2,160,000 Franken für außerordentliche Repräsentationskosten des Präsidenten auf die Erträgnisse der Jahren 1849 und 1850 eröffnet werden. In der That bringt man in Rechnung die Unterhaltungskosten des Palais Elysée mit 240,000 Franken. Ferner die Summe des Dampierre'schen Amendements mit 2,160,000 und der bisherige Gehalt des Präsidenten mit 1,200,000, so kommt die 3 Millionen-Dotation und der verfassungsmäßige Gehalt des Präsidenten mit 600,000 Franken heraus. Es wäre somit, wenn das Amendement durchgeht, auf Schleichwegen der Zweck erreicht. Auch sollen die Minister ganz damit einverstanden und L. Napoleon darüber entzückt seyn. Als Urheber dieses Amendements wird der schlaue Herr Thiers genannt. Geht das Amendement in der Kammer durch, so dürfte dieselbe in der öffentlichen Meinung ihren härtesten Stoß erhalten. — Nun wird weiter gemeldet, daß heute auch eine geheime Staatsrathssitzung in der Sache stattfand, blos in der Absicht, die Häupter der Majorität zu gewinnen. Man hatte sich das Wort gegeben, über die Verhandlungen das tiefste Geheimniß zu bewahren. Aber gerade deßwegen erfuhr ganz Paris den Verlauf der sehr stürmischen Discussion. Die Glieder sollen sich in der Sitzung nicht üble Wahrheiten einander gesagt haben. Die Herren Molé, Thiers, Montalembert und Berryer ergriffen nach einander das Wort, um den Handel fertig zu bringen, und es soll ihnen gelungen seyn, die Widerspenstigkeit vieler Mitglieder von der Nothwendigkeit zu überzeugen, so daß nun alle Burggrafen für die Sache gewonnen, und das Dotationsprojekt die Majorität der Kammer zu erlangen alle Hoffnung für sich haben. Was Frankreich, was die Welt über solche Vorkommnisse denkt, darum bekümmern sich diese Menschen nicht. Es verlautet heute ein Gerücht und mehrere Blätter versichern die Wahrheit desselben, daß die Annahme des Dotations-Projekts blos der Vorläufer noch weit wichtigerer Projekte sey, nämlich: man sagt sich, daß ein Antrag auf Verlängerung der Präsidenten-Gewalt, und ein zweiter Antrag auf den Umsturz der bestehenden Verfassung zu erwarten stehe! Wo und wie wird das enden?

Paris, 23. Juni. Die „Opinion Publique" enthält heute in Bezug auf das, was über die Wirksamkeit des Herrn Thiers in St. Leonards bekannt geworden ist, ein heftiges Manifest gegen jeden Gedanken an eine orleanistische Restauration. „Was die Hoffnung des Herrn Thiers betrifft" — schließt dieses Blatt, — „die Legitimisten welche achtzehn Jahre lang ohne Ermüdung gegen ein thatsächliches, von günstigen Aussichten umgebenes „Etablissement" gekämpft haben, ihre Zuflucht auf das flache Boot eines Orleanismus aus zweiter Hand, das bestimmt ist, beim ersten Windstoß unterzugehen, nehmen zu sehen, so müssen wir diese Hoffnung für eine Beleidigung gegen unsere Ehre und unseren gesunden Verstand halten. So sehr wir bereit wären, die Mitglieder der Familie Heinrich's IV., in gemeinschaftlicher Liebe für das Vaterland um das Haupt ihres Hauses vereinigt, mit unseren Sympathieen und unserer Achtung zu umgeben, eben so sehr würde jeder Versuch zu einer Restauration des Grafen von Paris uns entschlossen zum Kampfe finden. Wir haben, Gottlob! noch Blut in unseren Adern und Flinten in der Vendée, und an dem Tage, wo unmöglicher Weise man Frankreich der Republik, unter der wir, wenn auch nicht mit Glück, so doch mit Ehre leben können, wegstehlen wollte, ohne es der nationalen und traditionellen Monarchie wiederzugeben, würde man die Eitelkeit dieser Hoffnungen und die Gebrechlichkeit dieser Berechnungen erfahren."

— Auf Befehl des Kriegsministers ist ein alter Soldat, polnischen Ursprungs, Namens Kolombesky, im Invalidenhotel aufgenommen worden. Derselbe ist 126 Jahre alt. Er wurde im Anfang der Regierung Ludwig XV. geboren, machte die Kriege gegen Friedrich den Großen mit und war schon zu alt, um an dem Revolutionskriege Theil nehmen zu können. Beim Sturz des Kaiserreichs war er 90 Jahre alt. Derselbe hat unter 10 verschiedenen Regierungsformen gelebt.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 52. Kaiserslautern, Samstag, 29. Juni. **1850.**

Das Piratenschiff.
Ein Seebild.

(Schluß.)

Ein Dutzend dienstfertiger Hände hoben den Kapitän auf, trugen ihn hinunter und legten ihn drunten sorgsam und zärtlich auf ein Sopha. Der Stempel des Todes war bereits seinen bleichen Zügen aufgedrückt, in welchen nun eine ungewöhnliche Weichheit und Milde lag.

„Hel!“ sagte er mit matter Stimme, „ich hörte das Krachen, und mein Ohr kennt den Ton allzu gut, um das Einschlagen eines Schusses in eine Planke zu verkennen, und mein Auge hat schon zu viele Kanonen gerichtet, als daß ich mein Ziel so leicht verfehlen sollte . . . Aber sagt an, ist sonst noch Jemand verwundet worden?

„Nein, Gottlob!“ versetzte ich, „und wir hoffen, Sir, daß auch Ihre Wunde nicht so schlimm sey!“

„Schlimm genug!“ stöhnte er; „schneidet nur 'mal meine Weste auf, hier ist es!“

Ein Mund voll Blut verbot ihm weiter zu reden, sein Finger aber deutete auf die rechte Seite. Ich wischte ihm den Mund ab, und wir schnitten ihm so sachte wie möglich die Weste auf. Es war kein Blut zu entdecken, aber als wir sein Hemd öffneten, sahen wir etwa drei Zoll rechts von der Magengrube einen dunkeln Fleck, der nach der Mitte hin immer blauer wurde und genau im Mittelpunkte eine kleine Wunde zeigte. Eine Musketenkugel hatte ihn hier getroffen, und ich fürchtete das Schlimmste, weil sich keine Blutung nach Außen zeigte. Wir verbanden den Verwundeten, so gut es die Umstände erlaubten; allein die äußere Wunde war unbedeutend — der schlimmste Schaden saß innen. Der unglückliche Dulder hat nun alle Anwesenden, mich mit ihm allein zu lassen, rief mich an seine Seite und sagte:

„Ich fühle, daß ich sterben muß: ich werde es keine Viertelstunde mehr treiben; der Brief — versprechen Sie mir, daß Sie ihn getreulich bestellen wollen — er ist für meine arme Wittwe bestimmt . . . . Je nun, ich habe schon manchmal dem Tod' in's Antlitz geschaut, und bin ihm entronnen; diesmal hat er mich aber eingeholt, und obwohl es ein hartes Loos ist, von der Hand eines Schurken zu fallen, so füge ich mich doch stille in Gottes Willen!“

Ich versprach ihm, den Brief persönlich zu bestellen, sobald meine Geschäfte mir erlauben würden, von Curacao nach New-York zurückzukehren.

„Gott lohne es Ihnen!“ sagte der Sterbende; Sie werden dann meine Helen und mein liebes, armes Kind sehen, und können ihnen erzählen, wie ihr unglücklicher Gatte und Vater gestorben ist, und wie sein letzter Gedanke ihnen galt. Dieses Schiff und seine Ladung gehören mein, und bilden das Erbtheil meiner Familie. Junger Freund! ich war nicht immer, was ich jetzt zu seyn scheine; allein ich konnte es nicht ertragen, daß man den Yankee-Schiffer für den erkenne, der einst in der Flotte der Vereinigten Staaten . . .“

Ein Strom von Blut, der ihm plötzlich aus dem Munde brach, hinderte ihn, seine Rede zu vollenden. Ich versuchte, ihm durch Veränderung seiner Lage Erleichterung zu verschaffen, aber vergebens. Er stammelte nur noch einige leise unzusammenhängende Worte, in welchen sein Geist bei früheren Schlachtscenen der Republik und unverdienter Behandlung zu verweilen schien; sammelte sich dann noch auf einen Augenblick und hauchte mit einem Segenswunsche für seine Familie und mit dem Namen „Helen“ seinen letzten Athemzug aus.

Die Leiche unseres unglücklichen Kapitäns wurde am folgenden Tage mit den üblichen Feierlichkeiten dem ewigen Meere anvertraut, und alle seine Schiffsgefährten weinten dem biedern Manne eine heiße Thräne nach. Ohne weitere Unterbrechung und Unfälle legten wir den Rest unserer Reise zurück, löschten unsere Ladung, verkauften sie mit Vortheil und rüsteten das Schiff zur Heimreise, wobei ich nicht vergaß, die nöthige Munition an Kugeln, Kartätschen und Traubenschüssen für unsere Kanonen uns beizulegen. Sobald ich meine Geschäfte rasch und glücklich beendet, machten wir uns auf die Heimreise. Redlich erfüllte ich nach der Rückkehr in's Vaterland

Digitized by Google

die Wünsche des Sterbenden. Wie es kam, daß ich die Geschichte dieses Biedermannes erfuhr, daß ich sein Eidam wurde und dadurch ein glücklicher Gatte und Vater, das gehört nicht hieher. Genug, ich wohne jetzt, so glücklich, als ein Mann nur immer seyn kann, mit meiner Ellen, ihrer Mutter und unsern Kindern in Elm-Cottage, Bloemendaal, und ersuche mich für den glücklichsten Farmer in den ganzen Vereinigten Staaten!

Der Richtplatz vor Arad.

Aus Max Schlesinger's Werk „Aus Ungarn" entnommen.

Am 16. October wurden dreizehn Generäle und Stabsoffiziere hingerichtet. Vier von ihnen machten den letzten Gang im Morgengrauen; die Begnadigung zu Pulver und Blei enthob sie der Marter, ihre Gefährten sterben zu sehen. Unter ihnen war Baron Ernst Kiß. Sein Bruder war nach dem Verrath Görgey's wahnsinnig geworden, sein Vetter bei der Vertheidigung des Rothenthurm-Passes gegen die Russen, ein zweiter Leonidas, gefallen; er selbst, der reichste Gutsbesitzer des Banats, in dessen gastlichem Schlosse es Jahr aus, Jahr ein von österreichischen Cavalieren und Offizieren wimmelte, war am 6. October vom österreichischen Kriegsgerichte, in welchem mancher seiner früheren Gäste saß, zum Frühstückstische des Todes gebeten. Seine Freunde hatten sich in Wien verwendet, konnten ihn aber nicht retten. Er starb eines qualvollen Todes. Die österreichischen zur Execution commandirten Soldaten, die seit einem Jahre in dem Kanonenfeuer standen, zitterten dem wehrlosen Opfer gegenüber. Erst die dritte Salve machte seinem Leben ein Ende. Sein Todeskampf dauerte volle zehn Minuten. Das Knattern der Büchsen drang bis in die Räume des Castells, wo die zum Strange Verurtheilten sich zum Tode vorbereiteten. Pöltenberg lag noch im tiefsten Schlafe und war, wie er einem österreichischen Offizier erzählte, durch die erste Salve erschreckt, schlaftrunken aus dem Bette gesprungen. Der Arme hatte geträumt, er stehe vor dem Feinde und höre die Allarmschüsse seiner Vorposten. Es war der Vorpostenruf von drüben.

Um 6 Uhr wurden die Verurtheilten auf den Richtplatz geführt. Der alte Aulich starb zuerst. Er war der Bejahrteste. Das Kriegsgericht schien dadurch die Altersrechte der Natur zu ehren. Mehr anerkennenswerth durch seine Bemühungen als durch seine Erfolge, stand Aulich vielen seiner Kameraden an Talenten nach; in Biederkeit jedoch und in Charakterstärke konnte er sich mit den Ersten messen.

Graf Leiningen war der Dritte an der Reihe und der Jüngste im Kreise. Er hätte noch am Abende des 5. Oktober fliehen können, aber er wollte sein Schicksal nicht von dem seines Schwagers trennen, der im Castell gefangen saß. Seine Jugend mochte die Verpflichtung in sich fühlen, den herumstehenden älteren Leidensgenossen ein Beispiel todesmuthiger Gleichgültigkeit zu geben, und, auf dem Richtplatze angelangt, rief er mit komischem Zorne: „Wenigstens hätte man uns doch ein Frühstück zum Besten geben sollen." Ein Soldat von der Escorte reichte ihm mitleidsvoll seine weingefüllte Feldflasche. „Ich danke dir, mein Freund," sagte der junge General, „ich brauche keinen Wein, um Muth zu haben, bring' mir ein Glas Wasser." Hierauf schrieb er auf einem Knie folgende Abschiedsworte an seinen Schwager: Die Schüsse, welche meine armen Kameraden heute Morgen niederstreckten, tönen noch in meinen Ohren, und vor mir hängt der Leichnam Aulich's am Galgen. In diesem feierlichen Momente, wo ich bereit seyn muß, vor meinem Schöpfer zu erscheinen, protestire ich nochmals gegen jene Anschuldigungen von Grausamkeit bei der Einnahme Ofens, welche ein infamer Verläumder gegen mich erhoben hat. Ich habe im Gegentheile die österreichischen Gefangenen beschützt zu jeder Zeit. Ich empfehle dir meine arme Liska und meine beiden Kinder. Ich sterbe für eine Sache, die mir immer gerecht und heilig erscheint. Wollte man in besseren Tagen meinen Tod rächen, dann mögen meine Freunde bedenken, daß Menschlichkeit die beste Staatsweisheit ist. Ueber" — hier unterbrach ihn der Henker. Es war Zeit, zu sterben.

Török, Lahner, Pöltenberg, Nagi-Sandor, Knezich, Dessefsky starben nach einander. Zuletzt Vecsei, den man durch die neunfache Marter vielleicht dafür büßen lassen wollte, daß es seine Kanonen waren, die halb Temeswar in Schutt verwandelten. Vor ihm kam Damjanich, die gewöhnliche Kupferfarbe seines kolossalen Gesichts schien durch Wuth und Ungeduld gesteigert. Er hatte nie weiter gesehen, als die funkelnde Spitze seines schweren Reitersäbels reichte. Das war der Stern, dem er sein Leben lang gefolgt war. Jetzt sah er, wohin er ihn geführt, und wüthend rief er, als er zum Galgen hinkte: „War ich doch überall der Erste, warum muß ich hier so lange warten?" Die bedächtige Langsamkeit der Schlächterei schien ihn mehr außer Fassung zu bringen, als der nahe Tod, den er in hundert Gefechten herausgefordert hatte.*)

*) Damjanich, der auf die Einladung Görgey's, Arad ohne Bedingungen an den russischen General Rüdiger übergab, hatte steif und fest geglaubt, jetzt sich werde es im Bunde mit Rußland den rechten Krieg geben; denn in den Befehlen, die Görgey den Korpsführern zugehen ließ, brauchte er immer den Ausdruck: „Vereinigung mit den Russen" und ließ von unbedingter Uebergabe kein Wort fallen.

Digitized by Google

Von 6 bis 9 Uhr dauerte diese schreckliche Scene. Neun Galgen standen in einer Reihe; für Alle nur ein Henker und zwei Gehülfen. Sie starben Alle mit ruhiger Fassung, als besiegte Soldaten, ohne Merkmal von Feigheit, ohne Zeichen von Enthusiasmus, den sie im Leben wirksam genug bethätigt hatten, um jeden Ausdruck im Angesichte des Todes verschmähen zu dürfen. Nur in Kulich's Auge glänzte das Märtyrerthum für die Freiheit, in Damjanich's die Wuth, im Auge Leiningen's die Thräne um ein junges Leben.

Es gibt keinen Schlachttag in der Geschichte, der so viele ausgezeichnete Generale verschlungen hätte, als der Friedensmorgen des 8. October, und selten sind auch so viel berühmte Häupter eines Volkes durch einen Schlag gefallen, wie hier vor Arad durch Henkershand.

Die Nacht.*)

(Aus der Nassauischen Allgemeinen Ztg.)

Nieder senkt mit schwarzer Hülle
Sich die ernste Nacht herab,
Tiefe, feierliche Stille
Herrschet ringsum, wie ein Grab.

Leise wieget sie den Müden
Jetzt in süße Träume ein,
Alles schläft in tiefem Frieden,
Einer wachet ganz allein.

Leidererfüllte schließt der Schlummer
Fest in seine Arme ein,
Bald verscheuchen ihren Kummer
Hoffnungsreiche Träumerein.

Eine halbe Welt verhüllet
Sie in tiefe Dunkelheit,
Allgemeines Schweigen füllet
Rings die stille Einsamkeit.

Sey von Herzen mir willkommen
Stille, ernste, heil'ge Nacht,
Was die Sonne uns genommen,
Das ersetzt der Sternenpracht.

Blickt zum Himmel auf mein Auge,
Sieh' der heil'ge Vorhang fällt,
Daß ich Gottes Wunder schaue,
Schaue eine andre Welt.

Blicke auf zum Firmamente,
Siehe dort ein Feuermeer,
Von Gestirnen ohne Ende,
Ja unzählbar ist ihr Heer.

Ihr Gestirne, o wie schmücket
Ihr so schön das Himmelszelt,
Und wie mild und lieblich blicket
Ihr herab aus jener Welt.

Mit gedankenvollen Blicken,
Schau ich oft euch an mit Lust,
O, welch seeliges Entzücken,
Füllet dann die enge Brust.

Mancher Sweifler hat in Stunden
Einer feierlichen Nacht,
Schon den wahren Glauben funden,
Mancher Sünder ist erwacht.

Möchten alle sich bekehren,
Wenn sie deine Wunder seh'n,
Möchten sie dich dadurch ehren,
Daß sie deine Wege gehn.

*) Dieses Gedicht, welches bei seiner kindlichen Einfachheit poetischen Werth hat, ist von einem 15jährigen Landmädchen aus dem Nassauischen verfaßt. Die Nass. Allg. Ztg. theilt bezüglich der jungen Naturdichterin noch Folgendes mit: Wir kennen nur ihren Namen. Ueber die Richtung, in welche unsere junge Dichterin durch ihre Art zu denken und zu empfinden hineingeführt worden, bemerken wir nur, daß sich durch die meisten Gedichte ein Hauch von Gottesfurcht, von Erkenntniß der Allmacht Gottes und seiner Wunder hinzieht, daß ihre Gedichte, sonderbarer Weise, meist objectiv sind, und daß nur das aufdämmernde Gefühl der Liebe sie drängt, jener unbestimmten Sehnsucht, wie sie jedes jugendliche Herz erfüllt, Worte und subjective Ausdrucksweisen zu verleihen. In einem Gedichte: „Die jetzige Zeit" ist sie sogar Tendenzdichterin. Es ist nicht zu leugnen, daß in diesem jungen Mädchen ein Talent schlummre, das gehegt und gepflegt zu werden verdient.

Neuestes aus Frankreich.

Paris, 25. Juni. Der National sagt: Das Dotationsgesetz ist angenommen, aber was wird daraus für die Staatsgewalt und das Land entspringen, und was wird das Resultat dieser Abstimmung seyn. Jedenfalls wird es nicht beitragen, die Regierungs-Gewalt und ihr Ansehen zu erhöhen. — Der National führt dann hauptsächlich als ein bedeutungsvolles Zeichen an, daß es in der gestrigen Sitzung der General Changarnier war, der durch sein entschlossenes Auftreten die wankende Majorität zum Stehen, und durch seinen Einfluß die Frage zu Gunsten des Präsidenten zur Entscheidung brachte. Alle, sogar die reaktionären Journale stimmen darüber überein, daß gestern der Präsident durch seinen General in den Hintergrund gedrängt ward, denn nicht zu Gunsten des erstern sondern zu Gunsten des letztern schienen viele Kammermitglieder abzustimmen. Die Abstimmung war also weniger eine finanzielle Abstimmung als eine pretorianische Gunstbewilligung, denn ein zweischneidendes Schwert zerhieb den parlamentarischen Knoten, als ihn sonst Niemand lösen konnte. Das Gesetz bestand aus zwei Fragen, die eine betraf das Geld, die andere die Gewalt, Changarnier gab das Geld Preis und eignete sich die Gewalt zu. Was das Land betrifft, fährt der National fort, so hat es eine Lehre bekommen, die zwar etwas theuer ist, aber woraus es dennoch großen

Digitized by Google

Nutzen ziehen wird. Täglich sieht es ein, wohin es die Contre-Revolution führt. Alle Gesetze, die es seit 18 Monaten her sich einander folgen sahen, verläugnen die republikanischen Grundsätze. Man konnte es Anfangs täuschen, jetzt aber vermag man es nicht mehr. Es wird der merkwürdigen Worte, die einst Franklin zu dem amerikanischen Congreß sprach, gedenken; derselbe sagte nämlich: Wir haben die ganze alte Geschichte untersucht, um darin Regierungs-Modeln zu finden, wir haben aber bald gefunden, daß die Republiken aus den Elementen ihres eigenen Ruins bestanden, deßhalb nicht lange bestehen konnten. Frankreich wird in diesen Worten seinen zukünftigen Wegweiser erkennen, und sich in Zukunft darnach richten. — Die Burggrafen sollen nun den berühmten Grundsatz: „benütze den Sieg“ in Ausübung bringen. Berryer, ihr Chef, dringt nun auf die schleunige Vornahme des Bürgermeisterei-Gesetzes, welches als Grundlage für weitere Unternehmungen dienen soll. Das Bürgermeisterei-Gesetz welches von Berryer bereits ausgearbeitet ist, wird den Gemeinden ihr Recht nehmen, ihren Magistrat selbst zu wählen. Bekanntlich war Berryer der Vollstrecker des Wahlreformgesetzes, zu seinem Ruhme fehlte noch das Bürgermeistergesetz. — Die Makadamisirung der Boulevards bringt originelle Resultate hervor. Die Kaufleute müssen ihre Läden dicht wie im Winter vor der heftigsten Kälte verschließen. Der harzige Staub dringt durch alle Fugen und setzt sich auf die Waaren. Bei dem letzten Regenwetter mußten die Fußgänger, im Monat Juni, bis an die Knöchel im Kothe waden. Aber man denke sich die Bäume, eine Zierde der Boulevards, wie dieselben von dem Harzstaub bedeckt, die grüne Farbe verloren und ein ganz graues winterliches Ansehen haben. Sie haben die Trauerfarbe angenommen, sagt ein Spaßvogel. — Der Unwillen über diese neue Straßenverbesserungs-Speculation ist allgemein, und die Commission, die deßhalb ernannt ist, um zu berathen, wie dem Uebel abzuhelfen sey, ist in Verzweiflung.

In der Sitzung der heutigen Nationalversammlung beschäftigte man sich mit einem neuen Hypotheken-Gesetz.

Der Gerant der „Voix du Peuple“ Laugrand, der gestern wiederum wegen eines Artikels über die Organisation der Hungersnoth zu 10,000 Franken Geldstrafe und 4 Jahren Gefängniß verurtheilt worden ist, hat sich nach Belgien geflüchtet, um den vielfach über ihn verhängten Strafen zu entgehen.

Paris, 25. Juni. Changarnier ward heute in's Elysee berufen, wo er mit L. Napoleon eine lange Conferenz hatte. In dem „Passage de l'Opera“ behauptete man gestern, Changarnier wolle im Jahr 1852 als Candidat für die Präsidentschaft der Republik auftreten. — Um 11 Uhr ward heute unter L. Napoleon's Vorsitze ein Ministerrath gehalten. — Der Prinz von Joinville soll gegenwärtig in Paris seyn. — Thiers reist heute oder Morgen mit seiner Familie in's Bad. — Eine Beilage zum „Moniteur“ berichtigt heute eine Menge Irrthümer in der Angabe der Namen bei der gestrigen Abstimmung. — Berryer wird den neuen Entwurf des Ausgaben-Budgets bald nachfolgen lassen. — Die Discussion des Budgets wird den Ferien der Versammlung vorangehen.

— Sitzung der National-Versammlung vom 25. Juni. Der Präsident empfängt gleich beim Hereintreten in den Saal zahlreiche und lebhafte Reklamationen über Irrthümer, die der Moniteur bei der Veröffentlichung der Namen in der gestrigen Abstimmung über das Dotationsgesetz begangen hat. Der General de Lamoriciere, Lagrange, de Mornay und viele andere Repräsentanten beschweren sich theils von ihren Plätzen aus, theils von der Tribüne herab über die ihren Namen angewiesene falsche Stelle. Lagrange versucht sogar einen Augenblick die Gültigkeit des gestrigen Votums bei dieser Gelegenheit anzugreifen. Allein der Vorsitzende erklärt mit Energie, daß die Stimmzettel gestern sorgfältig zweimal abgezählt worden sind, und daß sich bei 663 Abstimmenden 254 weiße und 308 blaue Stimmzettel vorgefunden haben. (Es muß also zum mindesten beim Abstimmen selbst noch ein kleiner Irrthum vorgefallen seyn, da die Summe der Stimmzettel von beiden Farben nur 662 ausmacht.) Auf keinen Fall will der Vorsitzende zugeben, daß wegen einer falschen Liste im Moniteur das regelmäßig constatirte Resultat des gestrigen Votums angegriffen werden könne. Das Verfahren des Moniteur erklärt er durch den Umstand, daß der Setzer desselben aus einer andern gesetzt dastehenden Liste irrthümlich gewisse Abschnitte herausgenommen habe. General Lamoriciere richtet noch einige heftige Vorwürfe gegen die Secretäre der Nationalversammlung, von denen er mehr Ernst und Sorgfalt bei der Feststellung der Vota verlangt. Dupin rechtfertigt die Secretäre gegen diese Vorwürfe und läßt, da die Discussion sich auf ärgerliche Weise zu verlängern droht, schnell den Uebergang zur Tagesordnung votiren.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 53. Kaiserslautern, Donnerstag, 4. Juli. **1850.**

Wasserstoffgas als Brennmaterial.

Seinem Wesen und seinen Wirkungen nach wenigstens theilweise schon bekannt und von Lehrbuch zu Lehrbuch verpflanzt, will einer der Urstoffe der Welt neue, segensreiche, lebendige Früchte tragen und dem Menschen sich dienstbar zeigen, wenn anders ein Wink der Vorsehung richtig verstanden, und von kundigen Männern benutzt wird. Einen solchen Fingerzeig höherer Hand finden wir in einer kürzlich, laut amerikanischen Berichten, von einem Gelehrten in Worcester empfohlenen billigen Erzeugung und praktischen Anwendung des reinen Wasserstoffgases (Hydrogens) als Wärme erzeugenden Elements, eine Erfindung, die leicht eine weltbewegende werden kann, Holz, Kohlen und andere Brennmaterialien scheinen sortan durch Wasser ersetzt, eine Hauptquelle socialen Elends gehoben, die gesammte häusliche und technische Oekonomie geändert, Land und Boden gewonnen, und Döbereiners Wort, Herrn J. Meyer in Hildburghausen vor zwölf Jahren zugerufen: „In 50 Jahren schmelzen Sie Ihre Erze mit Wasser!“ scheinen schon jetzt in Erfüllung gehen zu wollen. Von der hohen Wichtigkeit der Sache überzeugt, erlauben wir uns daher hier in Kurzem über die amerikanische Entdeckung Bericht zu erstatten und zugleich die Ergebnisse der geringen Versuche, die auf hiesiger Handelsschule von den Unterzeichneten gemacht wurden, mitzutheilen. Mögen andere, auf reichere Erfahrung gestützt und mit größern Mittel ausgerüstet, dieses „theoretisch bekannte Columbus-Ei“ für die Praxis als nicht zu gering ansehen. Möge man bedenken, daß auch die Dampfkraft schon lange gekannt war, ehe Fulton dieselbe zur Befahrung des Hudson anwandte. Knowledge is power, deeds are fruits. Nach der „Newyork-Tribune“ vom 8. Mai d. J. benutzt Herr Henry Paine in Worcester (Massachusetts) schon seit längerer Zeit den Wasserstoff als Brennmaterial zur Heizung seiner Zimmer, auf höchst billige Weise erzeugt und in einfachster Anwendung. Der Heiz-Apparat desselben besteht in zwei runden eisernen Platten, die, ungefähr 1 bis 2 Zoll voneinander entfernt, einige Zoll über dem Boden angebracht sind, zwischen welche das Wasserstoffgas aus einer ¼ Zoll weiten Röhre ausströmt. Letzterer wird angebrannt, und erwärmt so mittelst der Platten in wenigen Minuten das Zimmer. Die Vorrichtung zur Erzeugung des Wasserstoffgases befindet sich in einem Keller des Hauses, und besteht in einer galvanischen Batterie, 18 Zoll im Quadrat und 6 Zoll hoch, von deren Polen zwei Drähte in eine Flasche, 2 Fuß hoch und 6 Zoll im Durchmesser, die theilweise mit Wasser gefüllt ist, führen. Das am negativen Pole aus dem Wasser erzeugte Gas wird durch eine Röhre in einen Gasometer von der Größe eines mittelmäßigen Fasses geführt, darin aufgesammelt, von da aus durch verschiedene Röhren in die einzelnen Räume des Hauses geleitet und daselbst benutzt. Aus einem Kubikfuß Wasser gewann Herr Paine auf diese Weise 2100 Kubikfuß Gas. Die Versuche, die von uns hier mit einem solchen Heiz-Apparat im Kleinen gemacht wurden, bestätigen die ungeheure Hitzkraft und praktische Anwendbarkeit des Wasserstoffes für ökonomische Zwecke vollkommen. Ein auf vorgeschriebene Weise construirtes Oefchen von Eisenblech, an dessen obere Platte ein nur ein Zoll langes und etwa eine Stecknadel dickes Flämmchen Wasserstoffgas schlug, verbreitete in wenigen Sekunden eine angenehme Wärme, und in einigen Minuten eine starke Hitze um sich. Ein Achtel Pfund Wasser wurde auf der Platte binnen drei Minuten zum Sieden gebracht, und dabei ungefähr ¾ Kubikfuß Gas gebraucht. Aber auch für das ganze Fabrikwesen, das Schmelzen der Metalle und Erze u. s. w., ist die Entdeckung, wie wir finden, von unberechenbarer Wichtigkeit. Zinn schmolz in demselben Flämmchen in einer Viertelminute, Roth-Eisen in einem Platintigel in 3 Minuten, kieselhaltiges Roth-Eisen-Erz, wie bekannt eines der strengflüssigsten Erze binnen 4 bis 5 Minuten u. s. w. Welchen Umschwung, welche Revolution kann somit eine weise Benutzung dieses so intensiv und schnell wirkenden Brennstoffes in der gesammten Oekonomie und Technik hervorrufen!

Digitized by Google

Bedenkt man dabei die ungemeine Einfachheit der zu dem Heizprozeß nöthigen Vorrichtungen und die geringe Abnutzung derselben, die Billigkeit des Brennmaterials (Wasser gibt es ja überall!), die Ungefährlichkeit, die Reinlichkeit desselben, so kann sich selbst die kühnste Phantasie noch nicht die inhaltschweren Folgen dieses neuen Heizverfahrens im gehörigen Lichte ausmalen. Aber eine Schwierigkeit scheint dabei zu überwinden zu seyn, die Construktion galvanischer Apparate, die chemisch so stark und so anhaltend auf das Wasser wirken, daß dessen Zersetzung beständig in dem gewünschten Maße erfolgt. Wir halten jedoch das Hinderniß nicht für so bedeutend, daß dasselbe einer so hohen Sache auf die Dauer hemmend in den Weg treten könnte. Mögen sich die Herren Mechaniker die Construktion von dergleichen Apparaten angelegen seyn lassen. Dieselbe kann zu einem neuen Californien für sie werden! Auch zur Beleuchtung hat Herr Paine den Wasserstoff benutzt, indem er denselben auf eigenthümliche, nicht näher angegebene Weise karbonisirte. Er nennt sein neuerfundenes Licht „hydroelektrisches Licht". Dasselbe soll so stark und rein seyn, daß man auf 4 Fuß von der Flamme die feinsten Schattirungen von Blau und Grün auf Gemälden erkennen kann, und so billig, daß drei Brenner, von denen jeder ein Zimmer erhellte, auf acht Tage erst 1 Cent. (1½ kr. rh.) kosteten. Herr Paine fertigte bereits einen Beleuchtungsapparat für 300 Flammen, der auf der Börse von Worcester aufgestellt ist, und nur einen Raum von 3 Quadratfuß und 6 Fuß Höhe einnimmt.

Hildburghausen, im Junius 1850.

Dr. E. Amthor, Director der Handelsschule.
Springmühl, Apotheker, Lehrer der Physik und Chemie an der Handelsschule.

Die exkönigliche Familie.

Aus dem „Bulletin de Paris."

Die ganze königliche Familie mit Ausnahme des Herzogs und der Herzogin von Montpensier ist jetzt zu St. Leonards bei ihren Eltern versammelt, eine der schönsten, einträchtigsten, ehrenwerthesten, patriarchalischsten, und zugleich eine der edelsten, fürstlichen Familien in Europa (!!!). Sie umfaßt dreißig Personen Kinder und Enkel; sie umfaßt die schönsten Namen der Monarchie und der französischen Geschichte, Coné, Chartres, Paris, Aumale, Alençon, Eu, Orleans, Penthièvre. Der Herzog von Nemours verläßt seinen alten Vater nicht; er widmet ihm alle Sorgfalt kindlicher Zärtlichkeit. Die Königin der Belgier, die Herzogin von Sachsen-Coburg, die Herzogin von Aumale, die Prinzessin von Joinville bilden um die Königin einen Kranz von Liebreizen und Tugenden. Prinz Joinville studirt die Geschichte der französischen Marine und Armee; Aumale sammelt die interessantesten Urkunden über Turenne und bereitet eine beachtenswerthe Arbeit über diesen Nationalhelden vor. Der Graf von Paris ist ein vollkommener Knabe von erstaunlich entwickeltem Verstande; sein Bruder Herzog Robert von Chartres, lebhafter, feuriger, verräth die Zukunft des militärischen Genies. (?) Die beiden Prinzen empfangen unter den Augen ihrer Mutter und ihrer Großeltern eine ausgezeichnete und harmonische Erziehung. Die Söhne des Königs ertragen ihr Exil hochherzig. Louis Philipp sagte neulich von ihnen: „Meine Kinder werden stets bereit seyn, Frankreich zu dienen, aber immer nur indem sie seinem Willen gehorchen." In diesen Worten liegt der ganze politische Gedanke des Königs und der Seinen. Der König hat kein politisches Testament aufgesetzt; seine Gedanken über die Eventualitäten der Zukunft sind seinen Freunden ohnehin genugsam bekannt. Das merkwürdigste Testament, welches er hinterlassen wird, sind seine Memoiren, welche jedoch erst geraume Zeit nach seinem Tode veröffentlicht werden sollen. Wir haben Herrn Thiers zu St. Leonards gehabt. Seine Anwesenheit that dem Könige sehr wohl; er hat ihn mit Effusion umarmt und ihn ungern scheiden lassen. Denn unter allen bedeutenden Staatsmännern der Zeit war Herr Thiers trotz einzelner Meinungsverschiedenheiten im Grunde derjenige, mit welchem Louis Philipp am meisten Verwandtschaft fühlte. Von allen Tagesblättern liest der König nur eins, die „Times."

Miscellen.

Kaiserslautern, 1. Juli. Der geneigte Leser wird sich sonder Zweifel noch erinnern, daß der Bote ungefähr vor einem Jahre eine amtliche Bekanntmachung brachte, deren Inhalt darin bestand, daß ein fremder Knabe von 6 Jahren hier gefunden worden sey, der nichts Näheres über Heimat und Eltern angeben konnte als daß er „Jaköbchen" heiße, und von Neujetten sey, woraus man die Gewißheit zog, daß das Kind sich zu weit von seinem elterlichen Hause begab, sich verirrt und auf diese Weise hierher gekommen sey. Die Stadt nahm sich des Knaben an, gab ihn ehrsamen Leuten zur Verpflegung, wo er jetzt schon ein ganzes Jahr in kindlicher Unbefangenheit lebte. Der Bote hat jetzt etwas Näheres über dieses Geheimniß erfahren: das Kind, in Neugartheim, etliche Stunden von Straßburg zu Hause, wurde vor 14

Digitized by Google

Monaten von einem Burschen von 16 Jahren, aus demselben Dorfe, überredet, mitzugehen Vogelnester zu suchen, wogegen man von elterlicher Seite nichts hatte. Es wurde Abend und die Beiden waren noch nicht zurückgekommen; man schickte Boten nach allen Seiten aus; es war aber jede Spur verschwunden, sie aufzufinden, sie waren fort. Nach einem Zeitraume von einem Vierteljahre kam der Bursche in seinen Heimatsort, wo er als Bettelbube sich herumtreiben wollte; er wurde alsbald erkannt und in Verwahrsam gebracht, wo er hartnäckig läugnete, etwas von dem Kinde zu wissen. Später gab er in seinen Verhören an, er habe das Kind mit in den Wald genommen und dorten seinem Leben ein Ende gemacht; erst vor Kurzem gestand er ein, daß, wenn man das Kind wieder haben wolle, müsse man in den Ramsteiner Wald (bei Kaiserslautern) gehen, dort habe er es sitzen gelassen und sey davongelaufen. Die Großmutter des Kindes machte sich alsbald wieder auf den Weg hierher, wo man ihr sagte, daß vor einem Jahre hier ein Kind gefunden worden sey, das „Jaköbchen" heiße. Man führte die Frau zu den Leuten, die das Kind in Verpflegung hatten, und beim ersten Blicke sagte sie, „das ist unser Kind." Sie redete es an mit den Worten: „Bist Du unser Jaköbchen?" worauf das Kind zur Antwort gab: „Ach ja, denn Du bist meine rechte Großmutter!" — Der Bote hat am letztverflossenen Sonntage die alte Großmutter selbst gesprochen. Sie wird nun bereits mit ihrem wiedergefundenen Jaköbchen in ihre Heimat abgereist seyn.

Beim Wiener Publikum macht das Witzwort eines Münzarbeiters Glück, der zu seinem Kameraden, auf einen vorübergehenden Lumpensammler deutend, sagte: „Schau', das sind jetzt unsere Bergknappen." — Ein anderes erzählt man einem polnischen Juden nach, der an der Wiener Mauth auf die Frage: Nix „Steuerbares"? antwortete: Steuer genug, Baares nix.

Es dürfte interessant seyn, sich einen Begriff von der Nationalverschiedenheit der Bevölkerung nordamerikanischer Städte bilden zu können. Nach statistischen Angaben über die Stadt Boston waren unter den 5068 Kindern, die dort im Jahr 1849 geboren wurden, nur 438, welche Väter, und 552, welche Mütter hatten, die in der Stadt Boston selbst geboren waren. Die Väter und Mütter waren — nach der abnehmenden Folgereihe ihrer Zahl — aus Irland, aus den brittischen Provinzen von Nordamerika, aus Deutschland, England, Schottland und Frankreich. Merkwürdig ist es, daß in keinem dieser Länder das von demselben gelieferte Contingent der Väter eine erhebliche Differenz von dem der Mütter bildet, mit Ausnahme Deutschlands. Aus Deutschland stammten 149 Väter und nur 21 Mütter. Man ersieht hieraus, um wie viel weniger Mädchen und Frauen als junge Männer aus der deutschen Bevölkerung Europa's nach Amerika wandern. Hieraus erklärt es sich, warum die Kinder der Deutschen in Amerika sobald ihren Ursprung verleugnen; denn es liegt in der Natur der Sache, daß die Kinder die Sprache der Mütter füglicher als die der Väter zu der ihrigen machen, worauf schon die Bezeichnung: Muttersprache deutet. Die Anzahl der in Boston wohnenden Europäer beläuft sich mit Abrechnung ihrer in Amerika gebornen Kinder auf etwas über 50,000.

Der geneigte Leser wird sich noch des bekannten Gespenstes der weißen Frau im Berliner Schlosse, von der schon oft in unserm Blatte die Rede war, erinnern. Die Illustrirte Zeitung ist derselben herzhaft zu Leibe gegangen, und hat ihr so genau in das Gesicht gesehen, daß sie es für Jedermann in ihrer neuesten Nummer mittheilt. Die Frau sieht sich nun gar nicht mehr wie ein Gespenst, sondern wie eine interessante Dame aus dem 14. Jahrhundert an. Auf der Pfaffenburg bei Culmbach ist ihr Porträt in Stein ausgehauen, und in der Gemälde-Galerie auf Leinwand übertragen. Geschichtsschreiber erzählen von ihr, daß sie Kunigunde, des Landgrafen Ulrich von Leuchtenberg schöne Tochter gewesen sey, Otto der IV. von Orlamünde geheirathet habe und bald darauf Wittwe geworden sey. Aus verbrecherischer Liebe zu Albrecht dem Schönen, dem Bruder des Burggrafen Johann von Nürnberg, ermordete sie ihre Zwillinge, die ihr ein Hinderniß für ihre zweite Verheirathung zu seyn schienen. Später gründete sie, von Gewissensbissen getrieben, das Kloster Günslach und starb als Aebtissin desselben im Jahre 1343. Ihr Verbrechen aber läßt sie nach dem Volksglauben nicht zur Ruhe kommen und treibt sie wichtige Ereignisse in dem Hohenzollernschen Geschlecht durch ihr Erscheinen in den Schlössern zu Ansbach, Bayreuth, Berlin und auf der Pfaffenburg zu verkündigen. — Vielleicht hat die Illustrirte Zeitung das Ihrige dazu gethan, daß sie nun ruhig schläft.

Die schwarze Majestät, die jetzt nicht nur in Hayti, sondern jüngst erst auch auf den Berliner Brettern eine Rolle spielte, wird in einem amerikanischen Journal folgender Weise geschildert: Soulouque, der aus dem gebirgigen Theile der Insel Hayti gebürtig

Digitized by Google

ist, gehört zu den Schwärzesten seines Geschlechtes. Von mittlerer Größe, mit breiten Schultern und einem gedrungenen, kräftigen Körperbau, zeigt er in seinem Betragen eine angenommene Freundlichkeit, hinter welcher jedoch ein wilder und grausamer Charakter hervorblickt. Obgleich von heftigem Temperament, ist er kaltblütig und gefaßt in der Stunde der Gefahr, aber rasch und entschlossen in seinen Handlungen. Seine Gesichtszüge haben etwas Europäisches, und sein Haupt ist völlig kahl. Er besitzt eine gewisse Würde und ist nicht ohne militärische Haltung. Als trefflicher Reiter bekannt, ist er hierauf so stolz, daß er sich nie öffentlich zu Fuße sehen läßt. Als bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit an ihm verdient Erwähnung, daß er ohne Hals gebildet zu seyn scheint und sein Kopf gleichsam ohne jenes nothwendige Zwischenglied auf seinen Schultern ruht, was der Majestät seiner Erscheinung nicht wenig Eintrag thut. Dagegen bietet seine schwarze Ehehälfte durchaus keine Abnormitäten dar. Ihr Nacken ist zwar nicht eben dem des Schwanes zu vergleichen, sitzt aber anmuthig und in gehöriger Länge auf schön gerundeten Schultern, die einer Königin keine Schande machen würden. Ihr Antlitz ist hell und nicht ohne Ausdruck, obwohl mit den charakteristischen Zügen ihres Stammes versehen, und ihre Gestalt ist so schlank und zierlich, wie irgend eine in den Haytischen kaiserlichen Gemächern. Sie ist freundlich und herablassend, jedoch etwas brüsk in ihrem Benehmen, was an einer Haytischen Fürstin wohl verzeihlich ist. Als Gattin soll sie, nach dortigen Begriffen, wahrhaft exemplarisch seyn und ihren kaiserlichen Gemahl in strenger Zucht zu halten wissen.

Neuestes aus Frankreich.

Paris, 30. Juni. Der Präsident, Ministerium und Burggrafen sind in der größten Bestürzung. In der Reunion des Staatsrathes ist der bei Weitem größte Theil der Legitimisten gestern Abend nicht allein nicht erschienen, sondern war in der Rue Rivoli zu einer Berathung über das der Nationalversammlung gestern vorgelegte Preßgesetz versammelt. Nach langen und heftigen Debatten wurde dort die gemäßigte Partei unter Führung Berryer's überstimmt und mit bedeutender Majorität beschlossen, die Linke im Kampfe gegen das Preßgesetz entschieden zu unterstützen. Dieser Beschluß war zwar nicht unerwartet, hat aber dennoch in den officiellen Kreisen eine große Aufregung hervorgerufen, und waren heute Morgens sämmtliche Minister so wie mehrere der Burggrafen im Elysee zu einer Berathung versammelt. Es ist nicht unmöglich, daß das Ministerium das Preßgesetz vorläufig zurücklegt und die Ereignisse während der Vertagung der Nationalversammlung abwartet; daß uns während dieser Zeit bedeutende Ereignisse erwarten, ist sicher, und kann ich Ihnen in dieser Beziehung als authentisch mittheilen, daß eine bedeutende Person allen Einfluß auf den Präsidenten aufbietet, um denselben zu entschiedenen Schritten, selbst ohne Mitwirkung der Nationalversammlung, zu bewegen. — Es sind in diesem Augenblicke die Präfekten von einigen dreißig Departements hier anwesend, um persönlich über den Geist ihrer Provinzen Bericht abzustatten, um vom Ministerium Instruktionen einzuholen. Namentlich sind die Präfekten derjenigen Departements hier, welche Louis Napoleon bei seiner nächsten Umreise passiren wird, und können Sie denken, daß aus diesem Umstande vielfache Consequenzen gezogen werden. Jemand, der durch seine Stellung genau unterrichtet seyn kann, versicherte mir, daß nach den mündlichen Berichten der Präfekten die extreme socialistische Partei in letzterer Zeit bedeutend verloren, die gemäßigten Republikaner dagegen ihre Partei täglich verstärken, und sodann die Legitimisten die elfrigste und mit vielem Erfolge gekrönte Propaganda betrieben. Namentlich in den südlichen und südwestlichen Provinzen hat die Partei Larochejacquelin die weiße Fahne erhoben und sucht auf alle Weise den Bestrebungen der vereinigten Orleanisten und Bonapartisten entgegenzuarbeiten. Ueberall circuliren Adressen an die legitimistischen Repräsentanten, um denselben den Dank ihrer Wähler für die bisher befolgte Politik darzubringen und sie zum entschiedenen Wirken für das „nationale Recht“ und „nationale Freiheit“ aufzufordern. — Der Herzog von Broglie ist gestern Morgens nach St. Leonhards abgereist; ich bemerke Ihnen, daß dieser Staatsmann sich wiederholt gegen die unbedingte Reconciliation der jüngeren und älteren Linie ausgesprochen hat.

— In einem Concert-Kaffeehause der elysäischen Felder wäre es gestern unter dem zahlreichen Publikum beinahe zu Thätlichkeiten gekommen, weil ein Theil desselben auf der Wiederholung der Strophe eines Liedes bestand, welche mit einem Vivat auf die Republik schloß, während die übrigen diese Wiederholung nicht zugeben wollten. — Der Präfekt zu Bordeaux hat ein Bataillon der dortigen Nationalgarde aufgelöst, weil sich in demselben viele Rothe befanden. — Aus den Departements werden fortwährend Absetzungen und Suspensionen von Schullehrern, Steuereinnehmern, Bürgermeistern und anderen Angestellten wegen Socialismus gemeldet.

— James Rothschild ist nach Deutschland abgereist.

Paris, 30. Juni. Herr Bienau hat an alle höhern Industrieverwaltungen und namentlich an jene des Eisenbahnwesens die Circularerinlaudung erlassen, in Zukunft bei der Besetzung von Stellen keine politischen Flüchtlinge mehr concurriren zu lassen.

— Die Annäherung der Cabinete in Paris und London ist vollkommen zu Stande gekommmen; sie ist bei Gelegenheit eines Diners im Elysee, welchem der General Lahitte und Lord Normanby als Gäste beiwohnten, besiegelt worden.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 54. Kaiserslautern, Samstag, 6. Juli. **1850.**

Görgey und die Waffenstreckung bei Vilagos.

Von Daniel Irányi.

Es liegt im Interesse der Geschichte meines unglücklichen Vaterlandes, die Umstände jener unheilvollen Katastrophe, der Waffenstreckung bei Vilagos, so wie auch den Charakter Görgey's und die Triebfedern seiner Handlungsweise zu enthüllen und der Oeffentlichkeit zu übergeben. Obwohl ich in der Politik zu seinen Gegnern gehörte, obwohl ich durch jenes unerwartete Ereigniß in Lebensgefahr gerathen, obgleich ich überdies wegen meines offenen Auftretens von Görgey unwürdig behandelt worden bin, so will ich dessen ungeachtet nicht nur die Thatsachen genau und unparteiisch berichten, sondern die Schlußfolgerungen, welche ich an diese knüpfen werde, sollen ebenfalls einer ruhigen und leidenschaftlosen Anschauung entfließen. Es ist schwer, unparteiisch zu seyn, wenn man selbst betheiligt ist; doch wer der Geschichte dienen will, muß vor Allem die Wahrheit suchen.

Durch das Manifest vom 11. August 1849 hatten Kossuth und das Ministerium die Regierungs-Gewalt an Görgey abgetreten, ja, ihm sogar die Vollmacht ertheilt, einen möglichst günstigen Frieden abzuschließen. Dieser Act der Regierung kann zwar sowohl seinem Wesen, als auch seiner Form nach getadelt werden. Wie konnte sie das Staatsruder jenem Manne überlassen, der seit geraumer Zeit den Grundsätzen der Revolution abhold sich bewiesen, ja! wie konnte die Regierung überhaupt an ihrer Statt eine andere Regierungs-Gewalt bestellen und derselben sogar das Recht des Friedensabschlusses einräumen, da dieses doch dem Reichstage allein zugestanden? Es hieße aber die damaligen Umstände, namentlich die gedrängte Lage der Regierung, das Nichtbeisammenseyn des Reichstages ignoriren; es hieße die reine Absicht Kossuth's und der Minister mißkennen, wenn man diesen, theoretisch unwidersprechlichen Einwendungen zu großes Gewicht beilegen wollte. Es hieße endlich Kossuth und die Minister für die Folgen verantwortlich machen, welche diese ihre That nach sich gezogen. Diejenigen, welche in Szegedin jener Conferenz der Repräsentanten beiwohnten, wo eine beträchtliche Partei die sofortige Ernennung Görgey's zum Oberbefehlshaber der gesammten Streitmacht verlangt; diejenigen, welche das Erstarken Görgey's der Regierung gegenüber, und zwar wegen Mangels an entschlossenem Entgegentreten bei seiner ersten Widersetzlichkeit, mit Besorgniß gesehen, können zwar die unglaubliche Nachsicht der Regierung in jener früheren Periode mit Recht mißbilligen; allein wenn sie die wirkliche Stellung derselben Görgey gegenüber, zur Zeit seiner Ernennung zum Dictator, als einmal vorhanden annehmen und sich in die rathlose Lage der Regierung nach den Niederlagen in Siebenbürgen und bei Temesvar versetzen, müssen sie eingestehen, daß man nur dem Drange der gebieterischen Nothwendigkeit nachgegeben hat. — Doch — werden Manche sagen — wenn schon die Regierung den Ungehorsam Görgey's bis dahin geduldet hatte, so hätte sie sich wenigstens endlich zu einer energischen Maßregel entschließen und, statt an ihn ihre eigene Macht abzutreten, diese vielmehr zu dessen Entsetzung anwenden sollen. Kossuth's Autorität war, wie überhaupt im ganzen Lande, auch in der Görgey'schen Armee so groß, daß er diese sowohl, als die Ernennung eines anderen Heerführers ohne Zweifel durchgesetzt haben würde. Diese einmal vollbracht, wäre die Armee bei Radna über die Maros gesetzt und hätte sich mit jener Bem's vereinigt. Das Weitere hätte sich nachher schon gezeigt. — Ich gestehe, daß diese Einwendung von nicht geringem Belange sey; zu so heroischer Maßregel aber hätte Kossuth der Ermunterung und Unterstützung von Seiten seiner Umgebung und wenigstens einiger bedeutenderen Offiziere vom Görgey'schen Lager bedurft; ohne diese konnte er es nicht wagen, im Angesichte zweier feindlichen Heere ein solches Experiment zu machen.

Doch genug hiervon. Ich habe es mir keineswegs zur Aufgabe gemacht, bei dieser Gelegenheit eine Apologie Kossuth's zu schreiben; soviel glaube ich jedoch für gewisse Herren bemerken zu müssen, welche nach geschehener That tausend Mißgriffe gewahren,

Digitized by Google

zur rechten Zeit aber ihren guten Rath anzubringen versäumten.

Also Görgey ward Dictator.

Seine erste, einzige und letzte That in dieser seiner Stellung war, von Arad nach Vilagos, von hier nach Szölös zum anschiren, den Commandanten der russischen Armee zu seiner Einschließung und Absperrung von der österreichischen einzuladen, und sodann vor der ersteren die Waffen unbedingt zu strecken.

Am 12. August, also am Tage vor der Waffenstreckung, kam auch ich nach Vilagos. Hier erst erfuhr ich genau was seit mehreren Tagen meiner Abwesenheit vorgegangen, und daß Görgey zu capituliren gedenke. Sein Hauptquartier befand sich im Bohusischen Landhause. In einem Zimmer daselbst traf ich viele meiner Freunde und Genossen beisammen, die Minister Csanyi, Bukovics, Duschek, mehrere Deputirte und Staatsbeamte. Keiner konnte mir über das, was Görgey eigentlich vorhatte, Aufschluß ertheilen, Keiner hatte ihn hierüber näher befragt. „Nun, so will denn ich mit ihm reden; als Volksvertreter (die Entsagung der Regierung konnte ja unserem Mandate durchaus nicht Abbruch thun), als Staatsbürger selbst fühle ich mich hierzu nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet."

Als ich in den Vorsaal eintrat, fand ich den ganzen Generalstab nebst einer Menge anderer Offiziere versammelt. Einige Augenblicke darauf kam, von Görgey begleitet, aus einem innern Gemache ein russischer General. Als jener mich erblickte, grüßte er mich freundlich, und da ich ihn um eine kurze Unterredung bat, hieß er mich ein wenig warten. Nachdem er den russischen General hinaus begleitet hatte, kehrte er in den Saal zurück. Er kam mit einem meiner Collegen im Gespräche begriffen, wovon ich aber nur folgende Worte Görgey's vernahm: Alles bleibt der Gnade des russischen Kaisers überlassen. Mein College schwieg, und ich trat vor.

Ich will, sagte ich zu Görgey, nicht als Deputirter zu dem General, sondern — „Als Mann zu Mann" — fiel er mir ins Wort. — Nun gut! als Mann zu Mann mit dir reden. Du bekleidest jetzt die Vollgewalt der Regierung. Ich höre du hast den Entschluß gefaßt, zu capituliren. Hierüber so wie über den Umstand, daß du, wie man spricht für das Militär eine Amnestie bedungen, den Civilstand aber unberücksichtigt gelassen habest, wünsche ich von dir Aufklärung zu erhalten.

Auf diese freundschaftliche und in artigem Tone gethane Frage erwiderte der Dictator mit gereizter Stimme: Wer hat das gesagt, daß ich für das Militär Amnestie ausbedungen habe? Das ist nicht wahr!

Möglich! Genug, Alles spricht hiervon.

Ja! Jetzt fürchtest du, zu sterben!

Nein, ich fürchte nicht.

Ja, du fürchtest!

Nein! ich fürchte nicht, erwiderte ich mit fester Stimme.

Nun, so geh zu den österreichischen Vorposten und laß dich abfangen.

Mein Blut wallte, allein ich zwang mich, ruhig zu bleiben, und sprach weiter:

Es handelt sich hier nicht sowohl um mich, als vielmehr um meine Freunde, und überhaupt um jene Hunderte und Tausende, welche sich mit Hingebung der Sache der Nation gewidmet und jetzt in der peinlichsten Ungewißheit sich befinden, was aus ihnen und ihren Familien werden soll; zunächst um das Geschick derjenigen, die auf dich vertrauend hieher gekommen und jetzt von allen Seiten vom Feinde umgeben, keinen Ausweg finden.

Erstens habe ich Niemanden hergerufen, und dann was habt Ihr fürs Vaterland gethan? Ja mit dem Maul! Ich habe dich kein Mal auf dem Schlachtfelde gesehen*) Ins Verderben habt Ihr das Vaterland gestürzt.

Wer, ich?

Du auch?

Die Geschichte wird darüber ihr Urtheil fällen, ob wir es waren, die das Vaterland ins Verderben gestürzt haben.

Ist schon abgeurtheilt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Aus Ohio in den Vereinigten Staaten wird von einem Frauen-Congreß berichtet, welcher folgende Resolutionen faßte: 1) Die Frauen wünschen ihren Theil an der Gesetzgebung zu haben, durch die sie regiert werden sollen; 2) sie wünschen dieselben Rechte, Gesetze und Rücksichten für das weibliche Geschlecht wie für das männliche; 3) die servile Unterordnung, in der die Frauen Amerika's in Folge unbilliger und bedrückender Gesetze leben, ist die Frucht von Entartung und Unwissenheit; 4) ihre Wohlfahrt und die

*) Ich war in mehreren Schlachten auf dem Wahlplatze. Als bevollmächtigter Regierungs-Commissär von Ober-Ungarn in dem Treffen bei Gaschau, dann bei Szikszo und wiederum bei Gaschau, und habe meine Pflicht sowohl dort, als später als Regierungs-Commissär von Buda-Pesth während der Beschießung der Stadt Pesth daselbst redlich erfüllt. Aber mein Stolz empörte sich in diesem Augenblicke dagegen, den Uebermüthigen daran zu erinnern, weil er in seiner Aeußerung die Verachtung jedes nicht auf dem Schlachtfelde geleisteten Dienstes auf so brutale Weise an den Tag legte.

Digitized by Google

höchste Glückseligkeit des weiblichen Geschlechtes erfordert, daß diesem das Wahlrecht gesichert werde; 5) die Gesetze, die alle zu Gunsten des Mannes abgefaßt sind und diesem die Controle über die Person und das Eigenthum der Frau geben, sind nur ein modifizirter Codex der Sclaven-Pflanzungen, und daher rührt die Sympathie der Frauen mit den Leiden der Sclaven; 6) alle Unterscheidung zwischen Männern und Frauen in socialer, literarischer, pekuniärer, religiöser und politischer Beziehung, die auf der Unterscheidung des Geschlechtes basirt sind, müssen baldigst abgeschafft werden; 7) die Praxis, daß man an die Frauen einen anderen Maßstab der Moralität und Schicklichkeit legt, ist unnatürlich und sehr nachtheilig für die häusliche Heiterkeit und Glückseligkeit; 8) da einer Frau nicht gestattet ist, ein Amt zu bekleiden, noch irgend eine Stimme in der Regierung zu haben, so darf sie nicht gezwungen werden, von ihrem kärglichen Lohn Steuern zum Unterhalt von Männern zu bezahlen, welche 8 Dollars des Tages für die Anmaßung erhalten, für sich und die Frauen Gesetze zu geben.

Ein von dem Repräsentanten Virio und dem Professor der Chemie Barral zu Paris unternommene Aufsteigung in die höheren atmosphärischen Regionen zum Zwecke physicalischer Untersuchungen ist gänzlich mißlungen. In einer Höhe von etwa 4000 Metern angekommen, wurden sie von dem Ballon, der sich außerordentlich ausdehnte, bedeckt und beinahe erstickt. Barral griff in diesem kritischen Augenblicke zu dem Mittel, mit dem Messer ein Loch in den Ballon zu machen. Das Wasserstoffgas strömte aber in Folge dessen mit solcher Gewalt aus, daß der Ballon sofort sehr schnell zu fallen begann. Die Luftschiffer halfen sich mit dem Auswerfen des Ballastes, kamen aber dennoch in einem schlimmen Zustande, und glücklicher Weise noch von den Stangen eines Weinberges bei Paris aufgefangen, zu Boden.

In englischen Blättern curirt die Schilderung eines jener gefürchteten Stürme oder Tornados, wie sie auf den westindischen Inseln von Zeit zu Zeit vorkommen und am 30. März die Bahamasinseln heimgesucht haben. Zwei Dörfer, Grants und Baines-Town, sammt ihren Gärten und Pflanzungen wurden fast gänzlich vernichtet und zum Theil in's Meer gewirbelt. Merkwürdig war es, daß der Schaden sich auf einen Raum von anderthalb englischen Meilen in der Länge und fünfzig Ellen in der Breite beschränkte. Die genannten Dörfer waren von freigelassenen Sclaven und Negern bewohnt. Einige der aus Holz gebauten Häuser wurden im buchstäblichen Sinne vom Erdboden in die Höhe gehoben und sammt ihren Insassen (die in einigen Fällen ohne alle Verletzung davon kamen) eine Strecke weit fortgeführt oder in Stücke zerschmettert und in entfernte Gegenden der Insel fortgeschleudert. Ja, das Dach eines Hauses wurde auf einer 30 englische Meilen entfernten Insel gefunden. Acht Personen wurden auf der Stelle getödtet, viele verwundet. Ein afrikanisches Weib verlor ihren Mann und alle ihre Kinder, ihr Haus, ihr Geräth, kurz alles, was sie zu verlieren hatte, außer ihr Leben.

Unter vor Kurzem in London verauctionirter Handschriften merkwürdiger und berühmter Personen befand sich auch folgendes Schreiben des berühmten Franklin an einen Herrn Desportes, aus dem unsere Armenunterstützungscommissionen etwas lernen könnten: „Sie erhalten hierbei eine Note von 10 Louisd'ors. Es ist nicht mein Willen, Ihnen viel zu geben, ich leihe ihnen diese Summe nur. Wenn sie nach Ihrem Vaterlande zurückgekehrt sind, so werden Sie, wie ich nicht zweifle, irgend etwas anfangen, wodurch Sie in den Stand gesetzt werden, Ihre Schulden abzutragen. Wenn dieser Fall eingetreten ist und Sie einen ehrlichen Mann treffen, der sich in Verlegenheit befindet, so zahlen Sie ihm die geliehenen zehn Louisdor unter der Bedingung, sie in ähnlicher Weise zu erstatten, sobald er dazu im Stande seyn wird, aus, und ich sehe diese Zahlung als mir gemacht an. Ich hoffe, daß dies Geld durch recht viele Hände gehen wird, ehe es an an einen Menschen geräth, der niedrig genug dächte, um seinen Lauf zu hemmen. Das ist so meine Weise, um mit wenig Geld möglichst viel Gutes thun zu können; ich muß es deßhalb schon listig anstellen, um das Wenige, was ich habe, gehörig zu benützen."

Ein merkwürdiges Naturphänomen hat sich dieser Tage in Xions in der preußischen Provinz Posen ereignet, an die Wunder erinnernd, die beim Auszug der Israeliten aus Aegypten durch Moses vorgekommen sind. Einem fruchtbaren Gewitterregen war ein starker Südwind vorangegangen. Nachdem es zu regnen aufgehört hatte, begaben sich mehrere Landleute von Chromice wie auch von Radoszkowo wieder zu ihren vom Regen unterbrochenen Feldarbeiten; aber, o Wunder! kaum waren dieselben auf ihren sehr sandigen Feldmarken angelangt, als sie beinahe in jeder Furche lebende Fische umherzappeln

Digitized by Google

sahen, worunter die größten eine halbe Elle lang waren. Es soll eine Freude gewesen seyn, wie die Leute diese erhaschten und Körbe voll nach Hause trugen. Niemand konnte sich dieses Wunders entrathseln. Wahrscheinlich muß in einer etwas entlegeneren Gegend diese Wasserbewohner ein Wirbelwind emporgehoben und auf die sandigen Felder von Chromice und Radoszkowo Hauland geworfen haben.

Neuestes aus Frankreich.

Paris, 2. Juli. Das „Journal des Debats“ widmet heute den deutschen Angelegenheiten einen längeren betrachtenden Artikel. „Im gegenwärtigen Zustande Deutschlands“, beginnt derselbe, „gibt es gegenlich nur noch eine Frage. Es fragt sich nicht mehr, ob Preußen über Oesterreich oder Oesterreich über Preußen siegen wird; ob noch etwas von den berühmten „„März-Errungenschaften““ von 1848 übrig bleiben, oder ob man ohne Weiteres zum Jahre 1815 zurückkehren wird; ob die Regierungen sich mit den Kammern verständigen, oder ob die Kammern es besser finden werden, die Regierungen fortwährend zu nöthigen, sie aufzulösen. Dieses ist weiter nichts mehr als kleinliche Lumperei, Widersprüche, ohnmächtige Rivalität, — kurz, ein allgemeiner Wirrwarr, der zu Nichts führt. Die Hauptfrage ist: wie weit Deutschland Rußland gegenüber sich erniedrigen wird? Möge Deutschland uns diese Sprache verzeihen: unserer Meinung nach ist das klarste Product aller der Agitationen, durch die es seit zwei Jahren hindurch gegangen ist, dieses: dem russischen Cabinet das Maß der Rechte geliefert zu haben, die es sich über Deutschland anmaßen konnte. Es bedurfte eines Mittlers für die Verwicklungen und unfruchtbaren Ränke jenseits des Rheines. Dieser Mittler hat plötzlich mit so viel Autorität festen Fuß gefaßt, er übt seine hohe Schutzherrschaft so sichtbar aus, daß die Aufmerksamkeit Europa's mit Recht wieder erwacht. Die vorherrschende Thatsache in Deutschland ist jetzt die russische Oberherrlichkeit von Weichsel bis zum Rheine.“ Das Journal des Debats schließt seine Betrachtungen mit folgendem Rathschlage: „Es ist Zeit, daß die deutschen Staaten sich gegenseitig die Zugeständnisse machen, die sie sich schuldig sind, wenn sie sich dieselben zu Keines Vortheil von Außen her auferlegen lassen wollen. Oesterreich und Preußen würden ohne Zweifel nur dabei gewinnen, wenn sie die Autonomie der Staaten zweiten Ranges herstellten, statt sich die Oberherrschaft über dieselben unter ihrer eigenen Erniedrigung streitig zu machen. Freilich ist die Konstitution der Staaten zweiten Ranges als eine Körperschaft, welche die beiden anderen deutschen Staatskörper von einander und im Gleichgewichte halten könnte, nicht nach dem Geschmacke des ehemaligen Bundestages, und es gibt Leute, welche die einfache Wiederherstellung des Bundestages als das allgemeine Heilmittel für alle Uebel Deutschlands betrachten. Allein wir bitten diese Empiriker, zu bedenken, daß Oesterreich und Preußen, auch allenfalls wieder absolute Herren zu Frankfurt geworden, dennoch bei sich zu Hause viel schwächer seyn werden, als sie es Rußland gegenüber vor 1848 waren, und daß ihr Einfluß zu Frankfurt nur ein Instrument seyn könnte, dessen sie sich nicht zu ihren eigenen Zwecken bedienen würden. Es wäre dieses ein trauriger Fortschritt über das europäische System von 1815, den Frankreich nicht wünschen kann. Vergessen wir es nicht: die in der Grundlage der modernen Gesellschaften eingetretene Veränderung hat die Eroberer gezwungen, ihre Methode zu ändern; Eroberungen werden nicht mehr durch die Einverleibungen von Gebieten, sondern durch die Errichtung von Protectoraten bewerkstelligt. Wir müssen Deutschland es sagen: es ist nahe daran, seinen Protector gefunden zu haben!“

Paris, 3. Juli. Die Freunde der Ordnung arbeiten von allen Seiten, jeder für seinen Heiligen. Mittlerweile die Patrie und der Constitutionnel Strophen einer napoleonischen Egloge gegen einander austauschen, bereitet uns ein legitimistisches Journal eine Ueberraschung der seltsamsten Art. Auf dem Blatte des schönsten Velinpapiers prangt als Kupferstich das Bildniß des Grafen v. Chambord mit der bedeutungsvollen Ueberschrift: „Der Enkel des heiligen Ludwig ist kein Prätendent, er ist ein Prinzip.“ — Ein Blatt Papier, das dem vorigen so zu sagen zum Umschlage dient, zeigt in einer seiner Ecken die Gesichtszüge dieses verkörperten Prinzips; in der oberen entgegengesetzten Ecke eine Lilienblüthe, in der Ecke unter dieser eine zweite Lilienblüthe; auf der vierten Ecke prangt eine Triumphalpalme. Dieses schneeweiße Papier scheint dazu bestimmt, das geschriebene Formular irgend einer Eidesleistung und Verbrüderung mit Unterschrift aufzunehmen. Was würde, fragt sich der National, einem republikanischen Journale widerfahren, wenn es sich beigehen ließe, die Emblematen der Freiheit auf gleiche Weise an den Mann zu bringen?

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 55. Kaiserslautern, Donnerstag, 11. Juli. **1850.**

Görgey und die Waffenstreckung bei Vilagos.

Von Daniel Irányi.

(Fortsetzung.)

General Ernst Kiß glaubte auch mitreden zu müssen und sagte, sich gegen mich wendend: Uns (Soldaten nämlich) kann die Geschichte nur günstig beurtheilen.

Herr General, entgegnete ich, ich glaube nichts gesagt zu haben, was der Ehre unserer Armee zu nahe treten könnte.

Du wirst uns verpflichten, unterbrach mich in barscher Weise der Dictator, wenn du uns allein läßt.

Wohlan, ich gehe, versetzte ich und verließ den Saal.

Außer dem General Kiß hat nicht ein einziger Offizier einen Laut von sich gegeben. Als ich fort war, eröffnete, wie ich später erfuhr, Görgey dem Offizier-Corps seinen Entschluß in Bezug auf die Waffenstreckung. Ich aber begab mich zu meinen Freunden zurück und theilte ihnen wörtlich mit, was vorgefallen.

Dieses Gespräch ist dermaßen bezeichnend, daß ich es bei der Charakteristik Görgey's nicht weglassen zu können glaubte. Sein herrisches Wesen, seine Geringschätzung der Civil-Dienstleistungen, sein Ingrimm gegen Kossuth und alle, welche für diesen sich erklärt, sein vermessener Eigendünkel, dies alles tritt unverkennbar deutlich hervor. Es war in einem Augenblicke selbstvergessenen Zornes, daß dieser so verschlossene Mann sein ganzes Inneres aufgethan hatte.

Ich habe Euch nicht gerufen — dies und nichts Anderes hatte er mir, seinem einstigen Jugendfreunde, und allen jenen Braven zu sagen, welche sich in Vilagos befanden und von denen mehrere, ein Csanyi, Perenyi, von dort in den Kerker und vom Kerker unter den Galgen geführt worden sind; keine Aufklärung, keinen Rath, kein freundliches Wort.

Was habt Ihr für das Vaterland gethan? Ins Verderben habt Ihr es gestürzt! Ja, so wie am 12. August, so rufe ich auch jetzt noch aus: Die Geschichte wird darüber urtheilen! Ich und meine Partei — und meine Partei, der ich als schlichter Handlanger gedient, das ist die Nation — erwarten ruhig und selbstbewußt das Urtheil der Geschichte; mögest du, der du ihrem Urtheilsspruche so vermessen vorzugreifen dich erkühnetest, eben so ruhig demselben entgegensehen.

Ist Görgey ein Verräther?

Wenn ihr unter Verrath ein Verbrechen versteht, welchem Bestechung mit Gold oder Ehrenstellen zu Grunde liegt, nun, so wage ich trotz aller Verdächtigungen die Behauptung: Nein, Görgey ist kein Verräther! So ihr aber absichtliches Thun und Lassen, welches das Gelingen des unternommenen Werkes offenbar gefährdet, welches Tausende dem Verderben Preis gibt, auch mit dem fürchterlichen Namen des Verrathes bezeichnet, nun, so ist Görgey ein Verräther! Ich werde nur Thatsachen anführen, denn vor dem Gerichtsstuhle der Geschichte haben nur diese Gewicht.

Görgey hat schon während seines Rückzuges von Preßburg im Dezember 1848 den Anordnungen Kossuth's und des Landesvertheidigungsausschusses, beziehungsweise jenen des Kriegsrathes zuwider gehandelt.

Wohl kann er hierauf entgegnen, daß derlei aus der Ferne, ohne genaue Kenntniß der Umstände ertheilte Befehle in vielen, vielleicht in den meisten Fällen unausführbar, ja, nachtheilig haben seyn können; ich will zugeben, daß sie in der That solche gewesen seyn mögen, und daß mithin deren Nichtbefolgung eher ein Verdienst als eine Schuld zu nennen wäre. Ganz richtig! Nur ist in seichem Falle die Zurechnung vom Erfolg abhängig. Violavi legem, sed servavi rem publicam. Kann Görgey dies von sich sagen?

Ohne diese ersten Versuche seines Ungehorsams einer nachdrücklicheren Rüge zu unterziehen, habe ich deren hauptsächlich deßwegen erwähnt, weil sie die ersten in der langen Reihenfolge gewesen, und weil die Abneigung Görgey's gegen Kossuth und die ganze Nationalpartei, welche später zu unversöhnlichem Hasse herangewachsen, von dieser Periode sich datirt. Es ist wahr, Kossuth und der Vertheidigungsausschuß haben von Pesth aus bisweilen manchen auf die Strategie Bezug habenden Befehl an Görgey erlassen; es war dies unpraktisch, unstatthaft vielleicht; allein das militärische Ansehen des letzteren war bei der Regierung so begründet, daß, wofern er derlei

Digitized by Google

Verordnungen mit Gegengründen widerlegt hätte, solche seltener geworden seyn, ja, aufgehört haben würden. Kossuth war ja den Gründen Andersdenkender gewiß nicht unzugänglich. Statt dessen schöpfte Görgey nur Stoff daraus, um deren wohlmeinende Urheber lächerlich zu machen und später offen zu schmähen.

Nach der Räumung unserer Hauptstadt, als sich der Reichstag und die Regierung nach Debreczin begaben, verfaßte Görgey zu Waitzen ein Manifest, worin er unter Anderem äußerte, seine Armee kämpfe für den Thron Ferdinand's und für die Constitution vom Jahre 1848; er werde fortan nur jene Verordnungen berücksichtigen, welche von dem gesetzlichen, d. h. noch von Ferdinand sanctionirt gewesenen Kriegsminister an ihn ergehen werden. Hiermit kündete er also den Gehorsam dem Landesvertheidigungsausschusse, der vom legitimen Reichstage bestellten obersten Reichsgewalt. Wäre der ungarische Reichstag, wäre die Regierung eine wahrhaft revolutionäre, wäre sie energischer gewesen, so hätte Görgey nach dieser Auflehnung nicht der Strafe, in keinem Falle aber der Entsetzung entgehen dürfen. Die Regierung aber gab nach, und von nun an correspondirte mit Görgey nur der Kriegsminister Meszaros. Kossuth hatte zwei Commissäre in Görgey's Lager geschickt, expedirte fünf bis sechs Couriere nach einander an ihn, allein Görgey hielt sich von den Commissären in gemessener Entfernung, ohne sich mit ihnen in die gewünschten Erörterungen einzulassen, und schickte die Couriere zurück, ohne Kossuth von seinen Handlungen und Vorhaben Rechenschaft zu geben. Meszaros aber kam nur später nach Debreczin, und mithin war die Lage der Regierung, wegen der Ungewißheit, eine beinahe verzweifelte. Man sollte die Truppen vereinigen, um die so wichtige Theißlinie zu behaupten. Windischgrätz konnte aber unterdessen diese Linie nehmen, und daß er es nicht gethan, war in der That nicht unser Verdienst, sondern sein Fehler. Hätte er seine Kräfte vereinigt und sich auf die Theißlinie geworfen, so würde der ungarische Freiheitskampf wahrscheinlich ein baldiges und weniger ehrenvolles Ende genommen haben.

Zu dieser Zeit hatte Kossuth mit mir eine Unterredung. Was sagen Sie, fragte er mich, von Görgey, wird er nicht den Dumouriez spielen? — Ich halte Görgey des Verrathes für unfähig; ich kenne ihn seit seinen Knabenjahren, ich kenne ihn, seitdem er Mann geworden, ich kann mir ihn als Verräther an seinem Vaterlande, als eidbrüchig und ehrlos nicht denken. Doch da er der Landesregierung nicht gehorcht, warum zieht sie ihn nicht zur Verantwortung? Wenn er, seine bisherige Gesinnung abläugnend, wirklich Miene macht, die Rolle Dumouriez's zu spielen, so ist es ihre Aufgabe, seinem Vorhaben zuvorzukommen. — Ich will, entgegnete Kossuth, noch den letzten Courier, welcher morgen, übermorgen eintreffen muß, abwarten. — Dieser kam denn und überbrachte die erste Mittheilung Görgey's von Caschau. Sie bezog sich auf folgenden Umstand: Windischgrätz hatte an den General Jablonowsky, welcher die Armee Görgey's verfolgte, ein Schreiben geschickt, um solches an den letzteren gelangen zu lassen, worin dieser zur Waffenstreckung aufgefordert und für diesen Fall ihm völlige Amnestie und ein Paß ins Ausland versprochen wurde. Nachdem Kossuth hiervon Kenntniß erlangt, ließ er dem General Görgey sagen: er hätte sich des Lächelns nicht erwehren können, als er diesen Antrag des österreichischen Generals gelesen, und keinen Augenblick daran gezweifelt, daß Görgey jene niederträchtige Zumuthung mit Verachtung zurückweisen werde. Görgey soll dem feindlichen Parlamentär folgende Antwort ertheilt haben: Er könnte sich in keinerlei Negociationen mit dem Fürsten einlassen, dieser möge sich direct an die ungarische Regierung wenden; übrigens, fügte er hinzu, wäre mit seiner Waffenstreckung dem Fürsten nicht viel gedient, da sein Corps nur einen Theil der ungarischen Heeresmacht bilde. — Kossuth schien hiermit beruhigt, um so mehr, als nach der glänzenden Schlacht am Branyiszko, wo Guyon befehligte, der Verbindung der Görgey'schen Heeresabtheilung mit den Uebrigen kein erhebliches Hinderniß mehr im Wege stand. Mittlerweile war Dembinski angekommen und wurde zum Oberfeldherrn ernannt. Als Görgey von dieser Ernennung amtlich benachrichtigt worden, zeigte er die betreffende Verordnung der Regierung seiner Armee in einem Tagesbefehle an, woselbst er seine Hoffnung ausspricht, daß die Armee, so wie er es gethan, in diese scheinbare Demüthigung sich fügen werde. Abgesehen davon, daß dieser Ausdruck ebenfalls subordinationswidrig war, zeigt er von der Anmaßung des jungen Generals einem Vertrauen gegenüber; und ohne über das Feldherrentalent Dembinski's hierorts ein Urtheil zu fällen, ist es unbestreitbar, daß Görgey ihn damals, also vor der militärischen Laufbahn Dembinski's in Ungarn, aus der Geschichte Polens nur von vortheilhafter Seite gekannt haben konnte und nicht vermochte, ihn der Unthätigkeit zu beschuldigen, deren er ihn später so schonungslos geziehen hat. Dieser Umstand beweist, daß Görgey schon dazumal nach dem Oberbefehle strebte und Niemanden über sich zu dulden geneigt war, — ob nun bloß, um seine Ruhmbegierde zu befriedigen, oder anderweitiger Pläne willen, wird sich später zeigen. Daß er nach der unglücklichen

Digitized by Google

Schlacht bei Kapolna mittels einer militärischen Emeute dem General Dembinski den Gehorsam gekündet, wie rücksichtlos er mit dem grauen Freiheitshelden verfahren, ist kein Geheimniß. Es wäre nun die beste Gelegenheit gewesen, den Meuterer seines Postens zu entsetzen, um so mehr, da er selbst gestand, daß, wäre er Dembinski gewesen, er Görgey hätte todtschießen lassen. Die Regierung aber zog vor, Dembinski schweigend zu desavouiren und Görgey beizubehalten.

Bald darauf kam dieser nach Debreczin, besprach sich mit Kossuth und dem an Dembinski's Stelle ernannten Obergeneral Vetter, empfing aus Kossuth's Hand den militärischen Orden zweiter Classe und reiste noch an demselben Tage zur Armee zurück. Es verdient Erwähnung, mit welch zarter Aufmerksamkeit ihm Kossuth das Kreuz angeheftet hatte: Möge Ihr catonischer Charakter, sagte er, an dieser äußeren Auszeichnung keinen Anstoß finden! Görgey ließ sich die Decoration anheften, ohne etwas zu erwidern. Er trug selbe bis ans Ende; das Großkreuz aber, welches ihm nach der Eroberung Ofens der Reichstag votirt hat, wollte er nicht mehr annehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Münchner Verein gegen Thierquälerei.

Der Münchner Verein gegen Thierquälerei hat durch seine große Ausbreitung eine europäische Bedeutung erlangt. Er zählt über 5000 Mitglieder, seine in Hunderttausenden von Exemplaren gedruckten Schriften und Bilder wurden ganz oder theilweise in die französische, italiänische, slawische, krainische, illyrische, böhmische, croatische Sprache übersetzt, und er feiert jetzt den schönen Erfolg, seine Grundsätze auch in die Legislation übergehen zu sehen. Der französischen Nationalversammlung liegt ein vom General Grammont eingebrachter Gesetzesvorschlag vor, der, fast wörtlich aus den Münchner Schriften entnommen und im Ausschusse fast einstimmig genehmigt, Gefängniß und Geldstrafe bestimmt a. für Verwundungen, b. starke und wiederholte Schläge, c. Ueberladung, d. Mißhandlung durch Futtermangel, e. rohe Versuche, unter der Last niedergefallene Thiere zum Aufstehen zu zwingen, ohne abzuladen oder sie loszubinden, f. Gegenwart der Kinder beim Schlachten, g. Anstrengung über die Kräfte überhaupt durch Schmerzen und Mißhandlungen. — General Grammont ist nach einer an den Münchner Verein erlassenen Zuschrift im Begriffe, die Schriften des letzteren ins französische zur Vertheilung in die Schulen übersetzen zu lassen. Der gedruckte Antrag des Ausschusses der Nationalversammlung enthält folgende Stellen: „England, Bayern, die Schweiz, die meisten deutschen Staaten haben durch Bemühung und Ausdauer Thierschutzvereine zu Stande gebracht. Ehre jenen braven und festen Männern, die dem Witz und Spott während ihrer langen und anstrengenden Arbeit zu trotzen wußten, um den armen und hülflosen Thieren zu Hülfe zu kommen, denen die Natur keine Sprache gab, um sich über ihre Henker zu beschweren! — Der Gedanke des Ausschusses war, die Gesetze anderer Völker zu prüfen und sie mit Geist und Sitten unseres Landes in Uebereinstimmung zu bringen; frei von jeder falschen Nationaleigenliebe, sagte der Ausschuß mit einem unserer berühmtesten Rechtsgelehrten, das Wahre und das Nützliche gehöre zu den Gütern, die der Mensch überall suchen und sich aneignen muß. Es ist der Nationalversammlung würdig, den der Moral eben so sehr als unseren materiellen Interessen nachtheiligen Mißbräuchen ein Ziel zu setzen. Den Mißhandlungen der Thiere vorbeugen, heißt arbeiten für die moralische Verbesserung der Menschen und für die physische der Thiere; Mitleid und Milde gegen sie führen mehr, als man glaubt, zur Humanität; denn der gegen die Thiere harte und grausame Mensch wird es gegen alle seiner Macht oder seinem Schutze anvertrauten Wesen seyn. — Das Gesetz, indem es die Acte der Barbarei seltener macht, wird die Sitten verbessern und allmälig die empörenden Auftritte beseitigen, die den Menschen mit dem Anblicke des Blutes vertraut machen und in das Herz des Kindes die grausamen Gewohnheiten pflanzen, die später auf sein Schicksal Einfluß ausüben. Alles verknüpft sich in unserer biegsamen Natur; der Mensch, der in seiner Kindheit an Mißhandlung der Thiere Vergnügen findet, bereitet sich leicht dazu vor, ein grober Verbrecher zu werden. Die Geschichte aller Zeiten liefert uns hiefür zahlreiche Beweise. — Ein höchst verdienstvoller Mann, Dr. Perner, gründete im Jahre 1841 den größten Verein dieser Art auf dem Continent. Der edle Prinz Eduard von Sachsen-Altenburg übernahm die Vorstandschaft. Dieser Verein, bewundernswürdig gut geleitet, dient als Vorbild den zahlreichen Associationen dieser Art, die sich im Norden von Europa und später auch in der Havanna und Philadelphia organisirten." — Möchte nur auch die deutsche Gesetzgebung bald nachfolgen!

Miscelle.

München. Die Bavaria, deren jedes einzelne Stück dieser Tage durch 16 Pferde aus der Erzgießerei nach dem Sendlinger Berg gezogen und auf Walzen durch Menschenhände vorwärts geschoben wird, ist wirklich eine staunenerregende Schöpfung. Da ist der Herkules auf der Wilhelmshöhe bei Kassel nur ein Zwerglein dagegen. Jede Zehe ist so groß wie ein tüchtiges Butterfaß, sagt die „Volksbötin", in ihrem Kopfe könnten zwei Paare bequem einen Polka tanzen und in ihrer Nase ein Musikant bequem aufspielen. Der Stoff ihres faltenreichen Gewandes, das bis an die Knöchel niederwallt ist 6 Finger dick von Metall, und im Umfang wohl ein Paar Hun-

Digitized by Google

dert Ellen breit; darüber trägt sie als Shawl eine Bärenhaut. Der Siegeskranz, den sie in der Hand hält, ist hundert Centner schwer. Trotz ihrer ungeheuren Größe zeigt das Antlitz schönstes Ebenenmaß, der Ausdruck desselben ist anmuthig und erhaben. Der Löwe neben ihr, mit halbgeöffnetem Rachen, könnte die ganze bayerische Staatsschuld bequem verschlingen. — Der Schöpfer dieses Erwunders ist Schwanthaler. (B. Z.)

Neuestes aus Frankreich.

Paris, 7. Juli. Auf morgen den 8. Juli ist die Berathung des Preß-Gesetzes auf die Tagesordnung gesetzt. Der Abgeordnete Savoye hat dem Gesetzentwurf folgenden Antrag entgegengestellt: „Das Dekret vom 9. August 1848 und der Artikel 8 des Gesetzes vom 27. Juli 1849 sind aufgehoben. Mit dem 1. August hören die Cautionen der Zeitungen auf.“ Durch den Entwurf der Regierung werden bekanntlich die Cautionen bedeutend erhöht.

Paris, 7. Juli. Das „Journal des Debats“ berichtet über ein beabsichtigtes Mord-Attentat eines 17jährigen Buchdruckerlehrlings, Namens Walker, auf den Präsidenten der Republik. Gestern Nachmittags um 2 Uhr sahen die Aufsichtsagenten am Elisée diesen Walker mit verstörter Miene dort hin und her gehen; als gleich darauf ein Wagen, worin Oberst Vaudrey und andere Personen saßen, aus dem Hofe des Elisée fuhr, näherte sich Walker eiligst und suchte die darin befindlichen Personen zu erkennen, wobei er mit der Rechten eine rasche Bewegung unter seinen Oberrock machte, als ob er nach einer Waffe greife. Sobald er die Person im Wagen sich betrachtet hatte, trat er zurück; sofort aber näherte sich ihm ein Polizei-Agent, um ihn zu befragen und festzunehmen. Walker kam ihm aber mit der Frage, ob er Agent sey, zuvor und erklärte ihm auf sein Bejahen ohne Zögern und ganz kaltblütig, daß er gekommen sey, um den Präsidenten der Republik zu tödten. Er ward verhaftet und nach dem Bureau des Polizei-Commissärs der Präsidentschaft gebracht, wo man bei der Durchsuchung ein geladenes Pistol bei ihm fand. Im Verhör gab er an, daß er den Plan, Louis Napoleon zu ermorden, schon lange gefaßt habe. Er versichere, keinen Mitschuldigen zu haben, auch habe er nie gegen Jemanden etwas über sein Vorhaben geäußert. Ueber die Beweggründe des letzteren befragt, sagte er, Verschwendung und Unglück, das ihn verfolge, hätten ihn zu dem Verbrechen gedrängt, dessen Verübung, seit lange beabsichtigt, zur fixen Idee bei ihm geworden sey, die ihn selbst im Traume verfolgt habe. Das Schicksal scheine jedoch den Präsidenten schützen zu wollen. Zwei Wagen, äußerte er, kamen heute aus dem Elisée; keiner derselben enthielt die Person, auf welche er wartete. Da glaubte er sich vom Schicksal befiegt; er dachte, es sey dem Präsidenten der Republik nicht bestimmt, durch Mord zu sterben, und er übergab sich dem Agenten, um der ihn plagenden Gedanken los zu werden. Als der erste Wagen herausfuhr, hatte er schon unter dem Oberrock sein Pistol gespannt. Walker setzte hinzu, daß er häufig die socialistischen Clubbs und politischen Versammlungen besuchte. Seine Familie steht im besten Rufe; Haussuchungen in seiner Wohnung haben nichts ergeben. Schon lange war Walker als Tangenichts bekannt; er hatte schlechten Umgang und beging Ausschweifungen, die ihn halb verrückt gemacht zu haben scheinen. Am 12. Februar ward er vom Zuchtpolizeigerichte zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt, weil er mit einem geladenen Doppelpistol auf dem Boulevard Montmartre den Vorübergehenden nachlief und sie bedrohte. Er leistete damals den ihn verhaftenden Polizei-Agenten heftigen Widerstand. Heute Morgen verhörte ihn der Polizei-Präfect, dem er ebenfalls ganz kaltblütig antwortete, und nach diesem der Prokurator der Republik, dem er übergeben wurde. Beiden schien er nicht den vollen Gebrauch seiner Vernunft zu besitzen, und ein Arzt ist jetzt beauftragt, seinen geistigen Zustand zu untersuchen und darüber zu berichten.

— Die „Gazette des Tribunaux“ enthält ebenfalls einen längern Artikel, nach welchem Walker auf den Polizei-Agenten, der ihm den Weg vertreten wollte, zuging und zu ihm sagte: „Sie sind hier auf Posten, nicht wahr? Gut, arretiren Sie mich! Das ist schon das zweite Mal, daß ich meine Sache verfehle. Es muß einmal ein Ende werden. Ich war hierher gekommen, um den Präsidenten zu ermorden; ich warte seit 12 Uhr; das Schicksal will offenbar nicht, daß mein Plan in Erfüllung gehe, denn als eben ein erster Wagen herauskam, hatte ich mein Pistol gespannt, ich wollte abfeuern, als ich bemerkte daß es eine andere Person war, die sich darin befand.“ Diese Worte wurden mit einer kurzen abgebrochenen Stimme geprochen die eine außerordentliche Aufregung offenbarte. Im Verhör äußerte er in Betreff seiner politischen Meinungen, daß er, obschon erst 17 Jahre alt, nach den Februar-Ereignissen einer der eifrigsten Besucher der Clubbs von Blanqui, Barbès, Vilain gewesen sey. Seitdem habe er fortgefahren die exaltirtesten Blätter zu lesen. Er behauptet übrigens, Niemand sein Vorhaben mitgetheilt zu haben, was auch durch die Arbeiter der Briere'schen Buchdruckerei bestätigt wird, wo er arbeitete und wo man bemerkte, daß er, obwohl zum Oefteren ausbleibend und folglich an den Lohntagen gewöhnlich nur sehr unbedeutende Summen erhaltend, dennoch immer viel Geld hatte, und unerklärliche Ausgaben machte.

— Ueber die Entbindung der Königin von Spanien hat die Regierung bis heute Mittags noch keine telegraphische Depesche erhalten, obschon an der kleinen Börse das Gerücht lief. An der hiesigen Börse sind in Erwartung dieses Ereignisses fabelhafte Summen in spanischen Papieren engagirt. Die glückliche oder unglückliche Niederkunft der Königin wird mehr als einen Spekulanten arm oder reich machen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 56. Kaiserslautern, Samstag, 13. Juli. **1850.**

Görgey und die Waffenstreckung bei Vilagos.

Von Daniel Irányi.

(Fortsetzung.)

Während Kossuths Anwesenheit in Debreczin besuchte ich ihn und hatte mit ihm eine Unterredung unter vier Augen. Ich befragte ihn wegen seiner famosen Proclamation von Waitzen, wegen seiner Meinung über die Regierungsform, so auch wegen seines nunmehrigen Verhältnisses zu Vetter, auf welche Frage er mir beiläufig folgendermaßen geantwortet hat: Seine Proclamation von Waitzen wäre von den damaligen Umständen geboten worden; er hielte keine großen Stücke auf die Form der Regierung, und halte auf Ungarn die Republik nicht anwendbar; endlich, er stände mit Vetter in guter Beziehung. Ich glaube durch die Bekanntmachung dieses Gespräches, obwohl es unter vier Augen vorgefallen, da es keine Aeußerung enthält, die ihm in der öffentlichen Meinung schaden könnte, selbst gegen die strengsten Anforderungen der Loyalität keinen Verstoß zu begehen. Aufrichtig gestanden, hatte ich jene Unterredung mit Görgey deßhalb gewünscht, um, falls er meine Einwendungen und Besorgnisse heben sollte, zu suchen, solche hinwieder bei der Regierung und im Parlamente, so viel in meinen geringen Kräften lag, zu zerstreuen. Ich verließ ihn aber nicht beruhigt; ja, ich besuchte Kossuth, und ohne mein Gespräch mit Görgey ihm mitzutheilen, rieth ich ihm, da er ohnedies ins Lager zu gehen wünschte, daselbst so lange als möglich zu verweilen.

Vetter übernahm zwar das Obercommando, aber nur um daßselbe einer wirklichen oder vorgeschützten Krankheit halber an Görgey stillschweigend abzutreten. Dieser rückte nunmehr mit der concentrirten Heeresmacht vorwärts, lieferte glänzende Schlachten bei Hatvan, Bicske, Isaszeg, Waitzen*), Sarlo**) und Komorn, entsetzte die Festung und rückte bis Raab vorwärts. Dieß geschah Ende April's 1849.

*) Der Ruhm dieser That gebührt insbesondere dem löwenmuthigen Damjanics.

**) Görgey war nicht auf dem Wahlplatze zugegen, Damjanics und Klapka waren die Helden des Tages.

Indessen hatte der Reichstag am 14. April die Entthronung des Hauses Habsburg-Lothringen decretirt, ohne jedoch über die künftige Form der Staatsregierung zu entscheiden. Die Republik ist also weder damals noch später proclamirt worden. Die Armee, die ganze Nation nahm diesen Beschluß mit Jubel auf; nicht so Görgey. Da ich mir vorgenommen, die Hauptmomente der Thätigkeit unseres Reichstages in einer besonderen Abhandlung zu beleuchten, so will ich hier über die Politik, welcher dieser Beschluß entflossen, keine Meinung abgeben; es genügt hierorts die Anführung der Thatsache, daß Görgey hierüber seine Mißbilligung geäußert, ja, solche seiner Umgebung mitzutheilen bemüht war; was ihn jedoch keineswegs abhielt, seibst nach dem später vorgelegten Programm des neuen Minister-Präsidenten Szemere, worin eine revolutionär-demokratisch-republikanische Tendenz deutlich ausgesprochen war, nicht nur das Obercommando weiter zu behalten, sondern sogar das Portefeuille des Kriegsministeriums zugleich anzunehmen. So wurde er Feldherr und Kriegsminister, Kopf und Arm zugleich, Gebieter und Vollzieher in Einer Person. Mancher mag Kossuth auf die Unstatthaftigkeit, auf das Gefährliche dieser Einigung der Gewalten aufmerksam gemacht haben, ich that es auch, doch er schien nunmehr allen Argwohn aufgegeben zu haben. Und so wuchs denn Görgey zu einer Größe heran, die er nicht ertragen konnte; so wurde er von demselben groß gezogen, dem er es später gar übel vergalt.

Nach den entscheidenden Schlachten bei Sarlo und Komorn hätte unsere Armee der österreichischen auf dem Fuße folgen und die Hauptstadt Oesterreichs nehmen sollen. Die österreichische Armee war in Folge der vielen Niederlagen so entmuthigt, demoralisirt, ja, nach der letzten so zerstreut und aus der Fassung gebracht, daß sie der ungarischen Tricolore den Einzug in Wien gewiß nicht gewehrt haben würde. Was dann in Oesterreich, was in dem übrigen Europa sich ereignet hätte, was aus Ungarn geworden wäre, das können nur die Götter wissen; gewiß ist und bleibt es jedoch, daß sich das siegreiche Ungarn in

Digitized by Google

Oesterreichs Haupt- und Residenzstadt hätte zeigen und geltend machen müssen. Und was that Görgey, der Sieger bei Komorn? Er ließ in Raab ein Observationscorps unter Pöltenberg zurück, selbst aber rückte er mit drei anderen Armeecorps gegen Ofen, um diese Festung zu nehmen. Hat er hierzu Befehl von der Regierung erhalten, oder aber hat er es aus eigenen Stücken gethan? Diesen Punkt kann ich bis heute nicht entscheiden. Damaliger Regierungs-Commissär von Buda-Pest, stellte ich an ihn dieselbe Frage, worauf er mir zur Antwort gab, er hätte wirklich den Befehl, die Festung Ofen zu nehmen; die Regierung lege wegen des zu erwartenden Eindrucks, welchen die Wiederbesitznahme der Hauptstadt Ungarns auf die europäische Diplomatie hervorbringen müßte, großes Gewicht auf Eroberung der Festung. Welch folgenschwere Täuschung! Wohl mußte diese Nachricht, wie überhaupt jede Siegesbotschaft, ihre Wirkung hervorbringen: was aber auf die Diplomatie entscheidenden Eindruck gemacht haben würde, das war das Eintrücken der ungarischen Armee in Wien. In einer angeblichen Denkschrift Kossuth's von Schumla soll hierüber Folgendes enthalten seyn: Görgey habe den Befehl erhalten, die Festung Ofen durch das in Pesth stationirte Aulich'sche Corps zu erniren und zu belagern, selber aber ohne Verzug den Feind zu verfolgen und gegen Wien vorzurücken. Sey dem, wie immer es wolle, es wirft sich jedem Nachdenkenden die Frage gleichsam von selbst auf: Hatte wohl Görgey, als Oberfeldherr und Kriegsminister, die Regierung auf die Nachtheile aufmerksam gemacht, welche aus einer Belagerung Ofens nothwendig entspringen müßten, um so mehr, da man ja schon zu jener Zeit von der Annäherung der russischen Interventionstruppen hörte? Ferner: warum hatte Görgey, wenn er diese Maßregel für verderblich hielt, er, der so oft die Verordnungen der Regierung beseitigt hat, in diesem Falle sich so willfährig gezeigt? Demjenigen, welcher mehrmal Ungehorsam an den Tag gelegt, kann selbst der Gehorsam übel ausgelegt werden. Es kommt eben Alles auf den guten oder bösen Erfolg seiner Handlungen an.

Nach verzweifelter Gegenwehr fiel endlich die Festung in unsere Hände; aber wir haben beinahe zwei Monate, eine unwiederbringliche Zeit verloren. Was zu dieser Verzögerung nicht wenig beigetragen, ist, daß Görgey ohne Belagerungsgeschütz vor Ofen erschien und solches erst später von Komorn herbeischaffen ließ. Er hoffte nämlich — wenigstens hat er diesen Grund vorgebracht —, die Festung werde sich beim Heranrücken der ungarischen Armee sofort ergeben, wie ihm seine Spione gemeldet haben sollen. Der Erfolg hat gezeigt, daß diese Meldung alles Grundes entbehrte. In jedem Falle war es eines erfahrenen Generals unwürdige Versäumung, das Belagerungsgeschütz nicht mit sich zu bringen, da es für den Fall des Widerstandes unentbehrlich, für jenen der freiwilligen Oeffnung der Thore höchstens überflüssig gewesen seyn würde. Leute, welche streng richten, suchen hierin eine absichtliche, verrätherische Versäumniß; jedenfalls ist es eine unverzeihliche, verhängnißvolle gewesen.

Hierauf rückte Görgey gegen die österreichische Armee unter Haynau, der sich bereits ein russisches Corps unter Paniutine beigesellt hatte, schlug den Feind zu wiederholten Malen bei und oberhalb Komorn, ohne jedoch weiter vordringen zu können.

Mittlerweile war auch die russische Hauptmacht unter Paskiewitsch im nördlichen Theile Ungarns, und ein starkes Corps in Siebenbürgen eingedrungen. Die geringen Streitkräfte, welche der nördlichen Invasion gegenüber standen, waren genöthigt, sich fortwährend gegen Pesth zurück zu ziehen. In dieser äußerst bedrohten Lage faßte die Regierung und beziehungsweise der Kriegsrath den Plan, beide Armeen unter Pesth schleunigst zu concentriren und sich sofort zuerst auf die eine, dann auf die andere feindliche Armee zu werfen. In diesem Sinne erging nun der Befehl an Görgey, in aller Eile gegen Pesth zu ziehen; allein dieser fügte sich abermals nicht, sondern setzte seine fruchtlosen Operationen um Komorn herum fort. Ich fühle mich nicht competent, über die vorgeschlagene strategische Combination des Kriegsrathes eine Meinung abzugeben, doch schien sie das einzige Rettungsmittel, und Görgey soll später, leider zu spät, in einem Schreiben an Kossuth die Richtigkeit derselben eingestanden und sie zu ergreifen versprochen haben. Die Weigerung Görgey's veranlaßte endlich die Regierung, ihn von seinem Posten abzuberufen und zur Leitung des Kriegsministeriums einzuladen. Allein dieser Beschluß blieb unausgeführt, und Meszaros, welcher sammt Dembinski Görgey remplaciren sollte, kehrte, ohne ins Lager gelangt zu seyn, unverrichteter Sache zurück. Paskiewitsch drang immer mehr und mehr vorwärts, in Folge dessen die Regierung sowohl, als der Reichstag Pesth abermals zu verlassen und nach Szegedin zu ziehen genöthigt war. Das Portefeuille des Kriegsministeriums erhielt General Aulich. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Gefahr, welche dem unglücklichen Dorfe Felsberg droht, rückt mit bedenklichem Schritt täglich näher. Letzten Samstag fand eine sehr bedeutende Ab-

Digitized by Google

lösung statt, die selbst von den bisher gleichgültig Gebliebenen als Vorbote eines nahen Sturzes von weit größerem Umfange betrachtet wird. Nachmittags ungefähr um 2½ Uhr hörte man in Chur zuerst ein dumpfes Dröhnen vom Calanda her, dann wirbelten ob Felsberg Staubwolken hoch auf, und endlich sah und hörte man die losgerissenen Massen mit donnerähnlichem Getöse in die Tiefe stürzen. Das Dorf blieb jedoch verschont, nur ein großer Stein flog in eine Scheune, ohne größere Beschädigung anzurichten. Die übrigen Felsstücke, von denen eines 18—20,000 Kubikfuß mißt, verloren sich in den umliegenden Wiesen und Kartoffeläckern, welche letztere nicht geringen Schaden erlitten. Ein Glück für die Bewohner von Felsberg war es, daß dieser Sturz bei Tage und nicht in der Nacht erfolgte, der Schrecken und die Verwirrung hätten schlimme Folgen haben können. Das Bedenkliche dieser letzten Ablösung liegt in der Art und Weise, wie dieselbe erfolgte, bei allen früheren überstürzten sich die Massen von oben, nachdem vorangehend eine Lostrennung vom Mutterfelsen eingetreten war. Der letzte Sturz dagegen erfolgte unmittelbar vom Fuße des Ludwigskopfes, so daß nun unbezweifelt ist, daß die ganze Masse mit der Unterlage selbst im Weichen begriffen ist. Nach einer neuerlich wieder vorgenommenen Beschtigung durch obrigkeitliche Personen hat sich die Hauptkluft beim Ludwigskopf seit 10 Tagen um 7 bis 10 Linien erweitert. Seit dem Frühling hat sich die Weichung verdoppelt, indem dieselbe früher wöchentlich 2½, dermalen aber durchschnittlich 5 Linien betrug. Die Bewohner Felsbergs sind nun selbst aus ihrer Gleichgültigkeit erwacht; wer fliehen kann, flieht.

Oeffentliche Schulen sind in dem Königreiche beider Sicilien eine gar nicht oder kaum gekannte Einrichtung und Neapel mit seinen 400,000 Seelen besitzt nicht mehr städtische Schulen, als es Stadtviertel hat, und selbst diese acht Schulen werden nur von wenigen Kindern besucht. Der Geistliche ist zufrieden wenn die Kinder die liturgischen Responsorien auswendig können. Was im Neapolitanischen Schule heißt, erfuhr ich auf der Insel Procida. Unter der Thüre eines bescheidenen Hauses saß ein ehrenwerthes Mitglied des Schusterhandwerks, den Pfriemen und einen defecten Stiefel in der Hand. Ihm gegenüber auf der andern Seite der schmalen Gasse hatten an einer Gartenmauer entlang Knaben von 6 bis 8 Jahren auf einem Balken Platz genommen und gaben in musterhafter Ordnung die Antworten auf die Fragen, welche der Schuhflicker, hier die Stelle des Pfarrers vertretend, ihnen vorlegte. Man kann von Glück sagen, wenn ein einziger dieser Jungen auch noch einen andern Schulunterricht erhält, und doch lugten unter dem griechischen Fes, womit die Köpfe der meisten bedeckt waren, so kluge Augen hervor, daß ich wetten wollte, ein deutscher Schullehrer, auch wenn er nur preußischer Unteroffizier gewesen, hätte nicht einmal ein Jahr nöthig, um all diese Bürschchen lesen und schreiben zu lehren.

Es ist bekannt, daß im niederländischen Strafgesetzbuche unter den Strafen auch eine sich befindet, welche „das Schwingen des Schwertes“ heißt, und die darin besteht, daß der Verurtheilte auf das Schaffot geführt wird, dort mit verbundenen Augen niederknieen muß, gleich als sollte er enthauptet werden, und daß dann der Scharfrichter mehrmals über dem Haupte des Verurtheilten das Richtschwert schwingt. Diese Strafe wurde erst neulich wieder angewendet, hatte aber leider ein Unglück zur Folge. Der Scharfrichter ließ sich nämlich bei dieser Gelegenheit durch seinen 22jährigen Sohn vertreten. Der junge Mann hatte seinen Platz hinter dem Verurtheilten genommen, und der Scharfrichter stand hinter seinem Sohne. Der junge Scharfrichter erhob das Schwert, und schwang es 10 bis 12mal über dem Verurtheilten, aber indem er es wieder zu sich nehmen wollte, hatte er das Unglück, den untern Theil des Kopfes seines Vaters zu treffen und ihm eine tödtliche Wunde zu versetzen. Der junge Mann wurde sogleich verhaftet. Er gibt an, daß sein Arm, durch das Schwingen des sehr schweren Schwertes ermüdet, dieses auf den Kopf seines Vaters sinken ließ. Niemand zweifelt an der Wahrheit dieser Angabe, denn der Sohn des Scharfrichters genoß bis dahin des besten Rufes.

Man hat so viele merkwürdige Geschichten von Hunden erzählt, seit dem Hund Aubry's von Montdidier, welcher im Duell den Ritter Macaire besiegte, bis zum Hund Emile, der vor ungefähr sechs Jahren im Circus der Pyrenäen Furore machte; noch niemand aber gedachte Cabot's, des Hundes, der im circus national zu Paris den Löschmannschaften beigesellt ist. Cabot legt sich während der Vorstellung ruhig in eine Ecke, aber sobald der Vorhang fällt, steht er auf und macht die Runde durch das Haus, um eine genaue und sorgsame Inspection vorzunehmen. Vor einigen Tagen hält er auf seinem Marsche vor der Loge der Tänzerinnen an, die jungen Damen hatten im Zwischenact eine Cigarre geraucht, einige Funken waren niedergefallen und hatten einigen Flitterkram entzündet. Cabot begreift sogleich die Gefahr, er läuft zu den Löschmannschaften, packt einen derselben bei dem Beinkleid und bellt so lange und so heftig, daß man ihm endlich folgt und noch früh genug kommt, um des Feuers Herr zu werden.

Boileau erzählt von dem durch seine Satiren bekannten Chevalier de Lignière; die einzige religiöse Handlung, die er je ausgeübt habe, sey gewesen, daß er ein ganzes Becken Weihwasser ausgedrunken, worein seine Geliebte den Finger getaucht habe.

Schlichte Reime.

Charybdis hier und Scylla*) dort,
Die straffen Segel sturmgeschwellt,
Und, ach! kein Kunkiger an Bord,
Der festen Muths das Steuer hält?

*) Eine gefährliche Klippe bei Messina im mittelländischen Meere, dem gefährlichen Schlunde oder Meerstrudel Charybdis gegenüber.

Digitized by Google

Wie folgt mit Lust am Strande fern
Der Feind den Schwankungen des Schiffs!
Wie sah' er's überspradelt gern
Vom Wogengischt des Felsenriffs,

Und, weh! es hegt im eignen Schooß
Verstocktheit, Treubruch und Verrath;
Die rudern auf die Klippen los,
Wo's der ersehnten Küste naht;

Vom Sturm, der Meer und Himmel trübt,
Vom Stranden hoffen sie ihr Heil;
Denn wenn der Fremde Strandrecht übt,
Ist ihnen sicher ja ihr Theil.

Charybdis hier und Scylla dort,
Die straffen Segel sturmgeschwellt,
Und, ach! kein Kundiger an Bord,
Der festen Muths das Steuer hält!

Neuestes aus Frankreich.

Paris, 10. Juli. Sitzung vom 9. Juli. Die heutige Sitzung begann mit einer Protestation der Linken gegen die Angriffe, welche gestern gegen die Jury und gegen die Republik von Seite des Justizministers gefallen waren. Es wurde nochmals verlangt, daß der Minister zur Ordnung gerufen werde. Jede Verhandlung hierüber wurde aber durch den stürmischen Ruf der Rechten nach der Tagesordnung beseitigt. Endlich gelangt man zur weitern Berathung des Preßgesetzes. Noch mitten im Tumulte war gestern der Schluß der allgemeinen Discussion beschlossen worden, und so begann heute die spezielle Berathung. Zuerst ergriff Victor Hugo unter allgemeiner Aufmerksamkeit das Wort gegen den Artikel 1 des Gesetzes. Seine Rede war, wie gewöhnlich, glänzend, und erndtete den lebhaftesten Beifall. Mir werden darauf zurückkommen. Sodann ward über den Verbesserungsantrag des Herrn Savoye, den wir bereits angeführt haben, abgestimmt; er wurde mit 438 gegen 197 Stimmen verworfen. Nach dem Commissionsentwurf selbst sollen alle Zeitungen oder periodische Schriften, die mehr als 3mal wöchentlich erscheinen, in den Departementen der Seine, der Seine-et-Oise, Seine-et-Marne und des Rhön, einer Caution von 21,000 Francs, außerdem einer solchen von 18,000 unterliegen. In den Departements mit Städten von 50,000 und mehr Seelen beträgt die Caution 6000 Francs und resp. die Hälfte. In den übrigen 3600 Francs, und beziehungsweise die Hälfte. Nachdem noch mehrere Verbesserungsanträge abgelehnt worden waren, wird der § 1 des Art. 1, und ebenso die § 2 bis 4 angenommen. Als der Justizminister Rouher nun gegen ein neues Amendement das Wort ergreifen wollte, ließ ihn das Geschrei der Linken: Zur Ordnung! Zur Ordnung! lange nicht zum Wort kommen. Auch der Präsident vermag nur schwer dem Scandal zu steuern, bis endlich Herr Rouher doch einige Worte sprechen konnte. Ein Amendement, das die Cautionssumme in den Städten von 50,000 Seelen etwas ermäßigt, eignet sich die Commission an, und es wird an diese zurückverwiesen. (Sch. d. S.)

Paris, 9. Juli. Der gestrige Sturm in der Nationalversammlung hat dem Ministerium neuen Muth eingeflößt. Es hatte sich nämlich schon zu mehreren Concessionen verstanden gehabt und die Commission war in dieser Beziehung mit der Regierung einverstanden. Seit gestern hat Baroche frischen Muth geschöpft; denn er dachte mit Recht, daß ein Theil der Rechten einen etwünschten Vorwand in dem heftigen Benehmen der Linken sehe, um von seiner Opposition gegen das Preßgesetz zurückzukommen. Im heutigen Ministerrathe wurde diese Ansicht auch geltend gemacht und einstimmig beschlossen, kein Haar breit nachzugeben. Bezeichnend ist, daß Ludwig Bonaparte, welcher den Vorsitz führte, dem Justizminister sehr freundlich zulächelte und ihm die Hand drückte. Herr Dupin hat versprochen, lieber die Sitzung neuerdings aufzuheben, ehe er darein willige, der Linken zu willfahren, auch die Protestation der Linken, welche in ihrer gestrigen Plenarberathung beschlossen wurde, zurückzuweisen. Herr Dupin sagte zu einem Mitgliede der Linken: Ich habe Ihre Entlassung ganz ernst genommen und der Quästur den Auftrag gegeben, von heute an keine Diäten mehr für Ihre Freunde auszuzahlen.

Paris, 9. Juli. Vor Abgang der Post erfahre ich, daß gestern, nach dem Sturme in der Kammer, ein sehr lebhafter Wortwechsel zwischen General Charras und dem Justizminister Rouher stattgefunden, in welchem der Erstere den Letzteren der Art verletzt haben soll, das ein Duell nicht leicht vermeidlich wäre. Der Minister hat in der That zwei seiner Freunde zum General geschickt und Genugthuung verlangt. Da man daran zweifelt, daß Charras zu einer befriedigenden Erklärung sich verstehe, so glaubt man, daß sie noch heute oder morgen sich schlagen werden. Sonderbar wäre es in der That, wenn in dem Augenblicke, wo die Gesetzgebung das Duell als Verbrechen verpönen will, der Chef der Justiz ein solches Verbrechen beginge. — Man versichert ziemlich allgemein, Girardin werde seine Entlassung einreichen. Hätte er unter dem neuen Wahlgesetz Aussicht, wieder gewählt zu werden, so wäre er allerdings Charlatan genug dazu, um der Linken den Streich zu spielen, welchen er der Opposition unter der Monarchie kurze Zeit vor ihrem Sturze gespielt hat. Allein diese Wahrscheinlichkeit ist nicht vorhanden, und so wird Girardin so wenig als die Linke in Masse austreten, in deren Namen er gestern mit dem Austritt gedroht hat.

Louis Napoleon soll gestern Vormittags in seinem Cabinet eine lange Conferenz mit dem Berichterstattter über das Preßgesetz gehalten haben.

Die Prellereien des Somnambulismus haben dergestalt in Paris zugenommen, daß die Polizei mehrere Somnambulisten und die ihnen assistirenden Aerzte hat verhaften lassen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 57. Kaiserslautern, Donnerstag, 18. Juli. **1850.**

Görgey und die Waffenstreckung bei Vilagos.

Von Daniel Irányi.

(Fortsetzung.)

Eine Niederlage bei Komorn veranlaßte Görgey zum Rückzuge. Diesen bewerkstelligte er über Waitzen, Miskolcz nach Groß-Wardein. Von Waitzen an von den Russen beunruhigt und verfolgt, wies er deren Angriffe nachdrücklich zurück. Es gefiel ihm aber, der Regierung neuerdings Trotz zu bieten, und nicht nur von seinen Bewegungen, selbst von den durch Paskiewitsch begonnenen Verhandlungen unterließ er, dieselbe in Kenntniß zu setzen. Die Minister Szemere und Batthyani begaben sich in das Görgey'sche Lager, ohne jedoch genauen Aufschluß zu erhalten. Es ist wahr, Paskiewitsch wollte mit der nicht anerkannten revolutionären Regierung in keine Berührung kommen; war es aber darum wenige Pflicht Görgey's, seine eigene Regierung von den Verhandlungen zu unterrichten und sich bei derselben Instructionen einzuholen?

Es wird Görgey unter anderen der Vorwurf gemacht, das bekanntermaßen ganz republikanisch gesinnte Corps des an Kossuth mehr als an ihm hangenden Generals Nagy Sandor absichtlich der Aufreibung Preis gegeben zu haben. Beim Vorrücken stets als Avantgarde, beim Rückzuge aber als Arrieregarde verwendet, wurde es bei Debreczin von der russischen Hauptmacht überfallen, und Görgey, obwohl nur eine Meile weit entfernt, soll an die Bedrängten nicht nur keinen Succurs, sondern nicht einmal einen Adjutanten, um Erkundigung einzuholen, abgeschickt, ja, vielmehr während der heftigsten Kanonade sein Diner ruhig fortgesetzt und gleichgültig ausgerufen haben: „Jetzt wird Nagy Sandor tüchtig gewichst!" Ob aber und in wie fern diese Beschuldigung einer absichtlichen Aufopferung dieses Armee-Corps begründet sey oder nicht, das lasse ich dahin gestellt seyn. Vielleicht lag solche Absicht im Sinne Görgey's nicht; ja, ich will sogar zugeben, daß, wenn Görgey in Bezug auf manche übrige Beschuldigungen mit vielleicht bisher unbekannten Gegenbeweisen und glaubwürdiger Auseinanderlegung seiner Beweggründe selbst antworten wird, die Welt so Manches in einem andern Lichte erblicken, manche Anklagen verschwinden, manche von ihrem Gewichte verlieren werden. Daß es ihm aber jemals gelingen sollte, die Hauptmomente der Beschuldigungen zu widerlegen, sein Benehmen und seine Handlungen vor dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung ganz zu rechtfertigen, das ist, meiner Ansicht nach, nicht möglich. Wenn die Motive seiner Handlungen nicht wirklich so unlauter, so verwerflich gewesen sind, als sie uns heut zu Tage erscheinen, dann kann auch die Welt ihr Urtheil über ihn mildern, aber lossprechen wird sie ihn nimmer.

Nach der Niederlage Nagy Sandor's verweilte Görgey mehrere Tage in Groß-Wardein. Vergebens mahnte ihn die Regierung, eiligst gegen Arad zu marschiren, um sich mit Dembinski zu vereinigen, und als er endlich kam, war diese Armee unter der Anführung des neuernannten Oberfeldherrn Bem Tages vorher bei Temesvar geschlagen worden und die Vereinigung auf diesem Punkte nicht mehr auszuführen. Da legten Kossuth und die Minister ihr Amt nieder und ernannten Görgey zum Dictator. Was er als solcher gethan, wozu er seine Vollmacht benutzt, habe ich schon oben erzählt. Er streckte unbedingt die Waffen, ja, er lud zu ähnlicher That auch die übrigen, von ihm unabhängigen Truppenkörper ein.

War die Streckung der Waffen eine Nothwendigkeit, und, wo nicht, was mag Görgey dazu bewogen haben? Wäre sonst noch ein Sieg unserer Waffen zu erwarten gewesen? Diese Fragen kommen eben so häufig vor, als von dem tragischen Ende unseres Freiheitskampfes die Rede ist.

Als Görgey in Arad angekommen, war, wie ich schon bemerkt habe, Bem unter Temesvar bereits geschlagen. Der Versuch, die Vereinigung zu bewerkstelligen, mißglückte dann, und Nagy Sandor ward gezwungen, nach einem Treffen bei Dreispitz sich zurück zu ziehen und das Vorhaben aufzugeben. Doch unterliegt es nicht dem mindesten Zweifel, daß über Radna und Lippa die Vereinigung unangefochten hätte ausgeführt werden können. Görgey selbst ge-

Digitized by Google

steht in seinem Briefe an den russischen General Rüdiger, daß ihm der Weg nach Siebenbürgen noch offen stand, und dies wäre eigentlich der zweite Ausweg gewesen, mit dem Unterschiede, daß er auf diesem die Vereinigung mit Bem nicht im Auge gehabt und nicht bezweckt haben könnte. Diese Vereinigung mag ihm deßhalb nicht wünschenswerth vorgekommen seyn, weil er nach derselben das Obercommando an den neuernannten Oberbefehlshaber Bem hätte übergeben müssen. Nun aber hatte er diese Ernennung mit dem größten Unwillen aufgenommen, diese in dem vorerwähnten Briefe an Rüdiger das Ergebniß der Eifersucht Kossuth's gegen ihn genannt, ja, zum Beweise seiner Anklage zu einer offenbaren Unwahrheit seine Zuflucht genommen. Denn eine offenbare Unwahrheit ist es, wenn Görgey behauptet, der Reichstag habe ihn zum Obergeneral gewünscht, und Kossuth hierauf eine ausweichende Antwort gegeben. Allerdings hat ein Theil der Volksvertreter seine Ernennung zur Sprache gebracht und verlangt, ein anderer aber hat sich derselben widersetzt, und zur Abstimmung ist der Antrag nicht gekommen. Kossuth aber hat gar keine, mithin auch keine ausweichende Antwort ertheilt, denn er war gar nicht gegenwärtig.

Also Görgey hat von Arad noch zwei Ausswege gehabt — dennoch marschirte er nach Vilagos, um sich einschließen zu lassen. Einmal in Vilagos angelangt und vorn von den Russen, im Rücken von den Oesterreichern eingeengt, war nur entweder ein verzweifelter Kampf oder die Waffenstreckung mehr möglich. Ein verzweifelter Kampf, sage ich; denn an einen siegreichen war in dieser Lage nicht mehr zu denken. Und hätte sich auch ein anderer General an die Spitze der kampflustigen Armee gestellt, sie würde die feindlichen Reihen furchtbar gelichtet, gesiegt aber würde sie nicht haben. Die Welt würde die heldenmüthige Aufopferung bewundert, der ruhig denkende Patriot über das unfruchtbare Opfer so vieler Tausende der Brusten nur bitterlich geweint haben. Ja, selbst die Ehre unserer Waffen hat ihren Glanz nicht eingebüßt; denn einem siebenfach an Zahl überlegenen Feinde sich zu ergeben, ist keine feige That.

Auf jene zweite Frage, ob nämlich für den Fall einer früher noch oder wenigstens von Arad aus bewerkstelligten Vereinigung der Truppenkörper ein Sieg über das russische sowohl, als auch über das österreichische Heer zu hoffen gewesen wäre, wird wohl Niemand eine positive Antwort erwarten. In so fern man seine Folgerungen aus bloßer Wahrscheinlichkeit zu ziehen das Recht hat, glaube ich meine unmaßgebliche Meinung dahin abgeben zu müssen, daß wir, in Betracht der Uebermacht des Feindes, demselben höchstens theilweise Vortheile abgewinnen, durch geschickt combinirte Operationen und ausdauernde Behauptung unserer Festungen einen annehmbaren Friedensschluß hätten erzielen können — aber einen entscheidenden Sieg über Oesterreich und Rußland zugleich hätten wir ohne Dazwischenkunft irgend eines bedeutenden Ereignisses zu unseren Gunsten nicht mehr davon getragen. Und wären unsere tapferen Soldaten wo möglich noch heldenmüthiger gewesen, so hätten sie doch endlich in so ungleichem Kampfe unterliegen müssen. Der Feind drang jetzt — ungleich dem Windischgrätzischen Feldzuge — so rasch und concentrirt auf unsere Schaaren los, daß die von einer zu der andern Stadt verdrängte Regierung weder die bestehenden Bataillone gehöriger Weise zu completiren, noch viel weniger die Reserven zu organisiren, zu bewaffnen und einzuexerziren im Stande war, wozu sich noch wegen derselben Unstätheit des Regierungssitzes die Unmöglichkeit der Anfertigung des Papiergeldes, der Waffen und des Schießpulvers zugesellt haben würde. Ungarn hat seiner hohen Sendung, dem Kampfe der Freiheit gegen Absolutismus kühn ins Auge geschaut, und wenn es in demselben unterlegen, ruht die Verantwortlichkeit keinesfalls auf dessen ganz erschöpften Schultern, sondern auf jenen Europa's, welches, kurzsichtig und gewissenlos, uns den Fluten russischer Barbarei Preis gegeben hatte. Mit Ungarn ist nicht nur ein tausendjähriges constitutionelles Reich, es ist das Princip demokratischer Freiheit, es ist die Vormauer der Civilisation gefallen. Diejenigen, welche die Geschicke der Staaten Europa's lenken, haben es vor der Geschichte, vor der Menschheit zu verantworten. Nicht die Völker — denn wären Völker mit Völkern, und nicht Höfe und Cabinette mit Höfen und Cabinetten, verbunden, dann möchte die Freiheit auf dauerhaftem Boden ruhen —, nicht die Völker, die Höfe der gekrönten und nicht gekrönten Staatenoberhäupter tragen die Schuld an dem Unheile der Welt.

Niemand wähne jedoch, als könnte dieses Geständniß eines wahrscheinlichen Unterliegens die Zurechnung Görgey's auch nur im Geringsten vermindern; diese hätte ihn vielmehr unwiderstehlich bestimmen sollen, seinen Widerwillen gegen Kossuth und die Regierung zu bewältigen und die zur Versöhnung immer bereite, dargebotene Hand zu ergreifen.

Und jetzt die letzte Frage: Was mag Görgey zur Uneinigkeit mit der Regierung und zum Ungehorsam, was zur Streckung der Waffen bewogen haben?

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Miscellen.

In England wurde erst durch ein Gesetz des Parlaments die Nase zu einem Glied des menschlichen Körpers erhoben. Ein Mann in London hatte im Streit einem andern die Nase abgeschnitten. Diese Körperverstümmelung kam vor die Assisen. Der Vertheidiger des Nasenschneiders behauptete, die Nase sey kein Glied des menschlichen Körpers, denn Glied sey nur derjenige Theil des Körpers, der aus Muskeln, Venen, Nerven ꝛc. bestehe, die Nase aber sey nur ein Knorpel, — wenn nun Verstümmelung die Ablösung oder Zerstörung eines Gliedes sey, so könne die Abschneidung der Nase keine Körperverstümmelung genannt werden. Diese chirurgisch-juristische Ausführung sprach die Geschwornen an: der Nasenschneider wurde für nichtschuldig der Körperverstümmelung erkannt. Diese Freisprechung fiel indeß dem Ministerium wegen der künftigen Unsicherheit aller Nasen doch etwas sehr auf. Dasselbe brachte daher im Parlament eine Gesetzvorlage ein, welche die Nase als Glied des menschlichen Körpers förmlich installirte; das Gesetz ging durch, und seitdem hat die Nase ihr Recht.

Die Wiener Aerzte haben die merkwürdige Beobachtung gemacht, daß die meisten Kinder, welche nach der Revolution das Licht der Welt erblickten, sich durch ein äußerst lebhaftes Temperament und unruhigen Geist auszeichnen. Viele Mütter, mit denen wir darüber sprachen; bestätigen die Richtigkeit der gemachten Beobachtung. In einigen Vorstädten nennt man diese Kinder „Revolutions-Kinder.“

Schlichte Reime.

Viel Eil' und Eifer nah und fern,
Depeschenwechsel, Notenlauf:
Sie putzen all' am Dochte gern,
Doch Oel gießt Keiner gern darauf.

Es wird entworfen und probirt,
Wird „zugewartet,“ „angebahnt,“
An Höll und Himmel appellirt,
Gewarnt, getröstet und ermahnt;

Doch wie man's wendet, wie man's dreht,
Die Forderung ist sonnenklar:
Ein Schärflein Souveränetät
Legt auf des Vaterlands Altar!

Für Hülf' aus langer tiefer Schmach,
Für Macht und Wohlfahrt, Ruhm und Ehr',
Für Deutschlands Auferstehungstag
Fällt dieses Schärflein Euch zu schwer? —

Viel Eil' und Eifer nah und fern,
Depeschenwechsel, Notenlauf:
Sie putzen all am Dochte gern,
Doch keiner gießt gern Oel darauf.

Neuestes aus Frankreich.

Paris, 13. Juli. Veron und Bertin, die Eigenthümer des „Constitutionnel“ und der „Debats“, sollen, falls alle Artikel ihrer Blätter unterzeichnet werden müssen, dieselben selbst unterzeichnen wollen, weil, wie sie sagen, ihre Redacteure nur ihre Secretäre seyen und sie sich, da sie alle Artikel revidiren und corrigiren, als deren eigentliche Verfasser betrachten. Nach dem „Corsaire“ sollen die Hauptredacteure des hiesigen und Provinz-Journale zur Berathung über das neue Preßgesetz, das die bisherigen Existenzbedingungen der Presse gänzlich verändert, zu einem dahier abzuhaltenden Congresse berufen werden. — Im spanischen Gesandtschafts-Hotel war heute große Bewegung, weil man stündlich die Nachricht von der Entbindung Isabella's erwartete. — Im Kriegsministerium beschäftigt man sich angeblich mit Einrichtung einer militärischen Umgebung des Präsidenten der Republik; sechs Generale sollen schon zum Eintritte in dieselbe ausersehen seyn. Es heißt auch, daß vorgeschlagen werden soll, dem Präsidenten statt des für sein großes Gefolge zu engen Elysee die leer stehenden Tuilerien zur Wohnung anzuweisen. — Ein Journal will wissen, das Thiers seine Ferienreise an den Rhein bis Petersburg ausdehnen werde, um dem Kaiser Nicolaus seine Aufwartung zu machen. — Das „Evenement“ versichert, daß eine große Anzahl von Repräsentanten aller Schattirungen beschlossen habe, bei der Endabstimmung über das Preßgesetz gegen dasselbe zu votiren. — Die Errichtung eines Lagers bei Versailles scheint fest beschlossen; zuerst werden dasselbe 12 bis 15,000 Mann der Division Guillabert und später der Reihe nach sämmtliche Truppen der activen Armee von Paris beziehen.

— Sitzung der Nationalversammlung vom 13. Juli. Die Discussion des Preßgesetzes wird fortgesetzt, und der erste Artikel über den Journalstempel nach der Fassung des Ausschusses, nämlich 5 Cent. für die Pariser Journale und 2 Cent. für jene der Departements, angenommen. Die Bestimmung, daß auch nicht periodische Schriften unter 6 Bogen, wenn sie politischen oder social-ökonomischen Inhaltes sind, einen Stempel von 6 Centimen per Bogen bezahlen sollen, wird von Barthelemy St. Hilaire im Namen der Buchhändler, Buchdrucker u. s. w. von Paris lebhaft bestritten. Der Minister des Innern hält gerade diese Bestimmung für wichtig, um der socialistischen Propaganda durch die kleinen Tractätchen Einhalt zu thun, und führt an, daß innerhalb 11 Monaten über 8 Millionen solcher Broschüren gedruckt

Digitized by Google

und beim Staatsprocurator deponirt worden sind. Auf eine Unterbrechung, ob z. B. auch Werke, wie Rousseau's Contrat social, Montesquieu's Schriften, Thiers' Geschichte der Revolution u. s. w., in kleinen Lieferungen dem in Rede stehenden hohen Stempel unterworfen werden sollen, entgegnet der Minister: „Die Gerichte werden darüber zu urtheilen haben." De Larochejaquelin meint, es sey das erste Mal seit dem Kaiserthume, daß die Broschüren dem Stempel, der Censur, dem Untergang unterworfen werden, und jede der beiden Revolutionen, die er gesehen, sey nur eine neue Lüge. Wenn man die Freiheit nicht wolle, so solle man lieber ein für alle Mal gehörig zurückschreiten. Der Redner warnt hierauf seine Freunde von der Rechten vor dieser Maßregel und erinnert sie daran, daß sie das Votum des neuen Wahlgesetzes schon bereut haben und jetzt damit umgehen, die Aufhebung desselben wieder förmlich zu beantragen. Letztere Aeußerung wird von der Linken mit einer lauten Beifallssalve empfangen. Ueber den Broschürenstempel wird hierauf zur namentlichen Abstimmung geschritten und derselbe mit 339 gegen 227 Stimmen verworfen. Der ganze Artikel über den Stempel wird sodann angenommen und die Sitzung aufgehoben.

Paris, 13. Juli. Daß seit der Annahme des Amendements Tinguy im Ministerrathe stark die Rede davon war, das Preßgesetz zurückzuziehen, unterliegt keinem Zweifel, und würde sich selbst die Majorität der Commission dafür entschieden haben, wenn nicht der Justizminister Rouher durch seinen Einfluß die Mehrheit der Minister von der Absicht, das Gesetz zurückzuziehen, abgebracht hätte. — Seit gestern spricht man viel von einem Congresse von Journalisten, welcher im Falle der Annahme des Preßgesetzes hier stattfinden soll. Es wäre bizar, wenn dieser Congreß etwa gegen den 27. Juli stattfände, an welchem Tage vor 20 Jahren Herr Thiers, damals einfacher Journalist und Liberaler, ebenfalls einen Preßcongreß organisirte, dessen Ergebniß nicht wenig zur „Katastrophe" des Juli 1830 beitrug. — So eben langt der Präsident mit einem zahlreichen Gefolge am Bahnhofe der Nordbahn an, wo er vom Polizei-Präfecten Carlier, dem Director der Nordbahn und dem Präfecten Berryer empfangen wird. Im Gefolge des Präsidenten bemerke ich mehrere vornehme Engländer und Engländerinnen, alle schwarz gekleidet, wahrscheinlich wegen des Todes Robert Peel's.

Compiegne, 13. Juli. Der Extrazug, welcher den Präsidenten und seine Begleitung nach Compiegne führte, kam gegen 2¼ Uhr in letzterem Orte an. Am Bahnhofe war eine unzählige Menschenmasse versammelt, welche den Präsidenten mit dem Rufe: „Vive le président! vive Napoleon! begrüßte. Ich kann Ihnen versichern, nicht ein einziges Mal den Ruf: „Vive la republique!" gehört zu haben; muß indessen hinzufügen, daß der Empfang im Allgemeinen frostig, wenigstens ohne allen Enthusiasmus war. Einige zwanzig alte Krieger aus der Kaiserzeit, welche sich auf dem Bahnhofe aufgestellt hatten, riefen: „Vive l'Empéreur!" fanden aber in der Bevölkerung kein Echo. Der Präsident dankte ihnen, indem er jedem Einzelnen die Hand reichte und von Mehreren Bittschriften entgegennahm. Der Maire von Compiegne empfing mit den übrigen Autoritäten der Stadt den Präsidenten mit einer Anrede. Nach Beendigung dieser Ceremonie fuhr der Präsident nach dem schönen Schlosse der Stadt, wo ihn ein von der Stadt offrirtes Frühstück erwartete. Die Stadt ist reichlich verziert und mit Inschriften versehen, doch keiner der letzteren läßt erkennen, daß Compiegne eine Stadt in der Republik Frankreich ist.

Paris, 14. Juli. Der Präsident der Republik hat nicht viel Glück mit seinen Lustreisen. Die leidige Politik verfolgt ihn bei allen seinen ländlichen Vergnügungen. Kaum mochte er in Compiegne angelangt seyn, als ein Courier, der ihm von hier nachgeschickt wurde, ihn aus dem Rausche seiner Volksthümlichkeit geweckt haben dürfte. Eine telegraphische Nachricht aus Madrid kündigte die Entbindung der Königin von Spanien (am 12 Juli, Morgens 4 Uhr) von einem todten Kinde an. Der Minister des Innern und General Lahitte haben den Präsidenten begleitet, und die Depesche wurde von dem Chef des Bureaus des Herrn Baroche eröffnet. Die Führer der Legitimisten, welche von diesem weltgeschichtlichen Ereignisse Kenntniß erhielten, traten augenblicklich zu einer Berathung zusammen, und es wurde beschlossen, eine telegraphische Depesche nach Frohsdorf und eine andere nach Triest an den Grafen v. Montmolin zu senden. General Cabrera ward hierher berufen. Die Legitimisten versprechen sich von diesem Ereignisse auch eine Veränderung der Attitude der k. Familie in Claremont. Es sollte mich gar nicht Wunder nehmen, wenn die Reaction auch dieses Ereigniß Lord Palmerston in die Schuhe schieben wollte.

Die geistige Erklärung de Larochejaquelin's, daß viele Legitimisten die Abschaffung des neuen Wahlgesetzes beantragen werden, macht nicht geringes Aufsehen. Diese Thatsache drückt der mehr und mehr oppositionellen Haltung der legitimistischen Partei das Siegel auf. Es heißt, daß mehrere Montagnards den Legitimisten mit einem ähnlichen populären Vorschlag zuvorkommen wollen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 58. Kaiserslautern, Samstag, 20. Juli. **1850.**

Görgey und die Waffenstreckung bei Vilagos.

Von Daniel Irányi.

(Schluß.)

Kossuth, welcher Görgey auf eigene Verantwortlichkeit zum Armeekommandanten ernannt hatte, hielt sich für doppelt berechtigt und verpflichtet, über dessen Schritte zu wachen; einmal, weil er ihn allein ernannt und die Gutheißung der Regierung, jedenfalls aber die des Reichstages nur nach der Hand eingeholt, dann aber, weil jene Armee, an deren Spitze er ihn gestellt, der Kern der Landeswehrkräfte war. Nun mag Kossuth in dem Gefühle dieser doppelten Wichtigkeit, jener nämlich, welche sie für seine eigene Ehre, hauptsächlich aber jener, die sie für das Wohl des Landes in sich enthielt, an Görgey so manchen dringenden Rathschlag, so manchen Befehl erlassen haben, welcher einmal der militärischen Einsicht Görgey's entgegen, ein andermal seinen Ehrgeiz verletzt haben mag; dieser aber, nur zu bald uneingedenk dessen, daß er seine Erhebung Kossuth und nur ihm zu verdanken habe, schöpfte hieraus jenen giftigen Stoff, an welchem in der Folge nicht nur er und sein Beförderer, sondern das ganze Land zu Grunde gehen sollte. Görgey war von Natur stolz und ehrsüchtig, unzugänglich, frostig, berechnend, unlenksam bis zum Starrsinn. Sein Gemüth, jeder Begeisterung verschlossen, ließ ihn sich auch für die Sache der Freiheit seines Vaterlandes nicht begeistern. Er nahm Dienste in der ungarischen Armee, um sich eine Carriere zu bahnen. Der Mangel an Anführern einer, seine unläugbaren Talente, seine Energie andererseits machten ihn bemerkbar. Zum Feldherrn erhoben, erblickte er in sich den unentbehrlichen Mann Ungarns gegen Oesterreich. Kossuth wollte ihn anfänglich vielleicht zu viel regieren; er aber wollte bald gar nicht mehr regiert werden. Sein glücklich ausgeführter Rückzug über die Bergstädte im Winter 1848, seine Siege im März und April 1849 bereiteten ihm große Popularität im ganzen Lande und schufen ihm eine Partei im Parlamente. Seine Mißbilligung der Unabhängigkeits-Erklärung, fand bei dieser Partei eine günstige Aufnahme. Es war dies eine conservative Opposition gegen Kossuth. Diese blickte nun sehnsuchtsvoll nach dem Hauptquartier des großen Feldherrn und Staatsmannes zugleich; und im Hauptquartier schien es ebenfalls, als kümmerte man sich mehr als sonst um die gute Meinung dieser Herren in Debrezin, während hingegen, unter dem Aushängeschilde der Unbeliebtheit Madarasz'ö, die radicale Partei, die Partei Kossuth's, sammt diesem bald mehr, bald weniger offen geschmäht worden ist. Jedermann, der sich in dem Hauptquartier Görgey's ein Bischen umgesehen, muß sich davon überzeugt haben. Daß diese Geringachtung, dieser Hohn, welcher sich beinahe ausschließlich nur im Hauptquartier kund gab, von Görgey selbst ausging, bedarf wohl keines näheren Beweises. Indessen vermochte dieser Gifthauch nicht über den unmittelbaren Kreis der Berührung mit dem Hauptquartier sich zu erstrecken; die Armee, an ihrer Spitze die übrigen von Patriotismus beseelten Generale, die Majorität der Repräsentantenkammer, die Nation, Alle hingen treu und redlich an ihrer Pflicht und ihrer Anhänglichkeit an den feuererprobten Mann des Volkes. Görgey mußte einsehen lernen, daß er auf solchem Wege Kossuth unmöglich stürzen könne; zu einem gewaltsamen Schritte aber, zu einem Staatsstreiche fühlte er in sich weder den moralischen Muth, noch sah er die Möglichkeit des Gelingens vor sich. Um einen 18. Brumaire zu improvisiren, muß man nicht nur mehr als Görgey seyn, man muß auch nicht einen Kossuth, sondern einen in der öffentlichen Meinung gesunkenen Rath der Fünfhundert stürzen wollen.

In dem unseligen Hasse gegen Kossuth, ja, hauptsächlich in diesem, finden wir den Schlüssel zu Görgey's Benehmen. Dieser Haß hat ihn verblendet, hat ihn irre geleitet; — und was er selbst nicht gewollt, nicht hat wollen können, dieser Haß machte ihn zum Verräther an seinem Vaterlande, an seinen Waffenbrüdern, an seinen Freunden. Er war mit seltenen Eigenschaften begabt, die Natur wollte in ihm das Model eines großen Mannes erzeugen, er erschien auf der Bühne der Thaten mit einem göttlichen

Digitized by Google

Stempel; Ehrgeiz und Haß aber hießen ihn seinem hehren Berufe untreu werden, er wischte den göttlichen Stempel von seiner Stirn, der böse Geist prägte ihm an derselben Stelle das Brandmal des Treulosen ein. Als er sah, oder zu sehen glaubte, daß er den Freiheitskampf nach dem Sturze Kossuth's nicht mehr fortführen könnte, wollte er ihn wenigstens ohne Jenen beendigen, und wäre es auch auf Kosten seines Vaterlandes. Er wollte Kossuth stürzen, und wenn er auch selbst mit in den Abgrund stürzen sollte.

Görgey war, trotzdem, daß er Kossuth und der Regierung den Vorwurf machte, eine schlechte Politik zu verfolgen, und sich einen tüchtigeren Staatsmann wähnte, ein höchst oberflächlicher Politiker, ja, gar kein Staatsmann. Nicht etwa weil er sich mit Staatswissenschaften nicht abgegeben — denn obwohl gewisse Vorkenntnisse nicht leicht zu entbehren sind, mag doch ein richtiger Tact, ein natürlicher Scharfblick, das Genie viele Mängel ersetzen —; aber er besaß kein politisches Talent und hat selbst während seiner militärischen Laufbahn den staatlichen Fragen niemals einer gründlichen Kritik, einer tieferen Beurtheilung unterzogen, sondern sich mit der Beurtheilung der Oberfläche begnügt.

Braucht man aber ein Staatsmann zu seyn, um einzusehen und zu wissen, daß Rußland dieselben Interessen verfolgt, welche Oesterreich sich vorgesteckt: die Unterdrückung, die Ausrottung des demokratischen Elementes zu Hause und anderwärts? Und dennoch hat Görgey die Waffen vor den Russen gestreckt und hat Gerechtigkeit, oder doch wenigstens Schonung und Gnade, für das Rebellenheer (das war und ist noch jetzt der Name unserer Freiheitshelden), wo nicht für das gesammte Land, von Rußland, vom Petersburger Hofe erwartet. Ein Schulknabe hätte klar gesehen, Görgey sah nicht, die Leidenschaft hatte ihn mit Blindheit geschlagen. Görgey ist nicht blos deßhalb schuldig, daß er die Armee durch Betreten des neutralen Bodens der Türkei nicht gerettet, nachdem in seinen Augen für das Vaterland nichts mehr zu thun gewesen war; er ist auch deßhalb schuldig, daß er nicht wenigstens die schwer Compromittirten gerettet, dadurch, daß er ihnen zur Rettung ihres eigenen Lebens gerathen hätte und behülflich gewesen wäre. Sie haben ihr Leben einer falsch verstandenen Ehre zum Opfer gebracht, sie haben unklug, aber edel gehandelt. Jener aber, welcher sie geopfert, Görgey, hat sie leichtsinnig, unedel, verbrecherisch geopfert. Haynau hat die Schlachtopfer getödtet; Görgey hat sie ihm zugeführt.

Und nun noch einen Blick von Vilagos auf Szöllös, denn hier ist es, wo Görgey die Waffen zu den Füßen der Kosacken niedergelegt hat. Nur einen raschen, flüchtigen Blick — die Scene ist zu erschütternd, zu peinlich. Es ist das Leichenbegängniß meines heißgeliebten Vaterlandes.

Schon am 12. August, also am Vorabende, haben die Truppen erfahren, daß sie kommenden Tages ihre Waffen werden abgeben müssen. Sie wollten es Anfangs gar nicht glauben, bald aber machte dem Zweifel der Unwille Raum, und edler Zorn leuchtete von den Gesichtern der kampflustigen, todesmuthigen Krieger. Die Mannschaft schrie offen über Verrath, die Offiziere knirschten mit den Zähnen. Es wäre nicht schwer gewesen, den allgemeinen Unwillen zum Ausbruche zu bringen, und Görgey wäre entsetzt, vielleicht zusammengehauen worden; doch wozu hätte dies gefrommt? Görgey würde bestraft, die Armee aber nicht mehr gerettet worden seyn. In Arad wäre dazu noch Zeit gewesen; in Vilagos war es zu spät. Indessen verstrich die Nacht, und der 13., jener schwarze Tag des schwarzen Monats Ungarns, brach heran. Es wurde zum Marsche die Trommel gerührt, und der Zug setzt sich in Bewegung. Görgey an seiner Spitze, mit einer herabhangenden Binde um den Kopf, welche eine von zweifelhafter Hand bei Komorn erhaltene Wunde zudeckte. In Szöllös angelangt, ging der ergreifende Act der Waffenstreckung vor sich. Der Honved drückte zum letzten Mal seine Muskete an sein Herz, der Husar umhalste seinen Braunen, der Artillerist küßte seine Kanone beim Abschiede, — Alle aber weinten bittere Thränen ob des Vaterlandes und fluchten gräuliche Flüche ob der Demüthigung. Görgey allein blieb kalt, ungerührt; er verläugnete sich auch in diesem letzten Augenblicke nicht.

Was hierauf gefolgt, das weiß die Welt. Weiß sie aber auch, wie das Volk die Nachricht dieser Waffenstreckung aufgenommen hat, weiß sie aber auch, wie das Volk heut zu Tage denkt? Jenes Volk, um dessen Friedens willen Görgey vorgegeben hat, die Waffen niederzulegen; jenes Volk, welches anderthalb Jahr hindurch in der That alle Gräuel, alle Lasten des Krieges gesehen, empfunden und getragen hat: hat es mit Vergnügen die Kunde vernommen, daß dieser Krieg endlich sein Ende erreicht? Es wollte lange Zeit Niemand solche Mähre glauben, sie schien wahrhaft unglaublich, sie war zu überraschend, zu schrecklich. Doch als das Volk von den heimkehrenden Söhnen die Nachricht bestätigen hörte und alle Zweifel geschwunden waren, da erscholl das ganze Land von Einer Verwünschung, aber aus dem Munde von Millionen, und diese hat ihm gegolten, ihm, der dem Volke solchen Frieden und auf solche Weise, um solche Opfer erkauft hat. Es ist gräßlich, aber

Digitized by Google

es ist nicht minder wahr. Sein Name ist auf ewig geächtet. Er wollte Kossuth verderben und hat das Land dem Verderben Preis gegeben; er wollte Kossuth stürzen und hat sich selbst gestürzt. Wohl hat er Kossuth auch gestürzt, aber nur den Gouverneur Kossuth — den Propheten, den Messias seines Volkes konnte er nicht stürzen. Die Mutter lehret den Säugling seinen Namen lallen; der Vater, wenn er in der Abendstunde seine Lieben um sich versammelt und sie alle niederknieen, betet auch für ihn und segnet seinen Namen; — für dich aber, für dich, Arthur Görgey, betet kein Mund, kein Herz. Doch ja! Einer, den du uneingedenk der früheren Zeiten, uneingedenk seiner Freundschaft für dich so unwürdig behandelt hast; Einer, der seitdem viel gelitten, und jetzt noch die Qualen der Verbannung leiden muß; siehe, dieser Einer betet auch für dich, für deiner Seele Heil. Die Menschen können dir nicht verzeihen; möge dir der barmherzige Gott verzeihen!

Paris, Anfangs April 1850.

Miscellen.

Wie tief Aberglauben und Irrreligion mitunter in unserm Volke steckt, schreibt eine süddeutsche politische Zeitung, beweist nachstehendes Aktenstück, das von Bauern verfaßt und in mehreren Exemplaren ausgefertigt wurde, von denen eines zufällig in unsere Hände gerieth: „Wir, die Unterzeichneten, sind gesonnen, uns dem Bösen zu verpfänden gegen eine gewisse Summe Geldes von 2 Millionen Gulden in guten gangbaren Münzen von Gold und Silber, und wenn unter dieser Summe einige wenige falsche Münze sich befindet, ist der Vertrag null und nichtig. Ebenso soll der Vertrag auf 15 Jahre dauern, länger aber nicht. Weiter muß uns, den Unterzeichneten, die Verwendung des Geldes nicht gehindert seyn. Auch darf die Zeit auf keine andere Art verändert werden, und zwar so, daß das Jahr 365 Tage, der Tag 24 Stunden, die Stunde 60 Minuten ꝛc. hat. Ferner wollen wir des Bösen Namen und Character haben, damit wir, wenn es Noth ist, ihn rufen können, und wenn er kommt, immer ohne Störung und mit Ruhe komme, auch daß ich über meine Feinde obsiege, auf welche Art es auch geschehen möge. Auch darf keines Heirath verhindert werden. Auch darf er nicht so arg stinken. Und auch einen Prügel mit dem man jeden Feind ohne Unterschied und bei jeder Gelegenheit durchprügeln kann, muß er geben. Auch hat derselbe uns bis Ablauf der bestimmten Zeit gesund und wohl leben zu lassen. Gegeben zu N. N. am 7. Mai 1847.“

Der bekannte Luftschiffer Lepoitevin ist am 14. Juli zu Paris wiederum auf einem Pferde sitzend in die Luft gestiegen. Das heitere Wetter gestattete, denselben lange zu beobachten, wie er ruhig auf seinem Pferde durch die Lüfte ritt. Lepoitevin ist ohne den geringsten Unfall gestern bei Triel (8 Stunden von Paris) wieder von seinem Luftritte auf der Erde angekommen. Er beabsichtigt, eine Reise nach Belgien, Holland und Deutschland zu machen. — Godard, ein anderer Luftschiffer, der gestern um 5 Uhr im Hippodrome in die Luft stieg, ist bei Nanterne in einem Fallschirm von seinem Ballon herabgestiegen um von dort, wo ihn ein zweiter Ballon erwartete, sich von Neuem in die Luft zu begeben.

In Gotha brach am letzten Wollmarkte ein von seinem Wärter zur Wuth gereizter großer Wolf aus seinem Behälter aus und stürzte unter die erschreckte Menge. Glücklicher Weise behielt der Besitzer der Menagerie Geistesgegenwart genug, eine ihm gehörige starke Bulldogge auf das befreite Raubthier zu hetzen, welches auch nach längerem blutigen Kampfe von seinem Gegner besiegt und todtgebissen wurde.

Schlichte Reime.

Drei Freier stehn vor einer Braut:
Ein kecker Knab', ein schwacher Greis,
Ein Mann, in voller Kraft erschaut;
Wer von den drei'n erhält den Preis?

Dem ersten hilft der Nachbar links,
Dem zweiten, der zur Rechten haust,
Der dritte, keines fremden Winks
Vollstrecker, wirbt auf eigne Faust;

Er hat ein köstlich Brautgeschenk
Aus eignen Mitteln ihr besorgt,
Indeß der Armuth eingedenk,
Der Knab' und Greis beim Nachbar borgt

O Deutschland, welche Warnung dir
Ist Juda's Volk, einst auserwählt!
Es fiel als Wahn und Herrschbegier
Mit Nachbargöttern es vermählt. —

Drei Freier stehn vor einer Braut:
Ein kecker Knab', ein schwacher Greis,
Ein Mann, in voller Kraft erschaut;
Wer von den drei'n erhält den Preis?

Was ist des deutschen Vaterland?
Ach, singt nicht mehr, ach, fragt nicht mehr!
Begraben an der Nordsee Strand
Liegt seine Treue, seine Ehr'!

Digitized by Google

Ein Denkmal, düster aufgethürmt,
In schauerlicher Oede steht,
Vom weiland deutschen Meer umstürmt,
Vom Sand der Dünen überweht.

Doch einen Herold seh' ich dort,
In lichter Hand ein Siegspanier,
Das schwingt er lächelnd mit dem Wort:
Ihr Thörichten, was sucht ihr hier?

Es lebt im Volke hoch und hehr
Für alle Zeit unwandelbar,
Im deutschen Volke, Treu' und Ehr',
Die hier ans Kreuz geschlagen war.

O Lied vom deutschen Vaterland,
So schalle lauter, brause fort
Hinauf zum Meer vom Alpenrand
In tausendfältigem Accord!

Neuestes aus Frankreich.

Straßburg, 17. Juli. Die Zahl der Reclamationen, um auf die Wahllisten eingetragen zu werden, wächst mit jedem Tage, allein der Buchstabe des Gesetzes ist zu deutlich, als daß den Conzessionen freier Spielraum gegönnt wäre. Man zweifelt übrigens, daß die Regierung bei den Stimmberechtigten, die geblieben, mehr Hoffnung für Wahlsiege in ihrem Sinne haben. In unserer Localpresse dauert der Kampf für und wider Girardin fort. Man versichert, daß sich Letzterer an dem „Democrate du Rhin" durch den Erwerb zahlreicher Actien betheiligt habe.

Paris, 16. Juli. Die Majorität der Minister war wirklich der Ansicht, das Preßgesetz wegen der in der Nationalversammlung erlittenen mannichfachen Umgestaltungen zurück zu ziehen. Allein der Präsident der Republik bestand darauf, dasselbe in der Lage, der National-Versammlung gewollten Fassung definitiv votiren zu lassen.

— Es die Rede davon, der Nationalversammlung einen Gesetz-Entwurf zur Verlangung eines Credits vorzulegen, der dazu verwendet werden soll, armen Leuten die Auswanderung nach Californien, Costa-Rica oder Monterey zu erleichtern. — Der von der „jungen Rechten" projectirte Antrag auf Reform der Wahl-Reform soll schon gegen 120 Unterschriften zählen. — Mehrere Journale haben in Folge des neuen Preßgesetzes beschlossen, jeden Artikel von allen Redactoren unterzeichnen zu lassen.

— Victor Hugo hat sich bei seiner neulichen Rede gegen das Preßgesetz dergestalt angestrengt, daß er ein ernstliches Kehlkopfleiden davon getragen hat, in Folge dessen er im Augenblick kein Wort sprechen kann und ein Bad wird gebrauchen müssen. — Es circuliren seit einigen Tagen Loose zu einer in Genf errichteten geheimen Lotterie für die Flüchlinge aller Nationen, die darin den Namen der „Verbannten der europäischen Demokratie" annehmen. Die erste Serie besteht aus 50,000 Loosen zu 1 Franken. Das erste Loos ist eine „heilige Familie" von Rubens.

— Man schreibt aus Rom vom 4. Juli, daß der Papst dem Präsidenten der französischen Republik das Großkreuz des Pius-Ordens und mehrere kostbare Geschenke übersandt hat.

Paris, 16. Juli. Der General-Einnehmer von Paris, Truel, hat von der Regierung den Befehl erhalten, sich nach Preußen zu begeben; der Zweck seiner Sendung ist noch unbekannt. Truel verdankt seinen jetzigen wichtigen Posten seiner Frau, welche Nähterin bei Frau Duchatel war, als dieser das Ministerium des Innern verwaltete. — Am vorgestrigen St. Heinrichstage fanden zwar zahlreiche Privat-Versammlungen im legitimistischen Viertel St. Germain, jedoch keinerlei öffentliche Kundgebung statt. — Zu Bordeaux sind bei der Revision der Wahllisten 3000 Wähler wegen Bankerotts und 4000 wegen früher erlittener Criminalstrafen ausgemerzt worden.

Himmels-Enthüllungen im Juli.

(Beispäter.)

Die Sonne des Volkes erhebt sich noch immer vor 4 Uhr aus ihrem Rosenbette, kann aber kaum durch die schwarzen Wolken. Um 8¼ Uhr Abends seufzt sie noch ein Mal und geht dann in Purpur unter. Der Mond gibt am 2. mit dem letzten Viertel die Liebe wieder auf und sorgt nur für die großen Sterne, denen er am 9. aufs Neue huldigt. Am 16. wird er zum ersten General erhoben und tritt schon am 24. mit voller Macht gegen die Sonne auf. — Die Witterung wird wüthend heiß seyn. Selbst die Gletscher der Schweiz werden schmelzen, nur das Eis auf den Herzen der Lebenslänglichen nicht. — Vom 17. bis 19. haarsträubende Gewitter. Die Damen erscheinen, da wir doch wissen, daß alle Poesie Füße hat, von nun an endlich in kurzen Röcken.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 59. Kaiserslautern, Donnerstag, 25. Juli. 1850.

[illegible] seine Geliebte entführt.

[illegible] von Karl v. Brandt.

Am „Pe[illegible] nächst dem „Graben" in Wien, steht ein Haus, genannt zum „Auge Gottes"; in diesem Hause, und zwar in einem Zimmer im zweiten Stocke auf der Seite, wo man aus den Fenstern gerade auf den Petersplatz hinabschaut, saß im Wonnemond des Jahres 1781 ein wunderhübsches, junges Mädchen mit dunkeln Augen und Haar, einem fein gebogenen Näschen und so küssigem Mündchen, w[illegible] man dergleichen nur in Wien findet. — Es war [illegible] frühen Morgen, die Frühlingssonne stand am wolkenlosen, blauen Himmel und spiegelte sich in allen Fensterscheiben — die Luft wehte frisch und doch lind, und noch war Alles so still auf der Straße, daß man das Plätschern der Springbrunnen auf dem Graben deutlich hören konnte — daß ich's kurz sage, es war ein recht wonniger Wonnenmond-Morgen. Dem schönen, jungen Mädchen schien es aber gar nicht so recht wonnig zu Sinne zu seyn, denn bald schaute es seufzend zum blauen, klaren Frühlingshimmel hinauf, bald um die Ecke, nach dem engen, überwölbten Gäßlein, das zum Graben führt.

Wenn Einer vom Graben her durch dies Gäßchen auf den Peter kommt, so hat er links das „Auge Gottes," rechts aber das Gast- und Weinhaus „zur Schnecke," eines der renommirtesten der innern Stadt Wien für alle Feinschmecker und Kenner echter, unverfälschter Weine.

Man sagt: Verliebte verspüren weder Hunger noch Durst! Bei dem schönen Geschlechte mag das möglich seyn, daß es aber bei den Männern nicht der Fall ist, kann ich aus eigener, langjähriger Erfahrung versichern. Kommt nun gar hinzu, daß er seinem Mädchen, d. h. seinem Wiener Mädchen, nicht zutraut: Es werde um seinetwillen schon Früh vor 5 Uhr aus dem „Auge Gottes" mit seinen schönen Augen sehnsüchtig nach ihm hinausschauen, so wüßte ich nicht, was besagten jungen Mann abhalten sollte, früh, halb Acht, sich anstatt links, rechts zu wenden und in der „Schnecke" eine kleine Herzstärkung einzunehmen, bevor er seine Fensterpromenade vor dem „Auge Gottes" beginnt.

Nun, was wir 1847 einem jungen, verliebten Manne zugestehen, werden wir doch keinem jungen, 25jährigen Brausewind von 1781 verübeln wollen, besonders wenn es ein so „guter Narr" ist, als derjenige, der eben durch das enge Gäßlein vom Graben her auf den Peter und in die „Schnecke" schlüpfte.

Es war wirklich ein allerliebster Junge, nicht groß aber fein und schlank gebaut; seine Kleidung war äußerst elegant, wiewohl nicht überladen; die Züge seines etwas bleichen Gesichtes zeigten einen edeln, entschiedenen Ausdruck, vor Allem mächtig jedoch flammte das große, tiefbraune Auge, von starken, aber fein geschnittenen Brauen überwölbt; der Mund des jungen Mannes war sehr schön geformt; ein eigenes, gutmüthiges und zugleich stolzes Lächeln umspielte ihn, und das dunkle, nur halb gepuderte Haar umflog in freien, großen Locken das wirklich ausgezeichnet schöne Haupt.

„A Seitel, Jungfer Leni!" rief der junge Mann der hübschen Kellnerin der Schenke zu — (denn damals gab's noch hübsche Kellnerinnen in den Wiener Gasthäusern anstatt der jetzigen unhübschen und groben Kellner) — „A Seitel Weißen!" Die hübsche Leni brachte den verlangten Wein und erhielt, anstatt der Bezahlung, einen Kuß und den Trost: „Schreib's auf! Am Samstag mach' i all's richti."

„Aber Sie sind schlimm!" erwiderte Leni, sich losmachend; „und wann's mein Schatz wären, machet i mir nichts aus Ihnen. Schon über a Stund schaut drüben die Mamsell aus'm Fenster und Sie sitz'n da und trink'n und stehl'n mir Bußerln! Ist das Recht?

„Was? Stanzerl schon am Fenster? — Setz' mir mein Glas bei Seit', Leni! I komm' bald wieder!" Mit diesen Worten sprang der junge Mensch auf und eilte aus der Schenke, dem Hause zum „Auge Gottes" zu. Er schaute hinauf nach dem Fenster im zweiten Stock. — Als die Schöne droben ihn gewahrte, nickte sie ihm erst freundlich und herzlich zu, dann aber schüttelte sie das dunkle Lockenköpfchen,

Digitized by Google

hob beide Händchen, alle zehn Finger weit ausstreckend, empor und nickte wieder. Der junge Mann hatte die Pantomime vollkommen begriffen und in seiner Herzensfreude rief er überlaut: „I versteh' und um 10 Uhr komm' i her!“

Da verschwand aber plötzlich das hübsche Mädchen-Angesicht vom Fenster und als Ersatz für dasselbe erschien das, mit einer gewaltigen weißen Nachtmütze versehene Haupt eines ältlichen, sehr hageren Herrn, welcher im allerkurrigsten Dialekt hinabrief: „Bemühe sich der Herr nicht, ich werde, indeß meine Frau meine ältere Tochter auf die Probe begleitet, derweilen das Haus nicht verlassen, damit die jüngste sicher ist vor dem Herrn von Habenichts, Obenhinaus und Nirgendsan!“ Damit schlug der alte Herr das Fenster zu und zwar so heftig, daß zwei Scheiben zersprangen und die Scherben derselben dem jungen Manne unten auf der Straße vor die Füße fielen.

Hatte der junge Mann die stummen Zeichen des jungen, schönen Mädchens richtig verstanden, so war der laute Bescheid des Alten nebst obligater Fensterscheiben-Zertrümmerung ihm auch nicht im Geringsten unverständlich geblieben. Einige Augenblicke blieb er sehr betrübt da stehen, wo er eben stand, bald auf die Glasscherben zu seinen Füßen, bald auf die nun defecten Fenster des zweiten Stockes zum „Auge Gottes“ hinaufblickend. — Plötzlich aber schlug er ein lautes Gelächter auf, denn er dachte daran, wie sich der alte Herr in der Nachtmütze, der etwas sehr geizig war, über die selbst zertrümmerten großen Scheiben ärgern würde, darauf summte er eine zwar hübsche, aber ganz eigenthümlich schleppende Melodie in G-moll*) und spazierte langsam, aber mit großen Hahnenschritten wieder der geliebten „Schnecke“ zu.**)

Auf dem Wege nach der „Schnecke“ begegnete ihm ein feingekleideter, überaus gutmüthig blickender Mann, hoch in den Vierzigen und rief ihn lächelnd an: „Was? schon so früh aus den Federn? oder bist Du etwa gar nicht zu Bette gekommen?“ — Damit drohte er, halb scherzhaft, halb ernsthaft dem jungen Manne mit dem beringten Zeigefinger seiner etwas langen und mageren rechten Hand.

Der junge Mann zog mit fast kindlicher Ehrerbietung seinen Hut und sprach, ein möglichst gesetztes Wesen annehmend: „Ach! das ist mir ein wahrer Trost, daß ich Sie treffe; es ist fast am Ende mit mir; denn Vater und Mutter meiner lieben Stangerl wollen's nun und nimmermehr zugeben, daß wir einander kriegen.“ Und dabei machte der junge Mann ein so trübseliges Gesicht, was ihm so absonderlich stand, daß jetzt die Reihe, laut aufzulachen, an den älteren Herrn kam. (Schluß folgt.)

*) Ossmin's Romanze: „Wer ein Liebchen hat gewonnen!“ ꝛc.

**) Dieses Gasthaus, ob es immer den Namen der „Schnecke“ führte, weiß ich nicht, wurde schon in frühester Zeit besonders gern von den in Wien lebenden Tonsetzern besucht; von 1809 an bis kurz vor seinem Tode, war Beethoven, wenn er sich in Wien befand, dort fast täglich um die Mittagsstunde anzutreffen.

Der elektromagnetische Telegraph.

Eine jener friedlichen Revolutionen hat der elektromagnetische Telegraph vollbracht, er hat den menschlichen Gedanken von der drückenden Herrschaft der Zeit und des Raumes zum Theil befreit. Die Dienste, die er jetzt leistet, sind schon so wunderbarer Art, wie man sie vor einigen Dezenninen noch nicht geahnt, tägliche Verbesserungen der Anwendung lassen uns voraussetzen, daß sie erst der Anfang, erst die Laute sind, aus welchen sich eine ganze Sprache entwickeln wird. Bereits sind wir von der bloßen Bewegung der Zeiger auf einem Zifferblatte, zu dem Abdruck bedeutungsvoller Linien und Punkte und endlich zu dem von Buchstaben gelangt. Den einzelnen Worten und Sätzen, die jetzt von den Drahtsäulen gestammelt werden, können eben so schnell ganze Briefe und Zeitungen folgen, ja dies Problem ist versuchsweise schon gelöst, nur die Leichtigkeit und Wohlfeilheit der Anwendung fehlt noch, das Meer schien bisher die Benutzung zu hemmen, aber noch im Laufe dieses Jahres wird der Blitz einige Meilen unter dem Meere dahineilen. Wer will bestimmen, wie bald der Ocean selbst durch den Draht in seiner Tiefe beherrscht wird. Dann wird man über die Dichter lächeln, deren Phantasieen mit der Sonne reisen, sie werden hinter den Kurszettein zurückbleiben, die mit der Schnelle des elektrischen Stromes in einer Sekunde zwölfmal den Erdball umkreisen können. Die Erscheinung ist allgemein schon bekannt, jedes Zeitungsblatt bringt selbst bei den unvollkommenen gegenwärtigen Einrichtungen täglich schon eine Reihe von Nachrichten, welche den Eisenbahnzügen um Tage vorauseilen, weniger klar ist das große Publikum sich bisher über die Entwicklung der elektromagnetischen Kraft und über die Art ihrer Anwendung geworden. Wir wollen eine kurze Erklärung des Prinzipes und der verschiedenen Systeme der Anwendung versuchen. Elektrizität dozirt den Naturkindern der Blitz, in den Schulen wird sie uns durch den Funken an der Elektrisirmaschine gezeigt, wir sehen und fühlen da, wie sich der Strom durch den Draht fortpflanzt. Magnetismus lehrt uns in der Regel auch schon unser Spielzeug kennen; wer hat nicht an

Digitized by Google

einem krumm gebogenen Stahlstäbchen blecherne Fische oder Schwäne mit eisernem Schnabel auf dem improvisirten See in einer Untertasse hin und her gezogen? Man hält das eine Ende des Stäbchens gegen den Schnabel, und die Fische und Schwäne hängen sich daran, oder das andere Ende, und die kleinen Körper werden abgestoßen. In diesen Erfahrungen unserer Kindheit liegt das Geheimniß des elektromagnetischen Telegraphen. Elektrizität, Magnetismus und die Kunst, sie hervorzubringen und anzuwenden, sind die wenigen Factoren, aus welchen diese Instrumente des Verkehrs gewonnen werden. Einem Stück Eisen wird nämlich durch einen Draht aus beliebiger Ferne und auf beliebige Dauer der elektrische Strom und hierdurch die magnetische Eigenschaft zugeführt. Dieses Eisen, so lange es diese Eigenschaft besitzt, zieht ein ihm nahes anderes Stück Eisen an, wenn jene Eigenschaft aufhört, läßt es dasselbe wieder fahren. Jenes Anziehen und Fahrenlassen des Eisens veranlaßt eine Bewegung, die sich wie jede Bewegung durch mechanische Einrichtungen benutzen läßt, Glocken zu läuten, Zeiger zu bewegen, Zeichen oder Buchstaben zu drucken. Durch die längere oder kürzere Dauer des Stromes und der Bewegung wird auf die einfachste Weise eine Verschiedenheit der Zeichen erreicht. Die Einrichtung näher kennen zu lernen, wollen wir die Quelle des elektrischen Stromes, die Art der Fortführung auf das Eisen und den Apparat untersuchen, durch welchen der hierdurch entstandene Magnetismus benutzt wird.

Die Erzeugung der Elektrizität wird veranlaßt durch zwei verschiedenartige Metallstäbe, z. B. Kupfer und Zink, welche in ein Gefäß mit Wasser, dem etwas Schwefelsäure zugesetzt ist, gestellt, und deren über das Wasser hervorragende Enden unmittelbar oder durch Draht mit einander verbunden werden. Es scheint sich am Zink die Elektrizität zu entwickeln, durch Wasser zu dem Kupfer, durch das hervorragende Ende des Kupferstabes zu dem hervorragenden Ende des Zinkstabes also zurückzuströmen. Dieser Kreislauf findet statt, wenn die Verbindung zwischen den hervorragenden Enden — die Pole genannt werden — auch durch meilenweite Umwege und Länge eines Drahtes bewerkstelligt sind. Man wird hierin bereits die Möglichkeit der Fortleitung des Stromes nach fernen Punkten erblicken. Ehe wir uns damit beschäftigen, müssen wir noch bemerken, daß das galvanische Element, so nennt man nach Galvani, dem Erfinder des beschriebenen Apparats, je nach der Wahl der dazu angewendeten Metalle oder Körper einen stärkeren elektrischen Strom erzeugt, und daß, so viel man bis jetzt ermittelt, Zink, Blei, Zinn, Eisen, Kupfer, Silber, Gold, Platin, geglühte Kohle, je zwei mit einander verbunden, nach Abstufung dieser Reihefolge, immer mit dem nächstgenannten am schwächsten, mit dem letztgenannten am stärksten wirken. So ist der Strom zwischen Zink und Kohle der kräftigste, zwischen Zink und Blei der schwächste. Es ist auch die Einfachheit des Apparates, wie wir ihn oben beschrieben, darum unzweckmäßig, weil die Auflösung des Zinkes durch Schwefelsäure Wasserstoffgas entwickelt, welches sich auf der Oberfläche des Kupfers ablagert, wodurch die Kraft des Stromes geschwächt wird. Es werden daher die Apparate so konstruirt, daß sie den sich bildenden Wasserstoff entfernen. Der Mittel und Formen hierzu sind verschiedene, und werden täglich Verbesserungen entdeckt. In der Praxis entscheiden sowohl die Vorzüge, als die Wohlfeilheit bei der Wahl der Elemente und ihrer Construction.

Hier genügt es zu wissen, daß überhaupt Elemente mit dauernden Strömen erzeugt werden können. Durch die Zahl der Elemente läßt sich die Stärke der Ströme erhöhen; je nach Bedürfniß wird diese Zahl daher vermehrt; die vereinigten Apparate nennt man dann die Batterie, und in so fern die Elemente für dauernde Ströme eingerichtet sind, die konstante Batterie. Wir haben oben des Drahtes erwähnt, der von einem Elemente ausgehend, und wieder in dasselbe zurückkehrend, den galvanischen Strom wie Wasser durch Röhren von seinem Ursprunge zu demselben zurückleitet. Den Draht nannten wir, weil er die schon allgemein gekannte Form ist, in welcher das Metall überhaupt gewöhnlich als Leiter angewendet wird. Aber nicht die Form, sondern die Natur gibt dem Metall die Leitungsfähigkeit, welche übrigens wenn auch in geringerem Grade in anderen Dingen, in Erde, Flüssigkeit u. s. w. enthalten ist. Isolatoren, d. h. Nichtleiter, sind dagegen Glas, Seide, Harze, Lack, Firniß, Gutta Percha ꝛc. Bei den besten Leitern, den Metallen, ist jedoch auch eine große Verschiedenheit in der Fähigkeit bemerkbar, und die Form übt in so fern einen Einfluß, daß jene mit dem Querschnitte des leitenden Körpers zu, hingegen mit seiner Länge abnimmt. Silber hat die größte Leitungsfähigkeit, ist aber für den Gebrauch zu theuer. Kupfer ist nach Silber das kräftigste Organ und leiter mit wohlfeilen Metallen verglichen 4mal besser als Messing, 6mal besser als Eisen, 7mal besser als Zinn, 7½ mal besser als Nickel, 10mal besser als Blei. (Forts. folgt.)

Miscellen.

(Nekrolog.) Am 15. d. M. starb in München die pens. k. bayer. Hof- und Kammer-Sängerin Marianne Neger, geb. Roder. Im Jahre 1773 den 22. Juni geboren, wurde M. Neger, Tochter armer Taglöhnersleute zu München, als ein Kind schon von dem aufmerksamen Blicke hoher Kunstliebe erspähet und bei ihrem rastlosen, bis zur Aufopferung alles jugendlichen Frohsinns gesteigerten Fleiße ihr Musiktalent so bald und früchtereich entwickelt, daß dieselbe in einem Alter von 7 Jahren durch die bewundrungswürdige Präcision und Fertigkeit, womit sie das Fortepiano behandelte, in vielen Concerten dem Hofe des kunstsinnigen Churfürsten Carl Theodor die angenehmsten Genüsse verschaffte und im 11. Lebensjahre, des Generalbasses wohl kundig, die Orgel in der St. Michaels-Hofkirche mit Meisterschaft spielte. Nachdem auch ihre schöne Gesangesgabe, auf Kosten gedachten fürstlichen Mäcens, unter dem italischen Him-

Digitized by Google

mei Ausbildung und Weihe erhalten und der Ruf ihrer auch von italiänischen Meistern angestaunten Virtuosität sich allhin verbreitet hatte, fehlte es ihr nicht vom Auslande her an lockenden Anerbietungen einer ständigen Versorgung der glänzendsten Art; allein M. Reger sah über selbe hinweg, und hielt sich nur im Dienste des vaterländischen Hofes für glücklich, dem sie auch ihre Thätigkeit 47 Jahre lang, und zwar bis zum Jahre 1837 widmete, wo leider! ein Schlagfluß sie für immer der Kunst entriß. Aber auch 13 volle Jahre körperlichen Leidens hatten ihre heitere Seele nicht zu trüben vermocht. Nur allein die Ereignisse der letzten zwei Jahre erregten in ihr, die ihrer Zeit mit den bedeutendsten Männern Frankreichs in Verkehr wie in Briefwechsel gestanden, und die alle Greuel der französischen Revolution noch lebhaft vor Augen hatte, eine so tiefe und ernstliche Verstimmung des Gemüthes, daß zuletzt ihre wunderbare geistige Kraft derselben unterlag! Möge ihr die Erde leicht seyn!

Der Teufel in Geibsdorf. In den jüngst vergangenen Tagen wurden unweit Laubau auf den geibsdorfer Feldern befindliche Landleute plötzlich in panischen Schrecken versetzt, indem sie den leibhaftigen Gottseybeiuns aus den Lüften der Erde sich nähern sahen. Er schien jedoch diesmal von keiner bösen Laune zu seyn, sondern verhielt sich ganz ruhig auf der Erde hingestreckt, so daß endlich die Beherztesten von den Landleuten sich ihm näherten. Nun sahen sie, daß der vermeintliche Beelzebub nichts als eine schwarzbekleidete Strohpuppe war, welche in der einen Hand ein Schreiben hielt und mit Luft gefüllte Blasen an sich trug. Von Neugier angeregt, was der Brief enthalten möge, nahmen sie denselben an sich und fanden darin die Aufforderung, daß, wo sich dieser Strohmann zur Erde niederlassen würde, dies unter genauer Angabe der Zeit an eine bestimmt bezeichnete Adresse nach Leipzig berichtet werden möge, wogegen dem Berichterstatter für seine freundliche Mühewaltung eine Prämie zugesichert wurde. Dem Vernehmen nach soll auch diese Geschichte nach Leipzig gemeldet und wirklich eine Prämie von 10 Thlr. von einer aeronautischen (Luftfahrer-) Gesellschaft daselbst dem Berichterstatter nach Geibsdorf übersendet worden seyn.

Schlichte Reime.

Der Fuhrmann mit der Peitsche knallt,
Wenn weiter er nicht fahren kann:
Was drohend aus dem Osten schallt'
O, hört es ohne Grauen an!

Die Zeit ist um, der letzte Act
Des Spiels vorbei, drin stinkt genug
Der Deutsche tanzte nach dem Tact,
Den hinter ihm der Slawe schlug.

Vortänzer ist die Rolle zwar
Von Kindesbeinen eingeschult,
Sie buhlen weiter mit dem Czaar,
Die mit dem Corsen einst gebuhlt;

Doch bringt des Vaterlands Verrath
Nicht immer eine Kron' als Lohn. —
Drum deutsche Kämpen, frisch zur That,
Bevor der Augenblick entflohen!

Der Fuhrmann mit der Peitsche knallt
Wenn weiter er nicht fahren kann:
Was drohend aus dem Osten schallt,
O, hört es ohne Grauen an!

Neuestes aus Frankreich.

Paris, 21. Juli. Das Lager zu Versailles wird am 6. August bezogen werden. Die Flotte begibt sich nach Cherbourg, wo sie der Präsident besichtigen will. — Dem „Pouvoir" zufolge hat die englische Regierung den Clubb der französischen Flüchtlinge zu London geschlossen.

— Zu Montpellier fanden am Heinrichstage legitimistische Kundgebungen Statt, und zwar zuerst von Seiten des Clerus durch kirchliche Feierlichkeiten. Auf dem Platze, wo früher die Statue Ludwig's XVI. stand, wurde Nachmittags Musik gemacht, nach welcher eine Anzahl Personen tanzten. Weiße und grüne Blumensträuße und Taschentücher, mit Lilien bedeckt, wurden den ganzen Tag verkauft. Gegen Abend waren Büsten Heinrichs V., mit Lorbeerkränzen geschmückt, ausgestellt. Haufen von Volk durchzogen die Straßen, indem sie „es lebe Heinrich V." riefen. Mehrere angesehene Personen der legitimistischen Partei gaben Bälle. Die Republikaner machten eine Gegendemonstration. Eine starke Militärabtheilung war unter den Waffen und zahlreiche Patrouillen durchzogen die Straßen. Die Ruhe wurde nicht gestört.

— Das „Journal des Debats" kündigt an, daß es in Folge des nunmehr eingeführten Journal-Stempels seinen Abonnementspreis, der bisher für Paris jährlich 50 und für die Departements 60 Fr. betrug, gleichförmig für beide auf 64 Frs. erhöht hat; auf die schon bestehenden Abonnements übt diese Erhöhung keinen Einfluß. Der „Constitutionnel" machte bekannt, daß sein jährlicher Abonnementspreis für Paris und die Departements 40 Fr. sey. — Der bekanntlich zu 100,000 Fr. Geldstrafe verurtheilte Exminister Teste wandte sich kürzlich um Erlaß der Hälfte dieser Strafe an L. Napoleon, welcher darüber das Gutachten des Staatsrathes einforderte. Dasselbe ist gegen Teste's Gesuch ausgefallen, welches demgemäß unberücksichtigt bleiben wird.

Die Armee von Paris besteht gegenwärtig aus 24 Inf.-Regimentern, 4 Jägerbataillonen, 2 Bataillonen mobiler Gensd'armerie, 2 Cavallerie-Regimentern, 1 Schwadron Staffetten-Reiter, 1 Artillerie-Regiment der republikanischen Schutzmannschaft und den militärisch-organisirten Pompiers.

Der „National" will aus besonderer Quelle wissen, daß die Königin von Spanien sich keineswegs in einem so günstigen Gesundheits-Zustande befinde, wie die officiellen Depeschen behaupten.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 60. Kaiserslautern, Samstag, 27. Juli. **1850.**

Wie Mozart seine Geliebte entführt.

Novellette von Karl v. Brandt.

(Schluß.)

Doch der alte Herr, wie er sich denn in Nichts so leicht zu übernehmen pflegte, lächelte nur und meinte: „Ja, lieber Freund! Das ist schon schlimm, daß die lieben Eltern Ihrer Liebsten nichts von Ihrer Mariage wissen wollen — aber schau," fuhr er gutmüthig und im treuherzigen Wiener Dialekt fort, „aber schau, Wolfgang! Du hast auch halt gar nix, und da ist's den Leuten nicht zu verdenken, wenn's Dir ihr Töchterchen nicht sogleich geben wollen."

„Sapperment!" rief der junge Mann eifrig, „hab' ich denn nicht Talent und Fleiß, und hab' ich nicht meine Liebe zu meinem Mädel, die mich lehren wird, damit überall gut fortzukommen, wenn mir's denn damit in dem schönen Wien und trotz meinem lieben Kaiser, der Etwas von mir hält, nicht glücken soll?"

„Du wirst doch Wien nicht auf die Dauer verlassen wollen?" fragte ernst der ältere Mann.

„Ich möchte es freilich nicht gern," versetzte der Jüngere; „aber wer kann sagen, ob ich's nicht muß? Ist doch jetzt eben gar der Teufel los unter den Wälschen, da sie erfahren haben, daß der Kaiser, der hier auch endlich gern Etwas für die deutsche Oper thun möchte, dabei seine Augen auf mich gerichtet hat und mir zu verstehen gab, ich möchte mich einmal daran versuchen, ein deutsches Singspiel zu componiren!"

„Hoffentlich hast Du Dich schon d'ran gemacht?"

„Na und ob! Fix und fertig ist das ganze Ding seit gestern Abend; die Partitur liegt droben in dem Dachstübchen in der „Schnecke," ich schrieb sie in dem eigens dazu gemietheten Stübchen, weil ich von innen hinübergucken kann nach dem Fenster meines Mädels."

„Wenn wir's so nahe haben", entgegnete der ältere Herr, „so möcht' ich Deine Partitur schon durchblättern."

„O kommen's mit!" rief freudig der junge Mann, „kommen's mit hinauf und sehen Sie sich das Ding an, es sollte mich freuen, wenn Sie was Gutes d'ran fänden — und was Sie d'ran auszusetzen haben, das sagen Sie mir — nicht wahr?"

„Ganz gewiß!" lautete die Antwort des Aelteren, und beide Männer schritten der „Schnecke" zu, stiegen die Stiegen hinauf bis zu einem Dachkämmerchen, das nichts enthielt, als einen Tisch mit Schreibzeug und vielem Notenpapier, und anderthalb Stühle.

Der ältere Herr nahm Platz auf dem ganzen Stuhle am Tische und begann in der Partitur seines jungen Freundes zu lesen. — Bald war er so in die Lectüre derselben vertieft, daß er nur unwillig abwehrend, ohne zu reden, winkte, als der Componist ihn fragte, ob er hier zu speisen wünsche, denn Mittag sey fast vorüber.

So saß der ältere Herr da und las und las bis zur letzten Note der ziemlich starken Partitur — dann aber sprang er auf, faßte den jungen Mann bei beiden Händen, sah ihn lange und wohlwollend an und sprach endlich: „Was Du da geschrieben hast, ist ein Meisterwerk und wird, als solches anerkannt, entzücken, wenn wir Beide und Deine Kinder längst Staub geworden sind! Reich' Deine Oper nur bei unserm Kaiser ein, ich will auch mein Wort dafür reden und Dein Mädchen soll Dir nicht entgehen, das verspreche ich Dir — oder ich will nicht Joseph Haydn heißen!"

Der junge Mann wollte freudig Etwas erwidern, aber — „ich wohl, mein Mozart!" rief ihm freudig Joseph Haydn zu; „Deine Musik hat mir schon Alles gesagt!" — Damit schied er.

Mozart hatte seine Oper dem Kaiser übergeben, und dieser sie mit dem Befehl, daß sie einstudirt und aufgeführt werden solle, an den Director der von ihm jüngst in's Leben gerufenen deutschen Oper gesandt. Mozart war mit der Freundenbotschaft zu den Eltern seiner geliebten Constanze geeilt, aber obgleich diese ihm persönlich wohlwollten, obgleich die als erste Sängerin bei der deutschen Oper angestellte ältere Schwester seiner Geliebten die Schönheit seiner Musik nicht genug zu rühmen wußte, so glaubten doch Constanzen's Eltern an keinen günstigen Erfolg

Digitized by Google

derſelben, denn ſie dachten nur an die mächtige Partei der italiäniſchen Sänger, welche nichts verabſäumen würden, um den Fall der neuen Oper — wie der deutſchen Oper überhaupt — herbeizuführen, und auf Mozart's wiederholte Werbung um Conſtanzen's Hand ward ihm, wie gewöhnlich, eine abſchlägige Antwort.

Das machte unſern Helden desperat, um ſo mehr, als er erfuhr, Conſtanzen's Vater habe die Idee, ſeine Tochter mit einem reichen, aber ſchon etwas ältlichen Kaufmann zu verheirathen. — Da er nun ſein ſtreng bewachtes Mädchen nicht mehr allein ſehen und ſprechen konnte, klagte er der Schweſter derſelben, von der er wußte, daß ſie ihm günſtig geſinnt ſey, ſein Leiden. — Dieſe Schweſter, im Hauſe nur „die wilde Donau“ genannt, war eben ſo luſtig, liſtig und keck als Conſtanze ſanft, treu und ſchüchtern, und erwiderte auf Mozart's rührende Klagen: „Du biſt ein Narr! — daß die Stanzerl einen alten, widrigen Krämer heirathen ſoll, iſt ſchon wahr, und das arme Ding grämt ſich genug darum; aber warum läßt Du's zu? — Warum machſt Du's nicht, wie der Liebhaber in Deiner Oper, entführe ſie doch!“

„Herzlich gern! Aber ſie wird nicht wollen.“

„Ach Die! Die will Alles, was Du willſt! Ich werd's ihr ſchon ſagen, richte nur Alles klug und ſauber vor.“

Noch ein Langes und Breites beſprach Mozart mit der „wilden Donau.“ — Endlich wurden ſie über Alles einig und ſchieden, ſehr zufrieden miteinander. —

Es war am Tage der erſten Aufführung der Oper: „Belmonte und Conſtanze, oder: Die Entführung aus dem Serail,“ als Mozart wieder in aller Frühe vor dem Hauſe ſeiner Schönen promenirte und ſehnſüchtig hinaufblickte nach dem Fenſter derſelben.

Und Conſtanze erſchien einen Augenblick, warf ein Briefchen hinab und verſchwand ſchnell wieder. Mozart hatte geſchickt das Briefchen aufgefangen, eilte um die Ecke, [illegible] und las:

Herzliebſter Wolfgang!

Ich ſehe es ein, ich muß mich von Dir entführen laſſen, denn, wenn auch Deine Oper gefällt, der Vater hat dem Herrn v. *** ſchon halb und halb mich verſprochen, und gefällt Deine Oper nicht — die abſcheulichen Italiäner ſollen ja ganz wüthend darauf ſeyn, ſo iſt gar keine Hoffnung, daß wir uns bekommen. Vater und Mutter wollen in die Oper gehen, ich habe Kopfweh, bleibe daher zu Hauſe und erwarte, daß Du jedenfalls kommſt und entführſt Deine Dich liebende Conſtanze.

Mozart küßte das Briefchen wohl tauſendmal und eilte dann in das Haus einer vornehmen Gönnerin, die ſich erboten hatte, der Entführten in ihrem Hauſe und unter ihrer Aufſicht ſo lange eine verborgene Freiſtätte zu gewähren, bis Mozart ſich gütlich mit den Eltern des Mädchens geeinigt haben würde.

So geſchah es! Während Conſtanzen's Eltern in der Oper ſaßen, ſich durch Mozart's ſüße Weiſen entzücken ließen und ganz erſtaunt waren über den glänzenden Erfolg des Werkes, entführte Mozart ſeine Geliebte dem elterlichen Hauſe, brachte ſie in die Wohnung ſeiner Gönnerin und eilte zurück in's Theater, wo eben unter ſtürmiſchem Jubel des Publikums der Vorhang fiel.

Mozart hatte im Sinne, noch dieſen Abend zu ſeinen Schwiegereltern in spe zu eilen; doch ein kaiſerlicher Lakei beſchied ihn in die Loge des Monarchen.

„Herrliche Muſik! Mozart!“ rief der Kaiſer ihm entgegen, „herrliche Muſik, voll Geiſt, Leben und Empfindung — nur mitunter etwas zu viele Noten!“

„Nicht eine Einzige zu viel, Majeſtät!“ entgegnete Mozart raſch.

Joſeph lächelte und ſagte: „So? — nun, ich werd's beſtellen, im Uebrigen fahre nur ſo fort.“

Man mag ſich das Erſtaunen und den Schreck der Eltern Conſtanzen's denken, als ſie aus der „Entführung aus dem Serail“ kommend, die Entführung ihrer eigenen Tochter erfuhren. Der andere Morgen klärte Alles auf, und ſchneller, als Mozart es gehofft, erhielt er jetzt Verzeihung, ſowie die Einwilligung der Eltern zu ſeiner Verbindung mit Conſtanzen, die denn auch ſchon nach wenigen Wochen ſein liebes Weibchen wurde.

Von allen Bekannten aber wurde ſeitdem Mozart's Oper: „Belmonte und Conſtanze,“ nur die „Entführung aus dem Auge Gottes“ genannt.

Der elektromagnetiſche Telegraph.

(Fortſetzung.)

Es müßte daher der Querſchnitt z. B. eines eiſernen Leiters 6mal größer, als der eines kupfernen ſeyn, um gleiche Dienſte zu leiſten. Hierdurch wird der eiſerne Leiter theurer wie der kupferne. Wird dabei in Betracht gezogen, wie die größere Quantität die Schwierigkeiten der Leitung des Eiſens in die Ferne vermehrt, ſo liegt es nahe, daß dem Kupferdraht ein Vorzug eingeräumt wird.

Während zur Hin- und Herleitung des galvaniſchen Stromes ſonſt zwei Drähte für nothwendig erachtet wurden, hat man in neuerer Zeit zur Rückführung des Stromes die Leitungsfähigkeit der Erde ſelbſt benutzt. Man führt nämlich den Draht des einen Poles nach der entfernten Station und dort in die

Digitized by Google

feuchte Erde oder einen Brunnen, während man den Draht des andern Poles an der Ausgangsstation ebenfalls in die Erde leitet. An den Enden des in die Erde gesenkten Drahtes werden große Kupferblatten befestigt. Es wird nun angenommen, daß zwischen diesen beiden Kupferblatten die Erde als Verbindungsmittel diene, indem der geringe Grad ihrer Leitungsfähigkeit durch den ungeheuern Durchschnitt benutzbar werde. Die Drahtleitung von Station zu Station muß auf eine Weise geschehen, daß der Draht mit keinem andern Leiter in Berührung kömmt, weil sonst der galvanische Strom ganz oder theilweise sich aus der Linie gießen und die Verbindung zwischen den Stationen schwächen oder unterbrechen würde. Man pflegt dies dadurch zu bewerkstelligen, daß man den Draht auf Stangen durch die Luft, oder in Gutta-Percha-Röhren unter der Erde. Die Stangen können im ersteren Falle, namentlich bei nassem Wetter, leicht den galvanischen Strom theilweise ableiten, wenn der Draht in unmittelbarer Berührung mit ihnen ist. Man sucht aber diese zu vermeiden, indem man den Stangen einen Glashut aufsetzt, und den Draht durch diesen leitet. Als Isolator verhindert Glas jede Ableitung.

Wird der Draht unter der Erde fortgeführt, so pflegt man die Gutta-Percha-Röhre mit einer Lage von Sand zu umgeben, eine Vorsicht, die natürlich nicht anwendbar ist, wenn der Draht unter Meeren oder Flüssen fortgeführt werden soll, weßhalb alsdann die Gutta-Percha-Ueberzüge stärker und der Draht innerhalb derselben mit Seide umwickelt zu werden pflegt. In neuerer Zeit ist auch der Draht unter der Erde in Eisenröhren gelegt worden. Im Verhältniß zu der Länge einer Telegraphenlinie muß die Batterie oder die Dicke des Drahtes mehr oder minder stark seyn, um denselben Strom auf der ganzen Linie gleichmäßig zu haben. Das Verhältniß ist jedoch kein einfaches, so daß nicht nur die Stärke der Batterien oder des Drahtes zu einer doppelten Entfernung auch doppelt, sondern je nach der Größe der einfachen Entfernung selbst verdreifacht werden muß. Die Verstärkung der Batterie geschieht durch die Vermehrung der Zahl der Elemente. Da die Anschaffung des Drahtes die bedeutendsten Anlagskosten und die Unterhaltung dieser Elemente die bedeutendste Betriebsauslage des elektro-magnetischen Telegraphen sind, so folgt hieraus, daß die Sparsamkeit der Vermehrung der Drahtdicke oder der Batterien entgegen, und es die Aufgabe ist, mit möglichst schwachem Strome in möglichst weiter Entfernung thätig zu seyn. Von diesen Batterien sind namentlich drei in allgemeinerem Gebrauch, die Daniell'sche Zink-Kupfer-Batterie, die Bunsen'sche Zink-Kohlen-Batterie und die Grove'sche Zink-Platin-Batterie.

Die Daniell'sche besteht aus einem Glas, mit einer konzentrirten Lösung von Kupfervitriol gefüllt, in welcher ein oben und unten offener hohler Cylinder aus dünnem Kupferblech steht. Aus diesem ist ein Arm gelöthet, der aus dem Glase hervorsteht. Innerhalb dieses Cylinders steht eine Zelle aus porösem Thon, welche mit verdünnter Schwefelsäure gefüllt ist. In dieser Thonzelle befindet sich der Zink-Cylinder, dessen Arm ebenfalls aus dem Glase hervorsteht.

Die Bunsen'sche konstante Zink-Kohlen-Batterie besteht aus einem mit Salpetersäure gefüllten Glase, in welchem sich der hohle, mit einem Metallringe umschlossene Kohlen-Cylinder befindet, dessen Rand auf dem Glase ruht, und aus einem andern Gefäße, in dessen Thonzelle der Zink-Cylinder von Schwefelsäure umgeben ist, welcher mit seinem Arm an dem Messingring des ersten Elementes befestigt ist. Die Kohle, welche bei dieser Batterie in Anwendung kommt, muß sehr sorgfältig von etwa 2 Theilen Koaks und einem Theil Steinkohle, beide fein pulverisirt und gesiebt, so zubereitet werden, daß sie eine homogene feste Masse bildet.

Die Grove'sche Zink-Platin-Batterie ist der Bunsen'schen ähnlich, nur kommt anstatt der Kohle Platin in Anwendung. Diese Batterien, die jedoch vielerlei Veränderungen ertragen, sind sämmtlich mit Hinsicht auf die Erzeugung gleichmäßiger, beständiger Ströme eingerichtet, und vermeiden das Zersetzen der Metalle, in so fern dies der Wirkung nachtheilig ist. Es wird angenommen, daß von den beiden letzteren Batterien eine einzelne so viel, wie zwei der Daniell'schen wirke. Wir haben die Entstehung und Fortleitung eines galvanischen Stromes bereits auseinander gesetzt. Die Benutzung des Stromes zur Korrespondenz ist auf die mannichfachste Weise versucht worden, und es versteht sich von selbst, daß wir, wie bei den Batterien, auch bei der Erklärung ihrer Benutzung nur das Prinzip und nicht alle Systeme erklären wollen. Ein hufeisenförmiges Eisen, auf dessen beide Arme zwei Rollen von Holz und Metall gesteckt sind, wird dadurch magnetisch gemacht, daß ein über die Rollen vielfältig gewundener, mit Seide dicht überspannener Kupferdraht von dem Leitungsdrahte die galvanische Strömung empfängt. Der Magnetismus des Eisens dauert so lange wie der Strom, und hört mit diesem wieder auf. Während der Dauer der magnetischen Kraft zieht das Eisen ein anderes nahe an den beiden Enden seiner Arme schwebendes Eisen — den Anker — an, und läßt denselben nach Aufhören des Stromes und des Magnetismus wieder frei.

Denkt man sich nun den Anker in Form eines Triangels, mit einem einwärts gebenden Zahn an jedem Arme, ein Rädchen in sein offenes Delta schließend, so wird man begreifen, daß auf dem einen Arm, durch den Magnet seitwärts gezogen, der Zahn des andern Armes in das Rädchen eingreift, und es dessen Umdrehung aufhält, daß aber, sobald der Magnet nicht mehr wirkt, der Triangel in seine normale Lage zurückkehrend, der Bewegung des Rades kein Hinderniß mehr entgegenstellt. Da aber hierdurch wohl eine Bewegung des Rädchens und des mit demselben verbundenen Welsers, aber keine genaue Berechnung möglich wäre, so wird an dem Arme des Ankers, welcher dem Hufeisen gegenüber steht, eine kleine Feder angebracht, die den Zahn dieses Armes fortwährend in die Zähne des Rädchens drückt. Wird nun der Magnet thätig, so zieht er den Arm an und gibt dadurch dem Rädchen Luft, jedoch nur für den Schritt eines Zahnes, indem der andere Arm des Triangels sofort auf der andern Seite des Rädchens eingreift. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Miscellen.

Eine neue Annehmlichkeit für die Reisenden soll im nächsten Winter auf den österreichischen, vielleicht auch auf manchen andern Eisenbahnen eingeführt werden, nämlich die Erwärmung der Wagen auf eine höchst sinnreiche, von dem österreichischen Professor Meißner entdeckte Weise. Es ist mit dieser Heizung zugleich eine fortwährende Erneuerung der Luft verbunden. Beide Vortheile des neuen Ofens lassen sich mit gleichem Nutzen wie auf den Eisenbahnzügen auf Dampf- und Seeschiffen in Anwendung bringen. Der Ofen nimmt nicht mehr Raum ein als ein Sitzplatz, das heißt zwei Fuß im Geviert, seine Wände werden nie so heiß, daß daran die Kleider versengt oder Theile der Wagen verbrannt werden können. Man kann ganze Wagen sowie einzelne Coupés damit heizen. Es kommt nur auf die Stellung eines Zeigers auf einem Zifferblatt an, um beliebig die Temperatur im Innern des Wagens zu stelgern, mag die äußere Temperatur seyn, welche sie wolle; ebenso regulirt sich die Menge der zuzuführenden frischen Luft je nach der Zahl der Menschen, welche in dem Wagen Platz genommen. Es können jedoch diese Regulirungen nur von den mit einem Schlüssel versehenen Officianten vorgenommen werden, das Publikum ist nicht im Stande, selbst Veränderungen oder Störungen hervorzubringen, ja die Einrichtung ist der Art, daß selbst, wenn der Officiant sich irren sollte, in der Stellung des Zeigers dennoch keine gefahrvollen Nachtheile entstehen können. Es ist unmöglich, daß der Ofen oder der sich absetzende Ruß die Entzündung der Wagen bewirke. Der ganze Apparat ist nicht kostspielig und kann im Sommer leicht aus den Wagen entfernt werden. Er bedarf wenig Bedienung.

Am 6. Juli Nachts elf Uhr ereignete sich in Tyrol ein schreckliches Unglück. Die Gemeinden Algund, Gratsch, Plarsch und St. Peter wurden durch einen Wolkenbruch beinahe ganz verwüstet. In Gratsch brach eine Muhr los und riß das Haus des Kirchenbauern weg, in welchem sich elf Menschen befanden, von denen man bisher nur vier Todte und zwei Halbtodte, denen man noch die heiligen Sacramente reichte, unter dem Schutte hervorgraben konnte. Die herrlichen Felder von Algund sehen furchtbar aus, drei Häuser sind beinahe ganz vermuhrt, auch in Algund fehlen drei Menschen. Die Straße bei der Töll konnte erst am 7. Abends wieder passirt werden. In Gratsch ist auch die Kirche ganz ruinirt. Das Ungewitter mit Blitz und Donner war schrecklich. Die größten Verwüstungen richtete der Ausbruch des Gröbenbaches an. Der Schaden an den Feldern allein soll sich auf 400,000 fl. belaufen.

Neuestes aus Frankreich.

Paris, 22. Juli. Aus dem Umstande, daß die Nationalversammlung kein Bedenken trägt, auf drei Monate Ferien zu machen, muß man jedenfalls folgern, daß sie keinen die Verfassung gefährdenden Staatsstreich befürchten zu dürfen glaubt. Wenn sie ernstes Mißtrauen in die Absichten L. Napoleon's setzte, so dürfte sie sich nicht vertagen und den Schutz der Verfassung einer Commission anvertrauen, sondern sie müßte in ihrer Gesammtheit auf ihrem Posten bleiben, um die Verfassung gegen etwaige Angriffe zu vertheidigen. Alle Urtheilsfähigen wissen jedoch, daß vorläufig von den imperialistischen Gelüsten des Elysee nichts zu fürchten ist und Thiers, der gegenwärtig zu Stalns bei de Patry auf Besuch ist, wird sich unbesorgt an den Rhein begeben, weil ihm bekannt ist, daß man in gewissen Kreisen sagt: „Wozu sich beeilen? die Dinge gehen von selbst ihren Gang.“ Und dies ist wahr. Ein eifriger und sehr geistreicher Legitimist sagte mir vor einigen Tagen: „Die Orleanisten haben ihre Sache so gut gemacht, daß wir jetzt am Kaiserthume angelangt sind. Man hatte ihnen umsonst zugerufen: Rehmet euch in Acht! Sie kümmerten sich nicht darum und jetzt sind wir da.“ Ich entgegnete: „Wie, wir wären da? Sie wollen vielleicht sagen, daß wir dahin kommen; noch aber sind wir nicht da.“ Er aber wiederholte seine Behauptung: „Wir sind da, auf mein Ehrenwort; aber man sagt es uns nicht.“ Ich gestehe, daß mich diese ernstgemeinte Versicherung eines stets gutunterrichteten Mannes betroffen machte.

Paris, 23. Juli. Seit einigen Tagen spricht man ganz ernstlich in der bonapartistischen Partei von einer zweiten Auflage des boulogner Versuchs zur Herstellung des Kaiserreichs. Am 15. August ist bekanntlich in Italien und seit Napoleon I. auch in Frankreich Saint Napoleon. Dieses Fest, das überdies mit Mariä Himmelfahrt zusammenfällt, will nun die bonapartistische Partei so geräuschvoll als möglich in Boulogne — der Ort ist sehr geistreich gewählt — in einem großen Volks-Bankett feiern. Bauern von nah und fern werden dazu herbeigezogen werden, und diese Bauern, erwartet man, werden zu Ehren des Patrons des Kaiser Napoleon hoch leben lassen, und in ihrer Begeisterung unter diesem Rufe nach Paris ziehen um den Erben des Kaisers Napoleon in seine Rechte einzusetzen. Das ist das Programm für die Feier des 15. August; welche Maus aus diesem Kreise des bonapartistischen Berges hervorgeben wird, das wollen wir abwarten.

Paris, 23. Juli. In der heutigen Nationalversammlung wurden zur permanenten Commission (welche während der Vertagung der Nationalversammlung die Verfassung zu schützen hat) folgende sieben, der Opposition angehörige Mitglieder gewählt: Greton, Rulhieres, Vesin, Laborde, Cas. Perier, Crouseilhes, Drouet und Desvaux. Die Wahl der drei noch übrigen Mitglieder findet morgen statt.

— Der General Changarnier hat tägliche Truppen-Manoeuvres auf verschiedenen Punkten von Paris angeordnet. — Die Polizei hat 40 Mitglieder einer geheimen Gesellschaft verhaftet, bei mehreren auch Waffen confiscirt. — Zu Versailles wurde eine Pulverfabrik entdeckt und die vorhandene Munition weggenommen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 61. Kaiserslautern, Donnerstag, 1. Augnst. **1850.**

Ein Besuch in Schleswig-Holstein.

(Mannh. Unterhaltungsbl.)

Zwei Classen von Menschen wäre ein Besuch Schleswig-Holsteins in der gegenwärtigen Lage vornehmlich zu wünschen, den Wühlern und den Gesinnungslosen. Beide würden, wenn sie anders nicht unheilbar wären, geheilt zurückkehren. Denke man sich z. B. einen Agenten der Londoner oder Genfer Revolutionspropaganda unter diese Bevölkerung versetzt, welche an ihrem angestammten Landesherrn unverbrüchlich festhält, auch wenn sie mit ihm zu einem Kampfe auf Leben und Tod sich rüstet: Wie schlechte Geschäfte würde das revolutionäre Princip unter diesen bedächtigen, selbst pflegmatischen Naturen machen. Aber auch die Gesinnungslosen, die engen kalten Seelen, welche an keine Erhebung des Volkes mehr glauben und den Zeitungen zur Last legen, was die Zeit Unbequemes für sie hat — möchten auch diese in den letzten Tagen ihren Fuß über die Gränzen der Herzogthümer gesetzt haben. Sie würden mit ihren Augen sehen, wie ein Volk von einem Geiste beseelt von einer Stimmung getragen für die heilige Sache seines Rechtes und seiner nationalen Selbstständigkeit zu handeln vermag.

Diese Stimmung der Bevölkerung Schleswig-Holsteins, wie sie sich in allen Classen derselben, unter Hoch und Niedrig kund gibt, ist höchst charakteristisch und muß Jeden, der die Schwelle dieses Landes überschreitet, mit hoher Bewunderung erfüllen. Gleich vor den Thoren Hamburgs und Altonas, auf den Eisenbahnstationen in den dem nächsten Kriegsschauplatz fern liegenden Ortschaften merkt man die schleswig-holsteinische Luft. Die Truppen wurden zu Ende der vorigen Woche zusammengezogen. Aus den kleinen Städten und Flecken des südlichen Holsteins wurden die Bataillone mit langen Ertrazügen nach Rendsburg und weiter nach dem Norden befördert. Der Krieg stand vor der Thür, und der Abschied so vieler Tausende auf vielleicht Nimmerwiedersehen hat so Etwas, was der Stimmung leicht einen Schwung über das Gewöhnliche hinaus zu geben pflegt. Von diesem Schwunghaften, Enthusiastischen, Ekstatischen, fand sich hier aber kaum eine Spur: Entschlossenheit, Freudigkeit, Treue sind vielmehr die Ausdrücke, welche die Stimmung bezeichnen, wie sie sich unter den Truppen sowohl, wie unter der übrigen Bevölkerung kund gibt. Der Enthusiasmus hat keinen Raum, wo sich das Handeln für das Recht und die Existenz von selbst versteht. Der eigenen Haut bei einem plötzlichen Ueberfall weiß man sich auch ohne Enthusiasmus zu wehren. So steht auch dieses Volk jetzt in Waffen seinen Feinden entgegen, als ob es gar nicht anders seyn könnte. Zweifel und Bedenken, vielköpfige Meinungsverschiedenheit, politische Spitzfindigkeiten und Parteigezänk, Alles das, was das Volk in hunderttausend Köpfe auseinanderspaltet, ist hier vor dem einen Zuge zur Entscheidung zurückgetreten. Die Eigenschaften, welche eine seemännische Bevölkerung auszeichnen, Besonnenheit und Muth, finden sich in diesem Volke wieder, unter denen, die am Steuer sitzen, wie unter der Mannschaft, die mit dem Sturm um ihr Leben kämpft. Alle Klassen der Bevölkerung reden dieselbe Sprache. Die gelehrten Politiker, welche die schleswig-holsteinische Frage in ihrer Verbindung mit den feinsten Beziehungen der Gegenwart und aus den Pergamenten der Vergangenheit studirt haben, wissen heutzutage nichts anders zu sagen, als was der Schiffer im Hafen und der letzte Soldat auf dem Marsche weiß. Die Sache ist eben aus dem Stadium der Ueberlegung heraus und in das des Handels getreten. Wollte Gott, daß wir das auch von unsern deutschen Angelegenheiten sagen könnten.

In der Nacht auf den letzten Sonntag fand der Abmarsch des 7. Infanterie-Bataillons von Kiel aus statt. (Die Bataillons zählen 15 bis 1600 Mann.) Die Preußen wollten am andern Morgen früh 1/2 6 Uhr die Schanzen bei Eckernförde verlassen und es galt, dieselben sofort wieder zu besetzen und zu armiren, damit nicht etwa von den dänischen Kriegsschiffen, die vor der Bucht von Eckernförde kreuzten, ein Handcoup gegen Eckernförde geschehe. Bei diesem Abmarsch sahen wir zuerst eine größere Abtheilung des

Digitized by Google

schleswig-holsteinischen Heeres. Die Soldaten machen einen sehr günstigen Eindruck. Ernst und Ruhe liegt auf den Gesichtern dieser meistentheils kräftigen, wenn auch selten sehr hohen Gestalten. Die Ausrüstung und die Physiognomie des Heeres läßt kaum einen Unterschied von der eines hannoverschen oder preußischen Truppencorps erkennen, nur daß vielleicht die größere Menge der jugendlichen Krieger auffällt, da bekanntlich bis zum 19. Jahre mit der Aushebung fortgeschritten ist, und sogar aus der weiter folgenden Alters-Klasse eine Menge von Freiwilligen sich gemeldet hat und noch immerfort sich melden. Unter den Offizieren sind in großer Anzahl solche aus den deutschen Bundes-Armeen, vornehmlich hannover'sche und preußische, von denen viele aus den edelsten Motiven, aus uneigennütziger Hingebung für die Sache und mit Aufopferung eigener oft bedeutender Vortheile ihre bisherige Lebensstellung aufgegeben haben. So wurde von einem ältern preußischen Offizier erzählt, welcher ein jährliches Einkommen von beinahe 2000 Thlr., so wie die Aussicht auf Pension und Wittwengeld aufgegeben hatte, um dem Drange seines Herzens genug zu thun. Andere dieser Offiziere sind durch zarte Bande mit dem schleswig-holsteinischen Lande verknüpft, oder werden es nach dem Kriege seyn, sie ziehen somit für ihre Lieben und für ihre eigene Zukunft in's Feld. Ueberhaupt ist hier der wilde Kriegsgott mit der Liebesgöttin im gewohnten zärtlichen Bunde. Auch bei dem Ausmarsch ins Feld in diesen letzten Tagen sind viele Liebeszähren geflossen. Mehr als ein letztes verstohlenes Lebewohl, mehr als einmal irrte an den langen Bahnzügen, welche die Truppen nach Rendsburg führten, ein schüchternes, nur von der Liebe mit Muth erfülltes Mädchen auf und ab, um in einem der überfüllten Coupes ihren Liebsten aufzufinden. Um die geschwärzten Pickelhauben trugen Offiziere und Soldaten frische Kränze, die sie hoffentlich auch tragen werden, wenn sie zurückkehren. Auch die Liebe hat ihren Heldenmuth gezeigt. Es ist in diesen Tagen mehr als einmal vorgekommen, daß ein mit einem Offizier oder Soldaten verlobtes Mädchen vor dem Abmarsch in's Feld auf die Trauung gedrungen hat, weil sie lieber, wenn auch vielleicht als Wittwe den Namen des Geliebten tragen, als den gegenwärtigen Abschied vielleicht zu einem Abschied auf immer werden lassen wollte.

Ueberhaupt sind vorzugsweise jene sogenannten deutschen Frauen, welche hochherzig genug fühlen, um auch nach allen Verirrungen und Täuschungen der letzten Jahre ihr Vaterland in ihren Herzen zu tragen, in Schleswig-Holstein zu suchen. In Deutschland fangen sie an selten zu werden; bei uns erschöpfen sie ihre politische Theilnahme entweder in einem sehr oberflächlichen Zürnen auf die Zeit und ihre bis dahin noch so unfruchtbare Bewegung, oder sie gehen gleichgültig dahin und sind froh, daß es doch wieder erträglich geworden ist. Die Frauen Schleswig-Holsteins wissen, wie es der Frau geziemt, die Politik mit dem Herzen zu treiben, sie haben warm und ungeirrt ihre Liebe nach wie vor der Sache des Rechtes und der Freiheit zugewendet; sie fühlen sich zu Wächterinnen der Menschlichkeit und der Milde berufen, wenn die Männer von Grimm und Härte erfaßt werden, und wiederum, wenn die Männer zweifeln und verzweifeln wollen, wissen sie mit sanfter Beharrlichkeit das unruhig flackernde Feuer zu erhalten. Die Züge, welche von den deutschen Frauen in den Befreiungskriegen berichtet werden, wiederholen sich heutzutage in Schleswig-Holstein.

Noch ein anderer Zug drängt sich dem Beobachter in der gegenwärtigen Lage der Herzogthümer auf. Die verschiedenen Classen der Bevölkerung, so wie die verschiedenen politischen Parteien sind einander in wunderbarer Weise genähert. Standesvorurtheile und engherzige Rücksicht sind in der allgemeinen Hingebung an den einen großen Zweck untergegangen. Die Traulichkeit in dem Umgange zwischen Offizieren und Soldaten muß jedem Beobachter auffallen; weder junkerhafte Ueberhebung noch respectswidrige Zudringlichkeit von der andern Seite macht sich bemerkbar; und so wenig wird durch diese Brüderlichkeit das Ansehen der Offiziere benachtheiligt, daß der Ernst und die militärische Strenge Willisen's vor der nachsichtigeren Art seines Vorgängers rühmend hervorgehoben wird und nicht wenig dazu beiträgt, das Vertrauen auf ihn zu einem unbegränzten zu machen. Auch die Aristokratie ist in keinem deutschen Lande so innig mit dem Volke verbunden, wie in den Herzogthümern. Nur wenig adelige Namen zählt man auf, die zu den Dänen halten. Der Kern und die Mehrzahl des Adels steht, trotz der wahrhaft ungeheuren Opfer, welche die großen Grundbesitzer zu tragen haben, mit Leib und Seele auf deutscher Seite.

Aber nicht ohne wehmüthige Rückerinnerung an Deutschland kann man dieses edle kernhafte Volk, dieses liebliche wie ein Garten blühende Land durchreisen. Es gibt keinen bessern Stamm, kein gesunderes Glied am Körper des ganzen großen Vaterlandes; und dieser Stamm soll aufgeopfert, dieses Glied soll abgehauen werden, weil der Leib krank und ohnmächtig zu seiner Rettung ist! und die Stimmung, womit Preußens Schwachheit und Zweideutigkeit, welche Deutschlands Ohnmächtigkeit ist,

Digitized by Google

hier in den Herzogthümern beurtheilt wird, ist geeignet, den Stachel noch tiefer in ein vaterländisches Herz zu drücken. Weit entfernt, Ingrimm und Schmähungen über den preußischen unehrenvollen Abzug zu äußern, beklagt man vielmehr die Verkommenheit und Verblendung der deutschen Fürstenpolitik; man athmet auf, indem man sich durch den preußischen Frieden aus der Umgarnung dieser Fürstenpolitik frei geworden weiß und nur dann, wenn die Rede auf die preußische Kriegsführung der beiden vorigen Jahre kommt, ballt sich die Faust und der Zorn überläuft ein ehrliches Soldatengesicht. Daß das deutsche Volk treu und fest sich zeigt, erwartet man nicht anders, aber man fragt mit Achselzucken: was das deutsche Volk vermag? auf diese Frage haben wir in Deutschland die Antwort zu geben. Beschämung begleitet diese Frage, sie muß uns stacheln und treiben zur thätigen Hülfe, zur entschlossener Willenskraft. Mit Worten ist nichts mehr auszufechten; Proteste und Redensarten sind weniger werth, als so viel Charpie wie man zwischen 2 Finger faßt. Für den Augenblick ist Geld die Losung — und sobald ein auswärtiger Feind in diesen Streit seine Hände mischt, dann wird der Krieg die Losung seyn und kein fauler Friede wird den Krieg alsdann den deutschen Fürsten ersparen können.

Miscellen.

Vor zwanzig Jahren fand in dem Schlosse C....., nicht weit von Paris, ein unerklärliches Ereigniß statt, dessen Lösung erst jetzt durch einen Zufall möglich wurde. Das Schloß datirt aus dem Mittelalter, und sein finsteres Aeußere gab diesem Unfalle, gerade den schauderhaften Charakter, der seitdem es zur Oede machte. Frau von C....., welche erst vor wenigen Wochen mit dem Marquis R..... vermählt war, hatte eine zahlreiche Gesellschaft geladen, die sich in den Nachmittagsstunden vor der Dinerzeit mit Blindekuhspiel ergötzte; eine Stunde verging, die junge Frau war verschwunden. Das Schloß wurde bis in den entferntesten Winkel durchsucht, und keine Spur war mehr von ihr aufzufinden. Zwanzig Jahre waren dahingegangen, und nie hatte man von ihr etwas gehört. Seit jenem Trauertage stand das Schloß verödet, und fiel in Trümmer. Erst vor Kurzem fiel das Schloß durch Erbschaft Herrn L. zu, und er fand Interesse daran, es wiederum wohnbar zu machen. Er ließ in einem früher unbewohnten Theile einige Neubauten machen, als die Maurer plötzlich auf einen großen Koffer stießen, den sie aus Neugier öffneten. Wie groß war ihr Schrecken, als sie darin ein weibliches Skelett fanden. Es waren die Reste der unglücklichen Frau v. C. mit ihren Juwelen und ihrem Brautschmuck. Die Sache erklärt sich dadurch, daß die Unglückliche beim Blindekuhspiel sich darin versteckte. Der Koffer hatte eine Feder, die von selbst sich schließt, sobald der Deckel sich herabläßt, und so war sie lebendig darin begraben, ohne daß irgend Jemand eine Ahnung davon haben konnte.

Schlichte Reime.

Der deutsche Wald, das deutsche Herz,
Sie sind einander eng verwandt,
Wie Ahnungsschauer, Sehnsuchtsschmerz,
Wie Blätterfall' und Blumentand.

In Baumgestalten mannichfalt,
In Staud' und Stengel, Busch und Strauch
Ergrünt der tiefe deutsche Wald —
Nur selten kommt's zu Früchten auch;

Ihre'ngebilde, reich und kühn,
Der Freiheit Heimweh, Weisheit, Rath
Im tiefen deutschen Herzen blühn,
Nur selten werden sie zur That;

Und wie am schattenreichsten Baum
Ihr keinen Erntesegen schaut,
So wird aus Sehnsucht und aus Traum
Kein wetterfestes Reich gebaut.

O deutscher Wald, o deutsches Herz,
Ihr seyd einander eng verwandt,
Wie Ahnungsschauer, Sehnsuchtsschmerz,
Wie Blätterfall' und Blumentand.

Neuestes vom Kriegsschauplatze Schleswig-Holstein.

Hamburg, 28. Juli. (Tel. Dep. der Köl. Ztg.) Die „Börsen-Halle“ enthält Nachstehendes: „Da der detaillirte Bericht über die Schlacht am 25. vom commandirenden General noch nicht hat eingesandt werden können, so bringt das unterzeichnete Departement hiermit zur öffentlichen Kunde: Unsere ganze Armee steht in concentrirter Stellung; alle Gerüchte von abgeschnittenen Corps sind unwahr. Der Verlust an Mannschaften wird durch das Einrangiren der seit einigen Wochen errichteten Ersatz-Bataillone in dem Maße ersetzt, daß in einigen Tagen die Armee stärker seyn wird, als sie vor der Schlacht bei Jstedt war. — Der Muth der Armee ist ungebrochen. Die Tage der Entscheidung stehen noch bevor, und wir sehen ihnen gefaßt entgegen. Kiel, 27. Juli 1850. (gez.) Krohn.“

Hamburg, 29. Juli. (Tel. Dep. der Köl. Ztg.) Von der Armee vernehmen wir keine weiteren neueren Ereignisse, als ein unbedeutendes Cavalerie-Vorposten-Gefecht. Die Stimmung der Truppen ist fortwährend vortrefflich; nur bleibt der Mangel hinreichender Offiziere drückend.

Altona, 27. Juli. Die mit dem heutigen Vormittags-Zuge eingegangenen Nachrichten aus dem Schleswig'schen sind theils unbestimmt, theils nicht von großer Bedeutung. Die dänischen Vorposten sollen bis Cropp streifen. Einem Gerüchte zufolge hätte General v. Krogh eine viertägige Waffenruhe angeboten, die indeß von dem General v. Willisen abgelehnt worden sey. — Unter den am 25. gefallenen schleswig-holsteinischen Offizieren werden genannt: der Hauptmann Krause (früher in hannoverischen Diensten) von der Artillerie; von der Infanterie Sandes-Hofmann und Hilliger. Gefangen sind u. A. die Ober-Aerzte Dr. Schwarz und Esmarch. — Nach der Aussage dänischer Gefangenen sollen in Flensburg nach dem Einrücken der Dänen Placate an den

Digitized by Google

Straßenecken angeheftet gewesen seyn, welche die Insurgenten-Armee als aus nur 10,000 Mann unregelmäßiger Truppen bestehend darstellten. — Der mehrerwähnte, bei Schleswig aufgefangene Spion, angeblich ein Schwede, ist hier eingebracht worden.

Altona, 28. Juli. Wenig Neues von der Armee. Ihre Stellung ist unverändert. Die dänischen Vorposten sind bis auf eine Meile diesseits Schleswig vorgeschoben. Eckernförde war auch gestern noch nicht besetzt. Viele Freiwillige eilen zu den schleswig-holsteinischen Fahnen. Willisen erließ folgende Bekanntmachung: Bei dem verhältnißmäßig großen Verluste an Offizieren, den die schleswig-holsteinische Armee bei Idstedt gehabt, ist ein Ersatz an diesem wichtigen Bestandtheile der militärischen Kräfte das größte Bedürfniß der Armee. Es ergeht daher an Offiziere aller deutschen Truppen, welche jung und kräftig sind und ein Herz für die Sache haben, die hier versochten wird, die Aufforderung, so schnell als möglich nach Rendsburg zu kommen, wo sie sicher seyn dürfen, eine ihren Fähigkeiten und ihrem Dienstalter angemessene Stellung zu finden, sey es als Volontär, sey es definitiv. Sämmtliche deutsche Blätter werden ersucht, diese Bekanntmachung in ihre Blätter aufzunehmen. Cluvensieck, 27. Juli 1850. Der commandirende General v. Willisen.

Kiel, 27. Juli. Nach ganz authentischen Nachrichten steht unsere Armee in einer Stärke von circa 25,000 Mann bei Sehstädt, um den Kampf wieder aufzunehmen.

— Alle Nachrichten bestätigen, daß der Ausgang der Schlacht allein der numerischen Ueberlegenheit des Feindes zuzuschreiben ist. In Folge dieser Ueberlegenheit wurde es den Dänen möglich, sich den Vortheil noch mehr zu Nutzen zu machen, welchen der angreifende Theil stets schon dadurch hat, daß er auf dem Punkte, dessen Repression beabsichtigt wird, größere Massen concentriren kann. Es bestätigt sich übrigens, daß der Rückzug überall ein wohlgeordneter gewesen ist.

Rendsburg, 26. Juli. Vier Geschütze sind den Dänen in die Hände gefallen; 4 dänische Geschütze sind von den Schleswig-Holsteinern in's Moor getrieben und vernagelt. Ein dänisches Husarenregiment, mit Shrapnels beschossen, soll sehr bedeutend gelitten haben. Ueberhaupt ist der Verlust der Dänen unweit größer, als der der Schleswig-Holsteiner. — Das Centrum der Schleswig-Holsteiner stand während der Schlacht bei Idstedt unter Willisen, der linke Flügel unter v. d. Horst von Wedelspang bis an die Schlei, der rechte Flügel zuerst unter Baudissin, dann, als dieser schwer verwundet worden war, unter v. d. Tann von Helligbeck bis an die Treene bei Sollbroe. Die Truppen waren also etwa im Halbkreis aufgestellt, dessen Basen bei Misunde und bei Sollbroe, dessen Höhe bei Idstedt.

Neuestes aus Frankreich.

Paris, 27. Juli. Die Majorität der Nationalversammlung ist in der vollständigsten Auflösung begriffen, alle Bemühungen der früheren Chefs führen zu keinem Resultate, und die edeln Burggrafen sind in Verzweiflung. Im Elysee herrscht ebenfalls eine unbeschreibliche Verwirrung. Ein Theil des Ministeriums bemüht sich vergebens, den Präsidenten zu einem versöhnenden Schritte zu bewegen, während ein anderer, unterstützt von mehreren Burggrafen, einen entschiedenen Act im entgegengesetzten Sinne zu provociren sucht. Der Präsident schwankt noch zwischen beiden Lagern, und ist es wohl am wahrscheinlichsten, daß vor der Prorogation der Nationalversammlung nichts geschehen und daß man das Resultat der „prinzlichen“ Reisen und der Berathungen der Departementalräthe abwarten wird, welche am 28. August zusammentreten werden. — General Changarnier hatte gestern eine lange Conferenz mit dem Präsidenten; was dort verhandelt wurde, ist noch mit einem dichten Schleier bedeckt, und ergeht man sich darüber nur in den ängstlichsten Vermuthungen. Die Einen behaupten, der General habe dem Präsidenten erklärt, daß er durchaus auf ihn rechnen könne, während von anderer Seite auf das bestimmteste versichert wird, daß Changarnier mit seiner sofortigen Demission gedroht habe, wenn der Präsident nicht versöhnende Schritte gegen die Nationalversammlung thue. — Wie man sich bemüht, den Präsidenten zu einem Staatsstreiche zu zwingen, davon gibt der gestrige Abend einen sprechenden Beweis; ich berichte Ihnen darüber aus eigener Anschauung. Auf dem Theaterzettel war es mit großen Lettern angekündigt, daß der Präsident der Vorstellung im Theater „Ambigu Comique“ beiwohnen würde. Als Louis Napoleon gegen 6 Uhr in Begleitung des Ministers Baroche das Elysee verließ, war das Faubourg St. Honoré mit einer zahllosen Menge angefüllt, welche den Präsidenten mit dem enthusiastischen Ruf: »Vive Napoleon, vive le neveu de l'empereur!« empfing. Der Wagen des Präsidenten konnte sich kaum Bahn brechen, die Menge folgte die ganze Reihe der Boulevards entlang und wurde, bei der Porte St. Martin angelangt, so dicht, daß der Präsident gezwungen war, auszusteigen und seinen Weg zu Fuß fortzusetzen. Im Theater wartete seiner ebenfalls ein begeisterter Empfang, und die Ovationen wiederholten sich in jedem Zwischen-Acte. Als Louis Napoleon das Theater verließ, wurde er wiederum von einer unzähligen Menschenmenge empfangen, der sich der Präsident indessen durch eine Nebenstraße auf das schleunigste entzog, da ein Theil der Masse bei seinem Erscheinen die bonapartistischen Vivats durch eine republikanische Demonstration bedeutend überstimmte. Wenn es wahr ist, was der „National“ ohne Zweifel sagen wird, daß die bonapartistische Demonstration durch die bekannte Gesellschaft „Le Dix Decembre“ organisirt sey, so ist es gewiß nicht minder wahr, daß die bekannte Gesellschaft des „National“ während der Dauer der Vorstellung schleunigst die entgegengesetzte Demonstration organisirt hat.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 62. Kaiserslautern, Samstag, 3. August. **1850.**

Ueber die Dürkheimer Petitionsangelegenheit.

(Eingesendet.)

Der Bote erwähnt in seiner Nummer 121 der Deputation, welche die Bewohner der Stadt Dürkheim an den König Max nach Aachen gesendet haben, um Gnade für ihren flüchtigen Bürgermeister Sauerbeck zu erflehen. Bezüglich dieser Angelegenheit kommt uns ein Artikel in Nr. 177 der „Neuen deutschen Zeitung“, diesem wuthschnaubenden und lügenspeienden „Organ der Demokratie“, zu Gesichte, der nicht ganz ohne Beleuchtung bleiben darf. Er ist datirt: Dürkheim, 22. Juli.

Zu näherer Verständigung der Leser sey bemerkt, daß die Dürkheimer eine Petition um Amnestirung ihrer Mitbürger Sauerbeck, Eppelsheim und Catoir in der Stadt zirkuliren ließen, welche zahlreiche Unterschriften auch von Seiten der sogenannten Demokraten erhielt, was gewiß niemanden befremden wird, der die genannten Männer so wie Grund und Art ihrer Betheiligung an der Bewegung im vorigen Jahre kennt. Sie sammt dem aufrichtig zu beklagenden Rechtsconsulenten Hammel haben auch zur Zeit der bewaffneten Erhebung das Heft in der Hand zu behalten gesucht, um es nicht in die wahrhaft beute- und blutgierigen Hände einiger wüthenden Rothen, wie G., L. u. a. fallen zu lassen. Die sonstigen Ansichten der genannten Männer gehen uns hier nichts an, aber wir sagen, wer leugnen wollte, daß sie zur Zeit der Zügellosigkeit gräuliches Unheil zu verhüten suchten und wirklich verhütet haben, der müßte dies auf Kosten der Wahrheit thun. Nichts ist natürlicher, als daß Dürkheims Bürgerschaft ihrem Könige den wahren Sachverhalt darzulegen suchte und für jene ihre Mitbürger bittend eintrat. Sie thaten dies in ihrer Petition in einer Weise, die aus folgenden Stellen derselben erkennen läßt:

„Es sind unter den von der Amnestie Ausgeschlossenen Männer, welche, von jeher ausgezeichnet durch loyale Gesinnungen, in gutem Glauben handelten, und die sich nur deßhalb an der Bewegung, als die Schranken des Gesetzes überschritten zu werden drohten, noch ferner betheiligten, um größeres Unheil zu verhüten; Männer, welche in öffentlichen Aemtern als Bürgermeister und Gemeinderäthe unabsehbares Elend über manche Bezirke der Pfalz gebracht haben würden, wenn sie in jenen stuzlosen Zeiten aus ihren Aemtern sich hätten verdrängen lassen, oder wenn sie, nur ihr eigenes Interesse im Auge, freiwillig dieselben niedergelegt hätten.“

„Die Herren Sauerbeck, Eppelsheim, Catoir waren es, welche die Ruhe in Dürkheim in jener verhängnißvollen Zeit aufrecht erhielten, jedem bösen Gelüste mit Entschlossenheit entgegen traten und überhaupt nur so viel geschehen ließen, als man damals zulassen mußte. Wären jene Männer geflohen, oder wären sie freiwillig von ihrem Amte abgetreten, wären sie zu dessen Niederlegung gezwungen worden, dann war Dürkheim der Tyrannei und dem Fanatismus fremder Gewalthaber und den schlechten sozialen Elementen, die sich allenthalben vorfinden, verfallen, die alsdann ohne Widerstand mit dem Vermögen des Staats und der Stadt, so wie mit der Freiheit und dem Leben ihrer Einwohner ein Spiel getrieben, dessen unheilvolle Wirkung noch auf viele Jahre hinaus fühlbar geworden wäre. Kein einziger königl. Beamter wurde gekränkt oder in der Vollziehung seiner Funktionen gehemmt, denselben im Gegentheil jeder nothwendige Schutz zu Theil.“

Dies der Geist und theilweise der Wortlaut der Petition. Ist an dieser Auseinandersetzung etwas unwahr? Antwort: nein! So, gerade so war's, und nicht allein in Dürkheim, sondern auch anderwärts. Aber wie? darf ein Demokrat so etwas unterschreiben? Antwort: ja! wenn er ehrlich ist und nicht zu den Hirnverbrannten oder zu denen gehört, welche die Petition unter der Bezeichnung „schlechte soziale Elemente“ begreift. Das vortreffliche Organ der Demokratie aber, oder vielmehr sein Dürkheimer Correspondent ist ganz anderer Ansicht. Er mißbilligt von vorn herein „auch das leiseste Beugen des Hauptes vor dem befehdeten Gewalthaber“, „die Bitte an Leute, die man bekämpft hat“ nennt der souveraine Volksmann eine persönliche Erniedrigung, mit den

Digitized by Google

Brüdern Demokraten aber, die die Petition unterzeichnet haben, geht er fürchterlich um. „Es ist empörend, sagt er, wenn Menschen, die sich Demokraten nennen, so in die Lügen und Verläumdungen der offiziellen und privaten Heulerpresse einstimmen. Jedermann weiß, daß die süddeutschen Erhebungen aus Mangel an Terrorismus oder wenigstens aus Ueberfluß an Rücksicht zu Grunde gingen. Wir wollen es aber nicht vergessen, daß diese Menschen sich jetzt rühmen, unter der Maske der Revolution zu dienen, der Kontrerevolution Vorschub geleistet zu haben. Wer ein revolutionäres Amt annimmt, um die Revolution zu hemmen und zu hindern, der ist mehr zu verdammen, als wer sie offen bekämpft. Wir werden diese Aeußerungen nicht vergessen."

Da habt ihr's, ihr Demokraten, die ihr nicht vom allerreinsten Wasser der „neuen deutschen Zeitung" seyd. Wehe auch euch, wenn die ächten in der Wolle gefärbten Rothen wieder an das Ruder kommen!

Zweierlei aber können wir wieder aus dem Dürkheimer Artikel entnehmen. Für's erste unterstreichen wir die Aeußerungen desselben: **„Wir wollen es aber nicht vergessen"** u. s. w. und: **„Wir werden diese Aeußerungen nicht vergessen."** Solche Reden fallen öfters auch in andern Blättern, die sich nicht gerade Organe der Demokratie nennen. So droht man von jener äußersten Seite. Es sind das blutige Drohungen, die ihre Erklärung vollständig in der anderen Aeußerung finden: **„daß die süddeutschen Erhebungen aus Mangel an Terrorismus zu Grunde gingen."** Wenn diese Partei wieder obenauf kommen sollte, so wird ihr Volksbeglückungssystem das des Schreckens seyn, sie wird mit dem Terrorismus beginnen, und zwar nicht blos gegen die sogenannten Reaktionäre im eigentlichen Sinne, auch gegen die Liberalen, die nicht gerade so wollen, wie sie. Es ist als höre man den französischen Volksrepräsentanten von Anno 94, den Mordbrenner von Cusel, den Henz seinen Grundsatz aussprechen: „Man muß überall Entsetzen verbreiten." Was wir alle von jener Seite zu erwarten hätten, das ist kein Räthsel mehr, **und wir wollen das auch nicht vergessen.** Ein Thor der, welcher jene Drohungen fürchtet, ein Feigling und Volksverderber der, welcher aus Furcht davor mit dem blutrothen Terroristen liebäugelt. Das eigentliche deutsche Volk wird sich nicht auf die Seite dieser Schreckensmänner stellen, und wenn es sich nach den gemachten Erfahrungen auch künftig von ihnen tyrannisiren ließe, nun dann hätte es verdient, terroristisch behandelt zu werden. Daß es nicht so komme, dafür ist mehr als ein Etwas gut.

Beklagen müssen wir aber auch bei dieser Gelegenheit wieder, daß die anfangs so schöne deutsche Erhebung durch die Menschen jener Sorte getrübt und verdorben worden ist, und daß durch ihre Schuld das arme deutsche Vaterland vielleicht noch lange warten muß auf die Güter, die es sehnsüchtig wünscht und verdient, auf die wahre Freiheit und Einheit.

Der elektromagnetische Telegraph.

(Fortsetzung und Schluß von Nr. 59 und 60.)

Hört der elektrische Strom und damit die magnetische Kraft des Hufeisens auf, so fällt der Triangel in seine alte Stellung zurück, und das Rädchen macht einen Schritt mehr. Das Rädchen geht also um zwei Schritte weiter, so oft man einen elektrischen Strom in dem Drahte entstehen und wieder aufhören läßt.

Auf diese Weise hat der Absender es vollkommen in seiner Macht, die Bewegung des Rädchens zu beherrschen. Dasselbe steht mit dem Weiser eines Zifferblattes in Verbindung, welches 34 Zeichen enthält. Der Weiser macht jedesmal einen Schritt, wenn das Rädchen, welches 68 Zähne hat, deren zwei macht. Der Absender hat daher nur so viel Ströme zu veranlassen, als der Weiser Schritte zu dem gewünschten Buchstaben auf dem Zifferblatt zurückzulegen hat.

Einer der einfachsten Apparate zur Absendung telegraphischer Nachrichten ist ohne Zweifel die Kupferscheibe. Diese präsentirt auf der Oberfläche ein Zifferblatt mit einem Alphabet von 22 Buchstaben und 10 Zahlen. Durch den Zeiger, welchen der Telegraphist nach Belieben von links nach rechts umdrehen kann, wird eine unter dem Zifferblatt liegende Kupferscheibe in Bewegung gesetzt. Diese Scheibe hat am Rande 34 Einschnitte, welche mit Holz, Elfenbein oder andern Isolatoren gefüllt sind. Ein Draht aus der Batterie berührt von unten her fortwährend die Kupferscheibe, und ladet sie hierdurch mit dem galvanischen Strome, der Draht dagegen, welcher in die Ferne geht schleift am Rande der Scheibe. Wird nun der Zeiger und mit ihm die Scheibe gedreht, so berührt dieser schleifende Draht abwechselnd das Kupfer oder die mit Holz (oder Elfenbein eingelegten Einschnitte des Randes der Scheibe. Berührt er das Kupfer, so empfängt er den galvanischen Strom, berührt er das Holz, so hört dieser Strom wieder auf. Bei gänzlichem Umdrehen der Scheibe wird 34mal der Strom fortgeleitet und unterbrochen und wird daher auf der Station, an welche eine Meldung geschieht, auch 34mal das Hufeisen magnetisch und wieder neutral machen, 34mal den Anker

Digitized by Google

anziehen und zurückfallen lassen, und da dieser jedesmal das Rädchen zwei Schritte weiterbewegt, dieses aber 78 Zähne hat, eine ganze Umdrehung desselben hervorgerufen. Wie bei der ganzen Umdrehung wird bei der theilweisen die Bewegung des Rades bei der Ankunftstation genau in dem Maße stattfinden, wie die Bewegung der Scheibe bei der Abgangsstation. Wird hier die Scheibe mit dem Zeiger auf g gedreht, so wird daher an der betreffenden Station das Rädchen ebenfalls seinen Zeiger auf g drehen. Die auf diese Weise einlaufenden telegraphischen Meldungen werden vom Zifferblatt buchstabenweise abgelesen; 15 bis 20 Buchstaben können in einer Sekunde auf diese Weise gemeldet und gelesen werden. Bei der Möglichkeit vollkommener Beherrschung und bei der Genauigkeit der Berechnung der Dauer des Stromes liegt der Gedanke nahe, ihn auch auf andere Weise, als auf die angegebene, benützen zu können.

Eine Art dieser Benutzung ist der Drucktelegraph, welcher Punkte, längere und kürzere Striche auf einem Papierstreifen abdruckt.

Ohne Erörterung der mannichfachen Methoden, welche schon in Anwendung gekommen sind, wird das Princip dem Leser klar werden, wenn er sich einen Anker von beliebiger Form mit einer mit Schwärze gefüllten Spitze denkt, welche durch die Bewegung des Ankers auf einen Streifen Papier gedrückt wird, der durch ein Uhrwerk in entsprechender Nähe sich fortbewegt. Je nach der leicht zu bemessenden Dauer des Stromes dauert der Druck länger oder kürzer, wird also der Strich auf dem Papiere länger oder kürzer.

Wer mit der brüsseler Setzmaschine bekannt ist, wo Bücher durch einfache Berührung von Tasten gesetzt werden können, der wird der Möglichkeit gegenüber, durch den elektrischen Strom eine solche Berührung zu bewerkstelligen, mehr überrascht seyn, daß der telegraphische Buchstabensatz noch nicht allgemein als darüber, daß er erst projectirt oder versuchsweise ausgeführt ist. Die Versuche haben freilich meistens nicht nur das Setzen, sondern auch gleich das Drucken erstrebt. Ersteres dürfte aber schon ein hinreichender Vortheil seyn, um nicht erst die Lösung des letzteren Problems abzuwarten. Uebrigens haben wir schon vor drei Jahren in London Experimenten beigewohnt, welche die im Paterre aufgegebene Depesche uns augenblicklich schön gedruckt auf schmalen Papierstreifen vom zweiten Stocke herablieferten.

Neuere Experimente sind diejenigen, Geschriebenes oder Gezeichnetes in Autographenzügen durch Telegraphen zu befördern.

Diese Schriftzüge oder Zeichnungen werden mit einer fetten dicken Tinte auf Metallpapier gebracht. Dieses Metallpapier wird auf einen Cylinder gebracht. Ist die Dinte trocken, so bilden sie einen Isolator. Wird nun der Cylinder durch ein Uhrwerk allmälig in die Höhe geschoben, und ist ein Cylinder ähnlicher Art mit ähnlicher Bewegung auf einer anderen Station aufgestellt, drehen sich aber beide Cylinder um ihre Achse, so wird der Leitdraht, so bald der erste Cylinder mit dem galvanischen Strom gefüllt ist, diesen Strom mit den Unterbrechungen, welche die isolatorischen Züge bilden, auf den zweiten Cylinder übertragen, indem der Draht einfache parallele Linien beschreibt, welche durch die Erhöhung der Cylinder, auf der einen Station empfangen, auf der andern wiedergegeben werden, und durch die Unterbrechungen zuletzt das Manuskript darstellen. Der empfangene Cylinder muß zu diesem Zwecke ebenfalls mit einem Metallpapier überzogen seyn, auf welches der Leitdraht, wenn er elektrisch ist, farbige Eindrücke macht.

Zu der Erwartung fortwährender Vervollkommnung des Telegraphenwesens berechtigt schon der Inhalt der vielen kunstreichen Einzelnheiten, welche bei demselben in kurzer Zeit in Anwendung gekommen sind, deren Beschreibung bei einem allgemeinen Umriß des Princips von dem Leser nicht erwartet werden wird, und die den technischen Journalen überlassen bleiben muß, welche mit Hülfe von Zeichnungen die Darstellung deutlicher zu machen im Stande sind.

Neuestes vom Kriegsschauplatze Schleswig-Holstein.

Kiel, 28. Juli. Unser wirklicher Verlust in der Jöstädter Schlacht stellt sich viel geringer heraus, als Viele erwartet hatten. Wir haben an Todten, Verwundeten und Vermißten nicht mehr als 1100 Mann, und auch von diesen werden manche Vermißte noch wiederkehren; verloren ist überhaupt in jener Schlacht nichts mehr als die Position, was freilich auch schon genug ist, aber nicht genug, um nicht noch auf den Sieg unserer Sache hoffen zu dürfen. Gefangene haben die Dänen diesmal mehr abgeben müssen, als wir, auch haben wir eine dänische Fahne und mehrere Standarten erobert. Leider vermissen wir unsern Generalstabsarzt Prof. Stromeyer; wie man hört, ist derselbe in Schleswig zurückgeblieben, als unsere Armee die Stadt aufgeben mußte, um seine Kranken nicht zu verlassen, und so wird er den Dänen in die Hände gerathen seyn.

Die Kölner Zeitung bringt uns aus Altona folgende zwei Proclamationen:

Digitized by Google

1. Proclamation der Statthalterschaft.

Mitbürger! Das Glück der Schlachten ist wechselnd, es hat diesmal unserer in früheren Kämpfen bewährten Armee nicht zur Seite gestanden. Aber durch Einen Verlust wird ein Volk nicht gebeugt, das den entscheidenden Kampf für die Existenz des Vaterlandes begonnen hat. Das Heer ist zurückgedrängt, aber nicht besiegt worden; die Verluste sind erheblich, aber sie werden ersetzt; eine Position ist verloren, aber sie kann wieder genommen werden; unsere Brüder in Schleswig seufzen unter dem Joche des Feindes, aber zum zweiten Male wird mit Gottes Hülfe für sie die Stunde der Erlösung schlagen. Unser Heer steht ungeschwächten Muthes und kampfbereit in fester Stellung. — Mitbürger! Es ist nichts verloren, wenn wir fest zusammenstehen, unerschüttert im Entschlusse, Alles zu wagen für unser Recht, unsere Ehre, unsere Freiheit. Nicht die Zahl allein entscheidet im Kampfe, sondern vielmehr der Muth und die Führung. Unsere Väter haben sich in widrigen Geschicken am größten bewährt; wir vertrauen, daß die Söhne nicht kleiner seyn werden. Das Vaterland erwartet, daß jeder seine Pflicht thue. Kiel, 29. Juli 1850. Die Statthalterschaft der Herzogthümer Schleswig-Holstein. Reventlou. Beseler. Boysen. Francke. Krohn. Rehhoff. Fontenay. 2. Proclamation an die Armee. An die Armee. Wir haben die Schlacht verloren, aber wir sind nur geschlagen, wenn wir uns selbst dafür ansehen und den Muth verlieren. Das wollen und werden wir nicht. Wir haben kein Material verloren, und finden in Rendsburg Alles, um so stark zu seyn, wie vorher. Also nur Muth und Vertrauen! Thut Ihr Alle Eure Pflicht, seyd Ihr standhaft und gehorsam, so ist noch nichts verloren! Hauptquartier Rendsburg, 28. Juli 1850. Euer commandirender General, (gez.) Willisen.

Hamburg, 30. Juli. Der Vormittagszug brachte die Nachricht von einer heftigen Kanonade, welche man heute früh bei Bondesholm (unweit Kiel) gehört haben will. Ursache noch unbekannt. — Die Dänen halten übereinstimmenden Meldungen zufolge in Schleswig gute Mannszucht. Zwei näher bezeichnete Bürger dieser Stadt wurden von ihnen verhaftet.

Nachschrift. So eben wird aus guter Quelle uns die Mittheilung, daß die dänische Armee drei ihrer Fährer bei Jostädt einbüßte: General Schleppegrell, General Lessoe (der tüchtigste dänische Militär) und Trepka, Chef der Artillerie, welcher schwer verwundet wurde.

Hannover, 29. Juli. Unsere heutige „Zeitung für Norddeutschland“ trägt an ihrer Spitze folgenden offenen Brief: „An Se. Excellenz den General v. Wrangel, Commandant der Marken. General! Der Tagesbefehl, den Sie nach dem Sturme des Dannewerks erlassen, klingt beständig in meiner Seele wieder, seit ich die dänischen Kanonen in der Nähe Ihres Siegesplatzes hörte. Sie entsinnen Sich vielleicht noch, daß ich damals vom Fünfziger Ausschusse gewürdigt wurde, Ihnen den Dank der deutschen Nation für Ihre und Ihres Heeres Tapferkeit auszusprechen. Ich habe nie in meinem Leben eine schönere Pflicht zu erfüllen gehabt, nie eine mit mehr Stolz erfüllt. Denn ich hatte und habe die feste Ueberzeugung, daß die Heere Preußens noch heute dieselben sind, wie bei Fehrbellin, bei Rosbach, bei Leipzig, bei Waterloo die Fahne Preußens und den Mannesmuth deutschen Blutes höher als die aller andern Völker stellten. — Diese schöne Pflicht, die ich damals so gern erfüllte, drängt mir heute eine andere auf, an die ich gedehmüthigten und blutigen Herzens herangehe. Die Sache, für die Sie und Ihr tapferes Heer vor Jahr und Tag ihr Blut einsetzten, wird jetzt mit eisernem Fuße zertreten; und diese Sache ist vor wie nach die Sache Preußens und Deutschlands. Ist es Ihnen nicht erlaubt, für dieselbe zu kämpfen, so fordere ich Sie hiemit auf, dafür in anderer Weise Ihr Scherflein beizutragen. — Wie wäre es, General, wenn Sie sich an die Spitze einer Subscription des preußischen Heeres für Schleswig-Holstein stellten? Alle Tage 1/4 Ihrer und Ihrer Cameraden Löhnung würde genügen, das ganze schleswig-holsteinische Heer zu erhalten. In Zeiten des Friedens, wo das preußische Heer den Lohn ja doch für Nichtsthun erhält, würde dasselbe einen solchen kleinen Abzug leicht ertragen. Oder — wie wäre es gar — wenn Sie die ruhenden Hände Ihrer Soldaten — Charpie für die Wunden ihrer Brüder in Schleswig-Holstein zupfen ließen?! — — Der Hohn, der, wie ich weiß, in diesen Worten liegt, ist nicht auf Sie, General, und noch weniger auf die tapferen preußischen Soldaten gerichtet. Hat er einen Erfolg, so führt er Ihre Kameraden zu neuen glänzenden Thaten. Das ist alles was ich beabsichtige mit dieser Zuschrift; und ich würde mich freuen, wenn bald der Tag wieder käme, an dem ganz Deutschland Sie und Ihr Heer wieder in dem Tone, der zu ihnen nach dem Dannewerk hinüberschallte, anreden dürfte. Kiel, 27. Juli 1850. In dieser Hoffnung zeichnet mit Hochachtung Euer Excellenz ergebenster J. Venedey.

Kopenhagen, 27. Juli. Gestern Abends kam hier folgende telegraphische Depesche, abgesandt in der Nacht zwischen dem 25. und 26. aus Flensburg an: „Nach zweitägigem Kampfe hat das Heer einen entscheidenden, aber blutigen Sieg gewonnen und die Stadt Schleswig erreicht. Wir haben 5 Kanonen und 1000 Gefangene genommen. Unser Verlust ist stark.“ — Trotz des k. Manifestes, das vor Europa die Nichteinverleibung Schleswigs und die Nichtabsetzung der Beamten verspricht, ist das dänische Gesetz vom 5. Juli (betreffend die Aufnahme von Nachrichten über den Krieg) unterm 22. als auch für Schleswig geltend publicirt, und enthält die dänisch erscheinende „Slesvigs officielle Tidende“ neue Absetzungen von Beamten. — „Fädrelandet“ meldet, daß fast alle gestern angekommenen gemachten Gefangenen weder Schleswiger noch Holsteiner, sondern Bayern, Sachsen, Badenser und andere Deutsche seyen!! „Fädrelandet“, das über das dänische Heer sicher wohl unterrichtet ist, bringt diese seine Erfindung sicher nicht ohne vorzubezeugende Absicht ins Publikum.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 63. Kaiserslautern, Donnerstag, 8. August. **1850.**

Der erste Seekampf der Schleswig-Holsteiner.

Neustadt in Holstein, 21. Juli, früh am Morgen.

Nach einer schlaflosen Nacht schreibe ich Ihnen folgende flüchtige Skizzirung des ersten holsteinisch-dänischen See-Abenteuers. Meine Zeilen sind vielleicht nicht ganz werthlos, weil ich Augenzeuge des blutigen Nachtstücks war, mit welchem der Krieg ernsthaft begonnen hat. Reflexionen dürfen Sie nicht erwarten, das Gemüth des Zuschauers wogt noch wie die See nach dem Sturme. Nur so viel im Voraus: einen schwarzen Rand verdient meine Meldung nicht. Abergläubische Kopfhänger werden den Anfang ein böses Omen nennen, muthige Herzen rufen: Nein, und abermals Nein! Unsere junge Flagge kämpft gegen dänische Uebermacht, aber, Gott Lob! sie kann ihre erste Brandwunde mit Ehren zeigen!

Preußen, sagt man, hat im Frieden vom 2. Juli der russischen Einmischung einen Riegel vorgeschoben, auch England duldet keine offene Parteinahme Rußlands; aber die Segel des Czaren umflattern drohend die Küsten Schleswigs. Sie signalisiren, telegraphiren und spioniren für die Dänen nach Herzenslust und werden in dieser Dienstfertigkeit von Lübeck und Travemünde aus mit kosmopolitischem Edelmuth unterstützt. Der Danebrog kapert holsteinische Schiffe, wo er sie findet; er verschmäht es sogar nicht, holsteinische Fischernachen zu nehmen und arme Steinschlepper, die an der Küste hinkriechend einen sauern Tagelohn verdienen, sammt ihren kleinen Booten in die Gefangenschaft zu führen. Die Statthalterschaft beschloß daher, Repressalien zu ergreifen. Vor einigen Tagen begrüßte der Neustädter Hafen ein kleines holsteinisches Schrauben-Dampfboot, von zwei Vierundsechszigpfündern und vier Drehbassen, Dreipfündern, commandirt von Lieutenant Lange, einem gebornen Apenrader, der einige Jahre auf der englischen Kriegsflotte als Midshipman gedient hat. Dieser niedliche Kriegsdampfer kreuzte keck bis Travemünde hin und hing gestern früh zwei dänische Kauffahrer an sein Hintertheil. Kaum ausgelaufen, gewann ihm der große dänische Räder-Dampfer „Geyser", vierzehn schwere Kanonen stark, den Vorsprung ab und legte sich auf die hiesige Rhede. Unsere Schanzen, die leider in diesem Augenblicke so schwach besetzt sind, daß von ihren sechs Kanonen kaum zwei gehörig bedient werden können, feuerten vier Warnungsschüsse ab, und der ungebetene Gast entfernte sich. Alles Volk strömte nach dem Stadthause auf der südlichen Spitze der Landzunge, auf welcher Neustadt liegt, gegenüber der westlichen, nach Travemünde zu gestreckten Küste; mit pochendem Herzen sah man der Heimkehr unseres kleinen Abenteurers entgegen. Ein alter Schiffer schüttelte den Kopf. Lugt nur aus, rief er, es kommen gleich wieder Seevögel; ein Russe ist heute früh eilends von Travemünde nach Femern gedampft und hat dem Dänen Bescheid gebracht! Richtig, keine halbe Stunde verging, so sah man 5 hohe Mastspitzen um die Ecke der Landzunge schreiten; zwei davon gehörten dem Geyser, der einer stattlichen, angeblich von Diercking-Holmfeldt commandirten Corvette von zwanzig Kanonen vorgespannt war und sie gegen den Nordwestwind bis an den Eingang der Rhede, etwa eine deutsche Meile weit von den Schanzen, bugsirte. Geyser drehte dann um, und die Corvette legte sich mit gerefften Segeln vor Anker. Unser Kriegsboot, das schon ziemlich nahe gewesen, sandte immer dünnere Rauchsäulen gen Himmel, bis sie endlich ganz verschwanden; es hatte sich nach Travemünde zurückgezogen und wartete einen günstigeren Moment zur Heimkehr ab. Der Nachmittag verging in banger Erwartung. Regungslos wie ein Neufoundländer lag die Corvette vor dem Eingange der Rhede, gute Fernröhre zeigten den Wachtposten im Mastkorbe, fortwährend gegen Femern lugend, von wo in abgemessenen Pausen schwache Kanonendonner klangen, vermuthlich unheilkündende Signale. Da kam ein Eilbote von Travemünde; Lieutenant Lange ließ melden, daß der lübische Lootsen-Commandeur alldort, unter Berufung auf die Pflichten der Neutralität und Androhung fremder Execution, ihn nicht nur zwinge, seine Prisen frei zu geben, sondern in See zu stechen; er könne ihn nicht über Nacht im

Digitized by Google

Gewässer Lübecks lassen. Lange ließ daher sagen, er müsse nach Hause und werde sich um jeden Preis durchschlagen. Sie können sich denken, mit welcher Angst wir nach dem Hafen eilten; es ging dem wackeren Kriegsboote ans Leben. Eine Anzahl Bürger wachte in den Schanzen, um den paar Artilleristen im Nothfalle als Handlanger, Boten oder Signalträger behülflich zu seyn; ein anderer Haufe begab sich mit Büchsen an der Seite nach dem Badehause. Ein Stein fiel uns vom Herzen, als die Windstille des lieblichen Abends auch die kleinsten Furchen des Seespiegels hinwegglättete. Vom Geyser war keine Spur zu sehen, also mochte Lange die Corvette in gehöriger Entfernung umfahren; sie mußte mit gerefften Segeln zusehen, wie er nach dem Schutze der Schanzen zueilte, und konnte ihn nicht jagen. Doch war's ein langer, langer Abend. Endlich kurz vor Mitternacht, bei halber Mondhelle, winkte ein fernes Laternenlicht den Schanzen zu, — das war er, eben hatte er um einen Küstenvorsprung gebogen, unser kleiner, schlanker Dampfer mit seinen drei Bootmasten. Mit verhaltenem Athem beobachteten wir seinen langsamen Lauf und ahnten nicht, daß der Verfolger ihm auflauerte. Der Geyser hatte sich ihm von Travemünde aus unter dem Schutze der Küstenwindungen nachgeschlichen und suchte ihn zwischen sein und der Corvette Feuer zu bringen. Das gelang nicht, weil der Schrauben-Dampfer, nicht so rasch, aber dafür leichter gehend, sich dem Strande nahe hielt. Geyser ging die Geduld aus, plötzlich brach er aus seinem Versteck, um den Vorsprung vor in die Mitte der Rhede schließend, doch so, daß er außer der Schußweite der Schanzen blieb. Ein Blitz erhellte Himmel und Erde, und der Kampf begann mit einer Volllage gegen unseren winzigen Dampfer, der seinem Feinde wie eine Forelle einem Wallfisch gegenüber lag. Hurrah! — Hurrah! — Hurrah! riefen die Unseren, und zwischen dem Donner ihrer Antwortsalven hörte man einzelne Zeilen des National-Liedes, im Chore gesungen, bis ans Ufer klingen. Unbegreiflich war das schnelle Feuern der Unseren: sie konnten nur von zwei Stücken Gebrauch machen, da die Drehbassen weder weit genug trugen, noch ein respectables Caliber führten. Dennoch sausten die rothen Glühkugeln sternschnuppenartig, das Takelwerk des Feindes mit blutigem Abendroth überhauchend, ohne Unterlaß auf den Geyser zu, — er schien zu weichen!

Wahre treu, was du errungen!

tönte es, und gleich darauf erstickte der Donner die patriotischen Stimmen, deutlich hörte man das Krachen getroffener Balken, das Zischen der wühlenden Kugeln.

Manke nicht, mein Vaterland!

war der letzte Ton, den ich singen hörte, und auch diese Zeile nicht ganz. Das letzte Wort, halb abgebrochen, übertäubte ein Chaos furchtbarer Laute. Kaum hatten wir Zeit, unseren Jubel über die anscheinende Niederlage des Geyser zu flüstern, als die Corvette, herankreuzend, ganze Breitseiten speiend, der Uebermacht den Sieg zu sichern strebte. Auf hundert Stellen mit einmal flammte das Meer auf, Luft und See schienen von gleicher Farbe, und unser Boot schien begraben unter einem Sprühregen glühender Kugeln und platzender Bomben. Ich glaube in diesem Moment, daß ich nie wieder hören würde, um bald enttäuscht zu werden. Eine Pause trat ein, Finsterniß legte sich über die Rhede, nur die Massen der Corvette waren halb sichtbar, und mitten in dieser herzbeklemmenden Stille erhob sich ein Concert, das mir ewig in den Ohren klingen wird; die braven Kanoniere in den Schanzen heulten nämlich vor Wuth und Schmerz, daß sie ihren Kameraden auf dem Wasser nicht zu Hülfe kommen konnten, und aus Sierksdorf, wohin einige Bomben geflogen waren, gellte ein gräßliches Angstgeschrei. Da zog Lange's Boot unsere Aufmerksamkeit auf sich: Flammen leckten an seinem Hintertheile. Verloren! Verloren! hauchten meine Nachbarn, — hurrah! scholl es dreimal zum Himmel, darauf ein Ruck, wie beim Erdbeben, ein Krach! und auf zu den Wolken flog das Boot, noch im Fluge standen die drei Masts aufrecht in Reihe und Glied wie tapfere Soldaten, dann fielen drei feurige Garben auf Meer und Land. Er hatte sich in die Luft gesprengt. Ein Schrei des Entsetzens, dann war Alles still, nur die Corvette gab noch eine volle Lage, als wollte sie die Helden bis ins Grab verfolgen. Verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen meine Empfindungen jenes Augenblicks zu schildern versuche. Auf einem Umwege rannten wir nach der anderen Seite des Wassers, um zu sehen, ob Jemand zu retten sey. Einige weinten wie die Kinder, Andere fluchten und knirschten. Um zwei Uhr war die Explosion erfolgt; als es graute, kamen wir nach der Schanze und riefen uns die Augen über die unerwartete Kunde. Kein Mann von Lange's Leuten war gefallen, nur Verwundungen gab es. Auf dem Heimwege in den Straßen der Stadt begegneten wir einem zwölfjährigen Schiffsjungen, dem ein Holzsplitter die halbe Oberlippe abgerissen hatte; er schien es nicht zu achten, sondern sagte uns fröhlich, daß er all sein Zeug gerettet. Zum Beweise hielt er ein Paar Stiefel in die Höhe, die er in der Rechten trug.

Nachschrift. So eben höre ich Näheres über

Digitized by Google

den Gang des Gefechtes aus dem Munde einiger Seeleute, deren Gesichter noch von Pulver geschwärzt sind. Der holsteiner Schrauben-Dampfer, welcher nach v. d. Tann getauft werden sollte, brachte dem Geyser schwere Verletzungen bei, zertrümmerte ihm einen Radkasten und zündete im Rippenwerk. Darauf zog sich der Geyser zurück und begann auf der einen Seite zu löschen, während seine andere von dem Holsteiner warm beschossen ward. Als „v. d. Tann“ aber seinen Vortheil zu hitzig verfolgen wollte, gerieth er auf Grund, — der Lootse hatte die Besinnung verloren — während er vergeblich loszukommen strebte, rückte ihm die Corvette auf den Leib. Zu behaupten war das kleine Fahrzeug nicht, daher rannte Commandeur Lange den Schnabel ins Wasser, indem er die Geschütze nach vorn schob; den emporragenden Spiegel, in dem die Pulverkammer ist, steckte er selbst in Brand. Bis acht Minuten vor der Explosion aber setzte er den Kampf fort, dann stieg die Mannschaft in ein Landungsboot und erklomm unter dreifachem Hurrah den Sierksdorfer Strand. Alle sechs Kanonen und ein Theil der Maschine sind geborgen. Als die Mannschaft das todgeweihte Boot verließ, nahm sie sich Zeit, ihre Habe zu retten, und bewies ein so heldenmüthiges Phlegma, daß einem Seemanne die kurze Tabakspfeife nicht ausging, bis eine Kanonenkugel sie ihm aus dem Munde schlug und ihn selbst betäubt zu Boden warf. Der Geyser aber ist invalid, die Corvette mußte alle Segel aufspannen und, ihn ins Schlepptau nehmend, über den Horizont des hießigen Gewässers ihn hinausschaffen. Es ist kein Sieg, auf den Dänemark stolz seyn darf.

Der Talisman Karl's des Großen.

Aus dem Magazin für die Literatur des Auslandes.

In englischen und amerikanischen Journalen findet sich folgender, „William Bell, Phil. Dr.“ unterzeichneter Artikel, der ein Beweis seyn mag, daß auch der Common Sense der angelsächsischen Race sich zuweilen mit seltsamen Lucubrationen abgibt:

„Vor mehren Jahren soll Prinz Louis Napoleon im Besitz des Talisman Karl's des Großen gewesen seyn: einer kleinen Nuß in goldener Filigranfassung, welche man um den Hals des gedachten Monarchen fand, als man sein Grab eröffnete, und die von der Stadt Aachen dem Kaiser Napoleon verehrt wurde, welcher letztere sie seinem Liebling, der ehemaligen Königin von Holland, Hortensia, schenkte, nach deren Ableben das Amulet auf ihren Sohn, den gegenwärtigen Präsidenten der französischen Republik, vererbte.

„In Deutschland gibt es eine mit diesem Talisman verbundene merkwürdige Sage. Derselbe soll von den Magiern herrühren, die sich im Gefolge der Gesandten befunden, welche Harun al Raschid an den mächtigen Kaiser des Westens geschickt, und zwar sollen sie ihn auf die Bitte Fastrada's, der Gemahlin des Kaisers, angefertigt haben, die ursprünglich diesen Talisman trug, welcher die Eigenschaft hatte, durch seinen Zauber die Liebe des Kaisers an sich zu fesseln. Die beständige Liebe Karl's des Großen zu seiner Gemalin war die Folge davon, und da der Ring auch nach ihrem Tode noch an ihrem Finger blieb, so behielt der Kaiser auch noch für die Leiche eine solche Leidenschaft, daß er um keinen Preis ihre Bestattung zugeben wollte, auch nicht, nachdem sie bereits in Verwesung übergegangen war. Sein Beichtvater, der einige Kenntnisse von den geheimen Wissenschaften hatte, kam der Sache endlich auf den Grund und nahm das Amulet von dem entseelten Körper, den Karl nunmehr zur Ruhe bringen ließ. Jener aber, der das Kleinod an sich behielt, ward dadurch des Kaisers erster Günstling und Premierminister, bis er zur höchsten kirchlichen Würde, zum Erzbischof von Mainz und Reichskanzler befördert wurde. Auf diesem Gipfel der Macht wollte er — sey es nun, weil er doch nicht höher steigen konnte, oder weil er als Diener der christlichen Kirche Gewissensbisse hatte — den heidnischen Zauber nicht länger mehr behalten. Er warf ihn daher in einen See, nicht weit von seinem Erzbischofsitz, wo der Ort Ingelheim jetzt steht. Die Neigungen und Rücksichten des Kaisers wandten sich nun sofort von dem Mönch ab und zwar auf die Gegend rings um den See, wo er eine prachtvolle Pfalz für seinen beständigen Aufenthalt erbauen ließ. Alle seine älteren Residenzschlösser, sogar bis auf das von Ravenna, ließ er ihres kostbaren Schmuckes berauben, um die neue Pfalz von Ingelheim damit zu schmücken. Hier residirte er denn auch am liebsten und zwar bis zum Ende seiner Lebenstage. Es scheint jedoch, daß der Zauber des Amulets nicht blos eine active, sondern auch eine passive Kraft übte. Denn der Kaiser hatte mit seiner letzten Krankheit schwer zu kämpfen und obwohl die Auflösung des Körpers jeden Augenblick bevorzustehen schien, kehrten doch Leiden und Schmerzen immer von neuem zurück. Endlich ertheilte der Erzbischof von Mainz, der an das Krankenbett gerufen war, um dem Kaiser die letzte Oelung zu geben, den Befehl, daß der See abgelassen und ausgetrocknet werde, worauf er den Talisman herausholte und ihn im Stillen zu dem sterbenden Kaiser legte, dessen Todeskämpfe dadurch erleichtert wurden. Im Jahr 997 ließ Otto III.

Digitized by Google

das Grab des Kaisers in Aachen eröffnen und bei dieser Gelegenheit soll die Stadt in den Besitz des Amuletes gelangt seyn, mit der Bestimmung es demjenigen zu übergeben, der allgemein als ein zweiter Karl der Große angesehen werde."

So weit die Legende, wie sie am Rhein verbreitet ist. Es fragt sich nun (fährt Herr Dr. Bell fort): 1. kann uns jemand vielleicht sagen, ob dieses Amulet noch im Besitz des Präsidenten der französischen Republik ist? 2. wenn dies der Fall, möchten dann nicht diejenigen, die an die Macht der Sympathieen glauben, die Stimmen von 6,000,000 Franzosen, die im Dezember 1848 für die Wahl des Präsidenten stimmten, dem Einflusse seiner „Nuß in Goldfiligran" beimessen und demgemäß auch diejenigen, die nicht für ihn stimmten, für keine wahre Franken halten? der Talisman ward ursprünglich für einen Herrscher von reinem fränkischen Blute bereitet, und es kann wohl seyn, daß er daher auch nur auf diejenigen, die von ungetrübter fränkischer Abstammung sind, seine Macht ausübt.

Neuestes vom Kriegsschauplatze Schleswig-Holstein.

Hamburg, 3. August. Der schleswig-holsteinischen Sache wird, wie wir hören, außer Gagern noch ein ander deutscher Ehrenmann, dessen Name vornemlich in Preußen den besten Klang hat, seine Kräfte widmen — Heinrich v. Arnim.

Hamburg, 3. August. Gestern kam auch ein Gemsenjäger aus Steyermark mit seiner Doppelbüchse hier durch, um sich in Rendsburg annehmen zu lassen. Dieser sagte aus, daß noch viele seiner Landsleute, lauter tüchtige Schützen, nachzukommen gedenken. Auch der Capitän mit sämmtlicher Mannschaft des zwischen hier und Harburg fahrenden Dampfschiffes „Elbe" haben dasselbe verlassen und sind nach Rendsburg gegangen, um sich dem General v. Willisen zur Verfügung zu stellen. Nur Diejenigen, die mit Pässen von dem Etappen-Commandant zu Altona versehen sind, werden in Rendsburg eingelassen, sonst Niemand.

Am 3. August kamen mit dem Abendzuge von Rendsburg zwei dänische Spione unter polizeilicher Begleitung in Altona an, woselbst sie dem Polizeiamte überliefert wurden.

Rendsburg, 2. August. General Willisen hat eine Proclamation erlassen, nach welcher binnen einigen Tagen die großartigen Befestigungsarbeiten in Rendsburg vollendet seyn werden. Wenn es dem Feind nur mit dem größten Verlust gelungen, uns zu zwingen, die offene Feldschlacht abzubrechen, so werde er es nicht wagen, uns hinter unsern Verschanzungen aufzusuchen. — In diesem Augenblicke soll ein Vorpostengefecht bei Breckendorf halbwegs Schleswig, stattfinden.

Sachsen und Hannover sollen von Wien aus aufgefordert worden seyn, Schleswig-Holstein vor feindlicher Invasion zu schützen, während Oesterreich die Mainlinie decken wolle. Ueberhaupt sollen von Oesterreich in der Frage der Herzogthümer entscheidende Schritte geschehen seyn.

Aus Stuttgart, 4. August heißt es: Oesterreich, Bayern, Hannover und Würtemberg sind übereingekommen, um dem weiteren Blutvergießen Einhalt zu thun, in Schleswig-Holstein einzuschreiten, und wollen nun, durch die allgemeine Theilnahme für Schleswig-Holstein aufgefordert, und aus deutschem Ehr- und Nationalgefühl die Sache der Herzogthümer selbst in die Hand nehmen, und es sollen in den nächsten Tagen offizielle Veröffentlichungen darüber zu erwarten seyn. Auch sey eine persönliche Besprechung und Zusammenkunft in einem bayerischen Schlosse zwischen dem Kaiser von Oesterreich und den Königen von Bayern und Würtemberg beabsichtigt.

Hamburg, 5. August. Reisende, die aus Kopenhagen eintreffen, sagen aus, daß Belagerungsgeschütz in Säck zu Faschinen verpackt in russische Schiffe verladen wäre. — Gagern ist als Major in das schleswig-holsteinische Heer eingetreten.

Himmels-Enthüllungen im August.

Die erhabene Menschenfreundin Sonne will nicht zugleich mit dem Hundsstern (Sirius) aufgehen und zeigt sich deßhalb erst vom 23 an. Morgens 4½, und Abends 7¾ Uhr wird's indeß blutroth am Himmel seyn. Der Mond beseitigt am 1. das letzte Viertel Licht und tritt mit am bösen 7. neu, umgeben von einem Hof (der immer schlechtes Wetter bedeutet) als König der Nacht auf. Die Milchstraße bringt ihm zwar eine Monstre-Katzenmusik, mit seinem andern herrlichen Sternenheere unterwirft er sich aber das erste Viertel des himmlischen Reiches und steht mit seinem wüthenden Gesicht am 22. in voller Majestät da. — Am 30. das letzte Viertel Freiheit.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 64. Kaiserslautern, Samstag, 10. August **1850.**

Eine Geschichte, wie sie leider oft passirt.

(Aus W. O. v. Horn's „Spinnstube".)

Der Schmiedjacob! ruft am ersten Abend, wo die Räder in der Spinnstube schnurren, der Gevatter: Ihr seyd maulfaul geworden oder was simulirt Ihr so im Stillen? Erzählt uns eine Geschichte, das ist besser!

Meinetwegen! sagte der Alte, ich hab' noch mehr, als ein Spiegelein in dem Säckel. Sähen nur immer die hinein, für die's ist!

Wer von Euch, fragte er darauf, hat den reichen Riebeler gekannt, dem der schöne Hof bei Stichlingen gehörte, der rechts vom Wege nach Stichlingen liegt?

Ich hab' von ihm noch gehört, sagte der Gevatter, und mehrere And're wiederholten's auch.

Nun, fuhr der Schmiedjacob fort, so wißt Ihr auch, daß er ein dicker, schwerer Bauer war und zwei Töchter hatte, aber keinen Sohn?

Freilich, entgegneten die Andern. Er war erschrecklich reich!

Ich hab' ihn noch genau gekannt, fuhr er fort, denn er ließ, obgleich auf den Hof eine schöne Entfernung ist, alle Haupttarbeit bei meinem Vater machen und bezahlte prächtig. So bin ich denn auch alle Jahre einige Mal hingekommen und habe ziemlich genau Leute und Wirthschaft kennen gelernt, denn ich brachte die Arbeit hin und empfing das Geld für meinen Vater.

Nun, der Riebeler hatte zwei Töchter, wie gesagt, die älteste hieß Agnes, ein braves Mädchen, aber die Pocken hatten ihr Gesicht sehr entstellt; die zweite hieß Käthchen und war von den Pocken, die damals noch nicht geimpft wurden, wie heutzutage, fast ganz verschont geblieben und hatte ein glattes, blühendes Gesichtchen. Sie war der beiden Eltern Liebling, nicht blos weil sie das Nestquäckchen war, sondern, weil sie hübsch war. Da ging's denn nun auch, wie in dem Hause Isaac's. Das Käthchen wurde gehätschelt, wie dort der Jacob. Ich, meines Orts, hätte die Agnes, trotz der Blatternarben, vorgezogen, denn sie war ein Muster von Fleiß, Sittsamkeit und stillem, sinnigem Wesen; aber das Herzblättchen, das Käthchen, war, wie sich's nicht fehlen konnte, ein eiteles Ding, dem das Mäschen hoch hinaufstand, und das sich's in den Kopf gesetzt hatte, einmal keinen Bauern zu heirathen, sondern Einen aus der Stadt, Graf, Baron, Kaufmann oder Beamten. Die Mutter stützte sie darin und meinte, weil sie hübsch und reich sey, könne sie auch darauf Anspruch machen. Agnes blieb auf dem Hofe und wußte genug; aber das Käthchen mußte in die Stadt zu einem Schullehrer, wo sie Klavierspielen, Singen, Sticken und allerlei Dinge lernte, ohne die eine gute Haushaltung prächtig bestehen kann. Agnes blieb ihrer landesüblichen Tracht treu, aber Käthchen wurde städtisch herausgeputzt. Das gefiel ihr daßlich und wenn sie Jemand fragte, wo sie her sey, da steckte ihr allemal der Stichlinger Hof wie ein Leberklös im Halse und sie meinte, sie könne den Namen gar nicht herausbringen, weil ja die Leute dann genau wußten, daß sie ein Bauernmädchen sey. Das war ihr Herzeleid!

Die Agnes war viel zu gutmüthig, sie darum zu beneiden. Sie gönnte ihr die eitele Lust und blieb was sie war, ein tüchtiges Bauernmädchen, das sich auf die Haushaltung wacker verstand. Wenn auch ihr Gesicht pockennarbig war, so konnte man Agnes doch nicht häßlich nennen, und besonders war sie gar hübsch gewachsen, darum gefiel sie den Bauernburschen viel besser, als das Putzäffchen, wie sie Käthchen nannten. Vernünftige Leute verdachten dem Riebeler gar sehr diese abweichende Erziehung seiner jüngsten Tochter und die Nährung ihres Hochmuths. Wenn's ihm auch 'mal Einer zu Gemüthe führte, es half nichts; er sagte: Das Mädchen ist zu fein für eine Bauersfrau, darum kann sie auch so nicht erzogen werden. Das war der Damm an dem sich solche Bemerkungen brachen, und es waren doch gewiß gute Freunde, die sie machten!

Einmal Abends, als der alte Riebeler schon im Bette lag, kam seine Frau, die noch Dies und Das bestellt hatte, und setzte sich unten auf's Bette, nachdem sie den Vorhang von rothgewürfeltem Baumwollenzeuge zurückgeschlagen.

Digitized by Google

Hör' mal, Alter, hob sie an, wir müssen die Sache, die uns heute der Henkelmann antrug, überlegen. Mit unsreck Agnes ist nicht mehr lang feil halten. Hübsch ist sie nicht und die Null kommt nun schon zum zweiten Mal in ihrem Alter. Ich meine, der Müller an dem Baumbach wäre keine übie Parthie. Auch sehe ich, daß Agnes ihn gerne sieht. Meinst nicht?

So? — sagte Riebeler und blies eine Dampfwolke aus der Pfeife, die er noch gerne im Bett rauchte. Mit dem „So" war's auch alle. Seine Frau wußte perfekt, daß er nun erwarte, sie solle weiter auskramen, was sie noch im Weisheitsvorrath habe.

Er ist, fuhr sie fort, der alleinige Erbe der Mühle, die schuldenfrei ist; hat um die Mühle zehn Morgen Wiesen und dreißig Morgen Ackerland. Aus seinen Weiden, Erien und Eschen am Ufer des Baches und Mühlteiches hat er sein Brennholz und sein Viehstand ist prächtig. Ueberdies ist die Mühle mit ihren drei Gängen kaum im Stande, die Kunden alle zu bedienen und sein Handel mit Frucht und Mehl ist blühend in der Umgegend.

So? sagte Riebeler und blies eine Dampfwolke fort.

Nun mein' ich, fuhr seine Frau fort, wir sollten wie es Eheleuten ziemt, berathen und erster Tage auf die Schau fahren.

So? war Riebelers Antwort. Er legte die Pfeife auf den Tisch, denn sie war leer, sich selbst aufs Ohr, sagte: gute Nacht, und schnarchte bald, als ob zwei Zimmerleute Holz schnitten.

Die Frau ärgerte sich; aber er machte es oft so, wenn er mit sich selber noch nicht im Klaren war. Nun legte sie sich auch, denn das war das Beste, was sie thun konnte.

Morgens war weiter keine Rede von der Sache, obwohl sie beiden Eheleuten in der Seele lag. Der Alte wußte recht gut, was er an seiner Agnes hatte und wollte auch das Mädchen nicht verschachern. Dazu dachte er zu redlich, obwohl er gegen Käthchen gar schwach war. Agnes war mit den Mägden auf dem Felde. Dorthin ging er, und als es Mittag in Stichlingen läutete, sagte er: Agnes, wir wollen einmal dort hinten den Waizen besehen, ich glaube es sind viele Disteln drin, die gerupft werden müssen.

Das kam auch oft vor, daß er mit Agnes dies oder jenes berieth, daß es ihr also nicht eben curios vorkam. Die Mägde gingen links, Riebeler und Agnes rechts.

Als sie allein waren, sagte er: Agnes, du bist ein verständig Mädchen, deßwegen möchte ich Eins mit dir plaudern. Du kennst Müllers Peter?

Ja, sagte das Mädchen, und wurde purpurroth, denn sie wußte, um was es sich nun handelte.

Wie gefällt er dir?

Agens meinte, sie müsse in die Erde sinken; aber sie war ein gar verständig Mädchen, das zu dem Vater mehr Vertrauen hatte, als zu der Mutter, die in ihrer abscheulichen Eitelkeit sie immer zurückgestoßen hatte. Sie faßte sich ein Herz und sagte: Nicht übel!

Höre Kind, fuhr der ehrliche Riebeler fort, mit dem Gefallen mein' ich nicht, ob er dir so von Seiten seines hübschen Gesichtes gefiele, denn das vergeht; sondern, ob du ihn für einen braven Menschen hältst, mit dem du als Ehefrau leben möchtest. Das ist ein kitzlich Ding, sich so auf's lange Jahr mit Einem verbinden. Man muß ihn kennen. Späte Reue, lange Reue.

Ich kenne ihn sagte Agnes mit wachsender Ruhe und Sammlung ihres Gemüthes, denn ihres Vaters Liebe that ihr so wohl.

Und möchtest du ihn zum Manne haben, mein Kind? fragte der Vater sanft und freundlich. Er hat um dich gefreiet. Nimmst du ihn gerne, so sag: Ja, und ich sage auch Ja und der liebe Gott wolle Euch segnen! Hast du ihn hingegen nicht gerne, so soll mich Gott behüten, daß ich dich zu deinem Unglücke zwingen oder bereden wollte.

Seht, sagte der Schmiedjacob, das ist die rechte Weise, wie ein Vater mit seinem Kinde reden sollte. Gemeiniglich aber wird die Ehe zwischen den Eltern abgeredet und auf die Kinder gar keine Rücksicht genommen. Ich weiß Fälle genug, wo es dann ging, als wären Hund und Katze zusammen verheirathet; ich weiß aber auch solche, wo der armen, jungen Frau das Herz brach und sie bald begraben wurde. Das sind so die Acker-Ehen, die geschlossen werden, weil die Brautleute viele Aecker zusammenliegen, also große Stücke zu erwarten haben, oder die Geld-Ehen, wo's heißt: Er hat acht Tausend; Sie zehn Tausend, macht achtzehn Tausend, also müssen sie sich heirathen, daß das Geld zusammen bleibt. Das sind nicht die im Himmel geschlossenen Ehen, sondern da hat der Teufel ein Bischen die Hand im Spiele und das Unkraut säet er sicher; Brennesseln absonderlich! —

Nun werdet Ihr gerne wissen wollen, was die Agnes gesagt habe? Sie hat herzhaft: Ja gesagt, und der Alte hörte wohl daran, wie es ihr ums Herz war und er hat ihr seinen ersten vollen Segen gegeben. Und nun gingen sie stille heim.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mittheilungen aus einem Olivenblatt für das deutsche Volk von Elihu Burritt.

I.

Kein Zeitalter in der Weltgeschichte zeichnete sich jemals durch Bestrebungen auf dem Gebiete der Moral, der Erziehung, der Politik, der Industrie und Menschenliebe so aus, wie das unserige, um die Masse des Volkes verschiedener Länder zu heben.

In Großbritanien ist der öffentliche Geist lebhaft mit Maßregeln beschäftigt, die Lage der arbeitenden Klasse zu verbessern. Große öffentliche Versammlungen werden für diesen Zweck in verschiedenen Theilen des Landes gehalten. Eine mächtige Partei versucht für alle arbeitenden Klassen im Königreiche das Stimmrecht zu erhalten; eine andere versucht ihre Erziehung und Moralität zu veredeln; eine dritte Partei bemüht sich, ihre Wohnungen und Lebensweise zu verbessern. Häuser und Waschhäuser und alle Arten von Armenschulen sind in täglicher Zunahme in allen großen Städten begriffen.

In Amerika begeistert die gleiche wohlthätige Stimmung zu Bestrebungen, die unterdrückten Theile der Bevölkerung emporzuheben. Tausende und Zehntausende arbeiten mit erneuter Kraft darauf hin, die armen Sclaven zu emancipiren, und Menschen und gute aufgeklärte Mitglieder des Staatskörpers mit allen Rechten und Privilegien ihrer weißen Mitbürger aus ihnen zu machen.

In Frankreich und andern Theilen des Festlandes bereiten sich Maßregeln vor, die Lage der großen arbeitenden Klasse zu verbessern. Und alle diese Bestrebungen werden an Energie und Ausdehnung von Jahr zu Jahr in dem Verhältnisse zunehmen, als ein Mensch in einem andern nur seinen Bruder erblickt, was auch seine Lage oder Farbe in dieser Welt seyn mag.

Eine mächtige Bewegung mag jedoch vorzugsweise als die Angelegenheit des Volkes betrachtet werden, und dies ist die große Sache eines allgemeinen Friedens und einer allgemeinen Brüderschaft. Dies ist insbesondere die Angelegenheit aller Derer, welche an dem Fortbestand der Ordnung in dem Staatsleben, und an den Früchten dieses Fortbestandes, an den segensreichen Wirkungen des ungestörten Verkehrs betheiligt sind, welche in demselben die Quelle ihrer Wohlfahrt, die fortwährende Entwicklung ihres Wohlstandes, ihrer Zufriedenheit erblicken. Welche Sprache sie nun auch reden, unter welcher Regierung sie auch leben mögen, so sind sie doch Alle Brüder, sie bilden Eine große Klasse, sie haben die gleichen Interessen. Was einen Theil von ihnen schwächt, das schwächt auch den andern. Arbeit ist die einzige Bedingung ihres Lebens, aus ihr ziehen sie ihren Verdienst, aus ihr die Mittel, ihre Bedürfnisse für ihre Familien zu befriedigen, und dieses gemeinsame Erbgut würde ein reiches und ruhmvolles seyn, wenn es nicht durch Krieg bedroht und verschleudert würde.

Dieses große, rothgefärbte Ungeheuer hat sein Leben bisher damit gefristet, daß es verzehrte, was die arbeitsame Hand erworben hatte; es hat auf tausend Schlachtfeldern eine Masse Menschenleben dahingerafft, welche alle durch Arbeit hätten zu Wohlstand und Zufriedenheit kommen können; ja, es hat selbst in dem darauf folgenden Frieden die Arbeit mit Steuern belastet, an welchen Kinder und Enkel zu tragen haben, um die Kosten der Opfer für den Schlachtengott aufzubringen.

Mögen doch Alle, welche vom Handel und Verkehre leben, sich verbinden, um dieses Ungeheuer, das so lange die größten Summen verschlungen, für immer aus der Welt zu bannen. Lasset auch uns einen heiligen Bund schließen und zu der Welt sagen: „Wir sind Brüder, und von nun an wollen wir nicht mehr mit einander kämpfen.“ Laßt uns Alle dies einstimmig und einmüthig erklären, und Krieg wird aufhören und alle die schlangenartigen Flüche, die sich wie Haare um sein Medusenhaupt winden, werden verschwinden und wir werden sie alle in ein Grab werfen. Dann wird die Arbeit wieder ihr Haupt emporheben und in ihrem ursprünglichen Ruhme wieder aufleben und Ueberfluß und Frieden werden in die Wohnungen aller ihrer Kinder zurückkehren!

Ihr Interessenten der Arbeit in Deutschland, Frankreich und allen Ländern des Festlandes! Wollt Ihr Euch nicht mit Euern Brüdern in England und Amerika zu diesem großen Unternehmen verbinden? Wenn Ihr auch deutsch, französisch, italiänisch, oder was immer für eine Sprache redet, so sind wir doch Alle Brüder! Sind nicht Eure Hände, wie die unsrigen, hart vom Arbeiten? Schlagen nicht Eure Herzen gleich den unserigen voll von Sorgen und Mitgefühl? Wir reichen Euch die Bruderhand, wollt Ihr sie annehmen, und Euch mit uns zu einem heiligen Kreuzzug gegen den Krieg, den großen Feind der Arbeit und ihre Früchte, verbinden? Elihu Burritt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Schon vor längerer Zeit wurde die Nachricht verbreitet, daß zu der bevorstehenden Krönung des Kaisers von Oesterreich von einem Sattlermeister in Wien an einem Krönungswagen gearbeitet werde. Dies ist jedoch dahin zu berichtigen, daß kein neuer Wagen gebaut, sondern ein älterer, bereits historisch-merkwürdiger Wagen zu dieser Feier hergerichtet wird. Es ist derselbe Wagen, welchen Kaiser Karl VI. schon für Maria Theresia bauen ließ, und in diesem Wagen fuhren die große Kaiserin Maria Theresia, später Kaiser Joseph II., dann Leopold II., Franz I. und zuletzt Ferdinand I. zur Krönung. Es wird an demselben keine wesentliche Veränderung vorgenommen, nur werden diesmal nicht 6, sondern 8 Pferde angespannt werden, weßhalb ein ganz neues Geschirr für 2 Pferde angefertigt werden mußte, welches bereits vollendet ist. Dieser Krönungswagen gehört bekanntlich unter die schönsten Arbeiten dieser Art in ganz Europa. Die Vergoldungen allein haben 180,000 fl. C. M. Kosten verursacht. Die außer dem Wagen befindlichen Gemälde sind durchgehends classische Meisterwerke und Originalien von Rubens und andern weltberühmten Künstlern. Man schätzt sie auf

Digitized by Google

60,000 fl. C. M. Nebst diesem Wagen werden bei der Kaiserkrönung noch sechs andere Prachtwagen für die Glieder der Kaiserlichen Familie verwendet werden. An dem Hauptprachtwagen soll die deutsche Kaiserkrone, die sich an der Spitze befindet, dem Vernehmen nach durch die österreichische Kaiserkrone ersetzt werden. Sonst dürfte nichts verändert werden, da der Wagen ohnedies wie neu aussieht. Der innen befindliche rothe Sammt ist bereits 180 Jahre alt, ein französisches Erzeugniß, und hat von seiner blühenden Farbe bis jetzt noch nichts verloren. Der von mehreren Blättern erwähnte Auftrag der Krönungscommission, den Bau des Wagens zu beschleunigen, ist deshalb dahin zu berichten, daß dieser Auftrag nur dem Verfertiger des neuen Geschirres galt. Aber dessenungeachtet ist die Zeit der Krönung noch nicht bestimmt, obwohl von mehreren Seiten auf das bestimmteste behauptet wird, daß diese Feierlichkeit noch im Laufe dieses Sommers (18. August) stattfinden werde.

Lola Montez ist im Begriff, ihre Memoiren zu veröffentlichen. Es ist dies keineswegs eine Geldspeculation und noch weniger ein Skandal, was die Heroine so vieler Romane beabsichtigt. Ihre Vermögensumstände überheben sie eines solchen Verdachtes; der Zweck, welchen Lola Montez dabei im Auge hat, ist, deutlich so vieler ihr untergeschobener oder durch den bösen Leumund verdrehter Handlungen, die reine Wahrheit herzustellen.

Neuestes vom Kriegsschauplatze Schleswig-Holstein.

Es bestätigt sich, daß Gagern als Major in die schleswig-holsteinische Armee eingetreten ist. Er ist vorläufig dem Generalstabe aggregirt worden.

Hamburg, 7. August. General Willisen erklärt die 500 dänische Gefangene verantwortlich für das, was schleswig'schen geschieht. Auf der Gefion weht die preußische Flagge. Der Commandeur derselben hat die dänische Aufforderung zur Uebergabe entschieden abgewiesen.

Flensburg. Die erste Abtheilung der russischen Flotte scheint schon wieder nach Hause zurückgekehrt zu seyn. Wenigstens ist eine russische Flotte von 10 Segeln am 2. August ostwärts steuernd diesseits Ballischport gesehen worden.

Helgoland, 4. August. Von der hier kreuzenden dänischen Corvette sind gestern 20 Mann in einem Boote der holsteinischen Küste zu nahe gekommen und daselbst gefangen genommen worden.

Von der Niederelbe, 4. August. Gestern hatte die schleswig-holsteinische Armee einen feierlichen Feldgottesdienst, nach dessen Beendigung General v. Willisen und Generalmajor v. d. Horst anfeuernde Worte zum Heere sprachen. Man will aus diesem Factum folgern, daß die Armee bald zum Angriff commandirt werden wird.

Vierter Armeebericht des Generals Willisen. Seitdem ich nun eine volle Uebersicht über die blutigen Tage des 24. und 25. Juli habe, muß ich zuerst bestätigen, daß unser Verlust, besonders an Offizieren, groß gewesen; wie schmerzlich aber auch dieser Verlust, er ist an sich das schönste Zeugniß für die Truppen. Alle Bataillone ohne Ausnahme sind im Feuer gewesen, es gab keine Reserve mehr; und dennoch sind auf dem Rückzuge dem Feinde nur unsere schwer Verwundeten in die Hände gefallen; er wagte nicht, uns zu verfolgen. Die Bataillone, welche durch ihre Stellung am meisten Gelegenheit hatten, sich auszuzeichnen, waren das 4. und 5. Jägercorps, das 1., 4., 6., 7., 9. und 10. Bataillon. General v. d. Horst hat mit seltener Entschlossenheit seine Brigade bei Stolck dem Feinde entgegengeworfen, ihn dadurch im Marsche überrascht und ihm die größten Verluste beigebracht. Als die Uebermacht sich gegen ihn wandte, hat er mit gleicher Festigkeit sich auf den Feind geworfen, der ihn zu umgehen drohte, uns seine braven Truppen in die Stellung zurückgeführt. General v. Bandissin warf am Abend des 24. mit seiner bekannten Tapferkeit den Feind bei Sollerup über die Treene zurück, am 25. war er, wie immer an der Spitze seiner Truppen, unter den ersten, welche verwundet wurden. Der Brigademajor v. Gagern übernahm die Führung der Brigade mit bestem Erfolg. — Der Oberst v. Gerhard als Führer der Avantgarde hat sich als ein eben so thätiger als tapferer Offizier gezeigt, und sich in wenigen Tagen das unbedingte Zutrauen seiner Truppen erworben. Ein Schuß am linken Vorderarm hat ihn seinen Truppen keinen Augenblick entzogen. Oberst v. Abercron hat seinen Ruf als tapferer Offizier von Neuem bewährt. Die Artillerie hat unter der umsichtigen Leitung des Obersten v. Wissel sich mit größter Auszeichnung geschlagen. Unter den Batteriechefs haben sich der Hauptmann Gleim und der gebildete Hauptmann Krause besonders ausgezeichnet. Die Cavallerie hat, wo sie Gelegenheit hatte, zu handeln, wie die Escadron, welche die letzte Attaque auf der Höhe von Idstädt machte, gezeigt, daß sie, wo sie Terrain findet, das Beste leisten wird. Die Offiziere meines Stabes haben sich sämmtlich durch größten Eifer, unermüdliche Thätigkeit und Kaltblütigkeit ausgezeichnet. Der Chef des Stabes, Oberst v. d. Tann, zeigte sich, wie er bekannt ist, eben so umsichtig als entschlossen; er ist zugleich der tapferste Soldat. Major Wyneken, der Souschef des Stabes, ist ein eben so wissenschaftlich gebildeter, wie thätiger und tapferer Offizier, und jeder Aufgabe gewachsen. Ich werde in meinem Armeebefehl eine ganze Reihe der Tapferen und allen Graden nennen, welche sich besonders hervorgethan; die öffentliche Anerkennung mit dem lohnenden eigenen Bewußtseyn ist das einzige, was wir bieten können, der edlen Gesinnung aber, welche Alle beseelt, der schönste Lohn. Von weiteren Begebenheiten habe ich seit dem 27. Juli nichts von Bedeutung zu berichten. Zwei Escadrons unter dem Rittmeister v. Puttkammer machten am 29. eine Recognoscirung über die Sorge bis vor die Thore von Schleswig und griffen zwei feindliche Escadrons, welche ihnen entgegen kamen, rasch und entschlossen an, gingen aber später zurück, wie es in der Aufgabe lag, ohne vom Feinde verfolgt zu werden. Die Armee hat sich erholt und ausgeruht; sie steht auf schleswig'schem Boden und erwartet mit Ungeduld die Erneuerung des Kampfes. In directer und unmittelbarer Verbindung mit Rendsburg ist die Armee stärker, als sie bei Idstädt war. Es könnte uns also nur eine zweite und eine dritte Schlacht von schleswig'schem Boden vertreiben, und sie würden blutiger seyn als die erste. Hauptquartier Rendsburg, 4. August. Der commandirende General, gez. v. Willisen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderſtübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 65. Kaiſerslautern, Donnerſtag, 15. Auguſt **1850.**

Für Schleswig-Holſtein.

(Von Ernſt Feſt aus Aachen.)

Letztes Stücklein Heimaterde,
Wo die deutſche Fahne weht,
In den Fernen Schlachtendonner
Miſche ſich mein heiß Gebet:

Daß der Einheitsſonne letzter,
Schwacher Strahl nicht trüb erbleicht,
Daß das letzte deutſche Banner
Nicht des Dänen Arm erreicht!

Schwarz-roth-gold, ihr heil'gen Farben,
Die ihr mir im Herzen flammt,
Euer Sinn durchzucke Jeden,
Der von deutſchem Boden ſtammt.

Schwarz — kann Pulver nur bedeuten
In dem hohen Freiheitskampf;
Auf denn! wer noch Mark verſpüret,
Durch der Schlachten Pulverdampf!

Roth — das kann nur Blut bedeuten,
Fließend in dem heil'gen Streit;
Seyd für's Vaterland zu ſterben
Todesmuthig d'rum bereit!

Gold — das muß auch Gold bedeuten —
Nimmer bringt Ihr's Beſſ'rem dar —
Opfert Alle beßhalb freudig
Auf des Vaterland's Altar!

„Wer nicht ſelbſt zum Schwert kann greifen,
Lege ſchnell ſein Schärflein hin",
Alſo deute und vollführe
Jeder unſ'rer Farben Sinn.

Auf denn! ſchütze, wem noch deutſches
Blut in ſeinen Adern rollt,
Unſ'rer Einheit letztes Zeichen,
Unſ're Fahne ſchwarz-roth-gold!

Eine Geſchichte, wie ſie leider oft paſſirt.

(Aus W. O. v. Horn's „Spinnſtube".)

(Fortſetzung.)

Abends ſagte des Riedelers Frau wieder: Nun, Alter, krieg' ich keine Antwort, als das dreimalige „So" von geſtern Abend?

Er ſagte: Morgen fahren wir hinunter auf die Schau. Du weißt, mir iſt allemal recht, was dir recht iſt! Dabei lächelte er aber ſo ſchalkig, daß es eben ein Glück war, daß es ſtichdunkel war in der Schlafkammer, daß es ſeine Frau nicht wahrnahm, denn die hätte ſicherlich ein Härlein drein gefunden und geknörpelt, denn ſie meinte, ſie hätte die Hoſen ganz. Freilich war's, genau genommen, wahr, allein der Alte meinte doch, er habe ſie noch an der Leine. Die Männer meinen ſo!

Sie fuhren wirklich am andern Tage auf die Mühle und die Sache wurde richtig. Agnes war, das mußte die Mutter ſelber ſagen, heute in dem Glücke ihres Herzens wirklich ſchön.

Nach vier Wochen zog ein glückliches Paar in die Mühle ein. Der alte Riedeler ſteuerte ſein Kind wie ein wackerer Vater aus.

Die Mutter hatte die Geſchichte gleich an Käthchen geſchrieben und ſie eingeladen zur Hochzeit, aber ſie ſchrieb zurück, es ſey eine große Landpartie (ſo nennen es nämlich die Leute in der Stadt, wenn ſie einmal Sonntags heraus auf ein Dorf gehen oder fahren) an dem Tage, da dürfe ſie nicht fehlen; ſie wünſche aber Agnes alles Liebs und Guts zu ihrer Heirath.

Hinter dem Briefe ſteckt was Anderes. Was ſoll ich bei der Bauernwirthſchaft machen? ſagte das hochnaſige Ding. Da muß ich mit den ungeſchlachten Bauernburſchen tanzen und habe noch Langeweile in den Kauf! Nein, es gelüſtet mich gar nicht!

Die Mutter fand das natürlich; der Vater runzelte die Stirne; Agnes brach in Thränen aus, daß die einzige Schweſter, die ſie hatte, an ihrem Ehrentage fehlen ſollte, und dieſer Umſtand ſtörte ihr Glück

Digitized by Google

gar sehr; indessen lebte sie mit ihrem braven Manne so vergnügt, wie sie es sich eben nur hätte wünschen mögen.

Als der alte Riebeler in die Stadt zu seinem Dunzelchen kam, rieb er ihr den Kümmel gehörig; aber das naseweise Ding nahm es nicht nur nicht zu Herzen, sondern rümpfte das Näschen und ließ das Mäulchen hängen; denn so hatte der Vater noch nie mit ihr geredet und sie war das auch nicht gewohnt. Die Mutter meinte auch, als er es ihr sagte, er sey doch auch zu hart mit ihr umgegangen. Sie sähe so was städtisch an; da sey Alles anders. Der Alte aber meinte, wenn das Stadtleben die Geschwisterliebe todtschlage, so möge es zum Henker fahren; da sey ihm das Dorfleben hundertmal lieber, und es wäre gut, das Dunzelchen zurückzuholen. Darauf lenkte die Mutter ein und suchte den Alten zufrieden zu stellen, was ihr auch endlich gelang. — Sie hatte ja die Hosen!

Vier Wochen darauf kam denn Käthchen mit einer ganzen Schaar Stadtmädchen und Herren zu Besuch. Da wurde der Hof aufgeputzt und, was Küche und Keller vermochte, aufgetischt. Das war wahr, Käthchen war die Schönste, die Gewandteste unter Allen und der Alte sah seine Lust an dem Kinde; aber daß sie bei Allem sagte: Ihr müßt vorlieb nehmen; es ist so ländlich hier! das ärgerte ihn; denn er hatte Alles auf's Beste hergestellt. Mittags fuhren sie Alle zu Agnes. Da war's wieder grade so, und das Käthchen that nicht einmal extra herzlich mit der Schwester, während die vor Herrlichkeit gar nicht wußte, was sie thun sollte, ihre Gäste zu vergnügen und zu ehren.

Einer von den jungen Herren machte sich gar viel mit dem Käthchen zu schaffen. Es war der Sohn eines Kaufmannes, der im Rufe des Reichthums stand. Sie sah ihm auch gar gern in die Augen. Kurzum, einige Zeit darauf kam einmal eine Karosse angefahren und der Vater des jungen Menschen, der Kaufmann Leitner, stieg aus. War ein recht raisonabeler Mann, der klug redete und sich in Haus und Hof, Ställen und Scheuer wohl umsah. Das Sehen kostet nichts, dachte Riebeler.

Dem alten Riebeler gefiel die Ehre gar wohl, die ihm der reiche und angesehene Herr Leitner anthat, daß er sich nach Mann und Maus so sorglich erkundigte. Bei Tisch that er auch wacker Bescheid und wurde über die Maßen freundlich. Was er aber eigentlich wollte, das begriff der Riebeler erst, als er so hintenherum zu fragen anfing, ob denn einmal der Hof zwischen beide Kinder getheilt würde oder ob da die Agnes verheirathet sey, diese ihr Erbtheil habe und der Hof Käthchen zufalle? Der Riebeler antwortete, wie es einem ehrlichen Manne zukommt, er sagte: Eins müsse den Hof übernehmen und das Andere abfinden; allein er werde sich nicht eher austhun, als bis er zu Bette gehe, das heißt, er würde nicht eher theilen, bis er stürbe.

Das ist wohlgethan, sagte Herr Leitner, aber, gesetzt für das schöne Käthchen fände sich eine annehmbare, eine gute Parthie, wie würdet Ihr das machen und wieviel ihr mitgeben?

Der Riebeler dachte: Du Schnüfler! Was geht das dich an? Drauf sagte er: Das würde sich in der letzten Dutte finden.

Nehmt mir's nicht übel, Riebeler, sagte Herr Leitner, ich bin ein Kaufmann, und Unsereiner rechnet genau und muß es. Mein Sohn Fritz, den Ihr kennet, findet Gefallen an Eurem Käthchen und möchte sie heirathen. Da nun aber ein Kaufmann Geld braucht, wenn er seinen Laden einrichtet, so möchte ich wissen, was Ihr Eurem Kinde mitgebet. Mein Sohn kriegt von mir das Haus am Markt und sechs Tausend Gulden baar. Wie meint Ihr?

Der Riebeler sagte, auf soviel und noch was mehr komme es ihm auch nicht an, und dazu brauche er nichts zu leihen, auch seinen Hof nicht zu verkaufen oder zu verpfänden.

Da ist denn der Herr Leitner herausgerückt mit der gehörigen Freierei.

Riebeler ruft seine Frau und sagt's der, die einen Knix nach dem andern macht, und von der großen Ehre spricht und derlei dummes Gerede mehr macht grade, als ob ein ehrlicher, wohlstehender Bauer nichts in der Welt wäre!

Das Ende vom Lied war, daß der Alte sagte, er habe nichts dagegen, wenn das Käthchen wolle.

Dann ist's richtig, sagte, fröhlich die Hände reibend, der Herr Leitner, denn die Zwei sind längst einig!

Nun wurde denn verabredet, Riebeler sollte in die Stadt kommen von wegen der Ehepakten, und er kam auch zur bestimmten Zeit. Da wurde erst köstlich gegessen, dann köstlich getrunken, daß es dem Alten ins Oberstübchen stieg, und dann kam der Notär und es ging an den Ehevertrag. Als nun der Riebeler sagte, er gebe eine Aussteuer, wie sich's gebühre und sechs Tausend Gulden, da wußte der Notär und der Herr Leitner so lange zu parliren, bis er acht Tausend sagte. So wurde es geschrieben. Darauf war Verlobung und Hochzeit und das Käthchen war im siebenten Himmel, denn nun war es eine Stadtdame und eines reichen Kaufmannes Frau. Die Mutter lachte den ganzen Tag und wurde gar nicht fertig mit Kaufen und derlei, was den Beutel leicht macht.

Digitized by Google

Der Alte mußte tüchtig in den Säckel greifen, Früchte verkaufen, Kapitalien kündigen, und als er in seinem Hausbuch addirte, kostete ihn die Heirath Summa Summarum ihre eilf tausend Gulden. Er meinte auch, das Käthchen sey doch eine viel theuerere Tochter, als seine stille, brave Agnes.

Die Mutter sagte, er brauche das Alles nicht so genau aufzuschreiben, das Käthchen sey ja das jüngste Kind, und die Aeltesten hätten immer größere Vortheile, als die jüngsten. Da kam sie aber quer! Was? rief er: Meinst du, ich sollte meine Seele belasten? Agnes ist mein Kind, wie Käthchen. Agnes hat uns genützt, Käthchen hat gekostet. — Bleib' mir vom Leibe mit deinen faulen Anschlägen!

Was aber heimlich geschah, wußte er nicht. Das feinste Weißzeug wanderte zu der Frau Leitner. Alle Woche ging die Magd mit Butter, Eiern und Gott weiß was, in die Stadt. Das machte die Mutter alles rund. Die Agnes wußte es wohl, aber sie gönnte es ihrer Schwester von Herzen und sie brauchte es nicht, denn ihre Haushaltung war fett. Wochenlang war die Mutter in der Stadt und der Alte wußte nicht, daß sie sich dort in eine modische Stadtfrau verwandelte; denn die Frau Leitner hätte sich ja schämen müssen, wenn ihre Mutter in der Bäuerntracht einhergegangen wäre. Der Alten gefiel's, denn Alter schützt vor Thorheit nicht.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen aus einem Olivenblatt für das deutsche Volk von Elihu Burritt.

II.

(Schluß.)

Das Streben der Völker nach Gemeinschaft.

Ueberall beginnt das Licht einer besseren Zukunft Denen in die Augen zu strahlen, welche nach ihr schauen und verlangen. Ueberall werden neue Herzen und neue Hoffnungen für unsere Sache gewonnen. Ueberall treffen neue Antriebe und neue Bestrebungen zusammen, dieser Sache einen neuen Aufschwung zu geben, die große Bedürfnisse und Interessen der Zeit vereinigen sich, um den Frieden zum Lieblingswunsch der Völker, ja, um ihn unentbehrlich zu machen. Daß Gott der Vater Aller und seine Kinder alle Brüder sind — dieser große Satz wird in der That nicht mehr blos vom Christenthum sondern mehr und mehr von der Wissenschaft und Civilisation anerkannt. Dieser Kern- und Mittelpunkt der Offenbarung faßt mehr und mehr Wurzel in den Gemüthern aller Völker. Die starren Schranken der Nationalität, welche vormals die großen Genossenschaften der Menschen von einander trennten und entfremdeten, verschwinden allmälig, und schon fangen die Völker an, sich die Bruderhand zu reichen über jene Gränzmarken herüber, welche sonst der Grund ihrer Feindschaft waren. Die großen Verhandlungen der Nationen beziehen sich jetzt auf den Völkerverkehr. Die Völker fangen an sich gemeinschaftlich an großen Unternehmungen zu ihrem gegenseitigen Nutzen zu betheiligen.

Wird der Vorschlag zu einem Kanal gemacht: so ist es eine Wasserstraße für die Schiffe aller Nationen, die über den Isthmus von Panama geführt werden sollen, um den stillen, und den atlantischen Ocean mit einander zu verbinden.

Wird der Plan zu einer Eisenbahn gemacht: so ist es eine, die sich 4000 (englische) Meilen quer durch das feste Land von Nord-Amerika erstrecken soll, um allen Nationen eine Nordwestbahn von 30 Tagen nach China zu eröffnen, oder es ist eine andere, die zu aller Vortheil von Calais bis Calcutta gebaut werden soll.

Denkt man an einen elektrischen Telegraphen: so soll er sofort um die Erde reichen, er soll über die Behringsstraße, wie über den englischen Kanal setzen, und auf seinen Drahtnerv alle Kapitale der gebildeten Welt zwischen London und Washington anweihen.

Handelt es sich um eine große Schaustellung von Werken der Kunst und Industrie, um Erfindung und Geschicklichkeit zu ermuthigen: so wird alsbald eine Ausstellung eröffnet für Künstler und Gewerbsmänner aller Nationen ohne Unterschied, gerade als ob sie die Unterthanen einer und derselben Regierung wären, und gleichen Anspruch auf deren Begünstigung und Unterstützung hätten.

Soll ein Gesetz erlassen werden in Bezug auf Schifffahrt: so stellt es alle Schiffe, die den Ocean durchpflügen, auf gleichen Fuß, als ob sie alle einer und derselben Nation angehörten.

Oder ist die Rede von einem Vorschlage, der die Mittel der Correspondenz zwischen einzelnen und ganzen Gemeinschaften weniger kostspielig und daher weit zugänglicher machen soll: so wird darauf hingearbeitet, der Welt eine Pfennigpost über den Ocean zu geben, und dadurch beide Welten heimlich für einander und alle Völker zu Nachbarn zu machen.

Das sind die äußeren Kundgebungen jener Idee einer allgemeinen Verbrüderung, welche sich jetzt des Volksgeistes in allen Ländern bemächtigt und die Nationen vorbereitet für jenen Zustand der Eintracht und Harmonie, den das Wort der Offenbarung dem Menschengeschlecht verheißen hat. Es sind die auf das Mechanische gerichteten Anstrengungen der Civilisation, welche bestimmt sind, in verkörperten Formen die große Wahrheit zu erläutern: „Gott hat alle Menschen aus einem Blute gemacht".

Elihu Burritt.

Digitized by Google

Neueſtes vom Kriegsſchauplatze Schleswig-Holſtein.

Vom Kriegs-Schauplatze ſind keine Nachrichten von Bedeutung eingetroffen.

Rendsburg, 9. Auguſt, Mittags. Die ganze Nacht fiel ein wohlthuender Regen, der die heiße Luft erfriſchte und den erſtickenden Staub netzte. Jetzt iſt wieder heiterer Sonnenſchein, ein friſcher Wind erhält die Luft kühl und erquickend — es wird ein Tag, wie ihn die Armee zum Kampfe nur wünſchen kann. Verſchiedene Anzeichen laſſen einen Angriff der Dänen erwarten. So viel von kundigen Perſonen verlautet, wird der General die Schlacht annehmen, wenn ſie von den Dänen angeboten werden ſollte. Unſere Truppen werden ſo lange als möglich das offene Feld zu halten ſuchen. Sollte die Uebermacht des Feindes dieſes auf die Länge unmöglich machen, ſo werden unſere Truppen ſich hinter Verſchanzungen, die nördlich von Rendsburg ausgeführt ſind, zurückziehen. Dieſe Verſchanzungen können nur durch das ſchwerſte Geſchütz zuſammengeſchoſſen werden. So lange die Verſchanzungen gehalten werden hat die Feſtung ſelbſt kein Bombardement zu befürchten; auch iſt durch dieſe Poſition die Eider nach beiden Seiten von der Feſtung weithin vollkommen gedeckt und ſomit auch die Eiſenbahn, die uns mit Kiel und dem Süden in raſcher Verbindung erhält.

Die Gagen der Offiziere in der ſchleswig-holſteiniſchen Armee ſind ſo hoch wie ſonſt nirgends in Deutſchland. Penſionen werden gegeben an Oberlieutenants bis zu 480 Thaler, an Unter-Lieutenants 360 Thlr., Ober-Feldwebel 256, Feldwebel 160, Unteroffiziere 1. Claſſe 100, 2. Claſſe 90, Gemeine 80 Thlr. Gewünſcht werden hauptſächlich junge Offiziere (Lieutenants), gediente Unteroffiziere mit guten Atteſten, gediente Soldaten mit gutem Abſchied und beſonders gebildete junge Leute, die von unten auf dienen wollen. Das ſchnelleſte Avancement ſteht in Ausſicht; nach der Schlacht bei Idſtedt ſind allein etliche 40 Fähndriche und Feldwebel zu Offizieren befördert. Die tägliche Löhnung des Feldwebels iſt, abgerechnet Speiſung oder Geldersatz für dieſelbe, 9¾ Sgr., des Unteroffiziers 1. Claſſe circa 7¾ Sgr., des Unteroffiziers 2. Claſſe circa 7 Sgr., des Gemeinen circa 4¼ Sgr. Unteroffiziere erhalten 20 Thlr. Reiſegeld und dieſelbe Summe bei ehrenvollem Abſchied.

Hamburg, 10. Auguſt. Das Vorpoſtengefecht bei Sorgbrück iſt zu Gunſten der Schleswig-Holſteiner ausgefallen; mit einem Verluſte von 5 Todten und 14 Verwundeten errangen ſie dieſen kleinen Sieg, der die Dänen nöthigte, ſo eilig zurück zu weichen, daß ſie nicht einmal ihre Todten mitnehmen konnten, wozu ſie ſonſt immer unerſchrockene Anſtrengungen machten und auch jetzt ſchon lange Leitern in Bereitſchaft hatten. Nach aller Wahrſcheinlichkeit wollten ſie die Schleswig-Holſteiner auf der ganzen Linie alarmiren, um alsdann den geeigneten Punkt mit größtem Nachdruck anzugreifen; der Plan wurde aber durch die diesſeitige Energie ganz vereitelt. — Bei Duvenſtedt wurde der Feind durch eine kräftige Attaque der Jäger weit zurückgeworfen und hat, zufolge der neueſten Meldungen, ſeine äußerſten Vorpoſten wieder an ſich gezogen. — Eine pikante Neuigkeit, die uns über Wismar und als gut verbürgt zugegangen iſt: Se. Maj. der König von Dänemark hat ſich vor 4 Tagen mit der berüchtigten Lola Rasmuſſen zur linken Hand vermählt. Wird Schleswig-Holſtein ſeiner Königin kein Carmen ſchicken?

Fünfter Armeebericht des Generals Wilkiſen. Nachdem der Feind ſchon am Abend des 7. Aug. eine unſerer vorgeſchobenen Abtheilungen aus Friedrichſtadt verdrängt hatte, hat er geſtern den größten Theil der Sorgelinie angegriffen. Bei Sorgbrück und den Uebergängen zwiſchen Stendter-Mühle und dem Biſſen-See gegenüber zeigte er ſtarke Colonnen von allen drei Waffen. Während er ſich aber Sorgbrück gegenüber darauf beſchränkte, mit einigen Tirailleurs zu plänkeln und eine ſchwache Cavallerie-Patrouille mit Artillerie zu beſchießen, unternahm er auf den öſtlichen Theil der Stellung einen ernſthafteren Angriff. Das 2. Jäger-Corps ließ hier die feindlichen Tirailleurs bis dicht an einen Verhau dringen; als ſie ſich hier ſtärker engagirt hatten, wurden ſie von dem 2. und 3. Jäger-Corps gemeinſchaftlich mit dem Bayonette angegriffen, worauf der Feind in Eile bis über den Langenberg, nördlich Idſtedt zurückwich. Hier wurde unſeren Jägern der Befehl, mit der Verfolgung inne zu halten. Der Feind ſcheint im Ganzen mit einer Stärke von 9 — 12 Bataillonen und einiger Artillerie und Cavallerie recognoscirt zu haben; etwa 5 — 6 Bataillone waren in das Gefecht ſelbſt verwickelt. Bei Sorgbrück hat der Feind nur einige Verwundete gehabt; bei Stendter-Mühle hat er 10 Todte und 8 zum Theil verwundete Gefangene in unſern Händen gelaſſen. Einen Offizier von Rang wollen unſere Jäger fallen geſehen haben. Der Geſammtverluſt des Feindes auf dieſem Punkte ſoll ſehr bedeutend geweſen ſeyn; die weggeführten Verwundeten werden von Augenzeugen auf einige neunzig angegeben, ſo daß die Summe des feindlichen Verluſtes etwa 100 Mann betragen hat. Unſererſeits iſt der Verluſt von 2 Todten und 18 Verwundeten zu beklagen; unter letzteren ein Offizier (Lieutenant Grund vom 10. Bataillon leicht verwundet). Ich ſelbſt war Augenzeuge des Gefechtes und habe mich gefreut, zu bemerken, daß der Unfall von Idſtedt die Soldaten nur zur verwiehrten Energie angefeuert hat. Die vereinte Attaque des 2. und 3. Jäger-Corps ward muſterhaft ausgeführt, wie ſie denn auch von einem rapiden Erfolge begleitet war. Ja ſo fern der Feind die Abſicht gehabt haben ſollte, ſich der Sorg-Uebergänge zu bemächtigen, iſt dieſe Abſicht gänzlich vereitelt worden. Hauptquartier Rendsburg, 9. Auguſt 1850. Der commandirende General, (gez.) v. Willisen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayſer.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 66. Kaiserslautern, Samstag, 17. August **1850.**

Eine Geschichte, wie sie leider oft passirt.

(Schluß.)

Riebeler wußte also nicht, daß seine Frau, wenn sie Käthchen in der Stadt besuchte dort ihre Bauerntracht mit der städtischen vertauschte; ja der gute alte Riebeler wußte noch mehr Dinge nicht! Auch nicht, daß sein Herr Schwiegersohn ein Trinker und Spieler war; auch nicht, daß das Gerede ging, wenn der noch drei Jahre stehe, ohne Burzelbaum, was man Bankrutt nennt, so stehe er noch hundert; auch nicht, daß Käthchen viele Thränen weinte, weil der Herr Gemahl sie gar oft roh behandelte und ihr vorwarf, sie sey eine täppische Bauerntrudel u. s. w. Kurz, dort war nicht Alles Gold, was glänzte. Erst als der Herr Sohn Wechsel auf den Schwiegervater ausstellte, die er bezahlen sollte, wurde es ihm ein wenig heiß unter den Haaren auf dem Kopfe. Er wollte sie absolut nicht bezahlen; aber da kam seine Alte und hing sich schwebend an ihn; da kam Käthchen und flehte und er bezahlte; schrieb's aber auf Käthchen's Posten in's Hausbuch und wies es dem Müller und seiner Agnes, daß sie's wüßten.

Der Alte war seitdem gar nicht mehr der Mann, wie sonst. Ernst und gedrückt ging er einher. Zu Herbst wurde er krank, und es war ihm so, als sey das Stündlein das uns alle erwartet, nicht fern. Da ließ er seinen Schwiegersohn, den Müller, kommen und übergab ihm sein Hausbuch und redete lang mit ihm alleine. Käthchen konnte nicht kommen, denn sie war in den Wochen mit ihrem dritten Kinde. Agnes wich nicht vom Vater. Mit einem Male nahm die Krankheit eine andere Wendung und der gute Riebeler starb.

Der Müller schlug, als es an's Theilen kam, vor, sie wollten das Geld, was der Notär kriege, sparen; der brave Schullehrer von Stichlingen könne die Theilung auch machen; aber der Herr Schwager Leitner sagte, das ginge nicht. So kam der Notär. Da zeigte sich's im Hausbuch, daß der Müller ein tüchtig Bröcklein wegzunehmen hatte, um mit dem Leitner ausgeglichen zu werden. Dagegen war nichts zu sagen; es war Alles, Punkt vor Punkt richtig: aber als darauf der Notär das Blatt umschlug und darauf zu lesen stand:

„Ich will, daß der Hof meinem Schwiegersohn, dem Müller, soll zu zwanzig Tausend Gulden angeschlagen werden, und meine Frau den Sitz im Hause habe, bis an ihr Ende."

Da schlug der Herr Leitner Generalmarsch. Himmel und Erde, was tobte der! Das sey parteiisch, rief er. Es solle da ein Kind vor dem andern bevortheilt werden; der Hof sey seine sechs und dreißig Tausend Gulden werth zwischen Brüdern. Seine Schwiegermutter ziehe zu ihm u. s. w. Zuletzt rief er: der Hof muß versteigert werden.

Das meinte auch die Rieblerin, die ihres Mannes letzten Willen nicht achtete. Der Notär erklärte, das sey kein Testament. Und Agnes hing sich an ihren guten Mann und sagte: Halt' Frieden, lieber Mann und gib nach um meinetwillen! Das ging dem an's Herz, denn er hatte seine brave Frau sehr lieb.

Nun wurde die Sache gewickelt und gedreht — kurz, der Hof kam zur Versteigerung. Gegen alles Vermuthen des Herrn Leitner waren wenige oder keine Liebhaber da, und ein reicher alter Müller aus der Ferne steigerte ihn für neunzehn Tausend Gulden, und als das Protokoll unterschrieben werden sollte, unterschrieb der — Tochtermann Riebeler's, der Agnes Ehemann, und der Hof war von Gottes und Rechtswegen seyn; seine Mühle aber hatte der Müller, der für ihn geboten hatte, um eine große Summe gekauft; er bezahlte auch nach acht Tagen dem Leitner noch einige tausend Gulden heraus und bezog den Hof. Dazu sah der Kaufmann sauer. Aus dem fetten Erbe war ein mageres geworden. Die Schwiegermutter hatte noch Außenthaltskapitalien. Er hielt so lange an, bis sie zu ihm zog. Jetzt preßte er ihr allmälig alles heraus. Sie unterschrieb Wechsel und Schuldbriefe, weil Käthchen mit Thränen flehte, und sie dadurch ihr Kind vor Mißhandlungen zu schützen suchte.

An einem schönen Morgen war und blieb der Laden zu. Was ist das? fragten die Leute. Der Herr Kaufmann Leitner ist bankrutt, sagten die An-

Digitized by Google

dern, die es besser wußten. Thut nichts, meinten Andere, das ist so ihre Art. Nach dem Bankrutt sind sie reicher als vorher. Die Frau wird das Ihre anziehen; das ist so ein Pfiff! Wir kennen das!

Aber es war anders. Die Frau hatte sammt der Schwiegermutter Alles mit unterschrieben und der Herr Kaufmann war durchgegangen mit dem Rest — nach — Amerika, wo viel Raum für Spitzbuben ist, ob sie gleich daran dort zu Lande auch keinen Mangel haben sollen. Käthchen war mit ihren Kindern am Bettelstab und die Mutter konnte ganz gemächlich mit ihr die letzten Kopfzüge zum Bettelsack machen. Gescheidte Leute hatten das Alles vorausgesagt! —

Kaum hörte das die Agnes und ihr Mann, als sie anspannten und in die Stadt fuhren zum Trost der Armen. Der Müller, der nun Hofmann war, ging zu den Gerichten, und als er zurückkam, sah er traurig aus.

Es ist Alles fort, sagte er, noch heute wird das Haus versiegelt. Agnes weinte an ihrer armen Schwester Halse die Thränen der treuesten Liebe. Du lebst bei uns sagte sie tröstend, und dir und deinen Kindern, sowie unserer Mutter solls nicht fehlen, so lange wir etwas haben. Sie sind denn recht kahl mitgefahren, und die Agnes hatte sie.

Aber hat denn der alte Herr Leitner nicht geholfen? fragte der Gevatter.

Ja, das hab' ich vergessen zu sagen, setzte der Schmiedjacob hinzu, der war mit seinem Sohne durchgegangen, denn sie handelten zusammen und machten zusammen Bankrutt.

Die arme Frau! sagte das Kathrinchen.

Freilich, nahm Schmiedjacob wieder das Wort, man mußte Mitleid mit ihr haben; aber das Sprichwort sagt: „Schuster, bleib bei deinen Leisten!“ Das ist die Folge des Hochmuths und der Eselei einer tollen Mutter. So ein Bauernmädchen meint, wenn's nur aus dem Bauernstand, vom Dorf weg, in der Stadt wäre, so wär's im Paradies. Da haben wir's! In der Regel legt solch ein dummstolzes Huhn neben das Nest, und das Ende trägt die Last.

So ist's aber heutzutage! rief der Schmiedjacob. Jedes will aus seinem Stande heraus und höher hinauf. Da aber gehts ihm, wie dem Esel, der aufs Eis ging tanzen. Er brach das Bein! Wären die Leute mit ihrem Stande zufrieden, nährten sich ehrlich und arbeiteten, wie es ihre Väter thaten, meiner Treu! es wären nicht so viele Leute da, die erndten wollen, wo sie nicht gesäet, die regieren wollten, was sie nicht verstehen, und die durchs Theilenwollen oder Stehlen, was im Grunde auf Eins hinausläuft, ihren leeren Beutel zu füllen gedenken. Ehrliche Arbeit und Thätigkeit in geordnetem Berufe ist freilich ein unbequemer Weg! — Wenn denn nun Bauernmädchen, vollends hochmüthige Bauernmädchen, absolut solche stolzirende Stadtdunzeln werden wollen, dann Adje! Wo sind die alten Sitten? Fort! Wo sind die alten Trachten? Fort! Alles modig; Hüte, Sonnenschirme, seidene Kleider! Aber, wie steht's in der Haushaltung? Nein, es ist ein Herzeleid mit unsrer Zeit, glaubt mir's. Keine Fuge will mehr passen; Jeder will oben hinaus; befehlen will Jeder, gehorchen Keiner. Wo soll das hinaus? — Grade da hinaus, wo's mit dem Käthchen und seinem Manne hinausging! Versteht Ihr mich?

Es war ein Glück, daß Agnes und ihr Mann treue wackere Leute waren. Sie sorgten treu für sie. Die Mutter war und blieb Frau im Haus und Agnes folgte ihr treulich. Käthchen und ihre Kinder hatten es besser, als in der Stadt. Sie starb zwar vor Herzeleid frühe, und die alte Riebelerin folgte ihr bald, aber sie starb mit der Ueberzeugung, daß ihre Kinder eine Mutter und einen Vater hatten. Und das hatten sie! Agnes und ihr Mann erzogen sie gut. Der Knabe wurde Einnehmer und war ein braver Mann. Die Mädchen verheiratheten sich gut und auf Agnes und ihrer Familie ruhte sichtbarlich Gottes Segen!

Von dem Vater der Kinder und ihrem Großvater hat man nichts mehr gehört. Ich denke, des lieben Gottes Arm reicht auch nach Amerika!

Seltsamer Rechtshandel um eine Frau.

Eine wahre Begebenheit, mitgetheilt von Max Rosenheyn.

Der Kassirer eines großen Handelshauses zu Stettin machte lange schon einem jungen Mädchen den Hof, welches für seine Zärtlichkeit leider wenig Gefühl verrieth. Allein er konnte sich damit trösten, daß es seinen beiden Nebenbuhlern nicht besser erging; denn außer ihm bewarben sich noch zwei junge Männer um die Gunst der kleinen Spröden.

Der Vater des Mädchens, der seine Tochter bald versorgt zu sehen wünschte, hätte es gern gesehen, wenn diese für einen der Anbeter sich entschieden hätte; er brachte es auch nach wiederholten Vorstellungen wirklich dahin, daß sie sich seiner Bestimmung zu fügen versprach. Erfreut über diesen Entschluß beschloß der Vater noch einige Zeit zu warten, ob vielleicht nicht einer oder der andere die Vorliebe des Mädchens gewinnen möge. Da aber dies nicht geschah, so lud der Vater die drei Bewerber zum Abendessen ein. Sie erschienen und staunten nicht

Digitized by Google

wenig, sich beisammen zu finden, denn ihr Wirth hatte jedem insgeheim gesagt, daß es heute mit der Verlobung seiner Tochter richtig werden solle. Unsere drei Freier saßen wie auf der Folter; mit dem Essen wollte es nicht vorwärts gehen, es entstand eine peinliche Stille, die der Wirth erst beim Nachtisch durch folgende Rede unterbrach:

Ich kenne Ihre Absichten, meine Herren, und billige sie. Wie gern möcht' ich Sie alle glücklich machen; allein, sagen Sie selbst! dies ist unmöglich. Ich habe nur eine Tochter und diese darf nicht mehr als einen Mann haben. Um letztern zu erhalten, überläßt sie sich ganz meinem väterlichen Willen, meiner eignen Bestimmung. Ich könnte mich in der Wahl irren, also mag das Loos entscheiden. Mein Kind erhält von mir keine Mitgabe wie Ihnen bekannt ist. Sie aber, meine lieben Gäste, sind alle drei wohlhabende Leute und lieben Röschen, wie Sie behaupten, gleich stark. Wohlan! möge Ihre Liebe Rosa's Vermögen gründen. Jeder von Ihnen lege demnach hundert Louisd'or in meine Hand; dann besitzt sie deren dreihundert!

Man ließ sich diesen Vorschlag gefallen. Wer ihn nicht hätte annehmen wollen, würde wenig Liebe für Schön-Röschen bewiesen, folglich sich selbst ausgeschlossen haben.

Folgenden Tages brachte jeder Freier sein Geld. Man loosete und das Loos entschied zum Vortheil des Kassirers. Der junge Mann jubelte; er war zu glücklich, als daß er seine Freude hätte geheim halten können, und so theilte er sie denn seinem Prinzipal mit, der noch unverheirathet war; keinen Umstand der seltsamen Geschichte verhehlte der trunkene Liebhaber. Zu seiner Freude gestand er auch, daß er die hundert Louisd'or aus der ihm anvertrauten Komptoirkasse genommen habe. Der Prinzipal, weit entfernt, seinem Kassirer deßhalb Vorwürfe zu machen, wünschte ihm vielmehr alles Glück, und um ihm zu zeigen, wie aufrichtig er an seiner Freude Theil nahm, bat er ihn, seine verlobte Braut und baldige Gattin zu einem Feste, das unter Verwandten in seinem Haus gefeiert wurde, mitzubringen. Die junge Braut erschien auch ohne Bedenken bei dem Kaufmann; — dieser wurde von ihrer Schönheit betroffen und faßte die heftigste Neigung zu dem Mädchen. Armer Kassirer!

Schon Tags darauf war der Prinzipal, nachdem er alle Umstände wohl erwogen hatte, entschlossen, die Braut seines Kassirers selbst als Gattin heimzuführen. Doch sollte dieser Raub mit Anstand ausgeführt werden.

Freund, sagte der Prinzipal zu seinem Kassirer, du verdankst nur dem Zufalle das Glück, die zur Braut zu haben, die ich gestern gesehen; du bist also wohl nicht so verliebt, daß dir nicht auch eine andere Partie genügte. Liebst du mich als Freund, so trittst du mir deine Ansprüche ab. Ich bete Röschen an, aber ich will dich durch deine Gefälligkeit nicht zu Schaden kommen lassen. Die dreihundert Louisd'or, welche Rosa's Mitgabe ausmachen, überlasse ich dir, und will dir die hundert Louisd'or, welche du aus meiner Kasse genommen hast, doppelt schenken, also im ganzen fünfhundert Louisd'or. Bedenke dir diesen Vorschlag, damit ich dann sofort mit dem Vater des Mädchens sprechen kann. Der junge Mann aber kränkte seine Erwählte nicht durch langes Besinnen, sondern schlug den Antrag rund ab. Vergebens war alles Bitten und Drängen von Seiten des Prinzipals.

Nun, sagte dieser endlich, so sollen denn die Gesetze selbst mich in den Besitz deiner Geliebten bringen, und du sollst dazu alles verlieren, was ich dir schenken wollte.

Der Kassirer lachte laut auf. Der Kaufmann wandte sich an den Vater von Schön-Röschen und an diese selbst; aber mit nicht größerem Glück. Da wurde endlich der Kassirer gerichtlich belangt, weil er ein durch seines Prinzipalen Geld erworbenes Gut, welches doch dem Eigenthümer jenes Geldes gesetzlich zugehöre, nicht herausgeben wolle.

Die Parteien erschienen vor Gericht. Der Kaufmann berief sich auf das zu recht bestehende Handelsgesetz, kraft dessen dem Kaufmann jeder Vortheil zukommt, den seine Commis mit seinem Gelde machen, so lange letztere in seinem Dienst stehen.

Mein Freund hier, sagte er, hat sich meines Geldes bedient, um eine Frau zu kaufen. Das Capital, die hundert Louisd'or, waren mein Eigenthum, die Rente davon ist seine Braut; folglich gehört letztere mir zu, und ich bitte, sie mir zuzusprechen.

Die sonderbare Anwendung eines Handelsgesetzes belustigte anfangs die Richter, endlich aber mußten sie die Sache doch ernstlich erwägen.

Der Commis meinte zu seiner Vertheidigung: Kein Gesetz, keine besondere Denkungsart habe jemals das Weib unter die Gewürzwaaren oder Manufakturartikel gezählt, ob es gleich zuweilen wohl von diesen die Leichtigkeit und von jenen die bittere Süßigkeit habe. Nur Barbaren, schloß er seine Rede, treiben mit Weibern Handel.

Die letzten Worte wirkten. Der Kaufmann wurde abgewiesen und der junge Kassirer blieb im vollen Besitz seines süßen Rechtes.

Digitized by Google

Miscelle.

Merkwürdige Schicksale. „Im Würzburger Stadt und Landboten“ liest man folgendes Gesuch: „Ich heiße Peter Wilhelm, bin geboren in Ruppertsecken in der bayerischen Pfalz im Jahre 1791 und meiner Profession nach ein Metzger. Im Jahre 1809 kam ich in das Militär, wurde in Spanien im Jahre 1812 gefangen, und von da mit 300 Mann nach Algier verkauft, dort wurde mir die Zunge abgeschnitten, die rechte Hand angenagelt, der Kopf halb gespalten, die ganze Brust gebrannt und die Beine der Art gebunden, daß man jetzt noch die Narben und Male sehen kann. Ich mußte 30 Jahre den Pflug ziehen. Mit noch 300 Mann Leidensgefährten bin ich aus einem unterirdischen Gewölbe ausgebrochen; wir warfen uns sämmtlich ins Meer, und nach dem ich mit noch zwei Kameraden etwa 10 Stunden weit glücklich im Meer erhalten worden, erschien ein englisches Schiff und nahm uns auf. Alle Uebrigen fanden in den Fluthen ihr Grab. Der Schiffskapitain sorgte für Kleider und Nahrung. In der Sclaverei waren Saubohnen unsere einzige Nahrung. Endlich 1842, nach einem Zeitraum von 30 Jahren kam ich über England und Amsterdam nach Paris, woselbst mir der König 100 Fr. zum Geschenk machte, mit dem Versprechen, auch für die Folge noch für mich sorgen zu wollen. Ich habe aber bis jetzt weiter nichts erhalten und finde mich nothgedrungen, da ich zum Arbeiten untauglich geworden bin, alle mitleidsvollen Menschen um eine milde Gabe anzusprechen und hoffe mit Gott auf diese Weise, so lange es ihm gefallen sollte, meinen verstümmelten Körper noch einige Jahre zu fristen.“

Neuestes vom Kriegsschauplatze Schleswig-Holstein.

Heute vom Kriegsschauplatze nur wenig Neues.

Rendsburg, 12. August. Hauptmann Aller, früher beim 1. Jäger-Corps, hat das Commando des 5. Jäger-Corps übernommen. — Das Gefecht von Duvenstedt hat zu einem sehr hübschen Vorgange Anlaß gegeben. Vor einigen Tagen nämlich traf hier von einem deutschen Offizier das nachfolgende Schreiben ein: „Hochzuverehrender Herr General! Mit Wehmuth haben wir im verflossenen Jahre die gesegneten Fluren Schleswig-Holsteins verlassen müssen, aber mit noch größerem Schmerze, mit tiefblutendem Herzen müssen wir jetzt — zur Unthätigkeit verdammt — dem Kampfe um deutsche Ehre und Freiheit aus der Ferne zusehen. In vorgerückten Jahren, mittellos und Familienvater, bin ich an den heimatlichen Boden gefesselt, und gestatten mir meine anderen übernommenen Pflicht nicht, meine geringen Kräfte selbstständig der Sache Schleswig-Holsteins zu weihen, so sehr mich auch mein Hang und die Gefühle für deutsche Ehre dahin ziehen. — Kann ich nun auch nicht diesen Gefühlen eine werkthätige Farbe verleihen, so ist es doch mein sehnlichster Wunsch, mich in anderer Weise an dem heiligen Kampfe zu betheiligen. — Ew. Exc. mögen mir es daher nicht als eine Anmaßung auslegen, wenn ich hiermit die Bitte ausspreche, die beifolgende Uhr demjenigen Unteroffizier oder Soldaten, welcher sich in dem nächsten Gefecht durch Tapferkeit auszeichnet, als eine Anerkennung seines Verdienstes zu verleihen. — Der verdienstvolle Empfanger möge hierbei nur die Absicht und daß der werthlose Gegenstand von einem für Schleswig-Holsteins Sache warm und redlich fühlenden Cameraden kommt, ins Auge fassen. — Mit besonderem Respect und der ausgezeichnetsten Hochachtung zeichne ich als Ew. Excellenz ergebener Diener ꝛc.“ — Dieses Schreiben ward vorgestern vom Commandeur der Avantgarde, Oberst Gerhard, dem zweiten Jägercorps, das im Gefecht bei Duvenstedt das thätigste gewesen, vor der Fronte verlesen. Die zweite Compagnie, die sich besonders ausgezeichnet, ward aufgefordert, denjenigen zu bezeichnen, der nach ihrer Ansicht als der Tüchtigste sich bewährt habe. Sie nannte einstimmig den Jäger Rikß, dem sodann vor der Front des Bataillons das Ehrengeschenk überreicht wurde. Der hübsche, feierliche Act schloß mit einer Belobung des ganzen Corps durch den Obersten Gerhard und mit einem donnernden Hoch auf den wackern Geber.

Am 11. August sind die von den Dänen weggeschleppten Inspector v. Krogh aus Gravenstein und Pastor Lorenzen aus Adelbye, nachdem sie 3 Wochen lang in Kopenhagen in einsamer Haft gehalten waren, in Hamburg angelangt. Die Schilderung dieser Herren über die ihnen gewordene Behandlung übersteigt alles, was über das bisherige Verfahren der Dänen gegen Gefangene und Weggeschleppte laut geworden, und bildet einen neuen Beleg zu dem noch immer, jetzt vielleicht mehr als bisher, in Kopenhagen herrschenden Pöbelregiment.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderſtübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 67. Kaiſerslautern, Donnerstag, 22. Auguſt **1850.**

Der Siebente.

(Eine Geſchichte.)

Im Sommer 1849 beſuchte mich ein alter Freund, den ich in faſt dreißig Jahren nicht wieder geſehen hatte. Ihr mögt wohl denken, liebe Leſer, daß es da viel zu erzählen gab und viel zu fragen. Unter Anderm erzählte mir der Freund die nachfolgende Geſchichte, die er in einer der größeren Städte des Rheinlandes erlebt hatte.

Alles in der Welt hat ſeine zwei Seiten, ſprach der Freund, ſo iſt's auch mit der Gewerbefreiheit. Da löst jeder Bub, der kümmerlich ausgelernt hat, ſeinen Gewerbeſchein und ſetzt ſich als Meiſter und da er doch keiner iſt und auch keiner wird, ſo drückt er durch wohlfeile Preiſe und Pfuſcherei das Handwerk herunter und wird doch ein Lump, macht aber noch andere ehrliche Meiſter zu Lumpen. Das hab' ich einmal recht bitterlich erfahren, als ich noch in C. wohnte. Da hatte ich einen Schuſter, einen recht verſtändigen und braven Mann, der tüchtige Arbeit lieferte, aber dennoch ſehr arm war. Meine Hausleute, die mir ihn empfohlen hatten, erzählten mir, daß er eine ebenſo brave und wackere Frau habe, aber, bei ſechs Kindern, dennoch nicht ſoviel zu verdienen im Stande ſey, daß er ſich einmal einen ordentlichen Ledervorrath anſchaffen könne. Die ſechs Buben machten ihm viele Koſten, und doch ſey keiner derſelben noch ſo weit, daß er Hülfe leiſten könne. Ich nahm an der Familie einen um ſo größeren Antheil, je mehr Gutes ich von ihr hörte. Meine abgelegten Kleidungsſtücke erhielt Meiſter Dörfler, ſo hieß der Schuſter, und ſeine Frau wußte mit großem Geſchick daraus die ſtattlichſten Kleider für ihre Buben zu machen. Dafür verrichtete mir der Aelteſte, wenn er aus der Schule kam, allerlei kleine Dienſte und bei dem Vater und der Mutter ſtand ich in hohen Ehren.

Eines Tages trat, nachdem ich ihn hatte rufen laſſen, Meiſter Dörfler in meine Stube, um mir ein Paar Stiefel anzumeſſen. Der Mann war heute nicht ſo fröhlich und freundlich, wie ſonſt, und manchmal hörte ich einen tiefen Seufzer, den er vor mir zu verbergen ſuchte. Als das Anmeſſen beendet war, reichte er mit großer Verlegenheit eine kleine Rechnung. Es waren etwa nur acht bis zehn Groſchen, die ich ihm für Kleinigkeiten noch ſchuldete.

Vergeben Sie, ſagte der arme Mann, daß ich die Kleinigkeit jetzt fordere; ich brauche das Geld gar zu nothwendig, denn — denn —

Eh, fiel ich ihm in die Rede, warum wollen Sie da entſchuldigen? Ich bin es Ihnen ſchuldig und Sie hätten mir längſt ſagen ſollen, wie viel es betrüge, denn ich wußte es ja nicht. Als ich ihm das Geld reichte und in ſeine Augen blickte, ſah ich Thränen darin. Das ergriff mein Herz. —

Es ſtehen Thränen in Ihren Augen, Meiſter Dörfler, ſagte ich. Was iſt Ihnen? Laſſen Sie mich Ihr Leid wiſſen! Setzen Sie ſich und erzählen Sie mir.

Ich nöthigte ihn, ſich niederzuſetzen, und nun hob er, nachdem er ſich die Thränen getrocknet, an und ſagte: Ach, was unter andern Umſtänden uns recht glücklich machen würde, müſſen wir bei unſrer Armuth als ein Unglück beklagen. Kaum vermögen wir, meine brave Frau und ich, durch Fleiß und Sparſamkeit unſere ſechs Kinder und uns zu ernähren, den ſchweren Hauszins zu bezahlen und uns ehrlich durchzuſchlagen. Nun hat uns Gott abermals mit einem Knaben dieſe Nacht geſegnet. Das iſt der Siebente. Nun kann lange meine Frau nicht arbeiten und ich bin auch gehemmt. Und es iſt als wieder Einer mehr, der ernährt, erzogen und gekleidet ſeyn will. —

Ich ſah mit aufrichtigem Mitleid den armen Handwerksmann an und ſuchte ihn zu tröſten. Anfänglich that ich das in einem heitern, ermuthigenden Tone, indem ich ihn an das Sprüchwort erinnerte: „Wenn Gott läßt wachſen ein Häschen, läßt er auch wachſen ein Gräschen.“ Auch er lächelte wehmüthig. Ja, ſagte er, wenn es mit dem Gräschen gethan wäre!

Nun aber erinnerte ich den Mann daran, daß Luther einſt ſagte: Wo viele Kinder ſind, da iſt viel Segen Gottes; denn wo ſo viele Kinder ſind, ſind

Digitized by Google

Viele, die beten, und wo viel gebetet wird, da ist eitel Segen Gottes.

Da wurde der Mann ernst. Eine gewisse Heiterkeit überglänzte sein Angesicht und er sagte: Ja, das ist ein Wort, welches tröstet. Wir haben Alle im Gebete schon oft die Kraft zum Dulden, aber auch die helfende Gnade Gottes erfahren!

Nun, so fassen Sie Muth und Vertrauen zu Gott. Wer weiß, ob nicht der Siebente noch ein rechter Segen am Hause wird. So sagte ich zu dem Manne, der herzlich für den Trost dankte und wirklich heiterer von dannen gehen wollte. Ich rief ihn zurück. —

Haben Sie denn schon einen Pathen und Gevattermann für Ihren Kleinen? fragte ich.

Ach, sagte er, wer wird mir armen Manne diesen Liebesdienst leisten? Ich werde ihn wohl selber über die Taufe heben müssen.

Schon wieder eine Muthlosigkeit, Meister Dörfler, sagte ich, die nicht recht ist. Erst zweifeln Sie an Gottes Hülfe und jetzt an der Menschen Liebe! Ich wollte mich Ihnen anbieten, wenn ich Ihnen recht bin?

Er sah mich zweifelnd an. Ach Gott, Sie? sagte er halblaut.

Warum denn nicht? fragte ich. Es ist mein voller Ernst, wenn ich Ihnen recht bin. —

Da traten wieder zwei Thränen in des armen Mannes Augen und er konnte nichts sagen, so unerwartet kam ihm dies Anerbieten. Endlich sammelte er sich und nahm mit vielem Danke diese Ehre, wie er sagte, an. Ich drückte ihm zwei Thaler in die Hand, ließ meine künftige Gevatterin grüßen und entließ frohen Herzens den Vater, dessen Herz auch wieder um Vieles leichter schlug. —

Mir gingen eine Menge Gedanken durch den Kopf, wie ich die arme Familie unterstützen wollte; allein, wie es gewöhnlich geht, der beste kam zuletzt. Ich erinnerte mich nämlich, daß ein Gesetz vorhanden sey, nach welchem der König bei dem siebenten Knaben eines Ehepaares, wenn die Reihe der Sieben durch kein Mädchen unterbrochen ist, Pathenstelle annimmt und gewöhnlich ein ansehnliches Geschenk gibt.

Nach Berlin war weit. Der König hat auch mehr zu thun, als auf jeden Brief gleich frischweg zu antworten. Das berechnete ich und eilte, mich anzukleiden, um auf die Bürgermeisterei und zu dem Geistlichen zu gehen, und mir die Zeugnisse zu holen, die ich nöthig hatte.

Der Bürgermeister und Pfarrer bescheinigten mir, daß der neugeborne Knabe der siebente in ununterbrochener Reihe desselben Vaters und derselben Mutter sey und Beide gaben mir bereitwillig die allerlöblichsten Zeugnisse für Meister Dörfler's Wohlverhalten. Damit eilte ich heim. Unterwegs begegnete mir der Doctor, ein guter, wohlthätiger Mann, und reich dabei. Er hieß Wilhelm, ich Friedrich, das waren die beiden Namen des Königs.

Doctor, sagte ich, du mußt mein Mitgevatter werden und wir Beide die Stellvertreter unsres Königs.

Bist du toll? fragte er erstaunt.

Bin völlig bei Verstande, sagte ich und erzählte ihm die Geschichte. Er kannte den ehrlichen Schuster genau und freute sich dessen, was ich thun wollte, nahm auch die Gevatterschaft an und versprach, wacker die arme Familie zu unterstützen.

Das Herz in der Brust hüpfte mir vor Freuden. Ich eilte nach Hause und schrieb sogleich eine Bittschrift im Namen Dörfler's. Erzählte dem milden Könige die Umstände der Familie, legte die Atteste bei und bat um die Gnade, daß Seine Majestät Pathe des Neugebornen werden möge. — Die Bittschrift ging mit meinen besten Wünschen ab. Mittlerweile bewog ich mir befreundete, wohlthätige Familien zur Unterstützung der Wöchnerin und der Familie, was mir über Erwarten glücklich gelang.

(Schluß folgt.)

Elise Ludwig.

Aus Augsburg brachten die dortigen Blätter vor einigen Tagen eine traurige Kunde, die Kunde nämlich, daß der Tod eines der hoffnungsvollsten Leben weggerafft habe. Elise Ludwig, ein Herz, welches warm für alles Schöne schlug und mit seltener Liebe am deutschen Vaterland hing, eine Dichterseele, deren Lieder allgemein ansprachen und zu großen Hoffnungen berechtigten, ist am 6. August in der Blüthe ihres Lebens, im neunzehnten Lebensjahr gestorben. Es muß mit tiefer Wehmuth erfüllen, wenn man erfährt, daß sie in dem Augenblik starb, als ihre gesammelten Gedichte dem Druck übergeben wurden, daß sie den Ertrag ihrer schönen Lieder sterbend „zum Besten unserer für Deutschlands Ehre kämpfenden Brüder in Schleswig-Holstein“ bestimmte, und daß das anspruchslose Mädchen die Vollendung ihres freudig begonnenen Werkes nicht erlebte. Uns wird das Vermächtniß der Frühvollendeten um so theurer seyn. In Augsburg, ihrer Vaterstadt, wird dieses herbe Hinscheiden allgemein beklagt; wohl auch in weiteren Kreisen und überall, wo man einen Blick in diese Dichterseele gethan hat. Die Sammlung ihrer Lieder erscheint in Augsburg. Nach der allge-

Digitized by Google

meinen Zeitung theilen wir in folgendem eine Probe mit, welche wie für die tiefe Vaterlandsliebe, so auch für die bei Frauen seltene Correctheit zeugt, womit Elise Ludwig in solcher Jugend die poetische Form zu behandeln verstand:

Deutscher Carneval.

Es geht der Carneval zu Grab — der Saal erglänzt von tausend Lichtern,
Durch öde Gassen schleicht die Nacht — drin wogt ein Meltmeer von Gesichtern.
Es pfeift der Wind, es tanzt der Schnee — es klagt das Horn, es tönen Geigen —
Nimm deine Maske, Harlekin, und tanze noch den letzten Reigen!

Es ist vorbei — die Mitternacht hallt mahnend von der Thurmeszinne;
Der Taumel sticht, die Luft verrauscht, der Aschermittwoch kühlt die Sinne.
Ob einer Welt voll Sonnenschein zieht das Gewölk der Fastenwochen,
Bis aus dem Grau der Passion der Ostermorgen angebrochen.

Auch du, mein Volk, hast dich berauscht in einem kurzen Carnevale,
Bei buntgefärbter Lampen Schein erglänzten deine Ideale;
Das Maskenspiel der großen Herrn mit seinen täuschenden Gestalten
Hast du, das gläubig fromme Kind, für schöne Wirklichkeit gehalten.

Die Posse ward so gut gespielt, das täuschte selbst erprobte Seher;
Trug doch der Fürst ein Bürgerkleid, die Purpurtoga der Plebejer!
Es sprach der Knecht von Menschenrecht, es schien der Herr sein Wort zu halten: —
„Glück auf! Glück auf! die goldne Zeit wird wieder auf der Erde walten!"

Es ist vorbei — die Maske fiel, der Aschermittwoch ist gekommen;
Das letzte Flämmlein stirbt dahin, das bleich und spärlich noch geglommen:
Der letzte Geigenton verhallt als Scheidegruß dem Maskenschwalle;
Der letzte bunte Harlekin entschlüpft aus der geleerten Halle.

Es ist vorbei — du stehst allein, und denkst vergangner schöner Stunden,
Auf deiner Stirn ein Aschenkreuz, in deiner Brust geheime Wunden —
Doch ob den Sternen thront ein Gott! ein Richter mit gerechter Wage —
Geduld: nach jeder Fastenzeit, mein Volk, erscheinen Ostertage.

Miscellen.

Frankfurt, 20. August. Gestern hat sich auf der Main-Weser-Eisenbahn ein sehr beklagenswerthes Unglück ereignet. Unfern des Vereinigungspunktes der von Eisenach nach Kassel führenden Bahn mit der Main-Weserbahn, bei Guntershausen, stieß die Locomotive auf der starken Krümmung unfern Wolfershausen an einen Schienenklotz, gerieth dadurch aus dem Geleise, fuhr daneben ab, und riß den Tender nebst drei Wagen mit sich fort. Die ersten derselben wurden größtentheils zertrümmert und die darin befindlichen Personen mehr oder weniger schwer verletzt; einige derselben (man nennt deren 4 bis 5, namentlich den Inspektor) blieben theils todt auf der Stelle, theils verschieden sie, bevor die von Kassel in Anspruch genommene Hilfe anlangen konnte. Die Zahl der Verwundeten, worunter sich zwei Postconducteure befinden, soll sich auf 25 bis 28, größtentheils Stehwagenpassagiere, belaufen.

(Schnelligkeit der elektrischen Strömung.) Es ist bekannt, daß kürzlich durch den elektrischen Telegraphen auf eine Anfrage von Berlin über Wien nach München die Antwort in 3 Stunden erfolgte. Der Weg hin und zurück beträgt 360 Meilen. Aber auch bei dieser Geschwindigkeit geht doch fast die ganze Zeit mit dem Entziffern und Weiterbefördern der Depeschen auf den einzelnen Stationen verloren; es würde sonst die Schnelligkeit noch ungleich größer seyn. Man hat berechnet, daß, wenn eine Verbindung durch Kupferdrähte zwischen Petersburg und Peking hergestellt und der Kraftverlust, der dem elektrischen Strom auf diesem Wege zustieße, vermieden werden könnte, der Fragende in China's Hauptstadt nach etwa $1^1/_2$ Tertien schon Antwort würde empfangen können, ja daß ein Bewohner des Mondes noch vor Ablauf einer Sekunde von der Erde aus würde Nachricht erhalten können. Die Mittheilungen nämlich der Gedanken auf dem Wege der elektrischen Leitung ist schneller als selbst das Licht; die elektrische Strömung durch den Kupferdraht durchläuft in einer Sekunde 72,000, der Lichtstrahl nur 41,518 Meilen. — Eine treffliche, sehr verständliche Schrift über die Wirksamkeit und Einrichtung des elektrischen Telegraphen hat C. H. von Steinheil in München herausgegeben.

Auf einem Felde, dem Herrn Wyttenbach zu Breitenrain bei Bern gehörig, steht man gegenwärtig ein Waizenfeld in Blüthe, dessen erster Samen in dem

Digitized by Google

Sarkophag einer Mumie zu Kairo in Aegypten gefunden wurde. Diese wenigen Körner, welche vielleicht ein Alter von 2000 Jahren hatten, haben wider alles Erwarten gekeimt und sich dergestalt vervielfältigt, daß z. B. ein Waizenkorn eine Pflanze mit 40 Halmen erzeugt hat, welche von der Höhe eines Menschen und der Dicke einer Schreibfeder sind. Die Aehren sind 4 bis 5 Zoll lang und einen Zoll dick, und wenn man die Anzahl der Körner schlecht rechnet, so kann man dieselbe auf 100 pr. Aehre annehmen, und würde mithin jenes Korn sich tausendmal vervielfältiget. — Wir fragen die Physiologen, ob diese Vegetationskraft nicht den Beweis liefert, daß das Getreide seit der Zeit der alten Aegypter ausgeartet ist.

Neuestes vom Kriegsschauplatze Schleswig-Holstein.

Immer schmerzlicher, immer herzzerreißender dringen die Klagen Schleswigs zu uns herüber. Es ist nicht genug mit den Absetzungen der Beamten, der Richter, der Prediger, der Lehrer, nicht genug mit jenen Wegschleppungen und Ausweisungen: alle irgend wehrhafte Mannschaft wird für die dänische Armee ausgehoben und nach Fridericia und Fühnen entführt. Die Zurückgebliebenen seufzen unter der Last der Steuern, die jetzt seit dem März 1848 nachbezahlt werden sollen, unter der Last unerschwinglicher Lieferungen und außerordentlicher Contributionen. Von der Landschaft Eiderstedt sind allein 2000 Ochsen gefordert worden. Faßt man kurz die Ereignisse der letzten vierzehn Tage auf Seiten beider Heere zusammen, so findet man, daß keines derselben etwas Wichtiges, was auf den Gang des Krieges von entscheidendem Einflusse seyn könnte, unternommen hat. Die Dänen haben bis auf die südlichste 1½ Meile Breite, so ziemlich das ganze Herzogthum Schleswig besetzt und diese Position durch die Werke des Dannewirke und die vielen bei der Stadt Schleswig angelegten Verschanzungen so verstärkt, daß sie von dem an Zahl um 5 — 6000 Mann schwächeren Heere nur mit äußerstem Verluste und dann doch stets sehr zweifelhaftem Erfolge in ihrer Haupt-Position angegriffen werden können. Das schleswig-holsteinische Heer hat hingegen längs der Eider und Sorge eine solche Position und wird durch Rendsburg so gedeckt, daß widerum die Dänen es nicht anzugreifen wagen.

Dem commandirenden General der dänischen Armee soll die Weisung zugegangen seyn, bis auf weitern Befehl durchaus nichts Entscheidendes mit seinen Truppen vorzunehmen. — Es bestätigt sich, daß gegenwärtig im dänischen Hauptquartier sich mehrere Agenten fremder Mächte befinden, namentlich ein russischer und ein französischer. —

Rendsburg, 16. August. Obschon die Militär-Commission in Altona in der Aufnahme von Freiwilligen aus Deutschland vorsichtig ist, so ist nicht damit gesagt, daß jedem Ankömmling sein politischer Katechismus abgefragt wird. Wir brauchen zunächst Kämpfer, und Lust wie Kraft zum Kampfe für die nationale Sache, ist die Hauptbedingung der Annahme. Eklatante Wühler und in ihrer Heimat compromittirte Personen mögen zu Hause bleiben; wir bilden keine Revolutionsarmee. Namentlich sind uns gediente Leute nöthig, denn Rekruten auszubilden haben wir wenig Zeit. Freilich in Ermangelung der Letzteren möchten uns auch Ungediente willkommen seyn.

Schleswig-Holstein, 16. August. Wenn auch unsere Armee unthätig verharrt in ihren Bivouaks an der Eider und zusieht, wie die Dänen sich immer mehr befestigen, und von Dannewirk bis Eckernförde eine Reihe von Schanzen aufführen, so glaube man doch nicht, daß man während dieser durch die Verhältnisse gebotenen scheinbaren Unthätigkeit unserer Armee keine solche Vorbereitungen trifft, wodurch den Dänen nicht gestattet seyn dürfte, aus diesen ihren Befestigungen großen Nutzen zu ziehen. Wo ein Willisen, wo ein v. d. Tann commandiren, da pflegt das Heer keiner müßigen Ruhe, da werden in der tiefsten Stille zum voraus alle diejenigen Dispositionen getroffen, welche, wenn es zum Treffen kommt, alle Anstrengungen des Feindes resultatlos machen. Man enthalte sich deßhalb auch im Süden Deutschlands noch jeden Urtheils und gedulde sich nur noch eine kurze Zeit, dann wird man erfahren, wie diese factische Waffenruhe benutzt worden, um das Heer und die eigene Kraft zu stählen, damit Deutschland kein zweites Isted zu beklagen habe. Wohl ist es hart für die armen Schleswiger, die inzwischen von den Dänen fast rein ausgeplündert und unter der Last der dänischen Requisition fast erdrückt werden. — Ein dumpfes Gerücht spricht davon, daß im dänischen Lager die Cholera ihren Umgang halte, und schon manches Opfer gefordert habe.

Von der Ostsee, 15. August. Nach den Mittheilungen eines schwedischen Offiziers, den ich dieser Tage gesprochen, bestätigt es sich, daß eine bedeutende Anzahl seiner Cameraden mit Urlaub in der dänischen Armee Dienste genommen hat.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 68. Kaiserslautern, Samstag, 24. August **1850.**

Protestlied der Schleswig-Holsteiner.

Gedicht von Emanuel Geibel.

Es hat der Fürst vom Inselreich
Uns einen Brief gesendet.
Der hat uns ja auf einen Streich
Die Herzen umgewendet.
Wir rufen Nein! und aber: Nein!
Zu solchem Einverleiben,
Wir wollen keine Dänen seyn,
Wir wollen Deutsche bleiben.

Wir alle sind hier, alt und jung,
Aus deutschem Thon geknetet,
Wir haben deutsch geschenkt beim Trunk,
Und deutsch zu Gott gebetet.
Man soll uns schenken deutschen Wein
Und deutsche Satzung schreiben,
Wir wollen keine Dänen seyn,
Wir wollen Deutsche bleiben.

Dem Herzog haben sie gesagt,
Er soll die Zügel schärfen,
Wir würden stumm uns und verzagt
Der Willkür unterwerfen.
Drum singt's in seine Burg hinein
Daß zittern alle Scheiben:
Wir wollen keine Dänen seyn,
Wir wollen Deutsche bleiben.

Nicht sühnt uns fremder Herrschaft Putz
Die eingebornen Schmerzen;
Es grollt der alte Sachsentrutz
Noch heut in unserm Herzen.
Der Albion nahm in dut'gen Reih'n,
Kann auch ein Joch zerreiben,
Wir wollen keine Dänen seyn,
Wir wollen Deutsche bleiben.

Hie deutsches Land, trotz Spruch und Brief!
Ihr soll's uns nicht verleiden,
Wir tragen Muth im Herzen tief,
Und Schwerter in den Scheiden.
Von unsern Lippen soll allein
Der Tod das Wort vertreiben:
Wir wollen keine Dänen seyn,
Wir wollen Deutsche bleiben!

Der Siebente.

(Eine Geschichte.)

(Schluß.)

Nach einigen Tagen kam Schuster Dörfler zu mir. Sein Gesicht strahlte von Freude. Er faßte meine Hand, aber reden konnte er nicht, bis er sich gesammelt hatte.

Sie haben wahr prophezeit, sagte er. Der Siebente ist ein reicher Segen geworden; aber wir wissen, wo des Segens Anfang ist, und unsere Dankgebete gedenken Ihrer vor Gott.

Nun erzählte er, wie ihnen von allen Seiten Kinderkleidungsstücke, nährende Speisen, Geldunterstützungen und eine Menge Schusterarbeit zuflössen. Er müsse nun, sobald seine Frau genesen sey, einen oder zwei Gesellen nehmen, um alle die neuen Kunden zu bedienen. Der Mann konnte der Dankbarkeit gar nicht Worte genug geben. Er bat mich, nun doch auch ihn einmal zu besuchen, um meinen Pathen und die glückliche Mutter zu sehen. Das versprach ich und sagte ihm, auch der Doctor habe sich zum Pathen angeboten, wenn er nichts dagegen habe. Der Mann war ganz außer sich vor Freude und eilte heim.

Bald folgte ich ihm und trat in die Stube der armen Leute. Zu meinem Erstaunen fand ich die größte Reinlichkeit. Zwar sah man überall Armuth, aber Ordnung war in Allem und kein Stäubchen sichtbar. Die jüngeren Knaben spielten stille für sich. Die älteren waren in der Schule. Einer wiegte das Kleine und die Mutter saß im reinlichen Kleide da und bereitete Kartoffeln zum Mahle, während der Vater eifrig an seiner Werkbank arbeitete. Heiterkeit lachte von allen Gesichtern. Mir wurde recht wohl in dem kleinen, reinlichen Stübchen. Und mit welcher Freude und Dankbarkeit wurde ich aufgenommen. Mit welchem Glücke zeigte mir die Mutter den kleinen Pathen, der so anmuthig und appetitlich in seinem saubern Bettchen lag.

Ueber den Namen des kleinen Burschen, sagte ich, bin ich mit dem Doctor einig geworden; ich denke,

Digitized by Google

Sie haben Nichts dagegen, wenn wir ihn Friedrich Wilhelm heißen?

Lächelnd sagte die Mutter: Das ist ja auch der Name unsres lieben Königs, warum sollten wir den nicht gerne nehmen?

Mit der Taufe aber, versetzte ich, werden wir noch etwas verziehen. Ich habe jetzt noch einige wichtige Geschäfte abzuthun, die ich gerne hinter mir haben möchte, wenn wir die Taufe feiern.

Sie stimmten vollkommen bei und Alles war in der besten Ordnung.

Die befreundeten Familien fuhren getreulich mit ihren Unterstützungen fort und meine Hausleute sagten mir mit großer Freude, der ehrliche Dörfler habe heute einen Gesellen angenommen. Die Familie sey voll Preis und Dank über die Wendung ihres Schicksals.

Ich kann wohl sagen, daß ich mich selber glücklich fühlte im Glücke der braven Familie.

Endlich brachte mir der Postbote einen Brief mit dem Königlichen Insiegel. Ich erbrach ihn mit Beben der Freude. Richtig! Der König hatte die Pathenschaft angenommen und, in Berücksichtigung der Armuth des Vaters und seiner vorzüglichen Zeugnisse, einen Kassenschein von hundert Thalern als Pathengeschenk beigelegt.

Gott segne den König! rief ich frohlockend aus, schloß aber für's Erste die Freude in meine Brust ein und lief zum Doctor. Der König hat angenommen! rief ich ihm zu. Nun muß aber bis übermorgen eine ordentliche Kindtaufe angerichtet werden.

Versteht sich, entgegnete der Doctor; aber ich verstehe mich auf dergleichen Dinge nicht. Weißt du was, richte du Alles her und hinterdrein sagst du mir, was ich zu zahlen habe. Auch mit dem Pathengeschenk dürfen wir uns nicht lumpen lassen!

Versteht sich, entgegnete ich ihm. Wieviel denkt du?

Ich dachte, sprach der Doctor, wir wollen durch unser Pathengeschenk den Mann in den Stand setzen, seinem Geschäfte einen kleinen Aufschwung zu geben. Sind dir zwanzig Thaler für dein Theil nicht zu viel?

Nein! rief ich.

So bleibt's dabei, fuhr der Doctor fort. Für Kundschaft will ich schon so treulich sorgen, wie du es gethan hast.

Nach dieser Verabredung ging ich weg und geradezu in Dörfler's Wohnung. Wieder fand ich die musterhafteste Ordnung und Reinlichkeit. — Ich sagte nun der Mutter, daß übermorgen die Kindtaufe, Mittags um ein Uhr, seyn solle, und bemerkte, daß sie sich ja keine Beschwerden und Kosten machen dürfe, indem der Doctor und ich Alles besorgen und bestreiten würden.

Ohne auf ihren Dank zu hören, eilte ich weg und ließ durch meine brave Hausfrau Kuchen, Kaffee und alles Nöthige zurichten. Ich sandte eine gehörige Anzahl Weinflaschen hinüber.

Um die bestimmte Stunde kam der Doctor. Wir gingen zu unsern glücklichen Gevatterleuten und im stolzen Zuge, den Vater zwischen uns, schritten wir zur Kirche. Als wir aus der Kirche zurückkamen, war die Stube geräumt und festlich aufgeputzt. Ein langer Tisch stand in der Mitte und auf diesem die köstlichsten Kuchen, der duftige Kaffee, der goldene Wein. —

Der Pfarrer und mehrere achtbare Bürgerfamilien, Verwandte und Nachbarn Dörfler's, waren eingeladen.

Heiterkeit und Freude saßen mit uns zu Tische. Als der Kaffe getrunken war, und der treffliche Wein in den Gläsern perlte, zog ich mein Königliches Schreiben heraus und nahm also das Wort: Meinen lieben Gevatterleuten und der ehrenwerthen Gesellschaft bin ich nun noch das Bekenntniß eines kleinen Schelmenstreiches schuldig, den ich gespielt habe. Es ist wohl bekannt; daß das Gesetz besteht, daß, wenn eine Familie in ununterbrochener Reihe sieben Knaben hat, der König bei dem siebenten Pathe ist. Da hab' ich denn so in der Stille an des Königs Majestät für meinen Gevatter Dörfler geschrieben und der König hat willfahrt, er ist Pathe des Kleinen und der Doctor und ich sind nur die Stellvertreter. Der hohe Pathe hat aber auch zugleich ein Pathengeschenk von hundert Thalern beigefügt, das ich hiermit meiner Frau Gevatterin überreiche!

Die beiden Eltern waren vor Erstaunen und freudigem Schrecken ganz starr und bleich.

Der Pfarrer aber stand auf und nahm das Glas: Wir wollen aus dankerfülltem Herzen dem hohen Pathen ein Lebehoch bringen! sagte er, und die Gläser klangen hell und das „Hoch" schallte frisch und kräftig. —

Aber, fuhr der Pfarrer fort, auch die beiden wackern Pathen-Stellvertreter sollen hochleben!

Und abermals klangen die Gläser und das „Hoch" lustig auf.

Jetzt erhob sich Meister Dörfler und sagte: Niemand soll mich weis machen, daß es heutzutage keine Propheten mehr gäbe! Als ich hier zu dem Herrn *** mit schwerem Herzen kam, um ihm die Stiefel anzumessen, und ihm erzählte, mein Siebenter sey geboren, da tröstete er mich und sagte, das bringe mir gewiß Segen!

Das ist herrlich wahr geworden, reichlicher, als ich

Digitized by Google

es jemals zu hoffen würde gewagt haben. Nächst Gott, danke ich es Ihnen, rief er aus und die hellen Thränen standen in des Glücklichen Augen.

* * *

Daß aber auch wirklich der Siebente Segen brachte, erwies sich augenscheinlich; denn der Meister bekam einen weiten Kreis von Kunden, die er sich durch vortreffliche Arbeit, durch unbefleckte Rechtschaffenheit erhielt. Er arbeitete fortan immer mit zwei und drei Gesellen und als seine Knaben heranwuchsen, ist er ein sehr wohlhabender, aber auch ein sehr geachteter Mann geworden. Und das kam mit dem Siebenten!

Korrespondenz des Boten.

Assisenverhandlungen.

Die Assisen für das dritte Quartal 1850 beginnen am 26. August unter dem Präsidium des k. Appellationsgerichtsraths Herrn Merckel und werden am 3. September beendet seyn.

Die Jury hat diesmal in 8 Prozeduren über 11 Individuen zu erkennen, wovon 1 wegen Kindsmord, 1 wegen Brandstiftung, 1 wegen schwerer Verwundung, 1 wegen gewaltsamen Angriff auf die Schaamhaftigkeit, 1 wegen Verleitung von Soldaten zur Fahnenflucht und 6 wegen qualificirten Diebstahls angeklagt sind. Außerdem wird zum erstenmale vor dem Assisengerichte eine Verhandlung wegen Preßvergehen stattfinden.

Als Geschworne wurden einberufen:

1) Wendecker, Franz Joseph, Bürgermeister in Gleiszellen. 2) Laur, Georg Michael, Adjunkt in Ingenheim. 3) Christmann, Jacob, Bürgermeister in Oberechtenbach. 4) Cymann, Johann, Bürgermeister in Quirnheim. 5) Fernekäs, Christian Wilhelm, Gutsbesitzer in Wattenheim. 6) Herrlein, Kaspar, Kaufmann in Germersheim. 7) Gamber, Johannes, Bürgermeister in Oberlustadt. 8) Kramer, Anton, Bürgermeister in Bellheim. 9) Moos, Eberhard, Adjunkt in Sondernheim. 10) Emich, Friedrich, Bürgermeister in Waldmohr. 11) Brunner, Jacob, Bürgermeister in Schönenberg. 12) Morgenstern, Daniel, Oekonom in Breitenbach. 13) Dr. Kunst, Franz Xaver, Kantonsarzt in Winnweiler. 14) Bilabel, Friedrich Joseph Emanuel, Gastwirth in Edesheim. 15) Eberle, Benedikt, Bürgermeister in Burrweiler. 16) Schönberger, Gustav, Bürgermeister in Mörlheim. 17) Cullmann, Jacob, Bürgermeister in Weisenheim a. S. 18) Rhein, Johann Jacob, Bürgermeister in Geinsheim. 19) Nicolaus, Georg Peter, Steuereinnehmer in Hasloch. 20) Hertel, Johann, Ackersmann in Mutterstadt. 21) Marxer, Heinrich, Gutsbesitzer in Mundenheim. 22) Schreiner, Adam, Bürgermeister in Harthausen. 23) Ueberle, Valentin, Schiffer in Speier. 24) Schmitz, Jacob, Bürgermeister in Gersheim.

Miscellen.

Der alte Fritz (Ihr kennt ihn ja Alle, den trefflichen König von Preußen!) ging einmal in seinem schönen Schloßgarten spazieren. Es war ein gar hübscher Sommernachmittag, und der König wohl aufgelegt.

Wie er so dahingeht, sieht er einen Handwerksburschen daherkommen, der, mit seinem Felleisen auf dem Rücken, so daherum spaziert und sich alles Schöne vergnüglich ansieht. An dem ganzen leichtfertigen Wesen des Menschen erkennt der König auf der Stelle, daß es ein Schneider ist.

Wart', denkt der König, du mußt mal den Bruder Leichtfuß anreden, ob er auch Grütze im Kopfe hat!

Der König, der im bürgerlichen Rocke ging, trat auf ihn zu und der Schneider kannte ihn nicht.

Woher des Weges? fragt der König.

Der Bursch lüftet vor dem alten Herrn sein Käpplein und sagt: Aus Sachsen!

Was will Er denn hier im Lande thun? fragt der König.

Arbeiten und mir etwas verdienen, antwortete der Bursche.

Kann Er denn das in Dresden und Leipzig nicht? fragt weiter der König, dem der Bursche gefiel.

Doch, sagt der; aber man will doch auch die Welt sehen und in Berlin kriegt unser Einer, wenn er sein Handwerk versteht, mehr Geld, als dort.

So? fährt der König fort: versteht Er es denn?

Ha! ha! lacht der Bursche, was eine dumme Frage! Geb' Er Acht, ich gehe gleich nach Berlin, wenn ich ein Pfuscher bin! Nein; ich will mich nicht rühmen, aber ich bin ein so tüchtiger Schneider, wie der alte Fritz ein König.

Da lacht der König laut auf. Kerl, sagt er, wenn das der König gehört hätte, er ließe ihm ein Viertelbutzend aufzählen!

Fehlgeschossen, rief lustig der Schneider; er gäbe mir eher ein Viertelbutzend Friedrichs'dor!

Nun, sagte der König, weil Er eine so gute Mei-

Digitized by Google

nung von mir hat, so muß ich, als Freund und Diener des Königs, Ihm ein Vierteldutzend geben.

Damit fährt der König rasch in den Säckel und gibt dem Schneider drei Friedrichsd'or in Gold.

Der mochte denken, der alte Herr gibt dir, um den Spaß voll zu machen, drei Dreier. Nun, auch gut, du nimmst sie und bedankst dich; aber wie guckt der Schneider, als wirklich drei Goldstücke in seiner Hand blinken!

Rasch zieht er sein Käpplein und sagt: Ach Gott, der König!

Und wenn ich's denn wäre, so wär' ich ja dein Kamerad, sagte herzlich lachend der König.

Bitte tausendmal um Vergebung! flehte der Schneider.

Geh' nur, sagte der König, und wend' es gut an.

Ach, ich will's überall verkündigen, wie gnädig Eure Majestät sind, rief dankbar der glückliche Schneider.

Das laß Er mir bleiben! rief da der alte Fritz. Halt' Er mir sein das Maul! Sonst kämen am Ende alle Schneidergesellen und Jeder wollt's probiren, wie Er. Nein, ich brauche mein Geld nöthiger. Halt Er ja sein Maul!

Der Schneider versprach's und machte sich fröhlich davon.

Der berühmte Eßlair starb bekanntlich in Innsbruck. Bei seinem Leichenzuge betheiligten sich natürlich sämmtliche dort anwesende Schauspieler, so wie viele Künstler und Kunstfreunde der Stadt. Der Bassist B...r, jetzt an einem bedeutenden Theater Deutschlands engagirt und vielleicht in diesem Augenblicke noch eben so wenig im Besitze eines schwarzen Fracks, als damals, ging zu einem theaterliebenden Bürger, um sich dieses zum Leichenzuge so nöthige Requisit auf ein paar Stunden zu borgen. Jedoch acht Tage waren vergangen, und der Gute war noch nicht im Besitze seines Eigenthums; im Gegentheile stolzirte B....r Tag für Tag in dem feinen Festkleide herum. Endlich sucht ihn der Anleiher eines Abends im Bierhause auf, und ersucht ihn beimlich und bescheiden um Rückgabe seines schwarzen Fracks; aber mit eisern ernstem Gesicht raunt der Bassist dem Bürger die Worte in's Ohr: „Sechs Wochen Trauer!"

Lola Montez, welche nahe bei Paris eine auf 15 Jahre gemiethete Villa bewohnte, die sie auf Credit prachtvoll hatte tapeziren und möbliren lassen, ist vorgestern ihren, sie bedrängenden Gläubigern, worunter namentlich ein Tapezirer und ein Maler, der sie in allen möglichen Stellungen porträtirt hatte, ansehnliche Summen zu fordern haben, mit Hilfe eines schon bereitstehenden Wagens durchgegangen; ihr Gemahl war in der letztrn Zeit nicht mehr bei ihr.

Neuestes vom Kriegsschauplatze Schleswig-Holstein.

Rendsburg, 18. August. Mit dem †-Correspondenten der „Deutschen Reform" (von dem in unserm gestrigen Blatte die Rede war) ist es schneller zur Neige gegangen, als mit den Herzogthümern. Er ist gestern verhaftet worden, und zwar wegen seines Artikels in Nr. 1055 des ministeriellen Blattes. Er ist ein literatischer Subier, Namens Dr. Heller. Mit der größten Schaamlosigkeit gibt er sich die Miene eines Schleswig-Holsteiners, und während er schreibt, als wenn wir selbst unsere eigene Sache aufgegeben hätten, mißbraucht er zugleich durch die Mittheilungen über das Fort Delius ein Vertrauen, welches ihm hier unvorsichtiger Weise geschenkt seyn muß. Weß Geistes Kind dieser Herr Dr. Heller ist, geht auch daraus hervor, daß er außer für die „Deutsche Reform" auch für den „Eloid" und die demokratische „Freie Presse" correspondirt hat. Daß wir die Wiedereroberung Schleswigs nicht weniger als aufgegeben haben, davon hoffen wir bald schlagende Beweise zu geben.

— 19. August. Gestern hat ein kleines Recontre zwischen hier und Schleswig stattgefunden; unser 10. Bataillon rückte aus seiner Vorposten-Stellung gegen Norden aus und warf die dänischen Vorposten aus Kropp, worauf es nach vollzogener Recognoscirung wieder in seine Stellung zurück ging. Wohl möglich, daß es in nicht gar langer Zeit zu einem ernsthafteren Zusammentreffen kommt. — Aus Eckernförde erfährt man, daß die „Gefion" völlig abgeperrt ist; die Besatzung erhält gegen baare Bezahlung ihre Victualien durch die Dänen; die Eckernförder selbst dürfen nicht das Geringste liefern. Die preußische Flagge weht jetzt allein auf der „Gefion". — Aus Cappeln erfährt man, daß dort von den Dänen eine Schiffbrücke über die Schlei geschlagen ist; bei Missunde liegen Kanonenböte.

Altona, 19. August. Mit dem Vormittagszuge sind keine neuere Nachrichten von Belang aus den Herzogthümern eingegangen. Gestern sind wieder einige nordschleswig'sche Beamte, theils dem Justiz-, theils dem Verwaltungsfache angehörig, über Kopenhagen und Lübeck in Altona angekommen. Sie haben zum Theil drei Wochen in schlechten Gefängnissen in Kopenhagen zubringen müssen.

In Tönning hat sich der Feind von Neuem sehr festgesetzt und Friedrichstadt hat er gar nicht verlassen. Bei der Einnahme sollen die Dänen einen Verlust von 20 Todten und eben so vielen Verwundeten gehabt haben; 800 Mann liegen jetzt in Friedrichsstadt, nämlich: 500 in den Kirchen, 300 in der Synagoge des Ortes. Als am 15. für kurze Zeit Tönning von den Schleswig-Holsteinern besetzt wurde, nahmen sie zwanzig Wagen mit requirirten Gegenständen, die gerade dem Feinde zugeführt werden sollten, nach Holstein hinüber.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 69. Kaiserslautern, Donnerstag, 29. August **1850.**

Bad Gleisweiler.

Ein Gedenkblatt an das Jahr 1850.

So darf ich ruhen wieder einmal sanft,
Gleisweiler, hier in deiner Hügel Schooße,
Auf der Kastanienhaine Schattenrauft,
Bald auf harzduft'ger Kiefernwaldung Moose;
Zu Füßen mir den einfach edlen Bau,
Worin die Quellen der Gesundheit schäumen,
Darüber hin der Rheinpfalz Wonnegau,
Der Hochgebirge märchendämmrig Blau
Bis zu des fernsten Horizontes Räumen.

Dann rückwärts der Vogesen Stufenreih'
Mit ihren Burgruinen, Felsenthürmen —
Von hoher Warte greifcht der Meister Weih
Ein rauhes Lied noch aus des Faustrechts Stürmen;
Der letzte Räuber noch im Tannenhorst,
Durch welchen einst die ritterlichen zogen,
Dort auf dem Schloß, das längst in Trümmer borst,
Blickt er unheimlich jetzt von seinem Horst,
Scheu in der Gegenwart lichtheitres Wogen.

Ja, heitres Wogen! Schau hinab ins Thal:
Sieh' Fluth auf Fluth von sonnengoldnen Aehren,
Durchzückt nun von der Sense blankem Stahl,
Viel tausend Arme wider satt zu nähren!
Aus aller Augen strahlt ja wieder froh
Erneut Vertrauen, frischer Trost und Glauben
Der Noth Gespenst, des Wuchers Dämon floh,
Seit undenkbarer Zeit ja prangten so
Die Fluren nicht von Saaten, Baumfrucht, Trauben!

Fort mit der letzten Jieberjahre Paar
Zog auch des Aufruhrs schwere Hagelwolke,
Der Himmel lächelt wieder gottesklar
Ob dem von seinem Wahn bekehrten Volke.
Die Sonne schmolz das eherne Geschick,
Das in des Bürgerkrieges Würfel rollte,
Just im verhängnißvollsten Augenblick —
Horch! klingt nicht dort vom Kursaal die Musik? ...
Wer ist, der jetzt noch den Verführten grollte?

Voll ewiger Jugend springt die Quelle dort
Frohlockend aus der engen Felsenklause,
Als ahnte sie, wie bald ihr Silberhort
Sich reich verzinsen wird im Badehause;
Als wüßte sie, wie einst, noch ungeschützt,
Sie durch Gestrüpp' und Stein sich mußte mähen,
Und nun gefaßt, gelenkt, so wirksam nützt
Und Fülle Segens läßt um sich erblühen.

In hundert Formen und Gestalten fließt
Sie durch den ihr geweihten Tempel nieder,
Und frisches Leben, Mark und Blut ergießt
Sie durch des Kranken welke, wunde Glieder.
Bald wiegt als Bad, gemischt und ungemischt,
Sie diesen ein, bald jenen dampfumwoben,
Zum andern stürzt sie sich mit sachem Gischt
Als Regenschwall herab, dann wieder zischt
Als Wasserblitzstrahl mächtig sie von oben.

Sie zaubert wieder einen Rosenflor
Aus jungfräulicher Wangen Lilienbeete,
Lockt schon entschlafne Freuden neu hervor
Und wird erwachtem Schmerz dafür zum Lethe.
So schmieg' auch du, kristallenklare Fluth,
Dich an mein Herz, vernarbend seine Wunden,
Und weck' ihm wieder jenen Lebensmuth,
Der, seit mein Theuerstes im Sarge ruht —
Der Mütter letzte! — mir dahingeschwunden.

August Schnezler.

Der brave Lehrer und die dankbare Schülerin.

(Von W. O. von Horn.)

Es ist leider nicht immer Gebrauch in der Welt, daß die Leute, die eine hohe Stelle in der Welt einnehmen, des Mannes in Dank und Liebe eingedenk bleiben, der ihnen durch die ersten Kenntnisse, die er ihnen beibrachte, den Weg zum höhern Erkennen bahnte und den Weg zu Würden und Ehren. Es thut Einem aber recht in der Seele wohl, wenn einem Lehrer der Dank wird, den er so treu und red-

Digitized by Google

lich verdient. Da fällt mir eine Geschichte ein, nämlich die von einer dankbaren Schülerin. Wenn Ihr aber erst wüßtet, wer die war! Doch ich will Euch nicht rathen lassen und es Euch lieber gleich sagen, daß es eine der edelsten Frauen war, die jemals gelebt haben, eine der liebevollsten und treuesten Gattinnen und Mütter und eine der trefflichsten — Königinnen, die je eine Krone getragen — nämlich die Königin Louise von Preußen, die Gemahlin Friedrich Wilhelm's III. Um sie trauerte ein ganzes treues Volk, als sie der Herr abrief, von dem König und seinen Kindern gar nicht zu reden, die erst recht wußten, was sie verloren hatten.

Diese vortreffliche Fürstin lebte in ihrer Jugend am Hofe zu Darmstadt. Dort hatte sie einen alten braven Schreiblehrer, den sie aber in ihrem heitern Jugendmuthe gar oft neckte. Dies Necken war indeß so gutmüthiger und harmloser Art, daß es den Lehrer nicht verdrießen konnte. Der brave Mann hatte die junge Fürstin ungemein lieb, und er freute sich ungemein auf die Stunden, wo er ihr Unterricht in der Schön- und Rechtschreibekunst geben konnte. Als sie Darmstadt verließ, that es ihm in der Seele weh; aber wie freute er sich, als er hörte, sie sey Königin von Preußen geworden! Als aber der Ruhm ihrer Tugenden in Aller Munde lebte, da war der brave Greis ordentlich stolz darauf, daß er der Lehrer dieser allverehrten Königin gewesen war. Alte Leute haben manchmal seltsame Grillen. So hatte der alte Lehrer oft eine wahre Sehnsucht, seine theure Schülerin einmal, noch einmal vor seinem Ende wieder zu sehen.

Was thut unser Alter? An einem schönen Morgen macht er sich auf und tritt die Reise nach Berlin an. Der Mann stand gut. Hätte er, wie so viele wackere Lehrer, mit der Noth zu kämpfen gehabt, dann wär' ihm freilich die Reise nach Berlin vergangen; aber, wie gesagt, er stand gut und es war auch nicht eine sogenannte feine Bettelei, daß er nach Berlin reiste, sondern ein herzliches Verlangen, die gepriesene Königin noch einmal zu sehen. Er reiste für seine Pläsir nach Berlin und kam frisch und froh dort an, wo er seine theuere Schülerin einmal besuchen wollte.

Am andern Morgen thut er seinen besten Rock an und geht frischweg in den Königspalast, als hätt' er ein absonderlich Recht dazu.

Nun frag' ich, hatte er denn das nicht? Bleiben wir Menschen denn nicht ewig die Schuldner unserer ersten Lehrer? Es thut mir im Herzen wohl, daß ich erzählen kann, wie eine Königin das erkannte!

Unser grundehrlicher Alter geht also ins Schloß und gelangt in den Vorsaal. Dort sagt er zum Kammerdiener: Guter Freund, wollt Ihr nicht so gut seyn und mich bei Ihrer Majestät, der Königin melden?

Recht gerne, sagt der Kammerdiener, dem der treuherzige Mann gefiel, aber sagen Sie mir doch, wer Sie sind?

Sagt der Königin, sprach der Alte, es sey ein alter Bekannter aus Darmstadt da, der um die Gnade bitte, Ihre Majestät sprechen zu dürfen! Der Kammerdiener geht und meldet's der Königin.

Die hohe Frau dachte sicherlich nicht an ihren alten Lehrer und meinte, es sey so Einer mit offener Hand, leerem Beutel und krummem Rücken. Die hohen Herrschaften haben solcher alten Bekannten gar Viele in der Welt und erhalten gar oft Besuch von ihnen. —

Die Königin, die nie einen Menschen zurückwies, auch wenn's so Einer war, ließ ihn eintreten. Ihn sehen, wiedererkennen und sogleich beim Namen nennen, war Eins! Da hätte Einer den alten Mann sehen sollen! Die hellen Thränen rannen ihm über die gefurchten Wangen und er konnte keines Wortes Herr werden.

Die Königin, vor deren Seele die Bilder der Jugend lebendig wurden, war selber so tief ergriffen, daß auch ihre Augen feucht wurden. Sie trat auf ihn zu, legte zutraulich ihre Hand auf seine Schulter und sagte: Sie machen mir eine große Freude durch Ihren Besuch! Ich habe Ihnen viel abzubitten! Wie oft habe ich Ihre Geduld auf die Probe gestellt durch meinen Muthwillen, meinen jugendlichen Leichtsinn und meine Trägheit! Gottlob, daß ich im Stande bin, Ihnen das reichlich zu vergelten!

Dies Wort fiel dem ehrlichen Alten recht schwer auf die Seele. Ach, sagte er, Ihre Majestät, mich führt nicht die Noth hierher; ich bin nicht arm. Mein Alter ist völlig sorgenlos. Als ich aber den Ruf Ihrer hohen Tugenden vernahm, der sich von Munde zu Munde fortpflanzt bis an den Rhein, da konnt' ich dem Wunsche nicht widerstehen, noch einmal vor dem Ende meiner Tage die erhabene Fürstin widerzusehen, von der ich, als jugendliche Prinzessin, voraussahe und oft voraussagte, was sie als Königin geworden ist.

Ach, Sie haben's immer so gut mit mir gemeint, sagte mit tiefem Gefühle die Königin und drückte warm dem Greise die harte Hand. Diese Liebe ergriff sie um so tiefer, als sie frei war von allem Eigennutz, was in dieser Welt so selten ist.

In diesem Augenblicke ging die Thüre auf und der König trat herein. Er schien durch die Anwesenheit

Digitized by Google

des schlichten Greises, dessen Hand die Königin mit Rührung festhielt, überrascht und fragte, wer der Greis sey? Nun stellte die Königin ihren alten Lehrer ihrem hohen Gemahle vor und sagte ihm, wie er in seinem hohen Alter von Darmstadt hierher gereist sey, um seine muthwillige Schülerin noch einmal zu sehen. — Der König trat näher, faßte des Greises andere Hand, drückte sie herzlich und sagte: Ich danke Ihnen für den Unterricht, den Sie meiner theuern Gemahlin ertheilt — und sprach so herzlich, so gemüthlich, daß es dem alten Manne wieder so wohl und weich ums Herz wurde, wie vorhin.

Wenn ich mir das so denke, den alten, einfachen Lehrer zwischen dem König und der Königin, die seine Hände dankbar gefaßt halten, so muß ich sagen: ich gäbe etwas drum, wenn ich das Bild gemalt hätte! Ich würde es alle Tage mit neuer Freude betrachten und mich erquicken an der Dankbarkeit, die so selten in der Welt geworden ist. Meinen Kindern würde ich es alle Tage zeigen mit der Nutzanwendung, die so nahe liegt. Viel Freundliches und Herzliches sprach das Königliche Paar mit dem Greise. Als aber der König ihn zur Tafel lud, da kam eine Angst über seine Seele. Er entschuldigte sich, aber der König nahm seine Ausrede an. Bei der Tafel sah manches stolze Auge seltsam auf den grauen Greis im einfachen Sonntagskleide, und das schnürte ihm schier die Brust zu. Die Königin mochte das merken und nahm nun das Wort. Sie sagte den Anwesenden, wer der wackre Mann sey und setzte mit dem unverkennbaren Ausdrucke tiefen Gefühles hinzu, sie schätze sich glücklich, den Mann noch einmal bei sich zu sehen, dem sie eine der edelsten Künste des Lebens, die, ihre Gedanken in weiter Ferne mittheilen zu können, verdanke. Dann erzählt sie, wie er aus treuer Anhänglichkeit in hohem Alter die weite Reise gemacht, um sie noch einmal zu sehen, und solche Liebe könne sie nicht hoch genug anschlagen. Da hob sich froh und glücklich des alten Mannes Brust; aber er mußte sein Tuch nehmen, um die Thränen wegzutrocknen, die wieder rannen. Jetzt sahen ihn die stolzen Herren mit anderen Augen an und Jeder wollte ihm freundlich seyn. Ueberhaupt wurde es ihm wohler, als er sah, wie einfach es an der Königlichen Tafel herging; wie so traulich der König mit seiner Gemahlin umging, und er meinte, er speise an der Tafel eines reichen bürgerlichen Mannes, wo Einfachheit, Heiterkeit und Liebe einheimisch sey. Es war der glücklichste Tag seines Lebens, und gar oft bewegte es ihm das alte, treue Herz, wenn das Königspaar so liebevoll mit ihm sprach und die holdselige Königin Possen und Schwänke aus jener Zeit erzählte, da sie seine Schülerin war, und deren er sich noch gar wohl erinnerte.

Nach der Tafel unterhielt sich die Königin noch lange mit dem Greis und suchte sich zu überzeugen, daß er wirklich sorglos lebe. Darauf trat die Königin in ein Kabinet, kam wieder und legte in des Greises Hand ein Geschenk, das ihn innigst bewegte — ihr Bild von einem Kranze kostbarer Diamanten umgeben. Nehmen Sie, mein theurer Lehrer, sagte sie mit herzgewinnendem Tone, dies Bild als ein Andenken, wie dankbar Ihnen Ihre Schülerin ist und wie sehr Ihr Besuch sie erfreut hat, der ihr spät noch Gelegenheit gab, für so viele auf ihre Ausbildung verwendete Mühe zu danken. Bewahren Sie mir forthin ein freundliches Andenken!

Der König schüttelte seine Hand und sagte: Sie haben ausdrücklich jede Belohnung abgewiesen, außer der, wozu unser Dank uns verpflichtete; aber das müssen Sie mir schon gestatten, daß ich den hochbetagten und verehrten Lehrer meiner geliebten Louise behaglich heimbringen lasse. Sie reisen Extrapost bis an Ihre Thüre. So lange Sie aber hier bleiben, sind Sie mein Gast, und ich habe einem Adjutanten befohlen, Ihnen Alles, was Berlin Sehenswerthes hat, recht genau zu zeigen.

Da ist's dem alten Manne wieder dunkel vor den Augen geworden und die Stimme hat ihm nicht gehorchen wollen. Er konnte nur die Hand auf das dankbare Herz legen. Darauf ist er denn noch einige Tage in Berlin geblieben und hat, begleitet von dem Königlichen Adjutanten, alles Schöne in Berlin sich angesehen. Und als er mit tiefer Rührung von dem Königspaare Abschied nahm und aus dem Schlosse ging, hat ihm die edle Königin mit feuchten Augen aus den hohen Fenstern ihres Schlosses nachgesehen.

Miscellen.

Das Pferd des Regiments. London, August. Die „Naval und Military Gazette" erzählt von dem 8., früher in Ost-Indien gestandenen Dragonerregiment folgenden rührenden Zug von thierischer Treue und Dankbarkeit: „Das Pferd des Regiments-Commandanten Sir Robert Gillespie, welches derselbe bei dem Sturm auf Kolunga ritt, als er erschossen wurde — ein Rappe — auf dem Cap der guten Hoffnung gezüchtet, sollte nach dem Tode des Obersten mit seinen übrigen Effekten verauktionirt werden. Mehrere Offiziere boten darauf ansehnliche Summen, wurden aber stets von einem gemeinen Dragoner überboten, der es dann endlich auch für

Digitized by Google

den enormen Preis von 500 Pfd. Sterling (3500 Thlr.) erstand. Es fand sich, daß all: Soldaten des Regiments zusammengetreten waren und das auf ihren Theil fallende Beutegeld dazu bestimmt hatten, nicht allein den Erben ihres Obersten auf die beste Art eine Unterstützung zukommen zu lassen, sondern auch das Andenken ihres gefallenen Kommandeurs in seinem Pferde zu ehren. Auf ihre Bitte wurde das Pferd als Regimentseigenthum bei allen Märschen vor dem Regimente hergeführt und stand im Lager bei der Standartenwache, wo es die Eskadrons sowohl, als die einzelnen Mannschaften im Vorbeireiten stets militärisch grüßten. Als das Regiment den Befehl zum Rückmarsch nach England erhielt, erlaubte das Reglement die Einschiffung eines Extrapferdes nicht und ein in Indien ansäßiger ehemaliger Offizier nahm es mit dem Versprechen zu sich, daß es bei ihm das Gnadenbrod bis zu seinem Tode genießen sollte. Als das Regiment abmarschirt war fraß das Pferd nicht mehr und gab nur noch Zeichen der Theilnahme, wenn es eine Trompete blasen hörte. Da es immer hinfälliger wurde, so führte es ein Diener spazieren; kaum war es in freier Luft, als es sich von seinem Führer losriß, auf den Platz lief, wo sonst das Regiment Parade gehabt hatte, dort sich auf den Fleck stellte, wo es sonst vor dem Regiment gestanden, laut aufwieherte, dann zusammenstürzte und auf der Stelle todt blieb.“

Am Morgen des 26. August fand auf dem Neumarkte in Köln die Hinrichtung des am 4. Mai d. J. von dem dasigen Assisenhofe verurtheilten Peter Schenkel vom Rüssenbergerhofe bei Longerich mittels der Guillotine statt. Derselbe war überwiesen, seine Frau in dem Erftfluße freiwillig und mit Vorbedacht ertränkt zu haben.

Aus Erlangen theilt man folgendes praktische und wohlfeile Mittel, die Schleswig-Holsteiner zu unterstützen, mit: Man hat hier in den besuchteren Wirthshäusern Blechbüchsen eingeführt, in welche die meisten Gäste die zwei Pfennige werfen, welche sie auf den Groschen für ein Seidlein herausbekommen. Dadurch sind z. B. in der Wolfsschlucht allein binnen ein paar Wochen 35 fl. gesammelt worden. Möchten diesem Beispiele recht viele Städte nachfolgen und bedenken, wie großes nicht schon der Bierpfennig geleistet hat!

Neuestes vom Kriegsschauplatze Schleswig-Holstein.

Altona, 22. August. Während die dänische Regierung, wie es scheint, in Berlin Vorstellungen dagegen gemacht, daß man daselbst Militärs Urlaub ertheilt, um in das schleswig-holsteinische Heer eintreten zu können, merken wir hier nichts von diesem letzteren Umstande. Dagegen verdient es bei dieser Gelegenheit bemerkt zu werden, daß ein hier sehr bekannter preußischer Marine-Offizier, der ganz kürzlich in Schweden gewesen ist, an seinen Bruder hierselbst geschrieben hat, man erlaube in Schweden sowohl Offizieren als Gemeinen, für Dänemark mitzufechten. Von dieser Erlaubniß soll man auch haufenweise Gebrauch machen. Sonach wäre es für die deutschen Regierungen wohl hohe Zeit, den Ihrigen für Holstein dasselbe zu erlauben.

Rendsburg, 23. August. Nachrichten aus Kopenhagen bestätigen, daß die Dänen einen Angriff auf Rendsburg für unmöglich halten und Vorbereitungen treffen um in Schleswig zu überwintern. Sie haben zu dem Ende alle Straßen, welche von Holstein nach Schleswig führen, theils durch Schanzen, theils durch Gräben, welche vor der Hand mit Brettern belegt sind, ungangbar gemacht. Ueber den Schlei schlagen sie mehrere Brücken für Artillerie und Infanterie und versehen dieselben mit Brückenköpfen. Die in der Schlei liegenden Kanonenboote haben die Aufgabe die Brücken gleichfalls zu vertheidigen. Derjenige Theil von Schleswig, welcher durch die Ostsee und zwei Linien begränzt wird, welche man von Flensburg nach Schleswig und dann Eckernförde zieht, kann daher als das Winterquartier der Dänen betrachtet werden, falls die holsteinische Armee nicht der Angelegenheit eine andere Wendung geben sollte.

Von der **Elbe**, 16. August. Von dreiundzwanzig deutschen Regierungen hat die Statthalterschaft der Herzogthümer jetzt die Kosten der vorgeschossenen Natural-Verpflegung für die deutschen Truppen im Jahre 1849 eingefordert und etwa 1,080,000 Thlr. dafür verlangt. Die Kosten der Verpflegung der Reichstruppen aus dem Jahre 1848 betragen etwa 1,639,000 Thlr. und sind noch nicht eingefordert, da das Reichs-Ministerium zunächst nur 1849 und weiter mit der Statthalterschaft pactirt hatte. Die ganze Schuld, zu welcher jetzt so viele Staaten ihren Beitrag verweigern, beträgt genau 2,718,152 Thlr., durch deren Eingang die Statthalterschaft in den Stand gesetzt werden würde, Holstein für Deutschland zu erhalten, bis dieses sich über ein gemeinsames Verfahren geeinigt hätte.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 70. Kaiserslautern, Samstag, 31. August **1850.**

Es ist Nichts so fein gesponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen.

Eine wahre Geschichte.

In der schönen Stadt Straßburg im Elsaß lebte vor etwa fünfzig Jahren ein sehr reicher Mann, ledigen Standes. Solche alte Junggesellen haben alle ellenlange Haarzöpfe, zwar nicht in der Wirklichkeit, denn diese Mode ist längst vorüber, sondern ich meine damit ihre Eigenheiten und eingerosteten Vorurtheile. Besagter alter Junggeselle hatte solcher Zöpfe zwei. Der Eine war ein gewaltiger Hochmuth und der zweite ein ebenso gewaltiger Geiz.

Seine Geldkiste hatte sieben Schlösser, und wenn er geben sollte, so waren alle sieben Schlüssel verlegt oder verloren, und er konnte sie schlechterdings nicht finden.

Nun hatte er eine Schwester, die wider seinen Willen einen armen, aber sehr braven Mann geheirathet hatte. Seitdem durfte sie ihm nicht mehr vors Angesicht kommen. Sie lebte in einem Städtchen sehr kümmerlich und wandte Alles, was sie auf- und losbringen konnte, daran, ihren sehr talentvollen Sohn wohl unterrichten zu lassen. Als er aber die Universität Straßburg beziehen sollte, um als Geistlicher zu studiren, da starb sie plötzlich. Der junge Mensch war außer sich vor Schmerz über den Tod seiner geliebten Mutter. Er sah sich nun aller Mittel beraubt, die von ihm gewählte Laufbahn zu verfolgen.

Ein wackerer Mann, ein Freund seiner Eltern, der aber selber arm war, sagte zu ihm: Verzagen Sie nicht, Herr Schmitt. Mancher junge Mann hat schon in Straßburg studirt und hatte keinen Heller Vermögen. Da gibt es gar viele Gelegenheit, in reichen Familien Unterricht zu geben, und der wird in Straßburg erstaunlich bezahlt. Auf Ihren feindseligen Onkel können Sie ja doch nicht zählen. Ich habe viele Freunde in Straßburg und komme heut über acht Tage hinein. Da will ich Ihnen schon die Wege bereiten. Seyen Sie guten Muthes!

Das war ein Ehrenmann, der für seines Freundes Kind getreulich sorgte. Als er zurückkam, ließ er den jungen Schmitt rufen.

Der liebe Gott hat geholfen! rief er ihm fröhlich entgegen. Bei einem Freunde wohnen Sie, das steht fest, und kostet Sie keinen Pfennig. Sie unterrichten dafür sein Söhnlein. Die Collegia kriegen sie frei und in noch drei andern Familien geben Sie Unterricht, der Ihnen soviel abwirft, daß Sie prächtig durchkommen.

Der junge Schmitt ging nach Straßburg und Alles ging herrlich. Er brauchte den Knicker von Onkel nicht, und ließ ihn laufen; aber der Onkel ihn nicht. Wer glauben wollte, der Alte habe seine Sünde gegen seine verstorbene Schwester erkannt und wolle am Kinde gut machen, was er an der Mutter verschuldet, der hätte sich verrechnet. Das war's nicht, sondern — der Hochmuth war's, der die sieben Schlösser des Geldkastens löste. Es war ihm hier und da unter die Nase gerieben worden, seiner leiblichen Schwester Sohn bekülfe sich so kümmerlich und könne sich nur mit Unterrichtgeben erhalten, sey aber musterhaft in Fleiß und Sitten. Das krippte den Alten. Er fing an, sich zu schämen, daß seiner Schwester Sohn sich wie ein Bettler durchschlagen solle. Da ließ er denn eines Tages den jungen Schmitt zu sich kommen, stellte sich, als blute sein Herz, daß er nicht schnurstracks zu ihm gekommen sey; er würde ihn mit Armen der Liebe aufgenommen haben. Nun müsse die Armuthei aufhören. Er müsse das Unterrichten aufgeben, bei ihm wohnen, bei ihm essen, und er werde schon sorgen, daß er auch in seinem äußern Auftreten seinem Onkel keine Schande mache.

Der junge Mensch war wie vom Himmel gefallen; aber es war so. Der Alte hielt Wort. Nach und nach gewann er sogar den musterhaft bravea Schwestersohn lieb, und das Geld, das er ihn kostete, that ihm allgemach weniger weh im Herzen. Der junge Mensch fragte nicht nach den Beweggründen dieses Benehmens des Alten, trug ihn auf den Händen und wurde durch Fleiß und Talent ein tüchtiger Mann.

Der Schuftikus von Geizhals glaubte aber nun auch, seiner Schwester Sohn müsse in allen Stücken

Digitized by Google

sein Sclave seyn, der gar keinen eigenen Willen habe und haben dürfe.

Was willst du nun anfangen? fragte er ihn, als der junge Mann sein Examen bestanden hatte.

Mein Brod verdienen, Oheim, und Ihnen nicht länger zur Last fallen, sagte der junge Schmitt.

Das ist ein ganz guter Gedanke, versetzte zufrieden lächelnd der Alte, aber nur in einer Weise, die keinen Schatten auf uns wirft. Zum Beispiel, Unterricht darfst du hier nicht geben, Hauslehrer hier nicht werden; das würde mir zur Unehre gerechnet. Weißt du was? Werde Vikarius bei dem alten Pfarrer zu M ..... Da übst du dich im Amt und bist bei braven Leuten, wie ich höre. Er sucht einen Vikarius. Er ist zwar ein Lump, fuhr er fort, der dir wenig wird geben können; allein man muß sich behelfen. So lernt man hausen und sparen. Habe mich auch durch die Welt drücken müssen. Hast du dann einmal eine gute Pfarrei und heirathest eine recht reiche Frau, die zu hausen versteht, so kannst du ein wohlbehaltener Mann werden.

Schmitt wäre nun für sein Leben gern in Straßburg geblieben, aber er durfte dem alten Ifegrimm nicht vor den Kopf stoßen; daher ging er nach M..... und der alte Pfarrer nahm ihn gerne als Vikarius an.

Schmitt fühlte sich auch ganz wohl da. Der alte Pfarrer war ein ehrwürdiger, vortrefflicher Mann, der Alles aufbot, um ihn zufrieden zu stellen. Er war Wittwer und hatte nur eine einzige Tochter, ein ebenso schönes als tugendhaftes Mädchen; aber der alte Pfarrer war durch Unglücksfälle herabgekommen. Zwar hatte er keine Schulden; aber es war auch nicht das geringste Vermögen da und die Stelle war auch keine von denen, die man fette Pfründen nennt, und ungemein lästig, denn sie hatte eine Filialkirche, fast anderthalb Stunden entfernt. Der Weg dahin führte über einen großen Berg, der mit Hochwald dicht bewachsen war.

Und dennoch fühlte sich Schmitt dort glücklich, denn die Gemeinde hatte ihn lieb, der alte Pfarrer hielt sehr viel auf ihn und — er und des Pfarrers Tochter waren Ein Herz und Eine Seele. Der Pfarrer, der das wußte und gerne sah, leitete es ein, daß er pensionirt wurde und Schmitt die Pfarrei erhielt. Alles ging nach Wunsch und Schmitt eilte nach Straßburg, sein unerwartetes Glück dem alten Oheim anzuvertrauen.

Er freute sich darüber; denn immer fürchtete er, Schmitt möge ihm doch noch einmal wieder zur Last fallen. Nun, sagte er, wird es gut seyn, daß du dich verheirathest und eine reiche Frau nimmst. Da wüßte ich dir Eine! — Er schlug ihm eine fünfzig Jahre alte Person vor, ebenso bekannt durch ihren Geiz, als durch ihre Kratzbürsten-Natur.

Schmitt bekannte mit Offenheit, daß er mit des alten Pfarrers Tochter verlobt sey.

Da brach ein Gewitter los, wie Schmitt noch keins erlebt.

Der Alte warf ihm seiner Mutter Verbindung mit einem armen Mann, ihr Elend, seine Hülfeleistung mit den bittersten und härtesten Worten vor, und sagte dann, als Schmitt sich nicht abwenden ließ: Er solle ihm nie wieder vor die Augen kommen.

Betrübt, aber in sich ruhig, ging Schmitt weg. Die Heirath mit des Pfarrers Tochter schied ihn auf immer von seinem Onkel. Er lebte indessen glücklich und zufrieden bei seinen beschränkten Verhältnissen, geliebt und geachtet von seiner Gemeinde und Jedem, der ihn kannte. Fünf Kinderchen blühten ihm fröhlich auf und der Gedanke an des Onkels Feindschaft, obwohl sie ihm schmerzlich war, konnte sein Familienglück nicht stören.

Da ereignete sich etwas Entsetzliches!

(Fortsetzung folgt.)

Das californische Gold.

Die Erfahrung konnte uns in der neueren Zeit lehren, wenn wir es nicht vorher schon gewußt haben, daß bei Verbreitung von Nachrichten durchschnittlich gar sehr übertrieben, wo nicht gar völlig gelogen wird. Ich für meinen Theil habe mich deßhalb besonders auf die zweite Species der edlen Rechenkunst verlegt und mir angewöhnt, von allen ungeheuerlich klingenden Nachrichten einen ziemlichen Theil abzuziehen. Wo in der Welt so viel addirt und multiplicirt wird, darf man sich mit Fug und Recht aufs Subtrahiren und Dividiren oder Reduciren verlegen. Das hab' ich namentlich auch dann gethan, wenn die fabelhaften Goldberichte aus Californien kamen. Die Nachrichten über die unermeßliche Menge des Goldstaubes und der Goldkörner in jenem Lande klangen mir immer etwas märchenhaft, und wenn sie gar von ganzen Klumpen redeten, die so und so viel Pfund gewogen, so kam mir das zu dick und zu plump. Indeß ist so viel als sicher und gewiß hergestellt, daß die Goldausbeute eine beträchtliche ist, zugleich aber auch das, daß der Uebertreibungen genug mit untergelaufen sind und das Subtrahiren recht wohl anwendbar war. Auch ist es keineswegs so leicht in Californien ein Krösus zu werden, denn der Schwierigkeiten und Gefahren gibt es in jenem gleichsam neu aufgetauchten und von allerlei Menschensorten bewohnten Goldlande nicht wenige. Ich kann nicht

Digitized by Google

leugnen, daß ich darüber ganz froh bin, nicht als ob ich fürchtete, mein eigenes Gold könne in Unwerth kommen, davor hab' ich Ruhe, vielmehr deßhalb, weil ich durchaus kein Heil für die Welt von einer übermäßigen Goldfluth erwarte.

Gesetzt, Californien lieferte wirklich so unsäglich viel Gold, als man anfangs sagte und glaubte, was müßte die Folge davon seyn? Offenbar eine förmliche Entwerthung dieses Metalls und damit eine große Umwälzung in der Handelswelt. Ungeheure Verluste und zahlreiche Fallimente könnten unmöglich ausbleiben. Ja, da das Gold doch mehr einen eingebildeten als einen wirklichen Werth hat und diesen Werth vorzugsweise seiner Seltenheit verdankt, so könnte es wohl dahin kommen, daß es bei allzugroßer Anhäufung diesen Werth fast ganz verlöre und etwas Selteneres an seine Stelle gesetzt werden müßte. Welche Revolution im ganzen Weltleben gäbe das! — Darum denke ich, die Natur werde schon gesorgt haben, daß des gelben Dings nicht allzu viel werde, wenn aber doch der Vorrath so unermeßlich seyn sollte, so bliebe nicht anderes übrig, als daß der Staat die Hand auf alle Goldgruben legte und mit der Ausbeutung desselben nichts weniger als verschwenderisch zu Werke ginge.

Auf Nordamerika überhaupt, namentlich aber auf das Goldland selbst muß aber die Entdeckung und Ausbeutung der Goldströme und Minen von wesentlichem Einflusse werden. Es hat sich schon in Californien eine einigermaßen geordnete Staatsgesellschaft gebildet, und voraussichtlich wird dieselbe recht bald zu großer Blüthe gelangen, wenigstens was den Reichthum betrifft. Aber das Gold dürfte auch zu einer gefährlichen Klippe dort werden. Entartung, namentlich in sittlicher Beziehung war immer die Folge allzugroßer Anhäufung von Reichthümern in einem Staate, besonders wenn sie demselben nur so zuflossen, ohne dem Bürger sonderliche Mühe beim Erwerbe zu verursachen. Man hat das bei Rom gesehen, als alle Schätze der Erde dort zusammenflossen, man hat es gesehen auf der pyrenäischen Halbinsel zur Zeit als Peru seine Goldströme nach derselben geleitet sah. Spanien ist zurück-, Rom ist untergegangen in Folge des fast mühelos erlangten Reichthums. In Californien dürfte es kaum anders kommen, und der Einfluß auf die übrigen Staaten Nordamerikas möchte vielleicht auch nicht der beste werden. Um republikanische Sitten und Tugenden ist es wenigstens da bald geschehen, wo der Geldreichthum allzugroß wird, weil in seinem Gefolge übertriebener Luxus und Ueppichkeit nicht ausbleiben.

Kurz, es gibt der Gründe genug, die es wünschenswerth machen, daß nicht eine wahre Goldfluth über die Welt oder nur über ein und das andere Land hereinbreche. Hoffentlich ist gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Nebenbei ist aber doch der Wunsch verzeihlich, es möchte ein kleiner Arm der reichen californischen Goldströme sich zu uns herüberleiten lassen; Gott weiß, daß wir so etwas in neuerer Zeit wohl brauchen könnten und nicht so leicht in Gefahr kommen würden, am Ueberflusse zu Grunde zu gehen.

Korrespondenz des Boten.

Assisenverhandlungen.

Sitzung vom 26. August.

1) Catharina Beck, 28 Jahre alt, Dienstmagd von Fischbach, vertheidigt durch den Herrn Rechtskandidaten Wolf;

2) Anna Maria Schütz, 23 Jahre alt, Näherin von Dürrheim, vertheidigt durch den Herrn Rechtskandidaten v. Mörs;

Beide Angeklagten wurden schuldig erkannt, unter gemeinschaftlicher Mitwirkung in der Nacht vom 4. auf den 5. März 1850, in dem bewohnten Hause des Wirthes Simon Friedrich, zu Weidenthal, bei welchem die Catharina Beck als Gast aufgenommen war, zwei mit Federn gefüllte Deckbetten und ein Unterbett gestohlen zu haben.

Das Assisengericht verurtheilte dieselben zur Strafe der Einsperrung auf 5 Jahre.

Sitzungen vom 27. und 28. August.

1) Georg Jakob Rohrbacher, 42 Jahre alt, Maurer, geboren und wohnhaft zu Kleinsteinhausen, vertheidigt durch den Herrn Rechtskandidaten Engel.

2. Georg Müller, 32 Jahre alt, Maurer, geboren und wohnhaft in Kleinsteinhausen, vertheidigt durch den Herrn Rechtskandidaten Hoffinger.

3) Conrad Schneider, 26 Jahre alt, Maurer, geboren zu Thalfröschen, wohnhaft zu Kleinsteinhausen, vertheidigt durch den Herrn Rechtskandidaten Müller.

Sämmtliche Angeklagte wurden mehrerer qualifizirter Diebstähle schuldig erkannt. Demzufolge verurtheilte das Assisengericht den Georg Müller zu 6 Jahren, Rohrbacher und Schneider zu 5 Jahren Zwangsarbeiten. (Forts. folgt.)

Miscellen.

Der berühmte Astronom Hind in London kündigt an, der große Komet, welcher 1264 so viel Schreck

Digitized by Google

verbreitete und 1536 wieder erschien, werde im Laufe dieses oder des nächsten Jahres abermals sichtbar werden. Die Astronomen hatten ihn schon für 1848 angemeldet, scheinen sich aber in ihren Berechnungen getäuscht zu haben.

Bei der unlängst erfolgten Explosion des Artillerielaboratoriums in Rendsburg wurde ein Soldat 2mal in die Höhe geschleudert; das erstemal flog er hochhoch in die Bäume, im Herunterfallen faßt ihn eine zweite Explosion und schleudert ihn über dieselben fort in die Eider. Der Mann lebt und ist, außer Versengung der Haare und unbedeutenden Brandwunden im Gesichte, ganz gut davon gekommen und konnte eine halbe Stunde darauf schon zum General kommen.

Napoleon hatte bekanntlich ein wachsames Auge über alle Druckschriften und suchte alles zu unterdrücken, was ihm entfernt nachtheilig werden konnte. Als das berühmte Werk der Frau v. Staël über Deutschland in Paris gedruckt wurde, entspann sich zwischen Napoleon und dem General-Direktor der Druckerei folgende Unterredung: Napoleon: Was gibts neues in Ihrem Departement? Direktor: Kleinigkeiten und das neue Werk der Frau v. Staël. Napoleon: Was sagt sie von mir? Direktor: Nichts, Sire! durchaus nichts. Ich habe alle sechs Bände gelesen. Napoleon: Eine Zeitgenossin von dem Ruf der Frau v. Staël, die nicht offenbar gut von ihrem Gebieter redet, denkt im Stillen schlecht von ihm; unterdrücken Sie das Buch. — Das Werk ward vernichtet und die Verfasserin mußte das Honorar von 20,000 Franks, nebst den Druckkosten von 9000 Fr. zurückerstatten.

Neueste Nachrichten von Schleswig-Holstein.

Rendsburg, 26. August. Fortwährend führen die Bahnzüge vom Süden uns Freiwillige zu, Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten und Nichtgediente. Unser Verlust bei Idstedt ist durch diese Neueingetretenen und aus den Ersatzmannschaften mehr als gedeckt; allein die dänische Armee ist trotz ihres unweit größeren Verlustes doch immer noch nicht unbedeutend stärker, als die unserige, und wir können daher an tüchtigen Leuten noch Manchen gebrauchen. Es geschieht von hier aus alles Thunliche, um die der Annahme entgegenstehenden Schwierigkeiten zu beseitigen, und ich wiederhole es, jeder ehrenwerthe, tüchtige junge Mann wird hier mit Freuden in die Reihen unserer Streiter für Deutschlands Recht und Ehre aufgenommen. Wir hoffen und vertrauen, daß den vielen wackeren Männern, die sich bereits hierher begeben haben, um in unsere Armee einzutreten, noch viele folgen werden. Dieser Tage ist auch ein junger Engländer von der Marine hier eingetroffen, um als Recrut des Besatzungs-Jägercorps sich aufnehmen zu lassen. Nach seinen Aeußerungen würde mancher englische Offizier nach der Schlacht bei Idstedt zu uns herüber gekommen seyn, wenn nicht die Aufforderung Willisen's lediglich an deutsche Offiziere gerichtet gewesen wäre. Wir wollen nicht unterlassen, in dieser Beziehung zu bemerken, daß es selbstverständlich jedem ehrenwerthen ausländischen Offizier unbenommen ist, um Erfahrungen zu sammeln an dem Feldzuge als Amateur Theil zu nehmen. Man darf hoffen, daß unsere Armee baldigst in den Stand gesetzt ist, den furchtbaren Zuständen im südlichen Schleswig ein Ende zu machen.

Aus dem nördlichen Holstein, 26. August. Auf allen Wegen und Stegen, in allen Städten und Flecken Holsteins, wie im benachbarten Hamburg, findet man Schleswiger, die vertrieben, ausgewiesen oder geflüchtet sind und nun von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort ruhelos umherirren, getrieben von Furcht oder Hoffnung für ihre Heimat, die in Feindes Händen ist.

Hamburg, 27. August, 4½ Uhr Nachmittags. In voriger Nacht sind die Dänen mit 5 Schiffen bei Grünewald, unweit Roer, gelandet. — Die Garnison in Kiel wurde alarmirt.

Kopenhagen, 24. Aug., Mittags. Heute Morgens ist Großfürst Konstantin auf der hiesigen Rhede eingetroffen. Er hat sich alle Empfangs-Feierlichkeiten verbeten und wird incognito ans Land gehen und beim russischen Gesandten wohnen. Das Gerücht sagt, daß er einen Kasten voll russischer Orden für dänische Offiziere, die sich bei Idstedt ausgezeichnet, mit sich führe. Seine Ankunft war erwartet und der König ist bereits gestern Nachmittags in der Hauptstadt eingetroffen.

Thierhäuschen.

516 1. Sonntag, den 1. September, findet auf dem Thierhäuschen Tanzbelustigung statt. Anfang 3 Uhr. Eintrittspreis 24 kr., wofür Nichttanzende Speisen und Getränke erhalten können.

H. Jacob.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 71. Kaiserslautern, Donnerstag, 5. September **1850.**

Es ist Nichts so fein gesponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen.

Eine wahre Geschichte.

(Fortsetzung.)

Eines Sonntag Morgens geht froh und zufrieden der Pfarrer Schmitt von seiner Familie weg, um den Gottesdienst auf dem Filialdorfe zu halten. Um Mittag sollte er wieder da seyn; aber auf dem Filialdorfe läuter's und es kommt kein Pfarrer. Bei der Pünktlichkeit in seinem Amte war das etwas Außerordentliches. Er ist gewiß krank geworden, sagten die Leute; allein er kam auch nicht heim, und da das der Frau sehr auffiel, sandte sie einen Boten auf's Filial.

Als dort die Bauern hörten, wie es stand, sagten sie: Gebt Acht, es ist ihm ein Unglück unterwegs im Walde begegnet!

Die ganze Gemeinde brach auf, den geliebten Seelsorger zu suchen. Der Bote war mit der Nachricht schnell heimgelaufen und auch vom Wohnort aus folgte Alles der jammernden Gattin in den Wald.

Wer malt den Schrecken, das Entsetzen, den Jammer, als sie den Pfarrer dort — erhängt an einem niedern Baume finden?

Nach den Gesetzen mußten sie ihn an Ort und Stelle lassen und dem Gerichte Anzeige machen. Dies kam mit den Aerzten. Nach genauester Untersuchung zeigte sich keine Spur von Gewaltthat. Er hatte seine Uhr noch, eine alte silberne Uhr von geringem Werthe. Daß er kein Geld in der Tasche hatte, konnte nicht auf Gewaltthat leiten, weil die jammernde Familie bekannte, daß er nie Geld bei sich zu tragen pflege, wenn er nicht eine Reise mache.

Da war denn kein Zweifel, der Pfarrer war ein Selbstmörder! Aber was hatte ihn dazu bewogen? Da lag ein undurchdringliches Dunkel! Er lebte in den glücklichsten ehelichen Verhältnissen. Kein Zwiespalt trübte das schönste Familienleben. Wenn auch kein Reichthum da war, so hatte doch die Familie keine nagenden Sorgen und ihr einfaches Auskommen. Kein Unglück hatte sie heimgesucht. Kein Elend drohte. Er war gesund, stets heiter gewesen. Keine Ahnung von Tiefsinn war an ihm zu bemerken gewesen. Kurz — hier lag ein entsetzliches Dunkel, das menschlicher Einsicht zu durchdringen völlig unmöglich war. Von dem Jammer der Familie will ich schweigen. Jeder begreift ihn und kann sich ihn denken. Den alten Pfarrer beugte dieser Schlag in dem Maße, daß er bald darauf starb. Nun stand die arme Frau mit ihren unerzogenen Kinderchen allein in der Welt ohne Vermögen, ohne Stütze. Ihr Loos war auf's Betrübteste gefallen. Sie mußte das Pfarrhaus bald verlassen, und nichts blieb übrig, als sich im Dorfe einzumiethen. Jedermann dachte: dies harte Schicksal wird das Steinherz des alten Onkels erweichen!

Allein, wer dies glaubte, verrechnete sich völlig. Die Schmach des Selbstmordes, die der Pfarrer ihm angethan, erbitterte ihn in dem Grade, daß er auch nicht die geringste Unterstützung der unglücklichen Wittwe und ihren Waisen zukommen ließ. Ja, sein Zorn ging so weit, daß er einen Notär kommen ließ, um ein Testament aufzusetzen, indem er sein Vermögen Fremden vermachte, und die Wittwe und die Kinder seines Schwestersohnes völlig enterbte.

So häufte sich denn ein Maß der Trübsal auf die arme Wittwe, das jede Andere niedergebeugt haben würde. Sie blieb stark. Wie schwer auch der Verdacht des Selbstmords auf meinem Gatten ruht, sagte sie mit der Klarheit und Festigkeit der heiligsten Ueberzeugung — so ist er dennoch unschuldig. Zwar bin ich außer Stande, das entsetzliche Dunkel aufzuhellen, aber ich lebe und sterbe drauf, es ist ihm Gewalt angethan worden. Gott allein weiß es, wie es geschehen, und er wird es auch ans Licht bringen und die Schmach von seinem Namen wegnehmen und tilgen!

Das glaubten auch Alle, die ihn näher kannten; aber es blieb ein unaufhellbares Dunkel über seinem Tod, und leider auch wieder Viele waren dennoch überzeugt, er sey ein Selbstmörder gewesen.

Die Härte des Oheims beugte die gute Frau nicht. In ihrer Seele lebte ein lebendiger Glaube an Den,

Digitized by Google

der aller Wittwen Versorger, aller Waisen Vater ist. Sie arbeitete mit kunstfertiger Hand für andere Leute, erzog ihre Kinderchen in der Furcht und Vermahnung zum Herrn, und sie, er erweckte ihr viele Herzen, die ihr Wohlthat und Unterstützung in so reichlichem Maaß angedeihen ließen, daß sie nicht zu darben brauchte.

Das Gericht selbst hegte große Zweifel, daß der Pfarrer sich selbst entleibt habe. Unermüdet forschte der Staatsprokurator in allen Richtungen nach den Spuren des Verbrechens; allein auch nicht die leiseste, nicht die entfernteste Andeutung bot sich dar, an deren Hand man hätte hoffen dürfen, das grauenvolle Dunkel aufzulösen in Klarheit.

So vergingen Jahre und die Zeit legte den Mantel des Vergessens über eine Begebenheit, die so viele Gemüther erschüttert, eine harmlose Familie in den tiefsten Abgrund des Jammers gestürzt hatte.

Da wurden in der Gegend von Weißenburg zwei kühne Einbrüche und ein Raubmord auf offener Landstraße verübt, der die Polizei in eine ungewöhnliche Thätigkeit versetzte. Ihren angestrengten Bemühungen gelang es endlich, zwei Menschen zu ergreifen, die bereits seit Jahren mehrmals den Gefängnissen entsprungen waren und sich stets auf der Gränze bald als Schmuggler umhergetrieben, bald mit dem gegründeten Verdachte verübter Verbrechen belastet, über die Gränze zu entkommen wußten, ohne daß es hätte gelingen können, ihren Aufenthaltsort zu entdecken.

Alle Umstände gaben Zeugniß gegen sie, und bald lag es klar, daß sie die Urheber dieser und anderer Verbrechen und Schandthaten waren.

Der Staatsprokurator und der Untersuchungsrichter entlockten ihnen fast täglich das Geständniß neuer Verbrechen, die sie mit einer Frechheit bekannten, die das Herz fast vor solcher teuflischen Verdorbenheit erstarren machte.

Grade, als ob ihm Gott den Gedanken eingegeben, fiel eines Tages im Verhöre dem Prokurator der Pfarrer Schmitt wieder ein. Wer weiß, dachte er, ob ich nicht hier wieder einen neuen Schlangenweg der Bosheit entdecke! Er fragte daher den einen der Verbrecher kurz und bündig: Sagt mir doch einmal, wie ist es denn eigentlich mit der Erhängung des Pfarrers Schmitt von M..... zugegangen und warum Ihr ihm seine Uhr nicht nahmt, sondern nur die paar Kreuzer, die er in der Tasche hatte?

Der Verbrecher fuhr zusammen, als hätte ihn eine giftige Natter gebissen.

Wie kommt Ihr mir mit der Frage? gegenfragte der Verbrecher. Was weiß ich von der Geschichte?

Das wäre schon gut, fuhr, durch die Betroffenheit des Menschen noch mehr bestärkt in seiner Meinung, der Prokurator fort, wenn nicht Euer Geselle bekannt hätte, Ihr hättet ihn aufgehängt!

Da brach der Mensch in ein wildes rohes Schimpfen aus und sagte: So legt er mir zur Last, was er doch nur gethan hat! (Schluß folgt.)

Korrespondenz des Boten.

Assisenverhandlungen.

(Fortsetzung.)

Sitzung vom 29. August, Morgens.

Johannes Boheim, 31 Jahre alt, Leinenweber, geboren zu Hergersweiler, wohnhaft zu Erlenbach, vertheidigt durch den Herrn Advokaten Golsen.

Der Angeklagte wurde schuldig erkannt: in der Nacht vom 27. auf den 28. Dezember 1849 im Gasthause zu den drei Königen in Weißenburg, woselbst er als Gast aufgenommen war, mittels Einsteigens in das Wirthszimmer zum Nachtheil des Fuhrmannes Bernhard Wegmann von Lauterburg eine Summe von 65 Franken gestohlen zu haben.

Das Assisengericht verurtheilte den Schuldigerkannten zur Strafe der Zwangsarbeiten auf 7 Jahre.

Die Sitzung vom 29. August, Nachmittags, das Preßvergehen Kolb's betr., ist bereits in Nr. 140 des Boten mitgetheilt worden.

Sitzung vom 30. August.

Juliana Waldura, 25 Jahre alt, Tochter des Leinenwebers Mathäus Waldura zu Sanddorf, vertheidigt durch den Herrn Advokaten Glasser.

Am 4. Juli dieses Jahrs arbeitete die Angeklagte in der Nähe ihres elterlichen Hauses, verließ aber wegen Unwohlseyn die Arbeit früher als gewöhnlich. Sie ging nicht direkt nach Hause, sondern legte sich in einem Gebüsche nieder, wo sie von mehreren Zeugen betroffen und ermahnt wurde, sich zu Bette zu legen. Man glaubte nämlich, sie werde gebären und das Kind bei Seite schaffen, da sie stets ihre vermuthete Schwangerschaft in Abrede gestellt hatte.

Nach einigen Tagen verbreitete sich zu Sanddorf das Gerücht, die Angeklagte sey wirklich heimlich niedergekommen, worauf der Polizeikommissär in Begleitung des Kantonsarztes von Homburg, sich sogleich nach Sanddorf begab. Der Arzt überzeugte sich, daß die Angeklagte, welche fortwährend leugnete, geboren habe. Sie wurde sofort verhaftet. Im Gefängniß zu Homburg sagte sie zu dem Kantonsarzte: „Ich habe ein Kind geboren, weiß aber nicht, wo es ist.“ Dem Gefängnißwärter gestand sie jedoch, daß das Kind in einem Kartoffelacker neben ihrem Haus-

Digitized by Google

gärtchen liege. Dort wurde auch am 7. Juli die Leiche gefunden. Sie war nackt und mit Erde bedeckt, einen Theil des Köpfchens ausgenommen, welcher Umstand die Auffindung beschleunigte.

Am folgenden Tage wurde die Obduction vorgenommen, nach welcher der Kantonsarzt sein Gutachten dahin abgab, daß das Kind lebendig und lebensfähig gewesen, aber nach der Geburt in Folge einer äußern gewaltsamen Ursache den Tod erlitten habe.

In ihren Verhören erklärte die Angeklagte anfänglich, sie habe ihr in einer Hecke auf dem Felde geborenes Kind schreien hören. Als es dann stille geworden, habe sie es eingescharrt, ohne zu wissen, ob es ganz todt gewesen. Eine halbe Stunde später habe sie es wieder geholt und in den Kartoffelacker begraben.

Später legte sie ein förmliches Bekenntniß ihrer Schuld ab. Sie habe das Köpfchen ihres Kindes freiwillig an den Stamm der Hecke gestoßen, weil sie sich geschämt, von einem verheiratheten Manne ein Kind zu haben. Nach dem Stoß an die Hecke habe dasselbe nicht mehr geschrieen.

Die Geschwornen erklärten die Juliane Waldura der freiwilligen Tödtung ihres neugebornen Kindes schuldig. In Folge dieser Erklärung verurtheilte das Assisengericht dieselbe zur Todesstrafe und zu den Kosten der Prozedur.

Sitzungen vom 30. und 31. August.

Friedrich Schneider, 28 Jahre alt, Bierbrauer von Landau, vertheidigt durch den Herrn Advokaten Gink, stand vor dem Assisengerichte unter der Anklage im Monat Mai 1849 Soldaten der Garnison Landau durch Reden in seiner Wirthschaft zur Fahnenflucht und zum Uebertritte zu den Insurgenten in der Pfalz zu verleiten gesucht zu haben.

Die während zwei Tagen gepflogenen Verhandlungen lieferten jedoch den Beweis der Schuld nicht; Schneider wurde sofort von der Anklage entbunden und in Freiheit gesetzt.

Sitzung vom 1. September.

Konrad Vongerichten, 23 Jahre alt, Ackersmann von Offenbach, vertheidigt durch den Herrn Advokaten Golsen.

Als der Bürgermeister Stark von Offenbach am Abend des 22. Oktober 1848 nach Hause ging, gewahrte er an seinem Hofe zwei Burschen. Auf die Ermahnung, daß sie nach Hause gehen möchten, verhöhnte einer der Burschen den Bürgermeister, welcher nach der Stimme den Angeklagten zu erkennen glaubte. Indem nun Stark seine Hausthüre aufschließen wollte, erhielt er zwei Stiche in den Kopf, worauf der Thäter mit seinem Begleiter, der nicht erkannt werden konnte, eiligst die Flucht ergriff. In Blut gebadet, eilte der Verwundete seinem Angreifer nach; er konnte ihn aber nicht mehr erreichen, doch hörte er, wie derselbe die Hofthüre seines elterlichen Hauses zuschlug und überzeugte sich so, daß wirklich der Angeklagte es war, der ihn verwundet hatte.

Am folgenden Tage wurde die Untersuchung eingeleitet, der Kantonsarzt constatirte zwei nach der Oertlichkeit sehr gefährliche Wunden, die einen großen Blutverlust und eine bedeutende Krankheit zur Folge hatten.

Ein gegen Vongerichten erlassener Verhaftsbefehl konnte nicht vollzogen werden, weil derselbe die Flucht nach Amerika ergriffen hatte.

In diesem Stande blieb die Untersuchung beruhen. Sey es nun, daß Gewissensbisse und Reue wegen dem verübten Verbrechen, sey es, daß Sehnsucht nach dem heimatlichen Heerde den Angeklagten in der Ferne nicht ruhen ließ — er stellte sich am 31. Juli letzthin vor dem Untersuchungsrichter in Landau. In seinen Verhören hat er nicht nur die dem Bürgermeister zugefügte Verwundung eingestanden, sondern auch bekannt, daß er einen gewissen Kolb bewogen habe, die Flucht zu ergreifen, und so den Verdacht auf sich zu nehmen. Zur Entschuldigung führte Vongerichten an, daß er im Augenblicke der That betrunken gewesen sey, daß er aber schon früher einen glühenden Haß auf den Bürgermeister geworfen gehabt habe. In öffentlicher Sitzung leugnete er dennoch, die That verübt zu haben.

Die Geschwornen erkannten den Konrad Vongerichten schuldig, mit Beseitigung der erschwerenden Umständen. Demnach verurtheilte das Assisengericht denselben zu einer korrektionellen Gefängnißstrafe von 18 Monaten, zu einer Geldbuße von 200 Franken und zu den Kosten. (Gerichtl. folgt.)

Miscellen.

In Berlin ereignete sich vor einigen Tagen bei einem sehr großen Banquierhause folgender Fall, der von der großen Rechtlichkeit und von dem großen Stolze der dortigen Geldmänner auf ihre Sicherheit bei Geldauszahlungen Zeugniß gibt. Ein anderes Berliner Handlungshaus bezog von diesem Banquierhause die Summe von 16,000 Thalern. Der Bote, welcher das Geld empfing, lieferte aber statt 16,000 18,000 Thaler ab, und das Handlungshaus, welches das Geld erhalten hatte, schickte sofort 2000 Thaler mit dem Bemerken zurück, daß diese Summe aus Versehen zu viel gezahlt worden sey. Der Cassirer, welcher das Geld ausgezahlt hatte, gab zur

Digitized by Google

Antwort, er werde die 2000 Thaler nicht annehmen, er habe richtig ausgezahlt, er versehe sich niemals bei seinen Zahlungsleistungen. Obschon trotz wiederholten und speciellen Nachzahlens 2000 Thaler mehr blieben, so beharrte dennoch der Cassirer bei seiner Aeußerung, daß er sich nicht irren könne. Fürs Erste ist die streitige Summe deponirt worden, da weder der Cassirer sie zurücknehmen, noch das andere Handlungshaus sie behalten will.

Die Vertheilung der Menschenracen. Nach einer in England erscheinenden Schrift eines Dr. Pickering sind die verschiedenen Menschenracen auf der Erde folgendermaßen vertheilt:

Weiße Race	. . . . .	350,000,000.
Mongolische Race	. .	300,000,000.
Malayische	„ . . .	120,000,000.
Telingische	„ . . .	60,000,000.
Neger	„ . . .	55,000,000.
Aethiopische	„ . . .	5,000,000.
Abyssinische	„ . . .	3,000,000.
Papuanische	„ . . .	3,000,000.
Negrillos	„ . . .	3,000,000.
Australische	„ . . .	500,000.
Hottentotische	„ . . .	500,000.
Zusammen		900,000,000 Menschen.

Der dänische General Julius de Meza, welcher der Schlacht bei Idstedt eine den Deutschen so ungünstige Wendung gab, ist der Sohn eines von Portugal nach Dänemark eingewanderten Juden und hat von der Pike auf, einzig und allein durch seine Fähigkeiten, sich bis zum General emporgeschwungen. Er ist noch Jude und wird's auch bleiben.

Die Cholera ist auch unter die Hunde gefahren, in Berlin wenigstens ist, wie eine dortige Zeitung berichtet, ein Hund mit allen Symptomen der Cholera gestorben.

Neueste Nachrichten von Schleswig-Holstein.

Altona, 31. August. Vom Kriegsschauplatze sind mit dem heutigen Vormittagszuge keine neueren Nachrichten eingegangen.

— 31. August. Mit dem größten Vertrauen darf man auf den Bestand unserer Artillerie blicken, die sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit mehr als ergänzt hat, denn ihr jetziger Etat ist achtunggebietender als vor der Idstedter Schlacht. Gestern erschien folgende Bekanntmachung: „Es wird hiermit zur öffentlichen Kenntniß gebracht, daß die schleswig-holsteinische Artillerie in ihren Etats an Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten vollständig ergänzt ist, eines Zuwachses an Freiwilligen aus anderen deutschen Staaten nicht bedarf und daher Anmeldungen zum Eintritt in die Artillerie keine Berücksichtigung mehr finden können. Rendsburg, 30. August 1850. Das Departement des Krieges: Krohn. Jensen.

Kiel, 31. August. Gestern Mittags zeigte sich vor unserem Hafen eine größere Anzahl von russischen Kriegsschiffen. Mehrere sind wieder abgesegelt, aber andere blieben und scheinen hier Station nehmen zu wollen, so daß gegenwärtig acht russische Kriegsschiffe nebst einer dänischen Fregatte eine Linie vor unserm Hafen bilden.

Hamburg, 4. September. Der heutige Vormittagszug brachte sichere Meldung eines Vorpostengefechtes bei Holzbunge. Die Schleswig-Holsteiner verloren einen Todten und vier Verwundete, während die Angaben über die von ihnen bei dieser Affaire gemachten und sofort nach Rendsburg eingebrachten Gefangenen sehr schwankend sind. Wir geben ihnen nur die niederste Zahl, 5, an. Der dänische Verlust an Todten und Verwundeten ist noch unbekannt. — Der linke Flügel soll bis Sorgbrück vorgegangen seyn; es herrscht fortwährend viel Bewegung bei der Armee. Sie ist thatenlustig und sehnt sich vor Allem nach einem entscheidenden Schlage. Unter den zum Heere gestern und heute abgegangenen Freiwilligen sind manche Neunzehnjährige, welche in patriotischem Drange die Zeit ihrer Dienstpflichtigkeit nicht abzuwarten vermögen. Man nennt unter den fremden Officieren, welche ihre Dienste dem schleswig-holsteinischen Freiheitskampfe widmen wollen, den heute Morgens von Altona nach Rendsburg abgereisten Obristlieutenant v. Breitenbach, bisher in herzoglich nassauischen Diensten. — Zum Nutzen und Frommen Ihrer Leser theilen wir in Nachstehendem ein Pröbchen der Pöbelsprache mit, welche die erzdänische Partei in Flensburg durch das Organ des dortigen „Correspondenten" führt. Der Schluß eines Artikels über die Deutschgesinnten in Flensburg lautet wörtlich: Deutsch verbildete Beamte der verschiedensten Art, geistlichen und weltlichen Standes! Ihr seyd von dem Augenblicke an, wo Ihr Euch nicht fügen wollet, Eidbrüchige, und wenn man Euch als solche bisher nicht behandelt hat, so seyd wenigstens gewärtig, daß ein kräftiges Regiment nachzuholen wissen wird, was vielleicht bisher versäumt. Verführte Schwachköpfe aus den verschiedenen Ständen! Man wird Euch Vormünder setzen, oder Euch ins Irrenhaus stecken, bis Ihr Euer eigenes Wohl einzusehen gelernt habt. Unzurechnungsfähige Frauenzimmer, die entweder von zu vielem Romanlesen übergeschnappt sind, oder sich in das glatte Gesicht und das fade Gewäsch eines deutschen Portepee-Fähnrichs verliebt haben! Man wird Euch als Marketenderinnen in der Armee vertheilen; unsere hausbackenen Soldaten werden Euch schon die schwarz-roth-goldene Brunst vertreiben. Und wenn dieses geschehen, es muß geschehen, denn jedes andere Mittel ist vergebens, dann wollen wir wieder fragen: Wo sind Flensburgs Deutschgesinnte?!"

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 72. Kaiserslautern, Samstag, 7. September **1850.**

Es ist Nichts so fein gesponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen.

Eine wahre Geschichte.

(Schluß.)

Da durchzuckte ein Strahl der Freude das Herz des Staatsprokurators. Er sah, daß er sich nicht getäuscht hatte. Die erste Spur eines Verbrechens lag vor ihm, das den Namen eines durchaus unbescholtenen Mannes mit Schmach belastet hatte. Er stellte sich nun, als wisse er schon Alles von dem Andern, und sagte: Ja, der ist pfiffig! Kann er eine Schuld von sich auf Euch laden, so thut er's. Erzählt Ihr mir einmal den Hergang genau, dann muß es sich doch herausstellen, wer der Mörder ist, und den die Strafe treffen, der sie verwirkt hat und verdient.

Jetzt war dem Menschen das Siegel der Zunge gelös't. —

Wir kamen damals mit einigen Ballen geschmuggelten, feinen Tabaks über die Gränze, erzählte der Verbrecher, und lagen in dem Wald im Dickicht. Es war an einem Sonntag Morgen und Alles so stille im Walde, daß man den Fußtritt eines Wanderers auf dem Wege deutlich hören konnte. Hör' 'mal, sagte da mein Kamerad, unser Geld ist so nächst alle. Laß uns, wenn der Kerl, der da kommt, so aussieht, daß er Geld hat, ihn kalt machen. Es ist kein Mensch weder nah, noch fern. Ich rieth ab, weil wir mit dem Tabak nicht weit mehr zu gehen hatten und dann ein schönes Stück Geld verdienten. Auch mochte ich an einem Sonntage so etwas nicht gerne thun. Er lachte mich aus, nahm einen Strick und schlich leise dem Wege zu. Ich hinter ihm drein.

Da sahen wir einen schönen Mann in feiner, schwarzer Kleidung dahertommen. Es ist ein Pfarrer! flüsterte mein Kamerad mir zu, und da er so gut gekleidet ist, hat er auch Geld. Auffallend war es, daß der Pfarrer laut vor sich hin redete und mit den Händen dazu agirte, als ob er auf der Kanzel stehe. —

Der lernt seine Predigt auswendig! sagte mein Kamerad, gib Acht, den fang' ich, wie die Metzger einen scheu gewordenen Ochsen! Er machte nun schnell aus dem Strick eine Schlinge, zog seine Schuhe aus, und als der Pfarrer an uns vorüber war, kroch er aus dem Dickicht heraus, schlich, ohne daß der laut redende Pfarrer es hörte, hinter ihn, warf ihm die Schlinge über und zog so schnell und so heftig zu, daß der Pfarrer ohne einen Laut hinstürzte und schnell erdrosselt war.

Jetzt mußte ich helfen. Wir trugen ihn schnell an den Platz, wo unsere Bündel lagen, und untersuchten seine Taschen! aber wie täuschte sich mein Kamerad! Auch nicht Ein Kreuzer war bei ihm zu finden!

Hätt' ich das gewußt, sagte er, so hätt' ich den armen Schlucker laufen lassen!

Da steckt eine Uhr, sagte ich, denn ich hörte sie knickern. Er zog sie heraus. Es war eine uralte, schlechte silberne Uhr, die keine zwei Fünffrankenthaler werth war.

Die feinen Kleider und die Uhr hätten wie wohl gerne mitgenommen; aber das hätte uns Alles verrathen können.

Nun mag er auch Alles behalten, sagte mein Kamerad, und weißt du was? Wir führen einmal die Leute recht an!

Wie so? fragte ich.

Wir hängen ihn mit dem Stricke da an den Ast, putzen seinen Rock sauber ab und lassen ihm Alles. Finden ihn dann die Bauern, so heißt's: Er hat sich selbst erhängt, und Niemand verfolgt uns!

Dies geschah schnell, und da zu vermuthen stand, daß man den Pfarrer bald suchen würde, so machten wir uns so schnell als möglich davon, nachdem wir vorher die Spuren im Staube des Weges, wo der Erdrosselte sich noch gewehrt und gebäumt hatte, vertilgt hatten, wanderten wir rasch unserm Bestimmungsorte zu.

Daß unsere List vollkommen gelungen war, hörten wir bald; denn wir kamen wieder als Schmuggler in die Gegend, wo uns denn auf die Frage, was es Neues gäbe? ein uns vertrauter Kohlenbrenner erzählte, der junge, brave Pfarrer von M .....

Digitized by Google

habe sich selbst erhängt, und kein Mensch könne begreifen, was den frommen Mann zu solcher That könne bewogen haben, da er doch so gar keinen Beweggrund dazu gehabt habe. Das aber könnt Ihr mir glauben, setzte der Verbrecher hinzu, daß uns niemals ein Streich so gereut hat, wie der, denn er brachte uns nichts ein, als diese Reue und die Angst, die uns denn doch deßwegen oft plagte.

So war denn unverhofft, nach sieben vollen Jahren, ein Verbrechen durch Gottes wunderbare Fügung, die dem Prokurator den Gedanken eingab, entdeckt, das den braven Geistlichen gebrandmarkt hatte.

Der Gerichtschreiber hatte die ganze Erzählung aufgeschrieben und der Verbrecher unterschrieb ohne Einwendung das Protokoll.

Als es der Prokurator dem Andern vorhielt, mußte er es vollständig bestätigen.

So kamen denn endlich die Verhandlungen vor Gericht und feierlich wurde Schmitt's Unschuld anerkannt und auf alle mögliche Weise verkündigt, damit die Ehre des unschuldig hingemordeten Mannes hergestellt werde und die Schmach vom Namen seiner Kinder weiche.

Wurde auch seine Ehre hergestellt, was sie um ihrer Kinder willen, wie um seinetwillen so sehr freute, so machten doch die Umstände seines Todes einen um so tiefern und schmerzlichern Eindruck auf die arme Wittwe, und sie versank wieder in die Tiefe ihres wieder neuerwachten Schmerzes.

Aber auch zu ein Paar andern Ohren kam die Kunde von der Unschuld seines Schwestersohnes an dem ihm zur Last gelegten Seibstmorde, zu denen des alten Geizhalses. Er war nahe den Achtzigen aber noch rüstig. Diese Nachricht aber ergriff und erschütterte ihn der Art, daß er keine Ruhe mehr finden konnte. Sein ganzes Verhalten gegen den Verunglückten erschien ihm nun als höchst strafbar. Er vernichtete das Testament und machte dadurch seine herz- und liebtosen Bestimmungen zunichte. Das genügte ihm nicht. Er zog die genauesten Erkundigungen nach der verlassenen Frau und ihren Kindern ein. Was er hörte, war nur Gutes, nur Lob. Endlich miethete er den wohlfeilsten und verrufensten Miethkutscher, der wegen der Schlechtigkeit seines Fuhrwerks und seines elenden Pferdes fast von Niemanden mehr genommen wurde, und fuhr nach M.....

Dort trat er in das Haus der armen Wittwe. Sie kannte ihn nicht. Sie hatte ihn nie gesehen; aber freundlich und artig empfing sie den wankenden Greis. Als er aber überall die Spuren tiefer Armuth und doch die Ordnung und die Reinlichkeit gewahrte; als er die blühenden Kinder sah, die so stille ihre Arbeit thaten, so dürftig gekleidet waren, — da brach er in ein lautes Weinen aus und rief: Vergebt mir, der ich herzlos und ohne Erbarmen war, ich bin Euer Oheim, der Alles gut machen will!

Und er hat Wort gehalten. Die Wittwe zog zu ihm nach Straßburg und pflegte ihn bis an sein Ende, wie eine Tochter den Vater, und er segnete die Stunde, wo sie in sein Haus getreten war. Ihre Kinder aber erzog sie in der Gottesfurcht, nach wie vor, und sie gerietben gut und wurden tüchtige Leute, wie ihr unglücklicher Vater einst ein tüchtiger Mann gewesen war. Diese Geschichte aber lehrt's klar, daß die strafende Hand Gottes den Verbrecher immer erreicht, und kein Verbrechen so heimlich begangen wird, daß es der Vergelter nicht ans Tageslicht zöge. Darum, was du thust, bedenke das Ende, so wirst du nimmermehr Uebels thun. Du aber, der du unschuldig leidest, sey getrost; es wird dir Alles wohl belohnet werden!

Ein Gang nach der Ebernburg.

Mitgetheilt von W. O. v. Horn.

Die Umgebung von Kreuznach ist reich an Naturschönheiten und reich an Punkten, welche historisch wichtig und bedeutsam sind. Unter ihnen ragt vorzüglich die Ebernburg hervor.

Ich war nun schon ziemlich lang als Kurgast in den Mauern der Stadt, hatte wohl meine Morgengänge hierhin und dortbin gelenkt, aber die Ebernburg hatte ich noch nicht gesehen, von deren herrlicher Lage ich schon so viel gehört, und der Grund war kein anderer als der, daß ein Freund mich begleiten wollte, in dessen Gesellschaft der Lustgang doppelt befriedigend seyn mußte, da er nicht nur die reizendsten Stellen dieser Gegend genau kannte, sondern auch ihre Geschichte studirt hatte und fähig war, durch seine historischen Mittheilungen reichen Genuß zu gewähren.

Endlich an einem schönen Septembernachmittag, dessen Hitze ein Gewitter gemildert hatte, kam er, mich zu dem Gang nach der Ebernburg abzurufen.

Wir schritten durch das dunkle und wilde Salinenthal und erreichten endlich den Punkt, von wo man den vollen Anblick der Porphyrcoloſſe hat, auf deren Gipfel die Burg Rheingrafenstein trohnt. Als ich mich umwandte, erblickte ich auf einer bedeutenden Höhe jenseits der Nah, wo die friedliche Alsenz in sie mündet, eine zweite Ruine.

Ist das die Ebernburg? fragte ich und statt der Antwort zog der Freund sein Taschentuch hervor und sagte: Mag Ihnen Ulrich von Hutten in einer Stelle aus seinem Dialog, „Der Bullentödter“ überschrieben (Oper. Tom IV) antworten. Er las: „Die Ebernburg, wo Streitroß und Waffen gewertet, Müßiggang und Feigheit verachtet sind, wo die Männer sich im ganzen Sinne des Wortes als Männer zeigen, wo Gutes und Schlechtes nach Gebühr behandelt wird, wo für die Gottheit Verehrung, für die Menschen Sorgfalt und Liebe heimisch; wo alle Tugenden ihren Preis erhalten, wo Habsucht nicht ge-

Digitized by Google

duldet, Ehrgeiz geächtet, Meineid und Laster weit entfernt sind, wo Männer von reiner Freiheitsgluth erfüllt verweilen; wo die Leute das gemeine Geld verschmähen und nur nach großartigem Streben; wo die, welche mit Abscheu vor dem Unrecht fliehen, stets nur dem strengen Recht folgen; wo man Verträge hält, Treue ehrt, den Glauben hegt, die Unschuld schirmt; wo Redlichkeit aufblüht, geschworne Eide gelten — dies ist jene Herberge der Gerechtigkeit!"

Ob wohl eine Burg in den weiten deutschen Gauen sich einer solchen Lobrede rühmen möchte und aus einem solchen Munde rühmen könnte, welcher der Wahrheit alles geopfert? fragte der Freund und steckte sein Taschenbuch wieder ein. Blicken Sie hin auf diese Mauern, fuhr er fort, auf sie waren die Blicke Deutschlands gerichtet, als Franz von Sickingen hier wohnte; hier liefen die Fäden in der einen männlich-festen Faust zusammen, welche damals die Geschicke Deutschlands woben. Hier stand die Wiege eines unserer größten Männer; hier reifte er heran; hier schmiedete er seine mächtigen Entwürfe, hier war der Ausgangspunkt seiner Unternehmungen; hier sah er die Gesandten jenes Karl, der ruhmwürdig sagen mochte, in seinen Ländern gehe die Sonne nicht unter, und der hoch den Glanz des ersten Thrones der Welt mit dem Büßergewande vertauschte; hier warben seine Abgesandten um eines Ritters Gunst; hierher kamen die Gesandten jenes stolzen Franz I. von Frankreich, um den edlen Zorn des Mannes zu besiegen, der ihm die Kaiserkrone reichen konnte, und erfuhren, was eines deutschen Mannes verletzte Ehre heißt; hier fanden die edelsten Geister jener Tage eine sichere Stätte und vernichtete Blitze des Geistes fuhren aus diesen Mauern auf die Häupter der Verworfenen; doch ich will der Geschichte nicht vorgreifen, die ich Ihnen dort erzählen will, wo zwischen der Kapelle und dem Hauptthurme, dem „Frit," das geeignete Plätzchen ist, von dem Manne zu reden, der das Licht des Evangeliums im klaren Geiste und warmen Herzen und die furchteinflößende Macht im schwertbewaffneten Arme trug.

Wir schritten rasch an Münster am Steine vorüber und erreichten, nahe der Mündung der Alsenz in der Nahe, die Fähre, die uns hinübertrug. Rechts ließen wir das Dorf Ebernburg liegen und kletterten den Felspfad hinan, um über den mächtigen, neu erbauten Bogen in das Innere der Burg einzutreten, wo der jetzige Besitzer, Herr Günther, Bürgermeister in Feil-Bingert, ein Haus im mittelalterlichen Style erbaut hat, in welchem der Fremde außer leiblicher Pflege und Labung der Erinnerungen viele an Franz von Sickingen findet.

Mein kundiger Führer machte mich zuerst mit den Räumlichkeiten der einst so mächtigen Burg bekannt; zeigte mir, wie die Gebäude und Thürme einst vertheilt und gelegen waren und sagte dann: Ehe wir uns die Geschichte der Burg ins Andenken rufen, wäre es geeignet, die mit schützender Brüstung versehene Mauer zu ersteigen, um den herrlichen Thalkessel zu überblicken, der seine Reize im klaren Sonnengold vor uns ausbreitet.

Ich war vollkommen damit einverstanden, denn einzelne Blicke, die ich während des Heraufsteigens hierhin und dorthin gesendet, machten mich lüstern, von dieser Höhe den Blick nach allen Richtungen schweifen zu lassen.

Wie überrascht mich die Schönheit dieses Punktes! Schauen Sie zuerst rechts hinauf in das Thal, durch welches die Alsenz fließt, sagte der Freund. Lieblich liegt es vor Ihnen, stille und heimlich. Da oben aber zeichnen sich mächtige Ruinen am Himmel ab. Das ist die alte Raugrafenburg Altenbamberg (Altenbamberg), auch eine Reichsburg wie die, auf deren Mauerrand unser Standpunkt ist. In den Zeiten Sickingen's lebte häufig auf ihr der edle Hartmut von Kronberg, dessen Geschlecht sie besaß, und, innig mit Franz von Sickingen verbunden, war er ihm treuer Waffengenosse und Freund, der um der guten Sache willen viel litt und kämpfte.

Grade da drüben steigen die Coloße des Rheingrafenstein's aus der Nah auf. Die Burg war die Wiege des edlen Geschlechtes derer von Stein, die droben auf dem „Oberen Steine" (Oberstein), in Callenfels und im Rheingau saßen, wo sie Rheingrafen waren unter mainzischer Hoheit. Als die Sponheimer die unglückliche Schlacht bei Sprendlingen verloren, waren die Rheingrafen auf ihrer Seite gegen ihren Lehnsherrn, den Erzbischof von Mainz. Sie verloren die Rheingrafschaft im Rheingau und ihre Lehen dort mußten das Land meiden und zogen nun nach dem „Steine," der von jetzt ab Rheingrafenstein heißt und diesen Namen durch aller Zeiten Stürme behalten hat.

Dort sehen Sie die 900 Fuß hohe, senkrecht abfallende Porphirwand des Rothenfels. Mit seinem Berggeist läßt die Sage Franz von Sickingen im engsten Liebesbunde stehen. Der Berggeist bot ihm seine Schätze zu seinen Unternehmungen und seinen Rath. Nur als er gen Trier zog, folgte Franz dem Geiste nicht und die Folge war sein Untergang. Außerordentliche Menschen hatten die Volkssage von jeher mit unsichtbaren, bald guten bald bösen Mächten in Gemeinschaft treten lassen. Franz war zu sehr Liebling des Volks, als daß es ihn wie Dr. Faust mit dem bösen Geist im Bund hätte stehen lassen. Weiter oben erblicken sie Norheim, wo die Rede schon unter den Karolingern gedieh und heute noch des Nahthals edelste Traube liefert. Das Dorf gehört zur Herrschaft Ebernburg.

Diesseits der Nah liegt nahe an der Burg das Dorf Ebernburg, das einst Stadtrechte besaß und die frohen und traurigen Geschicke der Burg theilte. In dem alten kleinen Kirchlein errichtete Franz seiner tief betrauerten trefflichen Gattin, Hedwig von Flörsheim, ein Denkmal, obwohl ihr schöner Leib seine Ruhestätte nicht darin fand. Weiter oben schließen die Schluchten des Lembergs den Thalkessel ab.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz des Boten.

Assisenverhandlungen.

(Fortsetzung.)

Sitzung vom 2. September.

Heinrich Conrath, 26 Jahre alt, Schuster,

Digitized by Google

wohnhaft zu Merzalben, vertheidigt durch den Herrn Advokaten Weis, wurde schuldig erkannt, am 2. Juni 1850 auf dem Felde bei Münchweiler gegen die Wittwe von Theodor Cullmann einen gewaltsamen Angriff auf die Schamhaftigkeit gemacht zu haben. Das Assisengericht verurtheilte denselben zur Strafe der Einsperrung auf 5 Jahre

Sitzung vom 3. September.

Johann Schanzenbecher, 56 Jahre alt, Taglöhner, geboren zu Altleiningen, wohnhaft zu Hochspeyer, vertheidigt durch den Advokaten Gulden, war angeklagt, in der Nacht vom 27. auf den 28. Mai 1850 sein in der Gemeinde Hochspeyer befindliches Wohnhaus, dessen Lage geeignet ist, fremdem Eigenthum das Feuer mitzutheilen, freiwillig und in der betrügerischen Absicht, dadurch die Brandversicherungsanstalt der Pfalz zu benachtheiligen, in Brand gesteckt zu haben, welche Brandstiftung auch wirklich den Erfolg gehabt hat, daß das Angeklagten Haus gänzlich und ein Theil des Nachbarhauses niederbrannte.

Die Geschwornen sprachen das „Nichtschuldig" auswworauf Schanzenbecher in Freiheit gesetzt wurde.

Sitzung vom 3. September.

Jacob Pabst, 36 Jahre alt, Tüncher, wohnhaft zu Dürkheim, dermalen flüchtig, wurde schuldig erkannt, den Wilhelm Rothgeb von Dürkheim, während derselbe als Steuerbote seine Funktionen versah, freiwillig mißhandelt und durch einen Schlag mit einem steinernen Kruge auf den Kopf dergestalt verwundet zu haben, daß Blutvergießen und eine mehrtägige Krankheit die Folge war.

Das Assisengericht verurtheilte den Schuldigerkannten in contumaciam zur Strafe der Einsperrung auf 5 Jahre.

Sitzung vom 3. September.

Friedrich Wilhelm, 39 Jahre alt, Schuhfabrikant zu Pirmasens, dermalen flüchtig, wurde des betrügerischen Bankerotts schuldig erklärt und in contumaciam zu fünfjähriger Zwangsarbeitsstrafe verurtheilt. (Forts. folgt.)

Neueste Nachrichten von Schleswig-Holstein.

Rendsburg, 1. September. Der gestrige Tag schien ein Tag der Entscheidung werden zu wollen, überall war frohe Bewegung im Heere. Der Feind hat indeß den angedotenen Kampf wiederum nicht angenommen. Schon am Morgen stießen, wie gewöhnlich an mehreren Punkten die Patrouillen auf einander. Diesmal, scheint es, hat sich der Feind für die täglich erlittenen kleinen Niederlagen Genugthuung verschaffen wollen, denn sowohl bei Cropp als bei Gosefeld trat er unsern Patrouillen mit stärkern Abtheilungen entgegen. Bei Cropperbusch ward unsere zurückgehende, vom Feinde gedrängte Patrouille aufgenommen und die verfolgende feindliche Abtheilung mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Bei Gosefeld wollte man unserseits sich mit dem Feinde messen; derselbe wich jedoch unsern ersten Colonnen eiligst aus, und es kam nur noch zu einem unbedeutenden Geplänkel bei Friedensthal. Unsere Avantgarde unter Oberst v. Gerhard drang bis dicht an die feindlichen Verschanzungen an der Südseite von Eckernförde hinter deren Kanonen der Feind Schutz gesucht hatte. Die Unsern haben wiederum keinen Verlust zu beklagen, dagegen sollen die Dänen einige Leute eingebüßt haben. Sie haben sich jedoch so eilig entfernt, daß es nicht gelang, mehr als einen Gefangenen einzubringen.

Von der Avantgarde, 30. August. Unsere Avantgarde macht den Dänen schlaflose Nächte, und der Commandeur derselben, der Oberst von Gerhard, scheint ein inniges Vergnügen am Hetzen und Jagen der dänischen Vorposten zu haben. Die Soldaten der Avantgarde unterstützen ihren tapfern Führer durch unverdrossene Nachtmärsche in seinem Vorhaben, und es ist ein wahrer Wettkampf unter den einzelnen Abtheilungen, welche von ihnen dem „ohlen Oberst'en" den ersten Dänen überbringen werde. Der Oberst versteht aber auch die Herzen seiner Soldaten zu gewinnen. Zum Belege übersende ich Ihnen nachstehende „Ansprache an die Soldaten meiner Avantgarde": „Es ist mir der ausgezeichnet ehrenvolle Auftrag geworden, eine von Natur und noch mehr durch Eure Mühe und Kraft sehr starke Position nicht allein sehr hartnäckig zu vertheidigen, sondern auch bis auf das Aeußerste zu halten. Die Zahl unserer Streitkräfte beläuft sich jetzt auf mehr denn.... Mann: damit können, wollen und müssen wir die ganze dänische Armee nicht allein aufhalten, sondern selbige so schlagen, daß sie das Wiederkommen vergißt. Um jedoch diesen glänzenden Auftrag auszuführen, bedarf ich vorzugsweise Eurer angespanntesten Kraft und Eures ausdauerndsten Muthes; Beides werdet Ihr ruhmvoll bewähren und so dem Vaterlande und dem commandirenden General zeigen, daß wir werth sind, auf diesem Posten zu stehen. Es lebe Schleswig-Holstein! Euer Euch treu ergebener Kriegs-Kamerad und Brigade-Commandeur, (gez.) v. Gerhardt.

Himmels-Enthüllungen im September.

Die Sonne erhebt sich nach 5 Uhr in einem wahrhaft bürgerlichen Glanze und küßt mit ihren rosenrothen Strahlen die Rosenwangen der deutschen Jungfrauen. Gegen 7 Uhr Abends erblickt sie einen Mann und geht sogleich unter. Der König der Nacht kommt am 6. in neuer Gestalt als Bettler, faltet am 28. und 13. so () die Hände und bittet am 21. um volles Vertrauen, daß er es stets mit der Sonne der Freiheit ehrlich gemeint habe und meinen werde. — Das Wetter: schöner als es je seit Erschaffung der Welt gewesen. Kein Mensch wird sich vor Wonne anders zu lassen wissen, als an dem Halse eines andern. Auf allen Feldern üppigster Segen, Pflaumen so groß wie die Kürbisse, selbst auf den Chausseen wachsen die lieblichsten Blumen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 73. Kaiserslautern, Donnerstag, 12. September 1850.

Ein Gang nach der Ebernburg.

Mitgetheilt von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Bewundernd ruhte mein Auge noch lange auf dem unbeschreiblich schönen, wildromantischen Panorama, das mich hier umgab, und nur ungern folgte ich dem Freund, der an dem erwählten Plätzchen Tisch und Stühle hatte aufstellen lassen.

Er hob sein Glas und sagte: Die Stätte ist heilig, wo ein edler, großer Mensch gelebt und gewirkt. Hier waltete der edle Franz von Sickingen. Ihm gelte das erste Glas!

Wir stießen an und tranken.

Hat auch manch edles Tröpflein Norheimer hier geschlürft! sagte der Freund lächelnd und hob dann an: Ehe wir zu der Geschichte der Burg übergehen und zu der des Mannes, der sie berühmt gemacht, müssen wir ihres Namens gedenken. Noch heute zeigt sich über dem Thore drunten im Dorfe der Eber in Stein gehauen. Auch das Burgthor trug einen Eberkopf als Wahr- und Namenszeichen; allein geschichtlich ist auch nicht das mindeste über die Entstehung dieses Namens bekannt, zu dem sicherlich, wie in Baden zu der Burg Eberstein, die Jagd die Veranlassung geboten hat, deren eifrige Pfleger die Ritter waren. Sie hieß in den frühesten Zeiten schlechthin „die Burg an der Alsenz“ und empfing diesen Namen offenbar bei ihrem Entstehen, während jener eine Frucht späterer Tage ist. Wie aber überall da, wo ein beglaubigtes Factum fehlt, die Sage auftritt, um den Mangel der Geschichte zu ersetzen, so auch hier. Man kann aber freilich nicht sagen, daß sie grade in diesem Fall dichte, da sie sich an Personen und Verhältnisse anreiht, die wirklich bestanden und lebten, allein es fehlt der urkundliche Nachweis. Ich meines Ortes bin geneigt, eine Begebenheit als Grundlage der Sage zu setzen. Glauben wir doch ja nicht, daß alle diese Sagen, sofern sie nicht ein mythisches Element in sich tragen, der dichtenden Phantasie des Volkes entsprungen seyen. Wo waren die Chronisten, die jede einzelne Familienbegebenheit aufzeichneten? Aber im Gedächtniß des Volkes blieben sie; wenn auch hin und wieder das Gewand ein wenig verändert wurde, der eigentliche Kern der Begebenheit blieb dennoch, so wie er sich zugetragen.

Ich glaube wohl, bemerkte ich, daß wir manches als Sage betrachten, was mutatis mutantis eine Begebenheit war, die innerhalb der Gränzen der Wirklichkeit ihren natürlichen Verlauf hatte.

Hören Sie mich nur an, sagte der Freund, und Sie werden bald erkennen, wie die Volkssage hier völlig auf dem Boden des wahrscheinlichen bleibt.

Raugraf Ruprecht von Altenbaumberg besaß in der Vorzeit die Ebernburg, die aber damals diesen Namen noch nicht trug. Er war an Jahren schon gereift und doch umblühte ihn keine Häuslichkeit, weil eben keine der blühenden Töchter des Landes sein Herz hatte gewinnen können, und als er nun endlich von den Reizen einer Mondforterin überwunden war, neigte sie in Liebe sich einem andern zu. Ruprecht war ein wilder, jähzorniger Mann; da nun ergiihte er in wildem Zorn, als Jutta von Montfort seine Bewerbungen ausschlug, und schwur dem ewigen, blutigen Haß, der ihm ihr Herz entzöge, und dieser Glückliche, ihm Verhaßte, war der Ritter Heinrich vom Steine, ein nachgeborner Sohn, der nur ein Burgsitz auf dem Steine hatte, ein Roß und ein gutes Schwert. Auf ihn wälzte sich des Raugrafen wilder Haß und wehe dem jungen Ritter, wenn sein Weg ihn irgendwo mit dem Raugrafen zusammenführte. — Schwert oder Speer hätte den Weg zu dem frischen Blutquell in seiner Brust gefucht und sicherlich gefunden. Heinrich wich ihm aus, nicht weil er ihn fürchtete, sondern weil der Geliebten Flehen ihn dazu bestimmte. Dort drüben auf dem rechten Ufer der Alsenz gränzten die Wälder beider Burgen, des Steins und Altenbaumbergs, an einander. Wie leicht war da ein Begegnen! wie leicht eine Ursache zum wilden Hader!

Eines Tages sagte Ruprecht, um die tobenden Gefühle seiner Brust zu bewältigen, in dem Forst, der gegen den Stein sich hinzieht. Im wildesten Dickicht

Digitized by Google

that die Meute einen Eber auf, größer und schrecklicher als ihn Ruprecht jemals gesehen. Gleich gebogenen, schneeweißen Hörnern waren seine Hauer aufgewachsen zur Seite seines Kopfes und wie der wildeste Bär war er anzusehen in seinem rauhen, struppigen Gewande. Kaum sah ihn das Thier, als es gereizt von dem Angriff der Meute, die seine Hauer zerrissen, auf Ruprecht losstürzte. Sein scharfer Pfeil sauste von des Bogens Sehne, aber an dieser Knochenbrust prallte er ab wie am festen Gestein. Nur grimmiger raste das Thier heran. Ruprecht hatte kaum noch so viel Zeit, niederzuknieen und den Jagdspeer anzulegen, um mit waidmännischer Kunst den Feind abzufangen; aber auch der Speer zerbrach wie ein Reislein von dem Anpralle des Unthiers. Jetzt war er verloren; schon war nahe das grimmige Schnauben, schon fühlte er das Glühen des heißen Athems des Ebers! Schon —

Da blitzte es vor Ruprecht's Augen wie ein Wetterstrahl. Es pfiff, wie wenn in ungeheurer Wucht einer Klinge die Luft theilt und zu Ruprecht's Füßen stürzt blutend der Eber zusammen. Noch einmal blitzt's und des gewaltigen Ebers Kopf liegt vom Rumpfe getrennt zu seinen Füßen.

Bleich von dem Entsetzen der Gefahr und dem Wunder seiner Rettung springt Ruprecht auf. Wer that den Meisterhieb? ruft er aus. Wer ist mein Retter vom sichern, gräulichen Tode? — Und vor ihm stand — Heinrich vom Steine, das blutige Schwert in seiner Rechten.

Scham, Reue, Dankbarkeit bestürmen in diesem Augenblick das Herz Ruprecht's und überwältigen es.

Du rettest mein Leben und ich trachte rachgierig nach dem deinen! ruft er aus und schlägt das Auge nieder; aber nur einen Augenblick; dann streckt er ihm die Rechte hin und spricht: Heinrich, vergib mir! Sey mein Freund! Ich bleibe dir ewig verschuldet!

Heinrich reichte ihm mit herzgewinnender Freundlichkeit die Rechte und der Bund ist besiegelt. Zum Steine kehren sie beide und die Knechte holen das enthauptete Ungeheuer, das staunend alle betrachten. Aber nicht mit der Versöhnung begnügt sich der überwundene Raugraf. Er muß mehr thun, um seinem Herzen zu genügen. Er nimmt den armen Heinrich vom Steine in die Gemeinschaft der Burg an der Alsenz auf, daß es ihm möglich werde, seine Jutta heimzuführen, und zum ewigen Andenken läßt er den Eberkopf in Stein meiseln und fügen als Schlußstein in das Gewölbe des Thores der Burg, die er fortan Ebernburg nennt.

So die Sage, endete der Freund. Ich frage Sie nun, leuchtet aus der einfachen Thatsache etwas hervor, was jenen Sagen ähnelt, die dem Gebiete des wunderbaren anheimfallen? Es liegt alles, was sie umschließt, im Gebiete des möglichen, ich möchte in Betracht der Zeitumstände sagen, des gewöhnlichen, des psychologisch-wahren. Was hindert uns, eine Thatsache zu erkennen, die das Volk bewahrt als Charakterzug aus dem Leben seiner Gebieter, die der zeitgenössische Vater seinen Kindern, als Großvater seinen Enkeln überliefert und die so Zeiträume durchlebt, weil die Mauern und ihr Wahrzeichen sie durch die Anschauung immer wieder aufleben lassen?

Möglich, sogar wahrscheinlich, sagte ich, sofern die Personen historisch sind.

Sie sind es, sagte der Freund, und die Geschichte vermittelt nicht weiter das Eintreten eines Ritters Heinrich vom Steine in die Gauerbschaft von Ebernburg, was dagegen die Sage genügend thut.

Aber wann tritt den überhaupt die Burg in die Geschichte ein! fragte ich.

Sie führen mich auf mein eigentliches Gebiet, sagte er, und ich will sie nicht länger auf dem Gebiet romantischer Sagen wandern lassen. Rüsten Sie sich, in die dürre Steppe urkundlicher Nachrichten einzutreten. (Forts. folgt.)

Rainbauers Martin.

Neues Zeitstücklein von W. Chezy. (Aus dem Morgenblatt.)

Der pfalzbadische Aufstand war bekanntlich ein zum voraus verlorenes Unternehmen. Um es mit einem Spiel Piquet zu vergleichen, so zählte die siegende Partei in der Vorhand „sechs Blatt“ von oben herunter, „vierzehn“ Aß und „vierzehn“ Könige, also „stark neunzig und Kaputt,“ bevor nur eine Karte auf dem Tische lag. Das geben selbst die Blutrothen zu. So bekennt der sehr entschiedene Friedrich Engels: „Politisch betrachtet war der Reichsverfassungsfeldzug von vornherein verfehlt; militärisch betrachtet war er's ebenfalls. Die einzige Möglichkeit seines Gelingens lag außerhalb Deutschlands, und der 13. Juni schlug fehl (in Paris). Nach diesem Ereigniß konnte die Unternehmung nichts mehr seyn als eine blutige Posse. Sie war weiter nichts. Dummheit und Verrath richteten sie vollends zu Grunde. Mit Ausnahme einiger wenigen waren die Anführer Verräther oder unberufene, unwissende und feige Stellenjäger, und die wenigen Ausnahmen wurden überall von den übrigen wie von der Brentano'schen Regierung im Stich gelassen.“ Dieses Zeugniß wird in der angegebenen Beziehung für vollgültig anzunehmen seyn. Der es ablegt, gilt bei seiner Partei als ein unver-

Digitized by Google

schrockener Kämpe und wohlbefähigter Kriegsmann. Nach seinem eigenen Bericht war er bei der kleinen Rachhut, welche am 12. Juli 1849 hinter Lottstetten ihren letzten Schuß Pulver zum Scheidegruß in die Luft knallte und dann auf Schweizer Boden übertrat. Ueber seine Gesinnung kann noch weniger ein Zweifel walten. Er gehört zur N. R. Z. (neue rheinische Zeitung), also zu denen, bei welchen Vogt von Gießen sogar für einen zahmen Spießbürger gilt und die Brentano einen faischen Bruder schelten, weil der Mann an der wunderlichen Vorstellung kränkelte, daß ohne bürgerliche Ordnung weder Freiheit noch Wohlstand und Bildung „für alle“ zu erhalten seyen.

Was demnach die Unbedingten selber nicht leugnen, was einzeine davon sogar in dürren Worten bekennen, das zu sagen wird uns andern hoffentlich auch nicht verwehrt seyn. Wir haben um so mehr ein Recht dazu, als wir die Kerbhölzer dieser Herren einlösen müssen, und immer noch daran bezahlen, daß uns die Augen übergehen. Wem in Baden die Rothen Rock und Hemd nahmen, dem ziehen jetzt die Nachwehen ihrer Herrschaft vollends die Haut herunter. Unsere Märzerrungenschaften sehen wir auf ihren kürzesten Ausdruck zurückgeführt, welcher Belagerungszustand lautet. Die Vorräthe des Bürgers in der Stadt und auf dem Land zehrt die eingelagerte Mannschaft auf. Die Bürgerssöhne im Waffenrock werden dafür fleißig auf die „abgeschaffte“ Bank gelegt und mit den „abgeschafften“ Stockstreichen bewirthet; jetzt dürfen sie auch gen Norden reisen, um dort Mäßigkeit und Gehorsam zu lernen. Wer uns demnach etwa Schadenfreude gegen die Rothen vorwirft, der wird mindestens bekennen müssen, daß wir unser Vergnügen mit hohem Aufgeld bezahlen.

Doch wie verfehlt der Aufstand auch gewesen, wenn du ihn vom hohen kalten Standpunkt überschaust, so bilde dir ja nicht ein, die Sache würde unterblieben seyn, wenn der und jener nicht die Drähte angezogen hätte. Die Herzen und Hände der Menge sind keine Gliederpuppen, die ein Sterblicher unbedingt nach seinem Willen lenken mag. Wer ein Führer geheißen wird, ist gewöhnlich, gleich dem Sturmvogel, blos der Gefandte, nicht der Meister des Sturmes. Ein Schiff kommt eben nur darum schnell voran, weil es mit dem vollen Hauch des Windes einherfährt; laßt das Steuer sich drehen, die Tücher sich wenden, und vorbei ist's mit des Laufes schneller Sicherheit. So haben zu ihrer Zeit in Frankreich Voltaire und Rousseau nicht den Umsturz gemacht, sondern sie waren die Zunge des Volks, die aussprach, was sich im Herzen regte. So auch haben in unsern Tagen der alte Jßstein, der feuereifrige Hecker, der tolle Struve nicht die Massen im badischen Land „verführt“, sondern sie waren ganz einfach das zur That gewordene Wort aus der Seele der Menge. Sie besaßen mit dem feinen Gehör zugleich die kühne Leidenschaft, wovon es im Sprüchwort heißt: des Volkes Wünsche werden erhört, sobald der Ehrgeiz sie vernimmt. Doch ist bekanntlich des Volkes gemeinsames Dichten und Trachten nicht zugleich auch der Gedankengang eines jeden Einzelnen im Volke, und selbst die besten Freunde und Nachbarn liegen miteinander häufig im Streite, wenn nicht über ein Ganzes, so doch über den Theil, wenn nicht über den Begriff, so doch über das Wort. Wäre das nicht, so gäbe es ja keinen Zweifel über den allgemeinen Willen, und ohne den Zweifel keinen Widerstand.

Diese Einleitung ist lang genug für ein paar kurze Geschichten, aber nicht überflüssig. Denn da wir heutzutag inmitten der Bewegung stehen, so kann der Dichter nicht die einfachste Begebenheit aus dem Tagesleben erzählen, ohne den einen zu ärgern und dem andern Wasser auf die Mühle zu leiten; weßhalb ausdrücklich gesagt werden muß, daß die Leute, deren Thun und Treiben hier in flüchtigem Umriß geschildert wird, lebendige Wesen sind und keine abgezogenen Begriffe. Jeder davon hat sein eigenes Herz in der Brust, seine eigenen Gedanken im Haupt. Was er thut und sagt, sind seine eigenen Handlungen und Worte; was euch daran nicht gefällt, darüber rechtet mit dem, welcher die eigentliche Schuld trägt. Oder wollt ihr etwa auch einen niederländischen Maler für die unanständigen Geberden seiner Trunkenbolde, für die zerrissenen Hosen seiner Bettler, für die breiten Mäuler seiner ländlichen Heidinnen verantwortlich machen?

Du reizendes Land Baden! Ein Gottesgarten bist du, herrlich von Ansehen, fruchtbar von Boden. Großmüthig wie ein edler Held, liebreich wie eine zärtliche Mutter lohnt der Acker den Fleiß des Bauern. Der sonnige Berghang spendet köstlichen Rebensaft, unerschöpfte Waldungen nähren die Flamme auf dem Herd, das Feuer im Ofen, den betriebsamen Dampfkessel, und senden erst noch reichlichen Ueberfluß auf den Wogen des Rheins bis an die See. Auf fetten Wiesen müßten sich ungezählte Rinderheerden, nährt sich eine tüchtige Zucht edler Rosse. An allen Straßen, auf jedem Rain gedeiht das Obst in Hülle und Fülle. Und wo auf den Höhen des Waldes kaum mehr der späte Haber reift, die menschennährende Kartoffel ihre Erstlinge dem heiligen Bartholomäus darbringt, da hat der rege Kunstfleiß seine Hütten aufgeschlagen, um die Hände des Hirtenvolkes mit einträglicher Arbeit zu beschäftigen. Nichts fehlt hier zum „Gau Eden,“ aber zuviel ist allerdings etwas da, nämlich der Mensch, der vom Baum der Erkenntniß genossen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz des Boten.

Sitzung des Spezialgerichts.

Sitzung vom 6. September.

Georg Jakob Kreinig, 38 Jahre alt, Seiler von Heuchelheim, vertheidigt durch den Herrn Advokaten Volimar.

Der Angeklagte, ein im höchsten Grade verdorbener Mensch, welcher schon fünfmal wegen Landstreicherei zuchtpolizeilich gestraft worden ist, wurde nach Artikel 553 des peinlichen Prozedurgesetzes vor das Specialgericht verwiesen.

Nachdem derselbe schuldig erkannt war, am 30. Juni letzthin, auf dem Banne von Nußdorf einen gewaltsamen Angriff auf die Schaamhaftigkeit eines zehnjährigen Mädchens gemacht zu haben, verurtheilte ihn das Spezialgericht zur Strafe der Zwangsarbeiten auf 5 Jahre.

Mit dieser Prozedur waren die gewöhnlichen Sitzungen in Criminalsachen für das 3. Quartal 1850 geschlossen.

Neueste Nachrichten von Schleswig-Holstein.

Die jetzt erfolgte Berufung der Landes-Versammlung und das Aufgebot der gesammten waffenfähigen Mannschaft der Herzogthümer, also des Landsturms haben auf die Stimmung der Holsteiner bereits vortheilhaft eingewirkt. Die lange Waffenruhe lag, wie wenig sie auch das Zutrauen zu dem Festhalten der Statthalterschaft und des Obergenerals an der Entscheidung durch das Schwert erschüttern konnte, doch schwer und drückend auf den Gemüthern.

Die Landes-Versammlung mußte im Namen des ganzen Landes sich für die Fortsetzung des Krieges aussprechen, die Schritte der Statthalterschaft billigen, und sie zum Fortschreiten auffordern; das wird sie in der nächsten Woche thun. Was man von der Landes-Versammlung jetzt zu hoffen und zu fordern hat, spricht eine Correspondenz aus dem nördlichen Holstein aus. „Wir hoffen von der Landes-Versammlung" — sagt sie —, „daß dieselbe unter dem Ernst der Zeit weder ein Spielball werden wird in den Händen der Parteien, noch Geld und Kräfte übrig hat, um selbige zur Unzeit auf den Ausbau derjenigen inneren Institutionen zu verwenden, deren Entwicklung die Sache eines gesicherten Friedenszustandes seyn muß. Wir hoffen eine Fusion aller Parteien in dem vereinten Streben, die Lenker des Staates zu unterstützen, daß sie das Panier, wofür wir kämpfen, immer hehrer entfalten und mit hoher und kräftiger Hand es halten, daß sie die Anstrengungen verdoppeln, um unserer so oft verkannten und doch so gerechten, so viel geschmähten und doch so reinen Sache den endlichen Sieg zu verleihen.

Der Aufruf des Landsturms aber gibt dem Kriege erst den offenen Character eines Volkskrieges. Es ist, wie bereits gemeldet, eine verbürgte Thatsache, daß die Männer eines jetzt von den Dänen hart bedrängten schleswig'schen Distriktes an den Feldherrn und die Statthalterschaft gesandt haben, man möge ihnen nur 400 Jäger zu Hülfe schicken, so wollten sie sich ergeben. So wird das ganze Volk Schleswigs, so weit es deutsch ist, aufstehen gegen seine Dränger, wenn der Schlachtruf an der Eider wieder ertönt. Im Rücken der Dänen wird es sich erheben und sie vertreiben von dem Boden, „den sie sich angemaßt."

Inzwischen — damit solche Erhebung in den rechten Gang komme, müssen erfolgreiche Operationen des regelmäßigen geübten Heeres derselben erst Raum und Luft schaffen. Schon hat der kleine Krieg der Vorposten-Gefechte wieder begonnen, und die Wiederaufnahme des großen Krieges wird erfolgen, sobald die fast vollendete Completirung des Heeres der Herzogthümer ganz vollendet seyn wird. Deutschland darf bis dahin nicht nachlassen in seiner Theilnahme, es muß dieselbe vielmehr noch steigern! Namentlich wird noch ein verstärkter Zuzug von freiwilligen Kämpfern aus Deutschland gewünscht — und mögen die Comite's hierauf ihr nächstes Augenmerk richten.

Von der Eidermündung, 3. September. Mit der Aernte in den friesischen Marschen sieht es kläglich aus. Ganze Strecken sind unter Wasser in Folge des unaufhörlichen Regens, und dazu werden sie Tag für Tag von den Dänen ausgefogen. Die Zustände auf der Westseite Schleswigs sind verzweiflungsvoll. Wir hoffen, daß die Erlösung mindestens künftigen Monat kommen wird. Das ganze Land wird ruinirt; aber je größer der Druck und die Trübsal ist, desto weiter entfernt sich der Feind von seinem Ziele.

Altona, 9. September. Gestern fanden Gefechte auf der ganzen Linie der Vorposten statt. Besonders lebhaft waren dieselben auf dem linken Flügel der Schleswig-Holsteiner. Anfangs mußte sich dieser — das 9. und 11. Infanterie-Bataillon und das 1. Jäger-Bataillon — auf Süderstapel zurückziehen, nachdem jedoch Verstärkung eingetroffen war, wurden die Dänen von ihnen geworfen und bis zur Treene zurück gedrängt. Nach Rendsburg sind 58 Gefangene eingebracht, dagegen 9 Wagen Verwundeter des 1. Jägerbataillons nach Heide. — Das Centrum der Schleswig-Holsteiner ist bis Jagel, unweit Schleswig, und Breckendorf vorgerückt, jedoch ohne weiteres Resultat.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 74. Kaiserslautern, Samstag, 14. September **1850.**

Ein Gang nach der Ebernburg.

Mitgetheilt von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Die Urgeschichte aller Burgen hat etwas trockenes, denn es sind dürftige Spuren ihres Daseyns, die auf uns gekommen sind. Der Freund einer lebenvollen Geschichte möchte sie am Ende lieber übergehen, wenn er es dürfte.

Der Ursprung selbst ist meist in ein tiefes Dunkel gehüllt, weil man in jenen Tagen weniger schrieb als handelte. Es ist Ihnen bekannt, fuhr er fort, daß das rheinische Land eine Fiscalprovinz der Kaiser, Tafelgut, wenn Sie im modernen Styl reden wollen, Civilliste der Kaiser war. Es zu schützen, erbauten sie Burgen oder ließen sie durch die fränkischen Herzoge bauen. So entstanden in unsern Gegenden die Reichsburgen Staleck bei Bacharach, Fürstenberg bei Rheindiebach, Soneck bei Heimbach, Trautsberg, nochmals Rheinstein bei Trechtingshausen, Wildburg im Soonwalde, Klopp bei Bingen, Osterburg bei Kreuznach, Böckelheim bei dem Dörfchen gleichen Namens, Altenbaumberg dort oben und Ebernburg.

Im Jahr 883 zerstörten die Normannen auf ihrem Raubzug den Rhein herauf die meisten dieser Burgen, auch die Osterburg bei Kreuznach. Die Nachrichten sind übrigens lückenhaft und es muß bezweifelt werden, daß sie weiter aufwärts ins Nahthal kamen, als zur Osterburg. Daß Ebernburg oder damals noch „die Burg an der Alsenz“ von ihnen erstiegen worden sey, ist kaum anzunehmen, da alle Quellen darüber ein tiefes Schweigen beobachten, während sie von der Osterburg reden. Auf des Reiches Kosten von den Herzogen erbaut, war die Burg auch des Reiches Eigenthum und wurde ein Lehen für tapfere Vasallen. Zur Zeit der salischen Kaiser ist Ebernburg urkundlich als terra salica bezeichnet und war an sie als Inhaber der Kaiserwürde übergegangen. Die Herzoge waren eingegangen, Gaugrafen traten an ihre Stelle und waren des Reiches Vögte in diesen Burgen oder gaben sie an ihre Vasallen als Afterlehen. Wie sich der Bau der Burgen durch die Edeln des Landes damals mehrte, zeigt die Urkunde des Klosters Sanct Maximin bei Trier. Es war im oberen Nahthal reich begabt und da drei freie Franken auf dem Kopf des Berges bei Kirn die Kyrburg erbaut hatten, so wandte sich das Kloster, fürchtend, es möge mehr vorkommen, daß Edle unbefugt auf seinem Grund und Boden Burgen bauten, im Jahr 729 an den Papst Gregor und erwirkte eine Bulle, die es ausdrücklich untersagte, daß ein Herzog, Graf oder sonst ein Ritter auf den Berggipfeln, welche grundherrlich der Abtei zustanden, eine Burg erbaue, ohne besondere Einwilligung derselben, resp. Kauf des Bodens oder sonstigen Abkommensvertrag.

Die Kaiser gaben zum Schutz ihrer Regalien und Gerechtsame diese Burgen als Lehen, wie schon bemerkt, an die Grafen oder sonst edle und verdiente Familien des Landes. So erscheint der Rheingraf Wolfram im Besitz des dritten Theils der Vogtei „Hebernburc“ durch Afterlehensübertrag von dem Grafen Simon II. von Saarbrücken. Die Vogtei, das heißt das Gebiet der Burg, umschloß das Dorf Ebernburg, das Dorf Norheim und die Dörfer Feil und Bingart.

Wahrscheinlich fiel das Lehen an den Grafen von Saarbrücken zurück; denn in der Erbtheilung unter die Söhne Simon's II. erhielt Graf Friedrich, welcher der Stammvater des zweiten Leiningischen Geschlechts wurde, die Vogtei Ebernburg, und als 1237 abermals eine Familientheilung vorgenommen wurde, unter den Söhnen desselben, Friedrich II. und Emich III., empfing Emich III. die Vogtei, von welchem sie durch eine Erbtochter an den Raugrafen Ruprecht V. von Altenbaumberg überging, dessen Sohn Heinrich V. im Jahr 1338 dem Grafen Waltram von Sponheim die Hälfte der Burg und Vogtei für viertausend schwerer Turnosen auf die Bedingung versetzte, daß er das Schloß und die Brücke über die Nah baue und unterhalte. Die übrigen Theile der Burg und Vogtei gehörten Heinrich's Schwester Mena, die Philipp von Bolandens eheliche Hausfrau war. Philipp von

Digitized by Google

Bolanden öffnete seinen Theil durch einen Vertrag dem Pfalzgrafen Ruprecht V. und empfing dafür eine für jene Zeit bedeutende Summe.

Als Philipp von Bolanden mit Graf Walram in eine arge Fehde gerieth, nahmen beide Helfer und Bundesgenossen eifrig Theil. Im Vorsommer des Jahres 1367 kam es bei Sprendlingen zu einer mörderischen Schlacht. Zweihundert Leichen deckten das Schlachtfeld und meistens waren es Sponheimer. Walram selbst fiel als Gefangener in des Feindes Hände.

Zu diesem Siege Bolandens hatte Raugraf Heinrich, sein Schwager, hauptsächlich beigetragen. Simon, Graf Walram's von Sponheim Sohn, vergab das dem Raugrafen nicht und stellte ihm auf Schritten und Tritten nach, ihn aufzulauern. Im Jahr 1381 glückte es ihm, ihn auf der Jagd gefangen zu nehmen. Er schleppte ihn auf die Burg Sponheim und warf ihn ins tiefste Verließ. Bolanden hatte Simon's Vater, den Grafen Walram, nur für ein ungeheueres Lösegeld freigegeben. Jetzt lag, das Vergeltungsrecht zu üben, in Simon's Hand und er war der Mann, es zu benutzen. Wollte Raugraf Heinrich seine Freiheit wieder erlangen, so mußte er den Antheil an Ebernburg, welchen sein Vater im Jahr 1338 dem Grafen Walram versetzt hatte, nun zu erb und eigen überlassen, sammt den Dörfern Ebernburg, Feil, Alt- und Neu-Bingart und Norheim. Der Antheil, welchen Philipp von Bolanden dem Pfalzgrafen geöffnet hatte, kam im Jahr 1376 vollends an die Pfalz, da Konrad von Bolanden, Philipp's Bruder und Erbe, alle seine Burgen an die Pfalz verkaufte. Wie und wodurch der Schenk Johann zu Erbach Rechte an der Ebernburg hatte, ist mir unbekannt, aber gewiß, da er sich 1394 urkundlich aller seiner Rechte zu Gunsten der Pfalz begab. Im Jahr 1416 kam durch die Erbgräfin Elisabeth von Sponheim ein Fünftheil der Burg und Herrschaft Ebernburg an die Pfalz und die übrigen vier Fünftheile vererbten durch den letzten Grafen Johann von Sponheim an Baden und Veldenz. Indessen hatte dieser Graf Johann von Sponheim 1430 an den Ritter Hans Winterbacher von Landskuhl, dem er 1200 Gulden schuldete, diese vier Fünftheile versetzt mit dem besondern Umstande, daß er ihn zu seinem Amtmann zu Ebernburg bestellte und ihm zusicherte, daß, wenn seine Erben ihn als Amtmann entlassen wollten, sie ihm ein halbes Jahr vorher kündigen und die ganze Schuldsumme bezahlen müßten. Schon zehn Jahre nachher beschlossen die Gemeinherren von Ebernburg, Pfalz, Baden und Veldenz, daß die Herrschaft nicht stückweise veräußert werden dürfe, sondern ein Ganzes bleiben müsse.

Winterbacher mochte der Gemeinherrschaft nicht viel Liebe tragen; daher kam es, daß sein Pfandrecht an seinen Verwandten Dietrich Knebel von Katzenelnbogen abtrat. So gern die Gemeinherren die Schuld hätten tilgen mögen, so ließen es doch die Verschiedenheiten ihrer Mittel nicht zu, und darin eben lag der Grund, daß die Burg jene hohe Bedeutung gewinnen konnte, welche ihr der Name Sickingen lieh.

Das uralte Geschlecht der Ritter von Sickingen war der Pfalz von jeher eng verbunden und spielte in ihren Händeln und Fehden mit Rath und Schwert eine so wichtige Rolle, daß es bei dem Pfalzgrafengeschlechte in hohem Ansehen stand. Die Stammburg desselben lag im Kraichgau, in der Nähe von Bretten. Ruhm und Reichthum besaß das Geschlecht in hohem Grade.

Reinhard, der sechste, dieses Namens war im Vollbesitz dieses Erbes. Auf dem Congreß in Jostein, in den Händeln der Pfalz und des Bisthums Speyer, hatte er seine Talente im glänzendsten Lichte gezeigt. Wie als Gesandter in Italien, so als geschickter Unterhändler und Rathgeber auf dem Concilium zu Constanz war sein Ruhm nur vermehrt worden. Darum sah es die Pfalz gern, daß Reinhard die Pfandschaft Knebel's von Katzenelnbogen an sich brachte. Er war reich; sie brauchte sich um die Rückzahlung keine Sorge zu machen. Reinhard wählte die Burg zu seinem Wohnsitz.

Die Fehde Friedrich's I. von der Pfalz mit dem Markgrafen Karl von Baden gab Reinharden die Gelegenheit, die Pfalz noch mehr zu verpflichten. Er stritt mit seinem Herrn in der siegreichen Schlacht bei Seckenheim 1462 und als der Markgraf in des Pfälzers Hände fiel, besetzte Reinhard die vordere Grafschaft Sponheim, welche der Markgraf, um sich zu lösen, pfandweise an die Pfalz abtreten mußte. In Folge dieser Abtretung bestimmte Friedrich I., daß sein Antheil an der vorderen Grafschaft Sponheim und namentlich die Herrschaft Ebernburg unlöslich mit der Pfalz forthin verbunden bleiben müße.

(Fortsetzung folgt.)

Rainbauers Martin.

Neues Zeitstücklein von W. Chezy. (Aus dem Morgenblatt.)

(Fortsetzung.)

Eine der herrlichsten Gegenden in diesem gesegneten Land ist der Ausgang des Murgthals, wo der kleine helle Fluß aus dem Bergkessel hervordringend in Schlangenwindungen die Ebene des Rheinthals gewinnt, um vorüber an Kuppenheim und Rastatt den

Digitized by Google

Weg zum Rhein zu ſuchen. An der Mündung des Thales treten die Höhen weit voneinander, weichen die gewaltigen Gipfel hinter ſanftgehobenen, breitgelagerten Vorhügeln, an denen Rebgelände, Aecker, Matten und Laubwälder in bunter Reihe wechſeln. An der linken Seite des Murgſtückchens, von Raſtatt her zur rechten Hand, ragen die Berge, hinter denen die Oos vom Badener Wald herunter rauſcht. Hoch oben ruhen auf keckem Felſenvorſprung die Trümmer des alten Grafenſitzes von Eberſtein. Die Höhen am rechten Ufer, gewaltiger und maſſenhafter als die eben genannten, ſind Fußgeſtelle und Flanken des Dobels, welcher die Waſſer zwiſchen der Murg und der Enz ſcheidet. Am Abhang dieſer Berge iſt die unnatürliche Gränze hingezogen, die zur Schmach des deutſchen Vaterlandes und zum Unglück der Heimbürger die Schwaben im Ufgau von ihren Brüdern im Enzgau ſondert. Die Eckpfoſten des rechten Thalrundes bildet der Eichelberg. Wo hier über den Vorhügeln mit ihren Weingärten und Fruchtfeldern am ſteileren Abhang der Buchenwald beginnt, birgt ſich in grüner Einſamkeit ein Zinken von vier oder fünf Höfen. Der Platz heißt Winkel, und nie hat es einen naturwüchſigeren Namen gegeben, ſo verſteckt liegen die Häuſer zwiſchen dem Wald und dem buſchigen Abhang der Schlucht, in deren Tiefe ein Bächlein zur Murg hinunter rieſelt. Am hohen Rande dieſer Schlucht hin führt ein Fahrweg in höchſt urſprünglicher Einfachheit von Rothenfels herauf und weiter zur Höhe gegen das weitläuftige Doppeldorf Oberweier und Niederweier. Drunten am Fuß des Geländes, etwa zweihundert Ruthen abſeits von der Murg, liegt Biſchweier, durch das die Straße auf das nahe Muggenſturm zum Ausladungsplatz der Eiſenbahn führt.

Zwiſchen Winkel und Oberweier war es, wo am hellen Sommerabend der alte Rainbauer vor ſeiner Thüre ſaß, ein eisgraues Männchen, ſonſt aber noch ſtrack und aufrecht, im wetterbraunen Geſicht ein paar glitzernde Wildſchützenaugen, ſo klar und ſcharf, als wären ſie funkelnagelneu. Das helle Augenpaar ſpähte fleißig nach allen Seiten in die Welt hinaus, und konnte davon ein ſtattliches Stück überblicken. Der Rainhof ſteht, wie ſchon ſein Name verräth, ganz draußen auf dem hohen Rain. Links hinunter ſah der Alte gerade auf das Rothenfelſer Schloß und das Badhaus jenſeits des Waſſers, wo durch die Brücke der Raſtatter Straße ſich mit der von Muggenſturm verbindet. Die Bäume verdeckten ihm Rothenfels, die Ortſchaft, welche des Thales engeren Eingang hütet. Weiter gen Niedergang ſchweifte der Blick über das alterthümliche Städtchen Kuppenheim nach der alten Reichsfeſtung, wo vom Schloß des Türkenbezwingers Ludwig das heidniſche Götzenbild mit ſeinen Donnerkeilen droht. Hinter Raſtatt lachten im Sonnenſchein luſtig die weitgedehnten Wälder, den Lauf des Rheins verbergend, wohinter in blauer Ferne die Vogeſen ihre Zacken an den Himmel zeichneten.

Nach Schloß und Stadt und Wald und Berg fragte der Greis freilich nicht viel; war er doch des Anblickes ſeit ſechs Jahrzehnten hinlänglich gewöhnt, hatte er doch während der ganzen langen Zeit nie an ſich ſelber verſpürt, wie einem badiſchen Landeskind zu Muthe wird, wenn es mit heimwehkrankem Herzen ſich nach dem Grün und dem Blau zurückſehnt, die es zu Hauſe immer ſo gleichgültig betrachtet. Doch war an ihm auch nicht die wohlzufriedene Miene wahrzunehmen, womit der Bauer um Sommerjohannis die wogenden Saatfelder, die üppigen Reben, die vielverheißenden Obſtbäume zu betrachten pflegt. Er hatte im Augenblicke nach ganz anderen Dingen zu ſchauen. Bei der Eliſabethenquelle wimmelte es von fremden Gäſten, doch nicht von ſolchen, für welche der erlauchte Beſitzer des Rothenfelſer Schloſſes die Heilquelle gefaßt und den zierlichen Gaſthof aufgeführt hat. Freiſchärler waren's, theils in blauen Käthemden, mit breitkrempigen Schlapphüten, theils in der Ausrüſtung des ſtehenden Heeres. Zu Rothenfels ſtand das Arbeiterſähnlein von Beſancon vereint mit badiſchem Fußvolk; das Hauptlager der Abtheilung hatte ſich im Badhaus eingerichtet. Das Treiben war dort um ſo lebendiger, als es am Nachmittag oſtwärts in den Bergen ein Gefecht mit den „Fürſtlichen“ gegeben hatte. Weiter abwärts auf der Raſtatter Straße ſtanden vor Oberndorf zwei Geſchütze, deren Mannſchaft und Beſpannung im Orte ihre Herberge haben mochten. Der Steinweg war belebt von lungernden und umherſchlendernden Kriegsleuten, von einherſprengenden Reitern, die Befehle und Botſchaften brachten oder holten. —

Dem Zuſchauer vor dem Rainhof gefiel das lebendige Treiben nicht im mindeſten. Die Theilnahme, womit er's betrachtete, war ſchmerzlicher Art. Wenn er auch nichts vom Kriege verſtand, ſo ſagte ihm doch der angeborene Mutterwitz, daß die Republikaner karm in anderer Abſicht ſeit dem vorigen Tag die feſte Stellung bezogen, als um eine Schlacht anzunehmen; ſonſt hätten ſie ja hinter den Bollwerken von Raſtatt bleiben, oder auch auf der Eiſenbahn „weiter rutſchen“ können. Kopfſchüttelnd ſprach er vor ſich hin: „Das gibt 'ne böſe Geſchichte. Hätten ſie mit den Händeln nicht bis nach der Haberernte warten dürfen? oder

Digitized by Google

meinetwegen bis zum Herbst, wenn ich schon keine Reben habe. Die Frucht steht gar zu schön und in den Wälschkornäckern ist's eine helle Freud'. Das werden die Kaiben alles in Grund und Boden hinein zertrampeln und verwüsten. Bis übermorgen die Sonne wieder aufgeht, ist das neunundvierziger Brod gedroschen, gemahlen und gegessen, ohne Müller und Beck, mit lauter Flegeln. Birnen, Aepfel und Nüsse werden sie mit eisernem Hagel von den Bäumen dengeln, und das grüne Futter freßen ihre Pferde mit den Hufeisen. Wenn hernach Martini kommt, mag die Herrschaft zusehen, wer ihre Steuern und Gaben zahlt. Der Schiffherr kann seinen Zins mit Kohle in den Schornstein schreiben bis zum Nimmermehrstag, der am Mittwoch vor Winterpfingsten im hinkenden Boten steht. Und der Bauer? Der soll alleweil mit den Herrschaftspatzen fliegen und dazu singen: „ja fell glaub' i, Bettelleut' hen's gut!"

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein Chemiker aus Toulon hat eine Erfindung gemacht, welche die Gerichtshöfe in hohem Grade interessirt. Er gibt nämlich ein Verfahren an, wodurch Fußstapfen, sie mögen in Erde, in Sand oder auch nur in einem beweglichen Stoffe vorgefunden werden, gelöst und dem Gerichte vorgelegt werden können. Die angestellten öffentlichen Versuche haben die praktische Anwendbarkeit dieser Erfindung dargethan.

Zu Toulouse fand kürzlich zwischen zwei Weibern ein Duell auf Messer statt, wobei die eine Kämpferin am Arm verwundet wurde.

Neueste Nachrichten von Schleswig-Holstein.

Altona, 9. Sept. Ueber das gestrige Gefecht wird der „Börsenhalle" aus Rendsburg geschrieben: „Heute Morgen um 8 Uhr wurde die Avantgarde alarmirt durch die Meldung, die Dänen seyen schon in Groß-Breckendorf und rückten in großer Stärke gegen die Position bei der Stendter Mühle ein. Der erste Theil der Meldung war richtig, aber nicht der zweite. Sogleich aber wurden 2 Detachements, das eine über die Sorge bei der Stendter Mühle und das andere über den Bistensee bis Alefeld vorgeschickt. Beide bestanden aus Abtheilungen des 12. und 2. Bataillons und des 2. und 3. Jägercorps mit zwei 3-Pfündern und zwei 6-Pfündern. Mit diesen ging man vor bis ungefähr 2000 Ellen von Großbreckendorf. Schon hatten sich die beiden Tirailleurlinien beschossen, als plötzlich eine Schwadron dänischer Cavallerie auf den Hügel neben Breckendorf sichtbar wurde; da wurden denn die beiden metallenen Dreipfünder heraufbeordert. Sie thaten einige Schüsse mit ziemlicher Wirkung, denn gleich darauf zeigten sich große Lücken in den Reihen der Cavallerie. Ihr Antheil an dem Gefecht dauerte indeß nicht lange, denn eine halbe Zwölfpfünderbatterie kam zur Unterstützung der Cavallerie herbei und beschoß die halbe Schwadron schleswig-holsteinische Cavallerie und den Stab mit solchem Effect, daß beide sammt den Dreipfündern etwas zurück mußten. Kaum hatten sie indeß diese rückgängige Bewegung vollendet, als die Dänen auch plötzlich zurückgingen. Zu gleicher Zeit hörte man deutlich Schüsse im Osten auf der rechten Seite der Hüttener Berge fallen, die nur von der andern Abtheilung unter dem Obersten Gerhard kommen konnten. Sogleich wurde wieder avancirt und zwar mit solcher Eile, daß die Dänen förmlich in die Flucht geriethen. Man verfolgte sie mit Tirailleurs bis nach Geltdorf, ungefähr eine Stunde von Schleswig. Hier wurde Halt geblasen und der Rückzug angeordnet, denn weiter war nichts zu machen. Die Dänen waren von ihrer Recognoscirung oder Fouragierung zurückgetrieben und wurden von 1500 oder 1600 Mann mit ihren 3000 in die Flucht gejagt. So viel wie dies bis jetzt bekannt ist, sind weder Todte, Verwundete oder Vermißte vorgekommen; gefangen sind 5 dänische Jäger und ein kleiner Tambour. Heute Morgen früh gelang es den Dänen, eine Patrouille von 6 Mann und einem Fähndrich aufzuheben. — Im Westen ist es diesen Morgen ziemlich scharf hergegangen. Gegen 9 Uhr rückten die Dänen mit einem Bataillon und 4 Geschützen aus Friedrichsstadt aus und griffen die Position bei Süderstapel an. Zuerst beschossen sie die beiden Compagnien vom 11. Bataillon und 1. Jägercorps, die sie besetzt hielten, mit Kartätschen und rückten zweimal mit dem Bajonnet gegen die Verschanzungen an, ohne hinein zu gelangen. Sie mußten mit großem Verluste abziehen, 7 verwundete und 6 unverwundete Dänen sind schon eingebracht; die meisten dänischen Verwundeten wurden von ihren Kameraden mit nach Friedrichsstadt zurückgeschleppt, aber zwischen 30 und 40 sollen gefallen seyn. Wir haben etwa 30 Mann an Todten und Verwundeten verloren.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 75. Kaiserslautern, Donnerstag, 19. September **1850.**

Ein Gang nach der Ebernburg.

Mitgetheilt von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

An eine Lösung der Sickingen'schen Pfandschaft an Ebernburg konnte auch Friedrich I. nicht denken, und sie vererbte, als Reinhard von Sickingen starb, auf Schweikhard, den achten dieses Namens in der Sickingen'schen Stammtafel, der seines Vaters Reichthum und Ehren erbte. Er war nicht der Mann, der sie schmälerte.

Reich begabt mit Einsicht und Gewandtheit, machte er sich der Pfalz unentbehrlich. Im Kampf gefürchtet, in Turnieren sieggekrönt, in Unterhandlungen schlau, vorsichtig und glücklich, in geheimen Wissenschaften erfahren, besonders in der damals so viel geltenden Astrologie, glänzte er unter den Ersten seines Standes und seiner Zeit. Er war Marschall und Obristhofmeister der Pfalz und Ammann in Kreuznach. Wie viel er unter seinen Standesgenossen galt, geht daraus hervor, daß er König der ritterlichen Gielsgesellschaft, eines bedeutenden Ritterbündnisses jener Tage war, welche Würde großen Einfluß verlieh. Wie hoch er auch stand, so war er dennoch ein Sohn seiner Zeit. Hörst fehdelustig, bekriegte er auf seine Faust Städte, Klöster, Burgen, und kehrte immer reicher daraus heim, da er es mit dem Erwerb der Kriegskosten und der Beute so wenig streng nahm, als tausend andere seines Standes und seiner, wie selbst einer spätern Zeit. Schätze baar in seinen Truhen zu bergen und sie bei geeigneter Gelegenheit vortheilhaft anzulegen, gehörte zu seinem besondern Augenmerk. Die Verlegenheiten des Pfalzgrafen Philipp boten hierzu schickliche Gelegenheit und gern sah er seinen gnädigen Herrn als seinen Schuldner in seinem Schuldbuch mit 2100 fl. Unvermögend, diese für jene Zeit so hohe Summe nebst der Pfandschaft zurückzuzahlen, ging der Pfalzgraf trotz der Hausbestimmung Friedrich's I. auf Schweikhard's schlauen Antrag ein, ihm Burg und Herrschaft Ebernburg für diese Summe zu überlassen, und so empfing denn 1481 Schweikhard Burg und Herrschaft urkundlich auf Wiederlösung unter der Bedingung, daß sie nicht nur auf die männlichen, sondern auch auf die weiblichen Sprossen des Geschlechts vererben solle. Nur das eine hielt sich der Pfalzgraf aus, daß Ebernburg nie aus dem Kreuznacher Burgfrieden ausscheiden dürfe.

Schweikhard's Ziel war erreicht. Er konnte die Baarsumme missen, sein Landesherr nicht. Er verstärkte die Befestigung seiner jungfräulichen Burg, befehdete viele, die er siegreich niederwarf, las in den Sternen, stellte Horoskope und mehrte ohne Unterlaß seine Reichthümer. In eben dem Grade, als sein Ansehen und sein Reichthum wuchs, mehrte sich der bittere, unversöhnliche Haß der Städte, der Klerisei und vieler Fürsten gegen ihn, und heimlich wuchs das Bestreben seiner Feinde, ihn zu verderben. Ganz unbekannt blieb ihm das nicht; er setzte ihm Trotz und Uebermuth entgegen, weil er sich sicher glaubte im Schutze seiner Burg, seiner Macht und seines Herrn. —

Die Früchte dieses Hasses aber reisten schnell. Als 1503 die Pfälzerfehde entbrannte und Schweikhard an seines Herrn Seite focht, fiel Landgraf Wilhelm von Hessen mit Mord und Brand in die untere Pfalz ein, verwüstete das schöne Land um Kreuznach mit unmenschlicher Grausamkeit und belagerte Ebernburg. Als es ihm nicht gelang, die Burg zu ersteigen, ließ er die Orte der Herrschaft die ganze Erbitterung seines Hasses gegen Sickingen fühlen. Das Land und die Weinberge waren eine völlige Wüstenei und die Dörfer waren bis auf den Grund niedergebrannt. Zwar schlichtete der Reichstag zu Köln die Streitigkeiten, die den Krieg entzündet hatten, aber der allgemeine Haß gegen den übermüthigen Sickingen, dem man auch vieles in diesen Händeln zur Last legte, forderte ihn als Opfer. Schwere Klagen über Frevel, Ungerechtigkeit und willkürliche Eingriffe in des Reiches Bestimmungen lasteten so sehr auf ihm, daß er, des Hochverraths am Reiche beschuldigt, trotz aller redlichen Verwendungen seines Herrn dem Gesetze verfiel. Sein Haupt sank unter dem Beile des Stockers!

Franz von Sickingen war sein Sohn. Zweiundzwanzig Jahre alt, hatte er die Ebernburg gegen Wilhelm von Hessen vertheidigt und wohlverdienten Ruhm geerntet. Tief beugte ihn des Vaters schreckliches Ende und senkte manchen Keim tiefen Hasses in seine Seele, der im spätern Leben zur rechten Stunde seine Sühne suchte und fand.

Schweikhard von Sickingen war mit Margaretha von Hohenburg vermählt gewesen. In der Nacht des 1. März 1481 wurde Franz auf der Ebernburg geboren.

In der Stunde der Geburt in selbiger Nacht saß Schweikhard in dem geheimen Kämmerlein auf dem Hauptthurm der Ebernburg und stellte dem Kindlein, das er erwartete, das Horoskop. In den Gestirnen

Digitized by Google

las er, so melden Sicklingen'sche Familienpapiere, daß ein Sohn ihn erfreuen würde, „der auf dem Erdreich wunderliche Zeit haben, ein treffliches Ansehen in der Welt bekommen, dessen Ende aber beschwerlich seyn würde.“ Diese Kunde brachte er der Mutter, die den Neugebornen ihm entgegenhielt; aber in der Mutter Seele lebte ein anderer Glaube; sie belächelte in ihrem Mutterglück und Zutrauen des Eheherrn wunderliche Fantasieen und erinnerte ihn oft mit gutmüthigem Spotte daran, was er in den Sternen gelesen haben wollte, als sich in des Sohnes reichen Anlagen Keime herrlicher Hoffnungen entwickelten. Dann pflegte er mit einem ahnungsschweren Seufzer zu sagen: „Liebe Hausfrau, er wird ein großer Wicht werden; Gott weiß aber allein, wie sich das enden wird.“ —

Wenn auch klein von Gestalt, doch kräftig gebaut, entwickelte der Knabe bei hohen Geistesanlagen ein wildes, unbändiges, keinem Gebote sich schmiegendes Wesen. Jede Rüge konnte ihn entrüsten. Nur der eigene Wille galt ihm als Gesetz. Dies machte dem Vater viele Sorgen und einst, als der Quardian der Barfüßer von Kreuznach und der Landschad von Steinach bei Schweikharden an der Tafel saßen und ein Wortwechsel sich entspann, in dessen Folge Franz trotzig aufsprang und hinauseilte, sagte Schweikhard: „Ich sehe im Geiste den Tollkopf zwar bis zu des Thrones Höhe hinaufklimmen, aber auch mit Schmach bedeckt herabstürzen in die Finsternis des Grabes!“ Als die Gäste ihm das andreten wollten, fügte er hinzu: „Franciscus trägt zwar nicht viel Größe am Körper, aber er wird dennoch gewiß groß gegen die Welt werden; Gott weiß aber allein, ob er nicht das schlimmste End nehmen wird!“

Es ist eine wundersame Thatsache, daß in des Vaters Gemüth dunkle Ahnungen der Zukunft lagen; aber ebenso überraschend ist der richtige psychologische Blick des Ritters. Was er gesagt, ist wahrhaft prophetisch gewesen. Seine Hauptsorge war es, den wilden Sinn des Knaben durch die Erziehung zu mildern und seinen Geist mit dem Golde des Erkennens in eben dem Maße zu bereichern, wie er ihn durch ritterliche Uebungen für seinen künftigen Standesberuf geschickt zu machen strebte. Sein Vermögen gestattete ihm das in einem seltenen Maße. Zwei Lehrer, deren Namen schon eine Bürgschaft für ihre Leistungen bot, Geiler von Kaisersberg und Johannes Reuchlin, wurden seine Lehr- und Zuchtmeister und die ritterliche Ausbildung gaben ihm mit dem erfahrenen Vater Dietrich von Dalberg, Freund und Nachbar des Vaters, und Ulrich von Hutten, ein tapferer fränkischer Ritter, nicht zu verwechseln mit dem großen Namensverwandten, der in späteren Tagen Zuflucht und Stätte des Wirkens auf der Ebernburg fand.

Das wilde Wesen milderte sich und der Einfluß einer reichbegabten Mutter blieb nicht ohne Erfolg. Seine fromme Herzensrichtung war ihr Werk, an dem der edle Geiler von Kaisersberg getreulich mitwirkte, während Reuchlin auf die Verstandesbildung den gesegnetsten Einfluß ausübte.

So stand Franz da, als des Vaters Haupt fiel und das reiche Erbe sein eigen wurde. Bald zeigte Franz wie er fähig war, geistig Großes zu schätzen. Den vielfach angeschwärzten Dr. Johannes Faust nahm er 1507 in die Ebernburg auf, um durch sein reiches Wissen die Schätze eigenen Erkennens zu mehren. Das Vorurtheil der Welt konnte schon damals seinen klaren Blick nicht blenden wie es denn dies niemals vermochte. Auf eigenem festen Boden stehend, folgte er überall seinem besseren Verstehen, unbeirrt von dem, was die Welt urtheilte.

(Fortsetzung folgt.)

Rainbauers Martin.

Neues Zeitstückleln von W. Chezy. (Aus dem Morgenblatt.)

(Fortsetzung.)

Unwillkürlich that der Alte jetzt schon nach seinem Rath, bevor er mit den Herrschaftsspatzen flog, und sang frischweg das Schelmenlied. Den Gesang unterbrach eine tiefe Stimme: „Brav, Bürger Hotz! So hör' ich's gern. Ihr feiert den Sieg von Waghäusel am Vorabend neuer Triumphe mit fröhlichem Gesang.“ Der so sprach, war ein vierschrötiger Mann von reifen Jahren, angethan wie ein Freischärler, doch ohne Waffen, wenn nicht etwa der „wüthige“ Robert-Blum-Bart dergleichen vorstellte. Der Bauer würdigte den Ankömmling kaum eines Seitenblicks, indem er spöttisch zur Antwort gab: „Wenn's bei Kuppenheim so geht wie bei Waghäusel, dann ist lang Tag. Uebrigens bin ich kein Bürger, sondern ein Bauer.“ — „Bürger sind wir allesammt,“ brummte der Blumbart in seinem tiefen Baß, „einer wie der andere, der Bürger Hochberg wie der Bürger Göringer, ohne mir zu schmeicheln.“ — „Immer noch höflich genug,“ spottete der Alte, „daß der Herr Lehrer wenigstens seinen Namen hinter den Namen des neuen Bürgers setzt. Unser allergnädigster Landesvater wird diese Ehre zu schätzen wissen.“ — Achselzuckend spie Göringer nach amerikanischer Sitte aus, seitwärts zwischen den Zähnen durch. Der andere fuhr fort: „Wenn ich auch zum Geschlecht Hotz heiße, so ist das nur für die Schreiber. Meine Freunde und Nachbarn nennen mich den Peterhans, und für Eures Gleichen bin ich der Rainbauer.“

Der Lehrer schüttelte das weise Haupt. „Der Rainhof,“ sprach er dazu, „ist Euer Erbgut, wornach Ihr Euch nennt. Das ist ein aristokratischer Mißbrauch, der abgestellt werden muß. Heut nennt Ihr Euch Rainbauer, morgen etwa Herr von Rainhof. Unsere hochadligen Bauernschinder haben grad so angefangen, darum heißt's hier wie überall: obsta principibus.“

Der gelehrte Sprecher ahnte so wenig als sein ungelehrter Hörer, daß er einen Donatschnitzer und zugleich einen ächten Bierdemokratenwitz gemacht. Doch sollte nicht alles vom lateinischen Brocken verloren gehen. Die letzten Sylben trafen im Haus drinnen ein Ohr, und bald brachte eine frische, kernhafte Dirne einen brennenden Lichtspan, den verlangten Fidibus. Göringer zog eine Cigarre aus der Tasche, um das hübsche Mädchen nicht zu beschämen. „Grüß Gott, Tonnele,“ sagte er; „wie geht's, wie steht's?“ — „Alleweil auf zwei Füßen,“ antwortete

Digitized by Google

Tonnele. Sie meinte nichts Böses mit dem schnippischen Bescheid, sondern gedachte vielmehr einen gnädigen Scherz zu treiben; das bewiesen ihr freundliches Gesicht und der Ton, in welchem sie fortfuhr: „Sie haben sich gar zu lang nimmer sehen lassen, Herr Lehrer. Wie geht's denn?“ — „Schlecht und recht,“ versetzt der, „wie's einem armen Dorfschulmeisterlein eben gehen kann.“ — Der Bauer zwinkerte pfiffig mit einem Augenblinzeln gegen den dampfenden Glimmstengel hin, indem er bemerkte: „Ein Hundeleben führt Er, nicht wahr? Eine Cigarre im Gesicht —“ — „Friedrichsfelder Gewächs,“ unterbrach ihn der Lehrer, „das Tausend einen Champagnerthaler, fünf Stück nicht viel über einen Kreuzer. So wohlfeil raucht Ihr nicht Euern schwarzen Reiter. Auch gehört das Cigarrlen zur Gesinnungstüchtigkeit, um die Gleichheit herzustellen.“

Ohne der Unterbrechung zu achten, redete Peterhans weiter: „Dazu die Faust im Sack, nix zu schaffen und brav zu saufen!“ — „Wenn das Vaterland mich ruft, so laß ich mich finden,“ rief Göringer; „vor der Hand bin ich noch entbehrlich, wie meine ganze Altersklasse. Unsere junge Mannschaft richtet's schon allein ohne uns lahme Krüppel aus. Morgen wird sie den Preußen wie ein polnisches Donnerwetter über die Köpfe fahren, trotz Prügelbauben und Spitzhudenflinten. Heut Mittag haben die verbierten Sölblinge in der Michelbach droben schon ihr z'Obedzehre*) bekommen und sind die Zeche schuldig geblieben.“ — „Wenn's wahr ist,“ brummte der Bauer, wogegen das Tonnele in die Hände klatschte und lachend ausrief: „Recht so, all's drauf! Wie hat's gegangen, Herr Lehrer?“ — „Recht weiß ich's selber nicht,“ beschied der, „und kann's nur so im Ganzen sagen. Ein Regiment Preußen ist in die Michelbach eingerückt, vermuthlich um Abends einen Ueberfall auf Gaggenau zu machen und unsern rechten Flügel abzuschneiden.“ — „Sind wir denn Federvieh?“ warf Peterhans dazwischen. — „Stellt Euch nicht einfältiger wie Ihr seyd,“ versetzte Göringer. „Die Pfälzer unter dem tapfern Blenker und seinem heldenmüthigen Weib stehen zu Gernsbach und bilden unsern rechten Flügel. Das Centrum oder Mittelstück ist zu Rothenfels. Wenn nun der Preuß von der Michelbach durch die Heil herunter in's Thal kommt, so macht er damit eine strategische Bewegung und haut dem Volksheer seinen rechten Arm vom Leib. Aber die Freischaaren haben's wie der Kossuth gemacht und die Fürstenknechte bis über die Leitha zurückgejagt.“ — „Was schwatzt Er da wieder?“ fragte der Bauer, „wo hats denn eine Leitha?“ — „Ich muß selber lachen,“ sagte Göringer; „hier heißt's mit Recht: „wessen das Herz voll ist, dessen geht der Mund über. Das Heldenvolk der Magyaren hat wiederum einen herrlichen, wahrscheinlich den entscheidenden Sieg erfochten. Zehntausend Russen haben in's Gras beißen müssen, die übrigen sind in ihren Justenstiefeln Hals über Kopf heimgelaufen, wohin sie, ohne es selber zu wissen, an ihren Sohlen die Freiheit tragen. Der grimmige Paskiewitsch hat an einer ungarischen Eiche den Lohn empfangen, den er vor achtzehn Jahren an den edlen Polen verübt. Die Weißröcke sind zu Kossuth übergegangen, nachdem sie die Hyäne von Brescia wie einen tollen Hund niedergeschlagen, den Don Quichote von Igram zu Pulver und Blei begnadigt hatten. Hier könnt ihr's Schwarz auf Weiß gedruckt lesen.“

Tonnele haschte begierig nach dem Zeitungsblatt, das Göringer aus der Brusttasche holte. Peterhans war jedoch flinker wie sie, und den Bogen in der geballten Faust rücksichtslos zerknitternd, rief er aus: „Laß Er mir die Possen weg! Weibsbilder sollen nichts lesen als im Gebetbuch, und das könnten sie erst vom Hörensagen lernen. Vom Lesen kommt alles Unglück. Die Radikalen haben schon dem seligen Karl Friedrich weiß gemacht, die Bauernkinder müßten lesen und schreiben lernen. Seitdem muß der Bauer seine Kinder sieben Jahre lang in der Wirthschaft entbehren, Buben und Mädel, um sie für sein gutes Geld in die Schule zu schicken. Dort werden sie zum Müßiggang und Zeitungslesen abgerichtet, lernen mit der gnädigsten Herrschaft trutzen und den hochwürdigen Herrn Pfarrer auslachen. In jedem Dorf muß dazu die Gemeinde einen Lehrer halten, und ich weiß von jeher nicht anders, als daß die Lehrer lauter mißvergnügte, unbotmäßige Freischärler sind. Doch hoffentlich ist das Maß bald voll und wird überlaufen. Wenn unser allergnädigster Landesvater nur wieder da ist, so jagt er das ganze Gesindel fort, schließt die Schulen zu und läßt die Kinder nicht weiter am Schaffen verhindern. Dann heißt's wieder wie in den guten alten Tagen: bete und arbeite.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Z'Obedzehre (auch Zoppezehre ausgesprochen) zu Abend zehren, die Zwischenmahlzeit nach dem Mittagessen und vor dem Nachtessen (Vesperbrod, Halbabendbrod, Jause).

Neueste Nachrichten von Schleswig-Holstein.

Die in unserm letzten Blatte mitgetheilte Nachricht, daß General Willisen bei dem Versuche, den Uebergang bei Missunde zu forciren, in der coseler Haide von den Dänen heftig angegriffen und zurückgeworfen, und daß in Folge dessen Eckernförde wieder aufgegeben sey, ist nach den neuesten Nachrichten unrichtig. „Von einem Zurückwerfen der Schleswig-Holsteiner durch die Dänen ist gar keine Rede.“ Vielmehr wurde das Gefecht, welches bis zum Abend mit glücklichem Erfolge geführt war, bei hereinbrechender Nacht von unserer Seite abgebrochen und Stellung diesseits Eckernförde genommen. Eckernförde wurde geräumt, um es nicht von den Dänen in Brand schießen zu lassen. Am 13. September ist das Gefecht, so viel man weiß, nicht erneuert. Das Resultat ist bis jetzt ein nicht unbedeutendes Vorrücken des rechten Flügels der schleswig-holsteinischen Armee gegen Norden. Wir lassen nun die einzelnen Mittheilungen folgen:

Rendsburg, 13. September, Abends 10½ Uhr. Aus dem Bivouac vor Rodelkrug hieher zurückgekehrt, beeile ich mich, Ihnen über das gestern stattgefundene

Digitized by Google

Gefecht einige nähere Mittheilungen zu machen. In nicht ganz unbeträchtlicher Stärke waren gestern Vormittags die Unserigen ausgerückt; der Marsch ging direct nach Norden und man erwartete einen ernsthaften Angriff auf die feindliche Stellung. Nichts weniger indeß hat offenbar in der Absicht des commandirenden Generals gelegen, als an diesem Tage ein entscheidendes Resultat herbeizuführen. Was vorgenommen wurde, war lediglich eine große Recognoscirung gegen den feindlichen linken Flügel, wobei der Ungestüm unserer Truppen allerdings zu mehrfachem sehr lebhaftem Kampfe geführt hat. Ein dauernder Erfolg konnte selbstverständlich unter solchen Umständen nicht erreicht werden. Nichts desto weniger waren die augenblicklichen Resultate sehr glänzend. Alles, was südlich der Schley an feindlichen Befestigungen vorgefunden, war vernichtet, eben so das Lager der Dänen bei Kochendorf; der Feind ward bis in den sehr festen Brückenkopf zurückgeworfen und aus mehreren starken Schanzen vertrieben, so daß also mit Recht gesagt werden kann: der Sieg war vollkommen auf unserer Seite. Ueber die Einzelheiten erfahre ich das Folgende: Unsere Truppen stießen bei ihrem Vorgehen zunächst in der Gegend von Osterbye und Hummelfeld auf den Feind, und zwar auf die Vorposten der Brigade Krabbe, welche das unlängst von ihr verlassene große Hüttenlager bei Kochendorf wieder bezogen hatte. In gewaltiger Eile, wie immer bei solchen improvisirten Zusammentreffen, gingen Posten und Feldwachen des Feindes vor unsern anrückenden Jägern auf ihre Hauptstärke zurück. Die Brigade selber ward im ersten Anlauf von den Unsrigen geworfen, und hat sich dabei ganz besonders das 2. Jägercorps ausgezeichnet, so wie aller Orten sämmtliche im Gefecht gewesene Truppentheile, die wir für einzeln aufzuführen Bedenken tragen müssen, mit großer Tapferkeit gekämpft haben. Nachdem der Feind das Lager verlassen hatte, ward es von den Unserigen angezündet. Das Lager selbst bildete gleichsam eine kleine Hüttenstadt, zu der das Baumaterial hauptsächlich aus den Holz-Vorräthen bei Eckernförde entwendet war. Die Wohnlichkeiten, besonders der Offiziere, waren auf das Comfortableste (Fußteppiche, Sopha's ꝛc.) eingerichtet, wohl schon zum Winterquartier. Von Kochendorf ging der Feind über Cosel nach Missunde auf seine dortigen Verschanzungen zurück; die Unserigen rückten nach, voran das erste Bataillon unter Hauptmann v. Beeren. Ein halber Zug, etwa 50 Mann, unter dem Lieutenant Koch machte unmittelbar unter den feindlichen Schanzen einen Bayonnet-Angriff, wobei er mit solchem Ungestüm vordrang, daß er die Verbindung mit seinem Corps verlor und dem Feinde in die Hände fiel. Das dreizehnte Bataillon wetzte die Scharte von Jstedt glänzend aus, indem es die südwestlich von Missunde an der Schley und dem weseyher Noer belegenen holmer Schanzen nahm. Das dritte Jägercorps und das zwölfte Bataillon nahmen mit großer Tapferkeit lebhaften Antheil an dem Gefechte in der Nähe von Missunde. Rechts beim windebyer Noer drang das dritte Jägercorps vor. Eine Compagnie desselben besetzte Windebye, 2 Compagnien gingen nach Borbye oberhalb Eckernförde, eine südlich von Eckernförde auf die Kieler Landstraße. Die dänische Besatzung von Eckernförde (das 4. Inf.-Bataillon, etwas Artillerie und Cavallerie) hatte bereits Befehl erhalten, auf Cappeln zurückzugehen und ward dies eben vor der Besetzung Borbye's ausgeführt. Nur etwa 100 Mann Dänen unter dem Hauptmann Falkenberg waren in Eckernförde zurückgeblieben. Ehe der Hauptmann Falkenberg die Stadt Eckernförde verlassend auf die Schiffe sich zurückzog, ließ er durch Pechkränze das große Holzlager des Senators Lange in Brand stecken. Die Dänen schossen von ihren Schiffen auf die in der Nähe befindlichen Abtheilungen unseres 5. Jägercorps und setzten dadurch 3 Häuser in Borbye, so wie ein Haus und einen Speicher in Eckernförde in Braud. Nach beendigter Recognoscirung gingen unsere Truppen, die in den verschiedenen Gefechten von unserer Artillerie ausgezeichnet unterstützt worden waren, wieder zurück.

Kiel, 13. September. Der heutige Tag ist bei der Armee anscheinend völlig ruhig vorübergegangen, die Erwartung, zu welcher uns das gestrige Gefecht Veranlassung gab, mithin nicht erfüllt worden. Das gestern Vorgefallene scheint eine große Recognoscirung gewesen zu seyn, deren Zweck denn auch wohl vollständig erreicht worden ist, da unsere Truppen die feindlichen überall zurückgedrängt, das von Holz erbaute Lager bei Kochendorf verbrannt und die in der Gegend zwischen Eckernförde und Missunde errichteten Schanzarbeiten zerstört haben.

Altona, 15. September. Der Zweck des Unternehmens vom 12. d. Mts. war Provocation des Feindes zu einer zweiten Schlacht, wobei der Marsch auf Missunde ihn aus seinen Verschanzungen herauslocken sollte. Dies geht klar aus nachstehendem Armee-Befehle des Generals Willisen hervor: Hauptquartier Schulendaum, den 13. September 1850. Ich danke der Armee für die in den Tagen vom 12. und 13. d. M. bewiesene Tapferkeit und Ausdauer. Alle Truppen, welche am Gefechte Theil genommen, haben ihre Pflicht gethan. Die Armee wird so immer kriegsfähiger. Die Tage sind nicht ohne schmerzliche Verluste gewesen: das 1. Bataillon hat durch seinen ruhmwürdigen Angriff auf den Brückenkopf von Missunde am meisten gelitten. Wir haben erreicht, was wir wollten: dem Feinde durch eine gewagte Unternehmung, die ihn aus seiner Stellung von Schleswig herauslocken sollte, die Schlacht auf offenem Felde, auch unter den günstigsten Bedingungen für ihn, angeboten, haben ihm alle seine Verschanzungen und Lager im Osten bei Eckernförde, Holm, Kochendorf und Hummelfeld zerstört, ihm gezeigt, daß er nicht so Herr in Schleswig ist, wie er es zu seyn vorgibt. Ich sehe den Berichten der Truppen entgegen, um ausgezeichnete Tapferkeit durch Beförderungen zu belohnen. Der commandirende General, Willisen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 76. Kaiserslautern, Freitag, 20. September **1850.**

Ein Gang nach der Ebernburg.

Mitgetheilt von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Kurz nach dieser Zeit suchte sich Franz eine Lebensgefährtin. Hedwig von Flörsheim war die Erwählte. Ebenso reich geschmückt mit den Reizen ihres Geschlechtes als mit hohen Gaben des Geistes und Herzens, war sie die ebenbürtige Gattin des seltenen Mannes, und mit einer innigen Liebe umschloß er sie, die reine, edle Frau, die auf ihn stets den wohlthätigsten Einfluß ausübte. Ein seltenes Glück blühte ihm in ihrem Umgang. Unendlich tief beugte ihn ihr im Jahr 1515 erfolgter Tod. Mit ihm trauerten drei Söhne und drei Töchter, aber auch alle, die sie kannten, und vor allen die Unterthanen der Herrschaft, denen sie ein milder Engel gewesen war, und die Armen weit und breit, die sie erquickt hatte.

Ich will es hier sagen, fuhr der Freund fort, daß, als sie in der Barfüßerkirche zu Kreuznach beigesetzt wurde, ein unabsehbarer Leichenzug ihr in tiefem Leid folgte. Hundert Priester lasen ihr die Todtenmessen und Franz ehrte ihr Andenken auf alle Weise. Nie, wie sehr auch seine Freunde in ihn drängten, konnte sich Franz zu einer zweiten Ehe entschließen. Er fühlte es tief, daß keine andere ihm seine unvergeßliche Hedwig ersetzen konnte. Ihr Andenken bewahrte er in treuer Seele.

Schon ehe dieser schwere Schlag ihn traf, war Franz thatkräftig in den öffentlichen Wirkungskreis eingetreten, der sich von Jahr zu Jahr erweitern sollte und in ihm den seltenen Menschen und die letzte Blüthe ächten Ritterthums in deutschen Landen erkennen ließ. Auch er entwickelte jene seinem Stamme eigene Gabe des Unterhandelns. Er schlichtete Händel und Streitigkeiten, vermittelte Verträge und war da mit Festigkeit, Einsicht, Muth und Treue thätig, wo ihn das Vertrauen seiner Freunde, ihr oder sein eigenes Interesse zum Handeln aufrief. Ebenso bewies er die seinem Stande eigene Kampflust, aber auch eine Kriegskunst, die seinem Namen eine so hohe Bedeutung verleihen sollte. Der erste Kriegszug, den er unternahm, war in der Fehde seines Vasallen und Freundes Georg von Rodalben gegen den Grafen von Zweibrücken.

Der Grund war unerheblich, aber es galt das gute Recht. Der wilde Rodalben, Heilengeorg oder genauer Heulsörg genannt, hatte eine geringe Forderung an den Schultheis Schweigler zu Katzenhausen, den Graf Reinhard von Zweibrücken schützte. Daher galt diesem der Angriff, und wie mächtig auch der Graf durch seine zahlreichen Helfer und Vasallen war, so unterlag er doch der Kriegskunst Sickingen's.

Bald darauf thaten sich die Thore des Ruhmes für ihn auf. Gegen das übermüthige Benedig griff Kaiser Max I. zu den Waffen. Franz war dem ritterlichen Kaiser schon auf dem Reichstag in Worms 1495 nahe getreten und des Kaisers Scharfblick hatte den Edelstein schnell erkannt. Jetzt, wo der Kaiser rüstete, eilte er nach Wien und ging mit dem Heere nach Italien. Mar fühlte sich zu dem Geistesverwandten mächtig hingezogen. Sein Schwert gab ihm den Ritterschlag und seine große Achtung und Zuneigung blieb ihm. Mit Ruhm bedeckt und nicht arm an Beute kehrte er nach Ebernburg zurück. Bald darauf trat er in ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Erzbischof Uriel von Mainz, wofür ihm das jährliche Gehalt von 150 Gulden wurde. Mit sechs Pferden, einem Knaben und vier reisigen Knechten gelobte er dafür von seinem Hause Ebernburg aus dem Bisthum zu Hülfe zu ziehen. Das war ein kleiner Anfang; allein wie wuchs die Macht des Ritters! Welch eine magnetische Kraft äußerte sein Kriegsruf. An Gelegenheit zu Fehden fehlte es nicht.

Seine Ebernburg recht fest zu machen, daß sie jedem Angriff trotzen könne, war sein eifrigstes Bestreben. Bedeutende Mittel wandte er dazu auf und als er gen Worms zog, trug er seiner Hedwig auf, den Bau zu leiten, und setzte zur Vertheidigung seinen Freund Konrad Koib von Wartenberg an ihre Seite. Sie sah des Baues Vollendung nicht mehr. — Sickingen's Macht auf der einen Seite, seine strenge Rechtlichkeit auf der andern, sein Haß gegen die Städte,

Digitized by Google

die seines Vaters Tod mit verursacht, und die Sitte der Zeit, daß der Schutz- und Rechtlose bei einem Ritter Hülfe suche — verwickelten ihn in den Kampf mit Worms.

Aufstände gegen der Stadträthe Druck und Willkür waren in jenen Tagen das Kapitel, welches den Chroniken den reichsten Stoff lieferte. Auch in Worms begab sich ähnliches. Die Bürger und Zünfte, heimlich vom Bischof gestützt, ließen langgetragenem Groll freien Lauf und verjagten den Rath, mit dessen Habe sie nicht säuberlich verfuhren. Zum Kaiser rief der Rath und schlau wußte er sich weiß zu brennen. Der Kaiser trat auf seine Seite und der Landvogt von Hagenau bändigte Worms und führte den Rath zurück, der nun Vergeltungsrecht übte. Balthasar Flör, kaiserlicher Notarius und Rath des Bischofs, wurde, wahrscheinlich nicht grundlos, der Erregung des Aufruhrs beschuldigt und mit ihm andere. Die Wucht des Zorns der städtischen Patricier traf ihr Haupt. Flör's Vermögen wurde mit Beschlag belegt und obwohl er sich rechtfertigte, mochte er Gott danken, daß es ihm gelang, mit Weib und Kind zu fliehen. Flör hatte schon in Rechtssachen länger den Sickingen treu gedient. So war die Ebernburg sein Zufluchtsort. Franz nahm gegen Abtretung eines Theiles seines Vermögens des rechtskundigen, talentvollen Mannes sich an und behielt ihn überdies als Geheimschreiber bei sich.

Flör's Sache war nun die Sickingen's. „Kann's nit Schreiberdienst seyn so mag's Ritterdienst seyn, den ich dir leiste!“ sagte er zu Flör und solch ein Wort war ein Fels. Auf die Schrift folgte das Schwert, da der Wormser Rath Winkelzüge machte. Helfer, Reisige, Landsknechte eilten unter des Ritters Fahne und fürs erste sollten kleine Streifzüge dem Rath Schrecken einjagen. Kaufmannsgüter und Personen wurden weggefangen und nach der Ebernburg gebracht. Den glücklichsten Fang machte Sickingen selbst, als er auf dem Heidelberger Meßschiff den Mitbürgermeister und mehrere Wormser Rathsherrn am 22. März 1515 gefangen nahm, nebst vielen Wormsern geringern Standes. Die letztern fanden ihre Haft im „Rübenkeller der Ebernburg“, die ersteren im Hauptthurme. Franz aber war menschlich. Die Glieder des Rathes aßen an seinem Tisch, die übrigen mit den Rottmeistern und der Dienerschaft. Die Haft war streng, die Behandlung milde, und sehr freundlich entließ er sie, als sie das hohe Lösegeld bezahlt hatten.

Der Wormser Rath aber fügte sich nicht und Sickingen's Geduld ging schnell zur Neige. Mit Heeresmacht und Feldschlangen rückte er aus, ringsum der Stadt Gebiet verwüstend. Worms würde in seine Gewalt gerathen seyn, wenn nicht ein Zuzug des Landvogts von Hagenau und die ungeheuern Kosten seines Heeres ihn bewogen hätten, abzuziehen. Der Wormser Rath bestürmte nun den Kaiser mit den schwersten Klagen gegen Sickingen. Der Kaiser selbst war erbittert über den Bruch des Landfriedens und sprach endlich die Reichsacht gegen ihn aus.

Seine Hedwig war schon hinübergegangen, als ihn die Acht traf. Franz achtete sie nicht sonderlich. Er kannte die Reichsverhältnisse zu genau, um viel darauf zu geben.

Wenn er auch scheinbar unverrichteter Sache von Worm abzog, so war dem doch nicht so. Durch Brandschatzung, Lösegelder, Waarenwegnahme und dergleichen waren seine Kosten mehr als gedeckt und Balthasar Flör war ebenso zum größten Theil seiner verlornen Besitzthümer gelangt. Die Fehde hatte überdies den Erfolg, daß sein Name in Deutschland überall mit Achtung oder Furcht genannt wurde, und daß die Landsknechte nur seines Winkes harrten, um unter seine Fahne zu eilen.

Die kurze Zeit, welche er, über den Tod seiner Hedwig tief trauernd, in Ebernburg verweilte, (denn schon 1516 begann der neue Heerzug) vollendete er mit größtem Eifer die Befestigungswerke seiner Burg. Schon im frühesten Frühling erschallte die Trompete. Die Fahne mit den 5 Wecken wehte, und im Lager vor der Ebernburg sammelten sich die Landsknechte. Sie staunten die Burg an, die, so glaubte das Volk, nie erstürmt werden könne, da sie es bisher nie geworden. Und dieser Glaube ist eine Wahrheit geworden. Uebergeben wurde sie, nie erstürmt.

(Fortsetzung folgt.)

Rainbauers Martin.

Neues Zeitstücklein von W. Chezy. (Aus dem Morgenblatt.)

(Fortsetzung.)

„Wenn seibiger nur erst wieder glücklich in Karlsruhe säße,“ sagte Göringer. Der Rainbauer polterte weiter: „Er aber ist einer von den allerunnützesten, das kann ich ihm ohne Schmeichelei ins Gesicht sagen. Er hat die ganze Gemarkung ins Unglück gestürzt.“ — „Ich, Bürger Hotz? Wie so denn?“ — „Er, Herr Göringer. Wo haben die Bauern sonst daran gedacht die Zeitung zu lesen? Aber Er hat keine Ruh gegeben, bis der Pflugwirth die Mannheimer Abendzeitung bestellt hat.“ — „War's sein Schade?“ — „Das will ich nicht sagen. An jedem Wochentag hat der Pflugwirth seitdem mehr Schop-

Digitized by Google

pen verkauft als ſonſt am Sonntag getrunken wurden. Aber was iſt dabei herausgekommen? Wenn die Leute vordem Holz gefrevelt oder gewildert haben, und waren dabei ſo dumm ſich erwiſchen zu laſſen, ſo haben ſie eben bei der Frevelthätigung ihre Strafe gezahlt oder ſich in Gottesnamen für's Wildern nach Bruchſal in's Spinnhaus ſetzen laſſen und dabei gedacht: ein andermal ſtell's pfiffiger an; wer ſich fangen läßt, der hat mit Recht verſpielt. Seitdem ſie aber allewell in der Abendzeitung leſen: „Der Wald mit Holz und Wild iſt des Bauern, nicht der Herrſchaft, meinen ſie wunder wie unrecht ihnen geſchehe, wenn ſie geſtraft werden, weil ſie von ihrer eigenen Sach' etwas genommen. Damit hat's angefangen, und das Ende vom Lied war, daß unſer allergnädigſter Landesvater ſelber uns verlaſſen mußte." — „Wir hätten ihn doch nicht halten können," meinte der Lehrer. — „Wir für uns allein freilich nicht," entgegnete Peterhans; „aber ich ſage nur, daß es bei uns nicht beſſer war wie anderswo. Daran iſt nichts ſchuld wie Er mit ſeiner „kaiben" Abendzeitung. Aber daß ich meine Red' nicht vergeſſe, ich habe eigentlich von meinem Buben ſchwatzen wollen, vom Martin. Wer hat den Loddel voriges Jahr im März mit nach Offenburg gezackert? — „Der Martin hat mich mitgenommen," lautete Göringers Antwort. — „Ja freilich, was das betrifft," bekräftigte der Bauer mit jener bedeutſamen Geberde, welche über dem Zeigefinger den Daumen krümmt und ſtreckt. Tonnele fiel ihm in's Wort: „Und was das Zureden angeht, ſo hat der Martin ſelber gern getanzt, drum war ihm leicht gepfiffen. Ihr dürft's ſchon wiſſen, Vetter, daß er den Herrn Lehrer gar nicht dazu gebraucht hat. Ich hab' zu ihm geſagt: Martin, hab' ich geſagt, mit der Ordnung hat's ein End', wir wollen jetzt Republik und Preßfreiheit, und wenn du nicht mitthuſt, ſo kannſt dir ein Stadtfräulein zum Schatz nehmen. Mich kriegſt du nicht und ſonſt auch kein ordentliches Mädchen, das mit dem lieben Vieh umzugehen weiß. Da hat er ſich eine wüthige Cocarde angehängt und iſt auf Offenburg gefahren."

Zu Göringer gewandt, hob der Bauer an: „Jetzt ſchau er 'mal das verzweifelte Weibsſtück! Wozu braucht ſie denn Preßfreiheit? Der Preſſer iſt bei ihr daheim nie in's Haus gekommen, und auf dem Rainhof wird ſie auch keinen geſehen haben, ſo lang ſie ſchon da iſt. Achthundert Gulden hat ſie baares Geld, der Martin hat jetzt erſt zweitauſend von der alten Baſ' Gret' geerbt und iſt das einzige Kind zum Hof. Zu Oſtern vor'm Jahr hat die Hochzeit ſeyn ſollen, und ich könnte jetzt ſchon Großvater ſeyn. Aber zu Joſephi iſt der Martin auf Offenburg gefahren, und am Sonntag drauf vollends gar auf Freiburg."— „In Freiburg," ſagte Göringer, „war ich nicht dabei. Soll ich jetzt ſchuld daran ſeyn, daß er damals gar nicht wiedergekommen iſt? Von Offenburg hab' ich ihn doch richtig heimgebracht." — „Aber wie!" — wie ſich's gehört, beſoffen." — „Das wäre noch das wenigſte. So wüſt iſt kein Rauſch, daß er ſich nicht ausſchlafen ließe. Der Martin war damals als ein großherzoglich badiſcher Radikaler fortgegangen und iſt als kaiſerlich deutſcher Republikaner wiedergekommen. Itzſtein, Hecker und Struve waren leibhaftig in ihn hineingefahren. So iſt er fortgegangen. Wir wußten die längſte Zeit nicht was aus ihm geworden; war er bei Kandern mit dem Hecker oder bei Doſſenbach mit dem Ritter vom Spitzleder geweſen? hatte er am Oſterſonntag mit dem Siegel zu Günterſthal ſeine Wichſ' bekommen, oder am Montag in Freiburg eine blaue Bohne geſchluckt? Keine Seele wußte es zu ſagen, bis er endlich aus Beſancon in Frankreich um Geld ſchrieb. Jetzt wiſſen wir wieder nichts von ihm. Meiner Alten hat's das Leben gekoſtet. Da ſteht ſein Erbtheil, der ſchöne ſchuldenfreie Rainhof; ſeine zweitauſend Gulden liegen auf Pfandzettel aus und machen Junge, ſeine Hochzeiterin ſitzt verlaſſen da. Kurz alles iſt verkehrt."

Dem Tonnele wurde ganz weich um's Herz. Als nun der Alte ſich in Klagen ergoß, wie er ſo verlaſſen ſtehe und nächſtens wohl ganz einſam ſeyn werde, wen das Mädchen des Wartens überdrüſſig, einen andern nehme, da fing die Dirne an zu weinen, Schluchzend reichte ſie dem Vetter die Hand und ſagte: „Ich bleib auf jeden Fall. Ihr ſeyd zwar ein rechter Ariſtokrat, aber wenn der Martin nimmer kommt, ſo nehm ich Euch; ſo hab' ich doch 'was von meinem Schatz."

Wie dem Peterhans jetzt zu Muthe ward, iſt nicht zu beſchreiben. Ein gäher Rauſch kam über ihn. Unwillkürlich reckte und ſtreckte er ſich in die Höhe und Breite; ſeine braunen Wangen glühten, aus den Augen ſprühte helles Feuer, das alte Herz ſchwoll von Frühlingsahnungen, die längſt vertrocknete Einbildungskraft trat in Saft. So entfaltet ſich zu friſcher Pracht die welke Roſe, wenn du ſie in die heiße Quelle des Wildbades taucheſt, ſo platzt unverſehens auf des Maiers friedlichem Herd verderbensprühend die Granate, welche ein Menſchenalter zuvor wirkungslos verſchoſſen worden. Zu ſeinen Gedanken ſprach Peterhans zu ſich ſelber: Zu alt bin ich lange noch nicht, um von vorn anzufangen. Wenn die Jungen abgeflogen und das Neſt leer, ſo ſorgen die Schwalben für eine zweite Brut. Soll ich's nicht auch ſo machen? Das Tonnele gefällt mir ſchon lange

Digitized by Google

nur daß ich's selber nicht gemerkt habe. Nun, so spür' ich's jetzt und es ist allewell noch Zeit. Was kümmert mich der Martin? Den sollen meinethalben die Preußen holen, wenn sie ihn nicht schon haben. Statt seiner bestell' ich mir ein paar neue Baben und Maidle, und die will ich besser ziehen wie ihn. Sie sollen fromme Kinder geben für unsern allergnädigsten Landesvater."

In diesen und ähnlichen Betrachtungen erging sich der Rainbauer mit innigem Behagen. An Zweifel und Schwierigkeiten dachte er kaum, und seine allerschwerste Bedenklichkeit knüpfte sich an die Frage, wo er die Hochzeit ausrichten sollte? Doch das war eigentlich wiederum keine Frage. Gibt's doch weit und breit kein besseres Wirthshaus als den Ochsen zu Kuppenheim mit dem kugelrunden Wirth, dem wohlbestellten Keller und der trefflichen Küche. Der Lehrer merkte so ungefähr, was im Alten vorging, drum lächelte er still in sich hinein und sprach kein lautes Wort, bei sich aber mochte er denken: „Unser Herrgott hat schon wieder einen Narren zu wenig gehabt." Tonnele ließ beide ungestört gewähren, denn kaum hatte sie in unbedachter Wallung das verfängliche Wort gesprochen, als bereits ein anderer Gegenstand ihre Aufmerksamkeit anzog und fesselte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Seeschlange hat an der irischen Küste ihr zweites Debüt gegeben. Diesmal hat sie mit der Menschenwelt solche Handgreiflichkeiten gewechselt, daß man sie nicht länger für einen Spuck halten kann. In dem „Cork Constitution" berichtet ein Herr, daß er mit mehreren Freunden in seiner Yacht eine Vergnügungsfahrt gemacht habe und zwar vor Tisch. Unweit der Barrelsklippen sahen sie die Schlange sich an dem aus den Wellen hervorragenden Fundament des Leuchtthurms scheuern, als ob sie bemüht sey, ihre Haut abzustreifen. Sie näherten sich bis auf 50 Yards und feuerten einen wohlgezielten Büchsenschuß auf das Ungethüm ab. Der Schuß mußte getroffen haben, denn die Schlange schnellte wie von einem heftigen Schmerz durchzuckt, nach der Schätzung der Augenzeugen in einer Länge von 30 Faden (180 Fuß Länge und 7 Fuß im Durchmesser) über die Oberfläche des Wassers empor, fiel mit ungeheurem Getöse wieder hinab und schoß seewärts davon. Die Hauptsache aber ist, daß die Gesellschaft in dem Fundament des Leuchtthurms Stücke einer schuppigen Haut vorfanden, die jetzt in dem Zollamt ausgestellt sind.

Es wird unsern deutschen Studenten sehr häufig, namentlich von Ausländern der Vorwurf gemacht, daß sie übermäßig viel Bier tränken; die englischen Studenten scheinen indeß in der Kunst, eine große Menge Gerstensaft zu vertilgen, ebenfalls keine Neulinge zu seyn; denn man liest in einer Broschüre über die Universität Oxford, daß in Cambridge die Trunksucht der Studenten im Jahr 1843 sich bedeutend vertingert habe, weil sie in diesem Jahr in dem St. Johns-Colleg nur 822,000 Quart Bier getrunken, während sonst jährlich 1,544,000 Pinten Bier verzehrt worden wären.

Neueste Nachrichten von Schleswig-Holstein.

Eckernförde ist am 14. d. M. ganz in der Frühe wieder von 150 dänischen Jägern besetzt worden; um 9 Uhr wurden Vorposten ausgestellt und zwar bis zum Sandkruge. Die Fregatte „Thetis", das Dampfschiff „Geyser" und 4 dänische Kanonenjollen befanden sich im Hafen. Vor dem Kieler Hafen liegen jetzt außer drei russischen Linienschiffen (sollten sie nicht an baldige Heimkehr denken müssen?) die dänische Fregatte „Dronning Maria" (einst, als Dreidecker, Gefangenschiff für die bei Ban am 9. April 1848 gefangenen Deutschen), das Dampfschiff „Holger Danske" (sehr groß) und die Fregatte „Havfruen" (zu Deutsch „Meerfrau"; die Stettiner werden sich dieser Dame und ihres hartnäckigen Besuches recht gut entsinnen.) Das Linienschiff „Skjold", welches so lange unbenutzt gewesen, scheint die Kosten der Ausrüstung nicht verdient zu haben. Es wurde auf der Kopenhagener Rhede abgetakelt; die ganze Mannschaft wurde auf die „Dronning Maria" (Königin Maria" versetzt. — In dem zwischen Ueterfen' und Pinneberg belegenen Dorfe Appen brach am 15. eine heftige Feuersbrunst aus. Binnen wenigen Stunden hatten die Flammen fünf Bauernhäuser und elf kleinere Gehöfte in Asche gelegt. Das Feuer, welches ohne die aus Ueterfen und Pinneberg herbeigeeilte Hülfe an Sprihen leicht das ganze dicht gebaute Appen hätte in Asche legen können, entstand durch die Unvorsichtigkeit eines Hirtenknaben.

Rendsburg, 14. September. Wir sagten schon, daß das erste Bataillon bei einem Sturm auf den Brückenkopf bei Missunde ziemlich viel verloren habe. Die Wahrheit dieser Behauptung bestätigt sich im höheren Grade, als wir damals dachten. Der tapfere Lieutenant Koch drang mit seinem Halbzuge bis an die Pallisadirung, so daß er von dem Feuer des Werkes nichts mehr zu lindern hatte. Da er aber nicht unterstützt werden konnte, wurde er gänzlich abgeschnitten und ist wahrscheinlich mit seinen Braven (50 bis 60 Mann) in Gefangenschaft gerathen.

Kaiserslautern, 20. September. Den betreffenden Behörden dahier ist bereits die Nachricht zugegangen, daß Prinz Luitpold Morgen mit dem Hamburger Eisenbahnzuge (12 Uhr 39 Minuten Mittags) dahier eintreffen werden. Im Gasthof zum Schwanen, wo bereits das Mittagsmahl bestellt ist, wird der Prinz sein Absteigequartier nehmen. Wahrscheinlich findet Nachmittags auf dem Exerzierplatze die Inspection der hiesigen Artillerie ꝛc. statt.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 77. Kaiserslautern, Donnerstag, 26. September **1850.**

Ein Gang nach der Ebernburg.

Mitgetheilt von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Der Freund gönnte sich eine Erholung. Es muß ein eigner Anblick gewesen seyn, sagte ich, als die tausende der bewaffneten Landsknechte dort unten im Lager standen bis Münster hin und bei Norheim droben. —

Gewiß, sagte er; aber Sie müssen nicht glauben, daß diese tausende sich hier grade alle gesammelt hätten; das wäre ein Irrthum.

Das ging nämlich so vor sich. Irgend einer der Heiser des Ritters, wie man damals die Kriegsverbundenen nannte, übernahm es, mit den bekannten Rottmeistern in Verbindung zu treten. Rasch theilten die sich die Kunde mit und bestimmten gewisse Sammelplätze. Ein allgemeiner Sammelplatz wurde nun von Sickingen genannt und dort traf er das Heer mit dem Haufen, dem er selber Führer war, welcher aber nur aus Rittern und Reisigen seiner Vasallenschaft und der seiner Freunde bestand. Der Raum an der Nah und Alsenz hätte solch ein Heer nicht fassen können.

Das leuchtet mir allerdings ein. Wohin ging aber sein Zug jetzt? fragte ich.

Anton III. Herzog von Lothringen, sagte der Freund, hatte unbefugterweise auf dem Gebiet des Grafen Gangolf von Hohengeroldseck ein Silberbergwerk angelegt, ohne um des Grundherrn Rechte und Ansprüche sich zu kümmern. Ja, er ging noch weiter in seinem maßlosen Uebermuth und nahm ihm selbst ohne weiteres einige seiner Burgen weg. Umsonst beschwerte sich der Graf. Seine Einrede fand Hohn als Antwort. Da blieb keine Wahl, das Schwert mußte entscheiden und Sickingen, Geroldseck's Freund, blieb dessen Zuflucht.

In seinem Schmerze kam ihm diese Thätigkeit sehr zu statten. Kaum ergingen seine Aufrufsbriefe, so waren die alten Freunde da und in kürzester Frist stand ein Heer von zwölfhundert Reitern und zehntausend Landsknechten schlagfertig da. Franz rückte in Lothringen ein und der Sieg folgte seiner Fahne; Erfolge auf Erfolge erschütterten des Herzogs Muth und Zuversicht. Er suchte Hülfe durch die Vermittelung andrer Fürsten und der Geächtete verließ das Land als Sieger, ruhmgekrönt, reich an Beute und mit dem sichern Ziele, daß seines Freundes Recht gesichert sey. Noch mehr, der Herzog erkaufte sich Franzens Bundesgenossenschaft mit einem jährlichen Gehalt von fünfhundert Gulden.

Bis Frankreich hinein drang sein Ruf und bald sollte ihn ein Heerzug noch näher an dessen Gränzen führen. Sein Heer blieb deßwegen auch um ihn geschaart. Der Rath von Metz hatte verfahren wie der von Worms. Die verfolgten Metzer flohen zu Franz, als er noch in Lothringen stand. Unter den Schwergedrückten waren Verwandte des Ritters von Ebernburg. Ritterpflicht heischte Hülfe. Schnell brach er auf, eroberte im Flug Schlösser und Orte, verwüstete das Land und stand blitzschnell vor Metz. Da fuhr den feigen Städtern der Schrecken lähmend in die Gebeine und in Demuth baten sie um Schonung, zahlten zwanzigtausend Metzer Gulden Buße an Franz, einen Monatssold an sein Heer und stellten das Recht der Kläger vollkommen her. Franz kehrte reich an Schätzen, wenn auch mit der Reichsacht belastet, heim auf seine Ebernburg. Zwar war ein Reichsheer aufgeboten, die Acht zu vollziehen, allein dies eilte nicht, und es zeigt sich kaum verhohlen, daß es dem Kaiser selbst nicht sehr darum zu thun war, Franz zu züchtigen. Vorerst rückte dies Heer in die Pfalz, um den Kurfürsten zu bestrafen, und als es nun im Sommer Sickingen überfallen sollte, traten Hindernisse in den Weg, die dem Ritter Zeit ließen, den Sturm zu beschwören. Dem Reich konnte man in solchen Dingen eine hitzige Uebereilung nie zur Last legen.

Franz schrieb zuerst von seiner festen Ebernburg aus in kräftig männlicher Weise an den Kaiser und legte ihm seinen Handel mit Worms im rechten Lichte hin, da bis jetzt nur die Wormser ein Gewebe von Lug und Trug vor dem Kaiser ausgebreitet hat-

Digitized by Google

ten. Max, Sickingen's persönlicher Freund, war ohnehin zur Versöhnung geneigt und Sickingen's einflußreiche Freunde benutzten diese kaiserliche Stimmung zum besten. Als soweit der Grund gelegt war, eilte Franz selbst ans kaiserliche Hoflager nach Innsbruck und vollendete sein Werk. Von einer Vollziehung der Reichsacht war fürder nicht mehr die Rede und des Kaisers Gesinnung gab sich dadurch klar zu erkennen, daß er, als er auf dem Reichstag zu Mainz die Acht aufhob, versprach, die Wormser aus eignen Mitteln schadlos zu halten. Sickingen wurde zum kaiserlichen Feldhauptmann erhoben, zum Kämmerer ernannt und ein ansehnlicher Jahresgehalt ihm zugesichert, wenn er dem Kaiser seine Dienste weihe. Die Wormser Pfahlbürger sahen scheel zu diesem Entscheide, denn ihre Geduld mußte weit reichen, wenn sie die kaiserliche Entschädigungszahlung abwarten wollten, deren Zahltag schwerlich im Kalender stand!

Was den Kaiser zu solcher Verfahrungsweise veranlaßte, möchte in folgenden Verhältnissen zu suchen seyn; Max war betagt. Es war unschwer zu erkennen, daß das Ziel seiner Tage nicht eben ferne war. Und das Reich war ein Wahlreich. Daß ein Mann wie Sickingen auf die neue Kaiserwahl einen angemessenen Einfluß gewinnen mußte, wenn er ihr geltend machen wollte, konnte dem politischen Blick kein Geheimniß seyn. Und diesen Blick hatte Franz I., Frankreichs ehrgeiziger König. Die Kaiserkrone des Reiches auf sein Haupt zu setzen, war ein Gedanke, der ihn lebhaft beschäftigte. Die Kämpfe in Lothringen und Metz hatten ohnehin des Königs Blicke auf den kühnen und mächtigen, aber auch kriegserfahrenen Ritter hingelenkt und die Grafen von der Mark, des Ritters Freunde, bestärkten den König in seiner Ansicht und dem Wunsche, Sickingen sich zu befreunden.

Eine Zusammenkunft mit dem französischen Gesandten war schon 1516 in Heidelberg bewerkstelligt worden. Sickingen mochte eine solche Einigung selber wünschen, denn durch einen engeren Anschluß an die Grafen von der Mark konnte er nur einen breiteren Fuß in Deutschland gewinnen.

Er war wieder nach der Ebernburg zurückgekehrt, als ihm ein Gesandter des Königs von Frankreich eine Einladung nach Sedan brachte. Mit den größten Ehren empfing ihn der Graf von der Mark und führte ihn nach Amboise, wo König Franzens Hoflager war.

Sickingen wurde mit Ehren überhäuft. König Franz überreichte ihm einen kostbaren Feldherrnstab, eine schwere goldene Kette hing er um des Ritters Nacken und ein Jahrgehalt von fünftausend Franken vollendete die Verbindung. Franz von Sickingen stand nun in des Königs Diensten.

Der Ritter hatte, obwohl bestimmt von dem Plan des Königs keine Rede war, ihn dennoch durchschaut. Er erwartete und er konnte es erwarten, daß man mit dem Plane selbst hervortreten würde; allein der König mochte sich, wie es scheint, nicht dem Ritter anvertrauen, dessen Stellung und Einfluß in Deutschland er von seinem Standpunkt aus falsch aufgefaßt haben mochte. Das war einen Dorn in des Ritters Seele. Winkelzüge und Geheimthuerei verabscheute er. In dem Schweigen sah er eine Geringschätzung, die er nicht vergeben konnte.

Sickingen war nicht der Mann, der, was er auf dem Herzen hatte, lang verschwieg. Als er aus Frankreich schied, löste sich gegen solche Personen, deren Stellung seine Worte dem König nahe brachten, sein Unwille, den er bisher nur mühsam verborgen, und er brach nun in einen ungehemmten Strom mit deutscher Derbheit hervor und verließ den Boden Frankreichs mit entschiedener Unzufriedenheit. Dies mochte den Kaiser bewogen haben, so zu handeln, wie er that; aber auch noch ein anderer Beweggrund lag in des Kaisers Seele. Er bedurfte des Ritters, um Herzog Ulrich von Würtemberg zu bekämpfen.

Ehe jedoch der Kaiser den Heerbann des Reiches gegen Ulrich aufbot, hatte Franz einen andern Plan auszuführen und es war ein alter Familienhaß, der sich geltend machte. Zwar war's wieder ein Reichsfriedensbruch, aber was konnte ihn die Acht des Reiches anfechten, deren Ohnmacht er kennen gelernt hatte?

In Hessen war diesmal der Schauplatz seiner Kämpfe. Landgraf Philipp stand noch unter der Vormundschaft seiner Mutter, welche Vormundschaft ihm und einem zahlreichen Anhang, der nach Ehre und Macht strebte, verhaßt war. Die unter der alten Macht nicht zum Ziele ihres Ehrgeizes und ihrer Habsucht gelangen konnten, schlossen sich von jeher an des Thrones Erben an und buhlten um dessen Gunst. Es ist das alte Spiel, das unter neuen Formen immer wiederkehrt!

(Fortsetzung folgt.)

Rainbauers Martin.

Neues Zeitstücklein von W. Chezy. (Aus dem Morgenblatt.)

(Fortsetzung.)

Ein bewaffneter Mann stieg auf dem Rothenfelser Weg vom Winkel her aus der Schlucht und kam rüstigen Schrittes näher: eine hochstämmige Jüng-

Digitized by Google

lingsgestalt, das bärtige Antlitz beschattet von breiter Hutkrempe, worüber die kecke Hahnenfeder sich bog. Die krumme Feder durfte bekanntlich auf keinem Freischärlerhut fehlen, zum größten Verdruß der Bäuerinnen, deren Lieblinge wohl oder übel den stolzen Schmuck hergeben mußten. Das Schelten der Weiber über den Raub an ihren Hahnen hat damals die neue Freiheit um manchen guten Freund gebracht. Der Nahende trug schußfertig sein Gewehr im rechten Arm, wie ein jagdgerechter Pürschgänger zu thun pflegt. Die Züge von Hut und Bart ohnehin verlarvt, waren in der beginnenden Dämmerung nicht zu unterscheiden. Dennoch begann der Ohme Herz mit ganz besonderer Unruhe zu pochen und zu hämmern, um so ungestümer, je näher der Blaukittel kam. Endlich war kein Halten mehr. Ein trautes Augenpaar lächelte blitzhell aus dem Schatten, die Hutkrempe nickte sammt der Feder, die linke Hand erhob sich winkend zum Gruß. Tonnele stieß einen Schrei aus und sprang dem Freischärler entgegen. „Was!“ rief der Lehrer, „des Peterhansen Martin!“ — Der Bauer fiel gleichsam aus dem russischen Dampfbad in den Schnee; gesund war's ihm vielleicht, doch that's nicht wohl. Ohne Worte brummte er: „Jetzt schau mir ein' Mensch den Tropfen an! Gebetet hab' ich und geweint um seine Heimkehr, aber da war kein Martin vorn, kein Martin hinten. Jetzt, wo er meinetwegen im Pfefferland seyn dürfte oder im Mordamerikum, jetzt schneit der Loddel mir auf den Kopf und hagelt mir in die Frucht.“

Die zwei Verliebten herzten einander wie närrisch, gaben sich einen Kuß um den andern, und kamen endlich Arm in Arm herbei. „Grüß Gott, Vater,“ sagte Martin mit ausgestreckter Hand. „Edensoviel, Rebeller,“ antwortete der Alte mürrisch, indem er beide Hände in die Hosentaschen barg. „Viel Glück und Freude zum morgigen Namenstag,“ fügte der Ankömmling hinzu. — „Könnt's schon brauchen,“ brummte Peterhans. Der Sohn hatte zu viel Freude am Tonnele, um sich den groben Empfang sonderlich zu Herzen zu nehmen. „Guten Abend, Herr Lehrer,“ fuhr er fort, „wo steht „mein herrliches?“ — Mit dem linken Daumen rückwärts über die Schulter deutend, beschied Görjunge: „Zu Malsch und Muggensturm dürft's allweil sauberer seyn. Beim Margarethenkirchel wimmelt's und krabbelt's ganz verdächtig. In Weier ist noch alles still.“

Martin lehnte seine Kugelbüchse an die Wand, setzte sich auf die Bank und sagte zu Tonnele: „Reit' mal das Schimmele in den Keller und schau nach, ob du ein Stückel Dürrfleisch in der Rauchkammer findest. Bei euch har's ja keine Einquartierung gegeben, oder..?“ — Das Mädchen nahm sich zum Antworten keine Zeit, so schnell verschwand es. Peterhans gab Bescheid: „Da bist unsere erste Einquartierung.“ — „Desto besser,“ lachte der Junge, „da kann ich mich zum morgenden Tanz stärken. Heut haben wir eine kleine Vorübung gehalten.“ — „In der Michelbach droben?“ fragte der Lehrer. Martin nickte, „Das hat mich aufgehalten,“ sprach er dazu. „Nach dem Essen war's. Ich stand just vor dem Badhaus, lugte nach dem Winkel hinauf und wartete auf den Hauptmann, um Urlaub zu begehren. Mit einemmal heißt's da; die Preußen haben unsern Vortrab angegriffen und Michelbach genommen. Wir also frischweg den Berg hinauf. Eigentlich war's ganz unnöthig, aber mit unsern Leuten ist's eben so; wenn der Feind an sie kommt, und sie sehen nicht gleich hinter sich in hellen Haufen die Verstärkung anrücken, so schreien sie über Verrath, schwatzen überzwerch vom Liefern auf die Schlachtbank und springen zapfer, um selber Hülfe zu holen. Einer verläßt sich auf den andern, keiner auf sich selbst.“ — „Das macht das böse Gewissen,“ schaltete der Bauer ein. Martin warf ihm einen giftigen Blick zu und fuhr fort: „Bis wir hinauf kommen, sind die Preußen schon aus dem Dorf draußen. Das Schießen geht freilich fort piff und paff, aber wie? Hüben auf der Höhe stehen Pfälzer und feuern dem Teufel ein Ohr weg, drüben auf dem Abhang die Pickelhauben und machen's nicht besser. Vom treffen war keine Red; auf sechshundert Gäng ist ein Vortheil drauf. Wie unser Willich das unnütze Feuerwerk sieht, fängt er an: „Kinder, stellt die Gewehre zusammen und laßt uns ein bissel zusehen; nur die Scharfschützen sollen im Gebüsch vorgehen.“ Die Leute legen sich ins Gras, stecken sich die Pfeife ins Gesicht und schauen gemächlich zu. Ich mit den Schützen in die Sträucher hinunter. Mit einemmal seh ich drüben einen Offizier aus dem Wald ein Stückchen vorreiten. Ha, denk ich, komm nur um ein paar hundert Schritte vorwärts, so will ich dir sauber Eins langen. Wer aber sein am Platz bleibt ist der Offizier. Das Ding ärgert mich, wie ihr euch einbilden könnt. Wie ich so steh' und mich ärgere, kommt mir just ein Schwarzwälder in den Wurf, ein kleiner Kerl mit einer großmächtigen Schweizer Büchse. „Kamerad,“ rus' ich ihm zu, „her da mit deinem Standrohr, ich will dein Pfeiler seyn!“ Gesagt gethan. Ich stemme mich fest und halte den Athem an, der kleine Kerl legt sein Rohr auf meine Schulter, zielt scharf und bedächtig, drückt und schießt richtig den Reiter vom Gaul, als hätt' ihn das Donnerwetter 'runter geschlagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Neueste Nachrichten von Schleswig-Holstein.

Büsum, 18. September. Die „N. f. P." theilt aus einem Privatbriefe unter vorstehendem Datum folgende Details über den Rückzug der schleswig-holsteinischen Kanonenböte mit: Gestern Morgens verließen wir die Insel Föhr, nachdem 6 dänische Kanonenböte nebst einem Dampfschiff dort angelangt und 500 Mann dänische Infanterie auf Westerlandföhr gelandet waren. Es war Morgens 5 Uhr; wegen gänzlicher Windstille mußten wir vom Dampfschiff „Kiel" bugsirt werden. Als wir in der Schmaltiefe angekommen waren, sahen wir das dänische Dampfschiff mit 6 Kanonenböten uns bereits entgegenkommen; wir hielten uns indeß auf der anderen Seite der Untiefe und so mußten sie uns ruhig ziehen lassen. Bei Pellworm, ungefähr eine Meile in See, bemerkten wir ein zweites dänisches Dampfschiff, das auf uns zusteuerte, es war der „Geyser." Wir machten uns schußfertig, und es war keine halbe Stunde verflossen, so war er innerhalb unserer Schußlinie. Um 11 Uhr ungefähr nahm das Gefecht seinen Anfang. Das Kanonenboot „Nr. 4" begrüßte zuerst das Dampfschiff mit einer Bombe, die Antwort ward durch eine glatte Lage des „Geyser" gegeben, ohne daß jedoch eine Kugel traf. Die sechs ersten Bomben von unseren Böten schlugen bei dem Dampfschiff ein; beim fünften Schuß konnte man deutlich bemerken, daß es im Innern des Dampfschiffes brenne. Der „Geyser" machte jetzt Miene, die Flucht zu ergreifen. Dies verhinderten wir indeß dadurch, daß wir ihm den Rückweg abschnitten. Es blieb ihm also nur übrig, sich auf das hartnäckigste zu vertheidigen. Das Feuer an Bord war inzwischen gelöscht, und er fing von Neuem an zu schießen. Seine erste Bombe (eine 84pfündige traf unser Boot („Nr. 4") am Heck, fegte an der einen Seite die Mannschaft bei der hinteren Kanone fort, schlug über die Pulverkammer hinweg und blieb im Raume in einer Koje liegen, ohne zu platzen. Das Gefecht stand so fünf Viertel Stunden; am Schluß war das Dampfschiff ganz zerschossen, die Maschine vernichtet, und kein Mann ließ sich an Bord desselben sehen. Da aber, als wir hoffen durften, innerhalb einer Viertelstunde das Dampfschiff in unsere Gewalt zu bekommen, erschienen zum Unglück die sechs dänischen Kanonenböte, geschleppt von einem Dampfschiffe, und dazu noch eine Corvette. Uns blieb demnach nichts Anderes übrig, als uns zurückzuziehen. Wir sahen noch, wie der „Geyser" von dem anderen Dampfschiffe ins Schlepptau genommen wurde. Unser Verlust beträgt: auf dem Kanonenboote „Nr. 4" 1 Todter und 4 Schwerverwundete; auf „Nr. 8" 3 Todte und 2 Verwundete; auf „Nr. 11" keine; auf dem Dampfschiffe „Kiel" 1 Verwundeter. Unsere Mannschaft machte sich ausgezeichnet; jedesmal ertönte ein Hurrah, wenn man bemerkte, daß unsere Bomben eingeschlagen waren. Namentlich verdient die vollkommenste Anerkennung das Benehmen eines Altonaers, Namens Gerber, dessen Verlust wir leider zu beklagen haben. Ihm wurden beide Beine weggerissen. Dessen ungeachtet sang er noch: „Schleswig-Holstein meerumschlungen ꝛc." bis er seinen Geist aufgab; das letzte Wort in seinem Munde war: „O meine arme Mutter!" Morgen Vormittags werden unsere 4 Todten hier bestattet, und werden die Offiziere und Mannschaften ihnen die letzte Ehre erweisen. — Der Schaden, den unsere Boote erlitten haben, ist unbedeutend, und werden zur Reparatur höchstens einige Tage erforderlich seyn.

Rendsburg, 19. September. Von Bedeutung ist in den letzten Tagen nichts geschehen. Seit dem Sonnabend ist alles wieder in seine alte Ruhe eingetreten, es wird exerciert, manövrirt und paradirt. Streifpatrouillen gehen täglich und nächtlich aus und kehren selten zurück, ohne einzelne Dänen erbeutet zu haben. So sehr glücklich sind unsere Leute bei diesen Schleichjagden gewesen, daß nach den Aussagen eines Gefangenen, der gestern eingebracht wurde, fast eine Meuterei unter der dänischen Avantgarde entstanden ist, die eine Petition eingereicht haben soll, entweder vorzugehen oder abgelöst zu werden von ihrem Vorpostendienst. Nach einzelnen Bewegungen im dänischen Lager, deren man gewahr geworden ist, scheint das letztere geschehen zu seyn. Der Alarm eines feindlichen Angriffs hat sich, wie bekannt, als ein falscher erwiesen.

Miscelle.

Fischer von Havre wollen nun ganz zuverlässig die berühmte Meerschlange gesehen haben. Diesmal war sie nicht allein. Sie selbst maß 200 Fuß; zwei Junge, welche neben ihr schwammen sind je fünfzig Fuß lang. Die Fischer wollen sie länger als eine Viertelstunde überm Wasser beobachtet haben. Auf ihre Anzeige ist der englische Dampfer „Royal Alice" ausgelaufen, um dem Meerwunder nachzuforschen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 78. Kaiserslautern, Samstag, 28. September **1850.**

Ein Gang nach der Ebernburg.

Mitgetheilt von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

So kam es denn, daß die Wittwe und Mutter in ihrem Wittume beeinträchtigt und schwer gekränkt wurde. Ihre Beschwerde beim Kaiser war erfolglos geblieben, weil des Sohnes Einfluß dort mehr gelten mochte als einer Wittwe Klagen. Dazu kam, daß Philipp den Adel seines Landes, unter dem Sickingen der Freunde viele zählte, drückte. Was aber noch ein schwereres Gewicht in die Schale legte, war der Umstand, daß der übermüthige junge Landgraf Sickingen's Busenfreund, Hartmuth von Kronberg, widerrechtlich ein Dorf entriß. Erwägt man den Raub- und Brandzug Wilhelm's von Hessen in der Pfalz, die Verwüstung der Sickingen'schen Herrschaft Ebernburg durch ihn, so liegt es klar, daß Franz keine Minute zögerte, zum Schwert zu greifen, als die fürstliche Wittwe ihn um Hülfe gegen den eignen Sohn und seinen Anhang anrief. Lag ja doch des Vaters Tod auch noch wie ein schwerer Stein auf seinem Herzen.

In der Ebernburg versammelten sich die Freunde zum Rath. Er war schnell gefaßt. Alle eilten hinweg, um sich zu rüsten. Die Eilboten flogen in allen Richtungen ins Reich, die Landsknechte aufzubieten, und wie durch eine Zaubermacht hervorgerufen, stand das mächtige Heer im Felde, Sickingen's Banner sein Zeichen, Franz sein erprobter Führer.

Auf die Schonung seiner Länder durfte Philipp nicht zählen. Die Erinnerung an Wilhelm's Verheerungszug war zu neu. Bald zeigten die Feuersäulen brennender Orte es an, Sickingen's Heer nahe sich Darmstadt. Philipp war zwar aus Darmstadt entwichen; aber es mußte schnelle Hülfe kommen, sonst erlag die Stadt wie das verwüstete reiche, gesegnete Land. An Kampf und Sieg konnte der junge Landgraf nicht denken. So blieb nur ein Ausweg und den schlug er ein — Sühne. Der Vertrag kam zu Stande. Dem Rechte der Unterdrückten wurde genügt, Kronberg zufriedengestellt und Franz empfing 35,000 Gulden Kriegskosten und 50,000 Gulden Brandschatzung.

Zwar war die Beute reich, aber Franz erwarb sich in Landgraf Philipp einen unversöhnlichen Feind, der, wenn auch spät, doch eine bittere, blutige Rache an ihm nahm, und im Fürstenstande wuchs die Zahl seiner Feinde durch diesen Krieg über die Maßen. Es sah jeder eine Macht aufwachsen aus der Tiefe, deren eiserner Arm nach jedem sich ausreckte, der des Rechtes Bahn verließ. Wohl suchten diese Feinde alles aufzubieten, den Kaiser zum Ausspruch der Aberacht zu bewegen, aber diesmal mißglückte ihr Bestreben. Sie blieb aus, weil Max selbst dieses kühnen, tapfern Mannes bedurfte; denn der Zug nach Württemberg stand nahe bevor. Ehe er jedoch zur Ausführung kam, war die Ebernburg Zeuge einer Begebenheit, die Sickingen auf der einen Seite eine hohe Genugthuung bot, auf der andern aber auch seinen Charakter im hellsten Licht erscheinen läßt.

Deutsche Kaufleute wandten sich an Sickingen um seine Hülfe, da Mailänder Handelsleute sich weigerten, ihnen die Summen zu entrichten, die sie ihnen richtig schuldeten. Franz handelte ihnen ihre Forderung ab und trat nun als in eigener Sache handelnd auf. Daß die Mailänder damals französische Unterthanen waren und er des französischen Königs Dienstmann, konnte ihn nicht bewegen, von seinem guten, wohlerworbenen Recht abzugehen. Er nahm kurz und bündig einen mailändischen kostbaren Waarenzug weg und führte ihn gen Ebernburg. Er entschädigte ihn vollkommen. Aber wie groß war der Unwille des Königs, als die Mailänder bittere Beschwerde führten. Er sandte eiligst einen Gesandten nach Ebernburg, die Waaren entschiedenst zurückzufordern. —

Franz nahm ihn stolz auf und gab auf seine gewandt vorgebrachte Reclamationen die kurze, derbe Antwort: In Rechtssachen kümmere er sich außerhalb Deutschlands an niemanden.

Eine solche Antwort mußte den stolzen König von Frankreich höchlich erzürnen. Er glaubte den Ritter

Digitized by Google

durch die Entziehung seines Jahresgehaltes schwer zu bestrafen. Sickingen war froh, drückender, unangenehmer Verbindlichkeiten sich entledigt zu sehen, zumal er noch bittern Groll gegen den König trug, den der Geschäftsträger unzweideutig wahrnehmen konnte. Frankreichs König hatte später Ursache genug, die Unklugheit zu bereuen, zu welcher er sich in seinem jähen Zorn hatte hinreißen lassen. — In diese Zeit fällt auch eine Fehde mit der Stadt Frankfurt, die zu Sickingen's Ruhm und Vortheil ausfiel.

Im Jahr 1519 brach endlich der Kampf gegen Ulrich von Württemberg los. Franz verließ mit einem Streithaufen die Ebernburg und kämpfte muthig mit, bis der Sieg des Bundes errungen war. Dieser Kampf hatte eine andere Begebenheit zur Folge, die für Sickingen von bedeutendem Einflusse war. Ein verwandter Geist trat ihm nahe und ein Band reiner und inniger Freundschaft schloß sie auf's engste zusammen. Es war Ulrich von Hutten, der nun nicht mehr von ihm wich, bis das unabänderliche Schicksal sie für diese Welt schied. Auch noch eine andere Begebenheit ist höchst bezeichnend für Sickingen's edles Herz. Reuchlin, der Lehrer seiner Jugend, der Mann, der den Geist Sickingen's für alles wahre, edle und große geweckt hatte, bedurfte seiner. Freudig eilte Franz zu ihm, bezeugte ihm eine rührende Dankbarkeit und Hingebung und gewährte ihm seinen gewichtigen Schutz. So ehrte sein Herz den Mann, dem er so vieles verdankte. In demselben Sinn und Geiste nahm er sich des treuen Lehrers an, als dieser von den Dominikanern in Köln, namentlich Pfefferkorn und von der Hochstraten, auf's heftigste angegriffen und angefeindet wurde. Reuchlin hatte bei dem Kaiser und dem Papste um Schutz und Hülfe gebeten, hatte überall Recht und selbst eine Execution auf die zurückzuerstattenden Kosten erhalten; allein er kam nicht zum Ziel bis Sickingen sich seiner annahm und in einer kräftigen Schrift den Dominikanern sagte, wenn sie nicht die Kosten des Prozesses zahlten und den alten trefflichen Mann in Ruhe ließen, werde er sie züchtigen. Was Kaiser und Papst nicht vermocht, that sein Wort. Wo ein schlechtes Gewissen mit ihm in Berührung kam, da bebte es vor dem Manne der Pflicht und des Rechtes. Und wie erfreute es ihn, dem Manne dienen zu können, dem er die Grundlage alles seines Wissens verdankte, den er im Lager von Stuttgart so warm an sein treues, dankbares Herz gedrückt hatte.

Der Tod des Kaisers Max lieh der Ebernburg erst rechten Glanz. Auf ihr liefen die feingesponnenen diplomatischen Fäden zusammen, die darauf hinauszielten, des Reiches Krone auf das Haupt Don Carlos' von Spanien zu setzen. Da war in diesen Mauern ein reges Leben, ein Kommen und Gehen von Eilboten der Fürsten und Herren oder ihr eigenes Eintreffen und Scheiden. Sie bildete den Mittelpunkt der Operationen, welche der Kaiserwahl vorhergingen. Sickingen und seine Freunde gehörten zur Partei des Spaniers.

König Franz von Frankreich regte jetzt wieder seine Thätigkeit. Wohl erkannte er, daß er gefehlt, als er Sickingen's Einfluß zu gering angeschlagen; wohl beklagte er die Uebereilung, die er in der Sache der Mailänder Kaufleute begangen.

Während die einflußreichsten Personen zur Ebernburg eilten, während Abgesandte der Fürsten und Kurfürsten hier erschienen und Don Carlos seine Unterhändler hierher sandte, sein Ziel zu erreichen, erschien plötzlich und unerwartet mit allem französischen Pomp eine Gesandtschaft des Königs von Frankreich am Thore der einsamen Burg an der Alsenz, die so bedeutungsvoll die mächtigen Hauer des Ebers an ihrem Thorbogen wies. Fein und aalglatt suchte der zungengewandte Diplomat den Ritter wieder in das frühere Dienstverhältniß zurückzuleiten und rückte dann endlich mit dem wahren Plane heraus, ihm dreißigtausend Kronen zu bieten, wenn er die Wahl Franz I. zum Kaiser unterstütze. Eine lebenslängliche, auf Land und Leute verbriefte Rente von achttausend Sonnenkronen wurde dazu gelobt.

(Fortsetzung folgt.)

Rainbauers Martin.

Neues Zeitstücklein von W. Ebeyy. (Aus dem Morgenblatt.)

(Fortsetzung.)

„Ei so lüg' du und der Guckguck!“ unterbrach der Bauer den Bericht. „Vom Berg oder der Michelbach bis zum Wald sind's gut achthundert Gäng. Ich hab' alleweil gemeint, die Jäger könnten allein ausschneiden, aber die Freischärler versteh's doch noch besser. Mir kannst du mit solchen Geschichten vom Leib bleiben; ich bin kein heuriger Has' und hab' mich auf's Büchsenschießen verstanden, wie deine Mutter selig noch in die Schule gegangen ist.“ — Tonnele kam mit dem weißen Weinkrug just zu rechter Zeit, eine böse Antwort abzuschneiden. Eilends ging sie wieder, um für Essen zu sorgen. „Fang 'mal an, Vater,“ sagte Martin, dem Alten das Trinkgeschirr hinhaltend. „Trink du mit dem andern Rebeller,“ erwiederte der Bauer; „ich will mich schlafen legen. Gute Nacht.“

So wendete er sich zum Gehen. Martin trat ihm in den Weg. „Horch, Alter,“ hob er an: „jetzt siehst

Digitized by Google

du mich, aber bis morgen Abend kann's leicht geschehen, daß du sagst: gut daß ich ihn noch gesehen habe. Wir haben einen heißen Tag vor uns. Vom Neckar bis an die Murg haben wir uns fechtend zurückgezogen, um unsere Mannschaft an's Feuer zu gewöhnen. Die Murg ist unsere Theiß; hier machen wir's wie Kossuth. Von hier aus jagen wir die verthierten Söldlinge zurück, ihrem Verderben in den Rachen, denn hinter ihnen steht alles Volk auf, ermuthigt durch unser Beispiel, angespornt durch die Siegesnachrichten aus Ungarn. Das wissen die Pickelhauben so gut wie wir. Sie werden deßhalb alles daran setzen, um uns zurückzudrängen, und ein verzweifelter Kampf steht bevor. Daß wir siegen werden, ist freilich sicher, doch ungewiß, ob nicht dein Bue zu denen gehört, welche den Sieg mit Blut und Leben bezahlen müssen. Bedenke, daß ich zum Fähnlein von Besancon gehöre, zu den braven Arbeitern, die immer vorne dran sind. Dazu bin ich ein Scharfschütz, ein Plänkler, also bei den allervordersten. Da wär's schon der Mühe werth, mir die Hand zu drücken und etwa zu sagen: b'hüt Gott, wenn wir uns nimmer wiedersehen sollten." — Worauf der Bauer, ohne eine Miene zu verziehen: „Vor fünf Jahren hab' ich dir einen Mann gekauft mit schwerem Geld. Hab' ich das etwa darum gethan, damit du jetzt im Krieg dienen sollst statt damals im Frieden, oder gar damit du als ein wüster Rebeller gegen unsern Großherzog dein Leben wagst, statt für ihn Commisbrod zu essen und auf dem Posten zu stehen? Dafür hätt' ich das schöne Stück Geld schon sparen dürfen. Ich wollte aber noch nichts sagen, wenn du jetzt für deinen allergnädigsten Landesvater todtgeschossen würdest; aber so? Muthwillig gehst du ins Feuer gegen Pflicht und Gewissen. Wenn du fällst, so werden alle Biedermänner mit mir sagen: recht ist ihm geschehen, hausenrecht! Es wär' auch noch das allerbeste. Doch eben darum wird's nicht so kommen. Wer an den Galgen gehört, der braucht keinen Passauer Zettel!" Mit welchen schnöden Worten Peterhans in's Haus trat, unaufgehalten von Martin. Des Sohnes kindliche Regung hatte sich in Trotz verkehrt. Göringer sagte dazu: „Drum will der Alte das Tonnele selber heirathen." — „Still da mit Eurem ungewaschenen Maul!" fuhr ihn der Freischärler an; „der Bauer bleibt doch mein Vater, so wie so, und wenn ich fallen sollte, so kann er nichts gescheiteres anfangen. Heirathen müßte er ja doch, und eine bessere wird schwerlich zu finden seyn. Doch still davon, ich höre das Maidli kommen. Ihr ešt natürlich erst mit mir zu Nacht." — „Und dann troll ich mich meiner Wege," ergänzte der Lehrer; „das versteht sich am Rand."

Die Sterne schimmerten kaum erkennbar mehr am Himmel, am Grase hing der Thau in großen Tropfen, als Martin auf den äußersten Vorposten vor Winkel zuschritt und dessen Zuruf beantwortete. In seinem Bart perlte auch etwas wie Thau; sein Auge hatte schwerlich die Zähre geweint, doch sicherlich regte sich in seinem Herzen ein Ding, das dazu paßte, die bittere Reue, welche sprach: wär's nicht geschehen, ich ließe es bleiben! Einem Freischärler bleibt die Reue selten ganz aus. Der eine spürt sie vor dem Feind, wenn er ernstlich bedenkt, wie die Bursche drüben so mit allem Fleiß und Vorbedacht auf die Leute schießen. Der andere sehnt sich zurück nach der Hölle, woneben er mit gekreuzten Beinen die Nadel führend saß, nach Schemel und Knieriem, nach dem friedlichen Schreibtisch, nach den Fleischtöpfen Egyptens. Den dritten drückt wie ein Alp seiner Mutter Gram, seines Vaters Zürnen, seiner Holdschaft ungestilltes Sehnen. Ungefähr dasselbe spürt auch der Soldat, doch tröstet diesen das eiserne Muß; er hat seinen Weg nicht selber erkoren, und so peinigt ihn nimmermehr die Vorstellung, daß er's anders hätte machen sollen. Keine Wahl, keine Qual.

Raindauers Martin war übrigens nicht der Mann, sich allzulang mit Grillen zu plagen. Des Kameraden Anruf brachte ihn wieder ganz zurecht. „Guten Morgen, Es Dur!" rief er. Der Posten lächelte schmerzlich und gab dann zur Antwort: „Heute kannst du mich immerhin bei meinem richtigen Namen nennen, ich bin ganz in Moll gesetzt wie ein polnisches Liedeslied." — „Oho, bist du krank, Bruder Moll? Da trink 'mal! Ein aufrichtiger Murgthäler." — „Krank bin ich eben nicht, Bruder Hotz, trinken will ich auch, aber ein Rad in mir ist verschoben." — „Richt's ein, Seppel, wozu wärst du sonst ein Uhrmacher?"

Moll gab die Feldflasche zurück, nachdem er einen herzhaften Schluck genommen. „Dein Landsmann ist gut," sagte er, „noch besser dein fröhliches Wort. Setz' dich her zu mir auf den Steinblock. Mir ist's als müßt' ich mit aller Gewalt ein Plauderstündlein halten. Vorhin, wie du kamst, war mir bang wie dem Kind in der dunkeln Kammer; jetzt ist mir urplötzlich leicht und wohl um's Herz. Ich kann nicht sagen wie, aber ungefähr kommt mir's vor, als wär' ich zu Hause und brauchte nicht mehr in der Fremde umherzuirren wie der ewige Jude." — „Armer Schelm, ich glaub's ja," sprach Martin. „Du bist wohl wenig mehr daheim gewesen in langen Jahren, und wer zu uns in's Ländchen kommt, dem wird zu Muthe als wär' er hier geboren und erzogen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscelle.

Der „Corresp. v. u. f. Deutschl.“ schreibt aus München vom 19. September: Gestern bot sich in der Verhandlung am Kreis- und Stadtgericht ein würdiges Seitenstück zu dem berüchtigten Hexenprozesse der Victoria Lechl dar. Auf der Anklagebank saß ein 25jähriges Mädchen, Maria Harr, Zimmermannstochter von hier, wegen ausgezeichneten Betrugs zweiten Grades. Sie gab früher Unterricht in der deutschen und französischen Sprache, brachte sich später mit Verfertigung von Bittschriften fort und pflog immer eine gute Aufführung. Auf einmal erzählte ihre Mutter (und die Tochter bestätigt es), daß die tugendsame Maria nun ein großes Glück machen und einen spanischen Grafen, der sehr reich sey, heirathen werde. Prinz Karl habe sie als Adoptivtochter angenommen und ihr 3 Millionen Gulden und mehrere Schlösser als Mitgift versprochen, die Königin Therese ihr den Theresien-Orden ertheilt, und sie sey am 26. Juli 1849 in der Hans-Capelle des Prinzen Karl getraut worden, wobei 2 Prinzen des k. Hauses als Zeugen zugegen gewesen. Der spanische Graf sey aber noch immer in Prozeß wegen seiner von der spanischen Regierung confiscirten Güter, und sie müsse deßhalb bis zum Ausgange dieses Prozesses darben und schmachten, die Sache ganz geheim halten und sehen, wie sie sich bis dahin fortbringe; zehnfach aber werde sie alles ersetzen, was ihr wohlwollende Menschen verabreichten. Diese wohlwollende Menschen fanden sich denn auch. Ein Sergeant mit seiner Frau lieh ihr in Kleinigkeiten über 100 fl., denn er sollte „Schloßverwalter“ werden; minder bedeutende Summen, jedoch immer bedeutend im Verhältniß der Vermögensumstände des Gebers, gaben andere Individuen, denn sie sollten ja „Kammerdiener, Leibjäger, Kammerfrau, Studenmädchen, Köchin,“ bei der Gräfin werden, ein Einstandsgeld von 200 fl. bekommen und lebenslängliche Versorgung erhalten. Die Betrogenen traten auf die Vorspiegelungen der Angeklagten fast alle aus ihren Diensten, um sogleich bereit zu seyn, in den gräflichen Haushalt einzutreten. Die Betrügerin spielte diese Geschichte volle drei Jahre, bis endlich ihrer zukünftigen Dienerschaft das Warten doch zu lang wurde. Es wurden Nachforschungen angestellt, die Verdächtige verhaftet und in den Neuthurm gebracht, wo sie alsbald eingestand. Sie stellt auch in den öffentlichen Verhandlungen die Thatsache nicht in Abrede, will aber Anfangs blos ihre Mutter mit diesen Liebesmärchen genarrt haben, um sie in der bedrängten Lage, in der sich die Familie befand, zu trösten, und später genöthigt gewesen seyn, als die Mutter ausplauderte, auf ihrem einmal geschaffenen Phantasie-Gebilde stehen zu bleiben. Der Gerichtshof sprach die Angeklagte schuldig und verurtheilte sie zu 4 Jahren Arbeitshaus.

Neuestes von Schleswig-Holstein.

Cuxhaven, 25. September. Ein von Friedrichsstadt gekommener hannover'scher Schiffer berichtet, daß vorgestern (23.) von den Dänen vierzig Schiffe verschiedener Nationen aus der Eider gewiesen worden sind und daß der Fluß blokirt sey.

Kiel, 22. Sept. Der Commandeur des dänischen Kriegsdampfers Geyser, der neulich beim Zusammenstoß mit unsern drei Kanonenböten in der Westsee so unangenehme Erfahrungen gemacht hat, soll sich vorher, ich weiß nicht ob auf Helgoland oder sonstwo vermessen haben, wenn er unsern Kanonenböten begegne, so werde er dieselbe keines Schusses würdigen, sondern sich einfach darauf beschränken, sie überzusegeln. Wahrscheinlich wird in Folge jenes Gefechts dem Herrn Bramarbas die Lust zum Uebersegeln schleswig-holsteinischer Kanonenboote für längere Zeit vergangen seyn.

— 25. Sept. Das Gerücht, daß Eckernförde für neutral erklärt und von den Dänen geräumt sey, ist völlig unbegründet. Nur die Schanzen von Windebye sind von den Dänen demolirt und die Besatzung Eckernfördes vermindert.

Rendsburg, 22. September. 132 Wagen mit verwundeten Dänen sind den 13. d. M. von Missunde in Flensburg angekommen.

— 22. Sept. Unser Verlust bei dem Gefechte vor Missunde und Eckernförde ist leider nicht so unbedeutend gewesen, als derselbe von mehreren Zeitungen berichtet wurde. Aus zuverlässiger Quelle können wir die sichere Mittheilung machen, daß die Zahl der Gefallenen, Verwundeten und Gefangenen sich auf 290 beläuft, worunter 9 Offiziere und 24 Unteroffiziere.

Nachschrift.

Die Frankfurter Blätter bringen folgende telegraphische Depesche: „Grelsswalde, 25. Sept. Der kurhessische Minister, Herr v. Hassenpflug, wurde so eben in zweiter Instanz von dem Verbrechen der Fälschung freigesprochen.“

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 79. Kaiserslautern, Donnerstag, 3. Oktober **1850.**

Ein Gang nach der Ebernburg.

Mitgetheilt von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Ernst und stolz, wie Franz von Sickingen den Franzosen empfangen hatte, wies er jetzt seine Anträge zurück und zugleich mit solcher energischen Kürze, daß an ein weiteres Diplomatisiren nicht mehr zu denken war. Voll Unmuth verließ der Gesandte die Ebernburg, die er mit schönen Hoffnungen betreten hatte, und König Franz gewann die Lehre, daß eine Unbesonnenheit die kluge Berechnung von Jahren zu Schanden machen könne. Nach großer Thätigkeit auf dem Fürstentag in Höchst am Main rief Franz von Sickingen ein Heer von 15,000 Mann in die Nähe von Frankfurt und setzte es als ein klar erkennbares Punktum hinter den Namen Don Carlos' von Spanien. Die Wahl war durchgesetzt und Sickingen's Einfluß, seine Macht und seine Klugheit hatte den glänzendsten Sieg errungen. Es war diese Kaiserwahl der Glanzpunkt seines öffentlichen Lebens.

Der erzählende Freund stand auf. Er bedurfte der Erholung. Der Gang der Begebenheiten im Leben dieses außerordentlichen Mannes gab uns Stoff genug zu denken und im Zwiegespräch zu verhandeln. Ich sah nun diese Trümmer mit andern Augen an und jenes unaussprechliche Gefühl erfüllte mich, das wir allemal in uns finden, wenn wir Orte betreten, die eine tiefere, weltgeschichtliche Bedeutung haben. Wenn irgendwo, so findet sie sich in diesen Mauern, deren Zinnen gebrochen sind. Es war mir, als sähe ich im Geist jenes Drängen und Treiben, jene glänzenden Erscheinungen vor der Kaiserwahl und dann wieder jene eisenumfangenen trotzig-wilden Rittergestalten, die hier zu Rath saßen, wenn irgend ein Kriegszug für Recht und Gerechtigkeit unternommen werden sollte.

Nach kurzem Auf- und Niedergehen setzten wir uns wieder und der Erzähler fuhr fort: Wir haben, sagte er, die Ebernburg die Herberge der Gerechtigkeit nennen gehört. Sie war es im edelsten Sinne des Wortes. Die, welche habsüchtiger Krämergeist, wilder Fanatismus, tückischer Ehrgeiz, verfolgungssüchtige Bosheit in die Welt stieß, hier fanden sie eine Zuflucht und allen Schutz, den festen Muth, selbstbewußte Macht und ein treues Herz geben können.

Hier finden wir zwischen der Wahl und Krönung Karl's V. in Aachen um Sickingen die edelsten und geistreichsten Männer seiner Zeit. Da finden wir den freiheitliebenden, wahrheittreuen, blitzeschleudernden Ulrich von Hutten; wir finden Martin Bucer, der aus Schlettstadt hatte entweichen müssen, Kaspar Aquila von Augsburg, Johannes Schwebel von Pforzheim und Oekolampadius. Hier weilte der geistreiche Dieter von Dalberg und der biedere, erleuchtete Hartmuth von Kronberg. Daß auch Philipp Melanchthon auf der Ebernburg sich aufgehalten, wird mit Grund bezweifelt.

Aller Blicke waren auf die Morgenröthe eines neuen geistigen Lebens gerichtet, die über Wittenberg in hellem Schein leuchtete. Die Bewegung der Geister, die von dort ausgegangen war, setzte auch diesen Kreis erleuchteter Geister in lebhafte Schwingungen. Der Umgang mit diesen Männern leitete Sickingen in neue Bahnen des Wirkens, wie er neue Quellen des Erkennens ihm eröffnete. Oft saßen sie bis tief nach Mitternacht und horchten dem begeisterten und begeisternden Flammenworte Hutten's, ohne daß sie merkten, daß der alte Tag dem jungen die Herrschaft abgetreten. War Franz von Sickingen schon früher Luther'n zugethan, jetzt wurde er's vollends und aus einem treuen Herzen ging die Einladung an ihn hervor, zu ihm auf die Ebernburg zu ziehen, daß ein starker Arm ihn schützen könne vor arger Feinde Verfolgung.

Noch eine andere Seite hatte dies Zusammenleben großer Geister in den Mauern der Ebernburg. Franz hatte auf der Burg eine Buchdruckerpresse errichten lassen. Manches herrliche Wort trug sie in die Welt hinaus. Selten sind diese Drucke; aber noch jetzt befindet sich im Besitze des Herrn Günther, des Besitzers der Ebernburg, eine in ihren Mauern gedruckte Schrift Oekolampad's. Hutten's glühende Schriften entstanden hier und manche seiner Dialoge gingen

Digitized by Google

zuerſt aus dieſer Preſſe hervor. Eine kaum zu bezweifelnde Thatſache iſt es, daß ſchon während des Krieges in Württemberg in der Ebernburg, wo auch Franz von Sickingen zeitweiſe hin kam, die epistolae obscurorum virorum entſtanden, an denen Sickingen ſelber Antheil nahm, die aber beſonders Hutten, Oekolampadius, Hermann Buſch, Johannes Crotus, Hermann, Neumann, Johann Caeſarius, Heinrich Loritus Glareanus, Wilibald Pirkheimer, Eoban Heſſe und einige andere zu Verfaſſern hatten, die alle den Kölner Dominikanern ſchweren Haß trugen. Hutten überſetzte Sickingen's Briefe in jenes herrliche Mönchslatein, das uns noch heute ergötzt, und ſie ſchlugen den Pfefferkorn, Hochſtraten und ihrer Sippe Wunden, die nicht verharrſchten.

Dieſe Gemeinſchaft wirft ein neues Licht auf dieſe Trümmer und ihr Ruhm gewinnt dadurch neuen Glanz, der dem diplomatiſcher Wirkſamkeit und kriegeriſcher Tapferkeit nicht nachſteht.

Die Krönungsfeierlichkeiten entzogen Sickingen dieſem edlen, ihm ſo theuern Kreiſe auf kurze Zeit. Er durfte dort nicht fehlen, wohin ihn der Kaiſer, der wohl wußte, was er ihm ſchuldete, gerufen hatte. Franz von Sickingen unternahm den Zug mit dem Glanz, den ihm ſeine Stellung zum Gebote machte und ſein Reichthum zuließ. Die Krönung fand am 22. October 1520 ſtatt. Hohe Ehren erwarteten den Ritter. Als kaiſerlicher Oberſter Feldhauptmann, Rath und Kämmerer kehrte er zur Ebernburg zurück, um nun mit ſeinen Freunden für die Reformation mit neuer Kraft zu wirken. Sein erſtes Werk war, den Gottesdienſt in ſeiner Schloßkapelle wie in ſeiner Herrſchaft zu reformiren und die theuere Mutterſprache an die Stelle der Kirchenſprache zu ſetzen. Oekolampadius verrichtete die geiſtlichen Funktionen und predigte mit heiliger Freudigkeit das Evangelium, das noch ſonſtwo im Rathhale keine ſichere Stätte außer in den Menſchenherzen gewonnen hatte.

Das Jahr 1521 war für die Ebernburg eines der glänzendſten und wichtigſten unter allen, die bisher über ſie hingegangen waren, und zwar in Beziehung auf Luther und die Reformation. Albrecht von Mainz, der eitle Cardinal und Erzbiſchof, der ſo viele Ringe an ſeiner Hand trug, als er Herrſchaften ſein nannte, wünſchte ſehr gütliche Verſtändigung mit Luther und in eben dem Maße theilte der Kaiſer dieſen Wunſch. Beide, ob im Einverſtändniß oder unabhängig, bleibt in Frage, richteten ihre Augen auf die Ebernburg, wo der Kreis der Freunde der Reformation ſich um den Mann ſammelte, deſſen geiſtiger Einfluß eben ſo groß war wie der ſeiner äußerlichen Macht, und der zugleich milden Vorſtellungen am zugänglichſten erachtet werden mußte. Dorthin eilten vertraute Männer vom Kaiſerlichen Hoflager und von Mainz. Franz ſelbſt, nachdem er perſönlich mit dem Erzbiſchof in Mainz verkehrt hatte, beſprach den Plan mit ſeinen Freunden. Er lud Luthern auf die Ebernburg ein, aber dieſer lehnte die Einladung ab und der Gedanke, den wohl auch Hutten und die übrigen damaligen Schützlinge der Ebernburg mißbilligen mochten, zerfiel. Deſto eifriger wirkte Hutten, je näher der Reichstag zu Worms heranrückte. Damals ſchrieb er ſeine Schrift gegen den Papſt und die Kleriſei in den traulichen Räumen der Ebernburg. Sie wurde ſchnell gedruckt und in die Welt hinausgeſchleudert. In gleicher Zeit faſt entſtanden hier ſeine vier Geſpräche: der Bullentödter, die beiden Warner, und die Räuber; letztere jedoch ſpäter und zwar während des Reichstags.

Sickingen glaubte anfangs allerdings, es ſey dem Kaiſer um eine redliche Vermittelung mit Luther zu thun; allein je tiefer er in die geheimen Pläne ſchaute, deſto mehr ſtimmte er Hutten bei, der von ihm nichts in Bezug auf religiöſe Freiheit erwartete. Mit jedem Tag aber wuchs der geiſtige und auch leibliche Verkehr mit der Ebernburg, je näher der Reichstag kam. Der Ritter ſelbſt war bald dem dort wirkenden Kreiſe entriſſen. Seine Würde, als des Kaiſers Feldhauptmann, rief ihn vom Felde des friedlicheren Erkennens auf das blutige des Krieges.

(Fortſetzung folgt.)

Rainbauers Martin.

Neues Zeitſtückſein von W. Chezy. (Aus dem Morgenblatt.)

(Fortſetzung.)

„Du magſt Recht haben,“ fuhr der Uhrmacher fort; „deine Heimat iſt ein Paradies, nur ſollten keine Preußen darin ſeyn,“ — „Wir wollen ſie ſchon losdringen.“ — „Wird ſchwer genug gehen. Wo die einmal feſtſitzen, hilft keine Reiterſalbe. Wir Kölner wiſſen das am beſten. Allerdings bin ich ſeit vielen Jahren wenig zu Hauſe geweſen, wie du ſagſt, auch nicht im deutſchen Vaterland, das mir verſperrt war. In Frankreich, in England, in Belgien hab' ich für mich auf meiner Kunſt gearbeitet und für's Vaterland mich verſchworen. Das eine ging leidlich, das andere fing beſſer an als es ausſiel. In Paris iſt der deutſche Arbeiter, beſonders der Schneider, dann der Schuſter, ein wahrer Eiſenfreſſer, nur daß er, wie billig, ſich nicht in der Franzoſen Händel miſcht. Muß er doch ſeine Kräfte für das gebundestagte Vaterland ſparen. Zu Paris lernt er dir mit ſtaunenswerther Geläufigkeit die Menſchenrechte aufſagen ſammt den

Digitized by Google

Grundzügen des bürgerlichen Gesellschaftsvertrages. Wo's seyn kann, nimmt er Unterricht im Barrikadenbau. Zum Abschied drückt er dann seinem Lehrmeister die Hand und sagt mit dumpfem Ton: „Bürger, du sollst von mir hören.“ Was hört man hernach? Daß Herr Schmitz oder Esser, maitre tailleur de Paris, sich einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum allergehorsamst empfiehlt. Der deutsche Michel hat seine Schlafmütze angezogen, ist ein Heuler geworden und glaubt alles Mögliche gethan zu haben, und sogar das übermenschliche, wenn er nicht ein Wörtlein vom demokratischen Klüngel in ein hohes Ohr raunt. Etwelchen von meinen Zöglingen mag etwas menschliches begegnet seyn; wenigstens hat die bürgerkönigliche Polizei eines schönen Morgens auf die Heilsamkeit zeitweiser Luftveränderung anzuspielen für mich die Aufmerksamkeit gehabt. Der üble Erfolg war indessen nicht im Stande mich zu entmuthigen. Rom ist nicht in Einem Tage gebaut worden. Wenn ich den Arbeitern nur fleißig meine Lehre einpräge, dachte ich, so bleibt bei dem und jenem immerhin etwas hängen. Hat er auch keinen rechten Muth, so geht ihm doch auf der Bierbank der Mund über und er wirft etwa wie ein Strichvogel das unverdaute Samenkorn auf gutes Land, wo es Wurzel schlägt, aufgeht und sich mehrt. Darum half ich treulich in London den deutschen Arbeiterverein stiften; es werden jetzt so ungefähr neun Jahre her seyn. Ganz falsch war unsere Rechnung nicht; der März hat's bewiesen, und unser jetziger Krieg erhärtet es nicht minder.“

„Mir geht eine ganze Pechpfanne auf,“ sagte Martin; „die Regierung hat in dem Stück also doch Recht gehabt, wenn sie die Leute nicht ins Ausland lassen wollte?“ — „Von ihrem Standpunkt aus ganz gewiß,“ bekräftigte der Uhrmacher, „doch nicht im Sinne des Volks. Und da beweisen ist, daß ursprünglich alle Gewalt vom Volke kommt, so waren die Bundestäglichen doch im Unrecht. Darum hat auch all ihre Vorsicht nichts geholfen. Der unvermeidliche Stoß erfolgte. Im März durfte ich endlich wieder einmal meine Vaterstadt sehen. Herrlich standen die Sachen, aber bald genug war die Herrlichkeit wieder am Ende. Was wir in Scheffeln geholt, das nahmen der Preuß' und der Bourgeois löffelweis zurück. Die Arbeiter waren daran zum Theil selber Schuld: sie wollten nicht hören, da's noch Zeit war. Hätten sie gleich im Anfang die rothen Trümpfe ernsthaft ausgespielt, sie hätten die Partie gewonnen. Die einen hatten zu viel Vertrauen, die meisten aber zu wenig Entschlossenheit. Die Reaction war nicht todt, sondern nur betäubt; wir versäumten den günstigen Augenblick, sie vollends zu ersticken. Unsere besten Männer wurden nach und nach gefangen gesetzt. Ich war damals im Vorstand des Arbeitervereins und bet Himmel und Hölle auf, um die Leute in die Straße hinabzubringen; vergebens, bis es zu spät geworden. Hätten wir zu Köln unsere Barrikaden aufgeworfen, als der Bourgeois noch „bange“ war und der Preuß' die Ohren hängen ließ, da wär's kein Krippchen*) geworden, und die Ohrfeigen hätte ein ganz anderer bekommen, als Henneschen, der Kölnsche Junge. Nach unserer „gecken“ Barrikadengeschichte ging ich natürlich abermals durch und schlug mich zu denen, die sich entschlossen, die verpfuschte Arbeit wieder von vorn anzufangen. Beinah wär's uns dasmal besser gerathen, doch leider nur beinah, und nahe Schießen zählt nicht, sondern Treffen gilt. In Dresden fingen sie zu früh an, und aus diesem Grunde zu spät in der Pfalz; Elberfeld und Iserlohn brannten von der Pfanne, zu Paris ist's mißglückt. Wenn uns die Ungarn jetzt nicht helfen, so bringen wir's hier nicht fertig.“

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes von Schleswig-Holstein.

Aus Schleswig-Holstein, 24. September. Der schleswig-holsteinische Kampf um Ehre und Freiheit hat nicht nur mit seinen Feinden zu thun, seine vermeintlichen Freunde suchen ihm auch oft noch Verlegenheiten zu bereiten. Dazu gehört außer der lügenhaften und prahlerischen Darstellung mancher unserer Kämpfe in einem Theil der deutschen Tagespresse, die den Dänen gerechten Stoff zum Spott und Hohn gibt, denn die unbedeutendsten Dinge werden darin oft auf wahrhaft lächerliche, übertriebene Weise gerühmt, auch noch der Wunsch einer Partei, unser Heer zum Sammelplatz aller militärischen Abenteurer von ganz Europa zu machen. Kaum hat man das Anerbieten des Majors Kiaproth als gänzlich für unsere Verhältnisse ungeeignet mit Dank für den gezeigten guten Willen abgelehnt, so ist wieder ein neues, wo möglich noch unzweckmäßigeres der Stattbalterschaft angetragen worden. Polnische Offiziere, die einen eigenen gewandten Abgesandten nach Kiel und Rendsburg schicken, haben sich verbindlich machen wollen, ein Corps von einigen Tausend polnischer, deutscher und italiänischer Flüchtlinge in Frankreich zu sammeln, zu Schiff uns zuzuführen, und hier für

*) Krippchen: Puppenspiel. eine beliebte Lustbarkeit des kölnischen Volks. Die Benennung mag von der Weihnachtskrippe stammen. Ferner ist zu bemerken, daß unter dem Preußen nach kölnischer Sprachweise ausschließlich der Soldat zu verstehen.

Digitized by Google

unsere Sache mit kämpfen zu lassen. Wir wollen gerne zugeben, daß nur ehrenwerthe Absichten diese Herren mit bei ihrem Vorschlage geleitet haben mögen, sind auch fest überzeugt, daß solch ein Corps sehr viele überaus tüchtige Soldaten enthalten haben, und uns im Kampfe von großem Nutzen gewesen seyn würde, können aber doch unsere Freunde nicht verhehlen, daß auch dies Anerbieten wieder, wie schon vorauszusehen war, in Kiel wie Rendsburg gänzlich abgelehnt worden ist. Der Kampf Schleswig-Holsteins ist rein nur ein deutscher, keineswegs aber ein demokratischer, wie unsere falschen Freunde ihn theilweise gerne darstellen möchten, und so können auch nur Deutsche ein so wahres Interesse dafür hegen, daß sie giltigen Anspruch, als Offiziere in unsere Reihen zu treten, machen dürfen. Mit Recht wird daher fortwährend an das strengste dem Prinzip gehuldigt, nur Offiziere, die mit ehrenwerthem Abschiedspatent eines deutschen Staates versehen sind, auch hier gleich wieder als Offiziere anzustellen, allen anderen aber, mögen sie sonst seyn, wer sie wollen, oder noch so bedeutende militärische Fähigkeiten besitzen, solche Ernennung zu verweigern. Würde dies nicht geschehen, so könnten wir vielleicht einzelne tüchtige polnische oder ungarische Offiziere für uns gewinnen; eine viel größere Zahl guter Offiziere von uns aber, die nur hingekommen ist, um der deutschen Idee willen hier zu kämpfen, würde auf der Stelle austreten. Eigene Corps oder gar Freicorps zu errichten, widerspricht mit Recht allen hiesigen Absichten, wie man denn stets die vielen bei uns eintretenden Freiwilligen aus ganz Deutschland möglichst gleichmäßig unter die gesammte Infanterie zu vertheilen sucht. Als viel ersprießlicher für unsere Sache, wie solche unannehmbaren Anerbieten, dürfen wir mit Recht aber bezeichnen, daß grade in der letzten Woche mehrere hundert Freiwillige aus ganz Deutschland wieder hier eingetreten sind. Ein großer Theil derselben besteht aus ausgedienten preußischen Soldaten, die jetzt in hiesige Dienste treten, da sie 1849 und mehr noch 1848 Schleswig-Holstein lieb gewonnen haben. Grade vorzugsweise alle diesjenigen Regimenter, die früher hier selbst gewesen sind, liefern uns jetzt die meisten und besten Soldaten.

Aus Schleswig-Holstein, 24. Sept. Außer dem mittlern und höhern Bürgerstande in den Städten, der in fortwährenden Opfern für die Kriegskasse nicht müde wird, ist der größtentheils sehr wohlhabende unabhängige und gebildete Bauernstand der meisten Gegenden Schleswig-Holsteins der Hauptträger des jetzigen Krieges gegen Dänemark. Mit freudiger Bereitwilligkeit tragen diese Bauern fortwährend Steuern über Steuern und werden nicht müde, immer wieder aufs neue Kriegssteuer zu bezahlen. „So lange der dänische König das Kriegführen aushält, halten wir es auch noch aus und behalten doch dann noch einen Thaler mehr übrig", sagte mir kürzlich ein wohlhabender dithmarscher Bauer, während er einen schweren Beutel mit Silber als Steuer für die Kriegskasse fortschickte. „Unser Recht muß unser Recht bleiben, dann kann meinetwegen der dänische König oder ein anderer sonst hier Herzog seyn", meinte ein Anderer, der drei Söhne bei der Armee hat. Und eben so ist es im südlichen Schleswig bis nach Flensburg hinauf, von wo die Bauern stets noch heimlich Steuern in die Kasse der Statthalterschaft nach Kiel senden, obgleich dies von den Dänen streng verpönt und daher selbst mit Gefahr für die Absender verknüpft ist. Hier in Holstein ermüden viele Bauerngutsbesitzer nicht, außer den ihnen von der Landesversammlung auferlegten Abgaben, die jetzt der Natur der Sache nach nicht gering sind, noch freiwillige Beiträge aller Art für das Heer zu liefern. Gar häufig kommen hochbepackte Wagen mit Schinken, Würsten, Käse, Buttertonnen, Kuchen, Bier, Wein und Branntwein u. s. w. an, welche einzelne Dorfschaften solchen Truppentheilen, die früher lange bei ihnen im Quartier gestanden haben, jetzt als Geschenk ins Feld senden.

Altona, 28. Sept. Die gestern Abend gekommene Nachricht, daß die Unsern eine Schanze bei Friederichstadt genommen haben, bestätigt sich nicht, wohl aber, daß die ganze Armee seit vorgestern im Vorgehen begriffen ist. Schon vorgestern rückte das 13. und 15. Bataillon nach Eckernförde hin aus, und wurde das Hauptquartier nach Duvenstedt verlegt. Auf dem linken Flügel ging zu gleicher Zeit das 12. und 14. Bataillon, sowie das 3. Jägercorps und eine Anzahl Artillerie vor, heute Nacht folgte der Rest der Armee, so daß Rendsburg fast ohne militärische Besatzung ist. Wir haben daher wohl bald einen ernstlichen Kampf zu erwarten.

Hamburg, 30. September. Seit mehreren Tagen ist die schleswig-holsteinische Armee wieder ausgerückt, vorgestern Mittag der ganze Generalstab. — Friedrichstadt wird seit gestern Morgen um 8 Uhr den ganzen Tag über bombardirt. Bis um 10 Uhr Abends dauerte das Bombardement fort. — Tönningen wurde von zwei Compagnien Holsteiner genommen und besetzt. In Lunden soll eine Abtheilung dänischer Gefangenen eingebracht worden seyn, und bei Breckendorf ein Scharmützel stattgefunden haben.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 80. Kaiserslautern, Samstag, 5. Oktober **1850.**

Ein Gang nach der Ebernburg.

Mitgetheilt von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Franz I. von Frankreich konnte den Groll nicht überwinden, daß ihm des Reiches Krone entgangen war. Groll will Sühne und dazu fand sich Gelegenheit.

Robert von der Mark begann in den Niederlanden den Kampf. Mit dreitausend Reitern und zehntausend Landsknechten rückte Franz zum Grafen von Nassau. Bald floh Robert vor den Siegern und nach Frankreich trugen sie die blutigen Waffen; aber vor den Wällen von Mezières wandte sich das Glück. Unfälle, Mißmuth, Uebelbefinden trieben Sickingen heim. Es war das erstemal, daß er, ohne seine Schuld, nicht als Sieger heimkehrte, und das machte ihn noch unzufriedener. Dennoch übte er auf dem Rückzuge noch einen Freundschaftsdienst seinem theuern Hutten. Die Karthäusermönche zu Schletstadt hatten Hutten schmählich beleidigt. Diese zu züchtigen, war er nahe und bereit und vollzog's auch ohne Rücksicht. Obwohl er am Podagra so heftig litt, daß er nicht reiten konnte, so litt es dennoch sein Geist nicht, daß er in Ebernburg müßig raste. Die Verbreitung der Reformation lag ihm an der Seele, aber unzufrieden mit dem Kaiser, in dem er sich betrogen, mißstimmt über die Ergebnisse des Reichstags und die Verhältnisse Deutschlands in religiöser und politischer Beziehung, klar erkennend, wie man des Ritterstandes Macht und Ansehen zu vernichten strebe, veranlaßte er in Landau 1522 eine Zusammenkunft von Rittern Schwabens, Frankens und des Rheinstroms. Hier errichteten sie der fürstlichen Macht gegenüber ein Schutz- und Trutzbündniß auf 6 Jahre, zu dessen Haupte Sickingen bestellt wurde. Insbesondere aber galt es den geistlichen Fürsten. Am unbeliebtesten war Erzbischof Richard von Trier. Ihm trug Franz von Sickingen einen alten Haß.

Jetzt, wo er einen breiten Boden unter seinen Füßen hatte und einen Rückhalt an den Verbündeten, auf die er unbedingt trauen zu können meinte, schleuderte er seinen flammenden Fehdebrief gen Trier. Wenn auch eine Privatspänne der Ritter Hans Hilchen von Lorch und Gerhard Börner mit dem Erzbischof als Grund der Fehde angegeben war, so mag man unschwer dies nur als vorgeschobene Scheinursache erkennen; es galt dem mächtigen Reichsfürsten, der überdies sich auf dem Augsburger Reichstage als Sickingen's persönlichen Feind bewährt. Sickingen's Heerruf in seiner Freunde Mund übte die unbezwinglichste Anziehungskraft. Die Landsknechte strömten herbei, ritterliche Abenteurer schlossen sich mit Freuden an und die Helfer des Landauer Bundes, die räumlich am nächsten waren, rüsteten mit Ernst. Bald sammelte sich das Heer bei Straßburg und fünftausend Reiter und zehntausend Landsknechte harreten ungeduldig, daß der ruhmgekrönte Führer sein Banner entfalte. Noch fünfzehnhundert Reisige waren als Zuzug verheißen.

Vier Umstände waren ungünstig diesem Zug. Sickingen verlieh, noch immer am Podagra leidend, die Ebernburg in einer Sänfte; weder zu reiten noch zu gehen war er im Stande. Zwar das Bewußtseyn seiner leiblichen Nähe und das andre, daß alles von ihm ausgehe und geleitet werde reichte hin, die Kämpfer zu begeistern; aber es war doch ein anderes, als er hoch zu Roß ihnen vorleuchtete! Ueberdies hatte Franz von Sickingen sich einer dreifachen Täuschung hingegeben. Einmal glaubte er und seine Freunde stimmten mit ein, Kaiser Karl werde schadenfroh zusehen, wenn der geistliche Machthaber in Trier gedemüthigt werde; er glaubte, daß ihn bei seinem Unternehmen die protestantischen Fürsten unterstützen würden, und traute unbedingt der Zusage seiner Landauer Bundesgenossen. Er täuschte sich in allen diesen Voraussetzungen und sein Fall nahte schnell, wie ihn einst sein Vater prophetisch verkündet hatte. Der Zug begann und der Sieg folgte wieder seinem alten Liebling. Bliesskastel und Sanct Wendel wurden genommen und bald grüßten die Streiter mit dem donnernden Ruf: Hie Sickingen! das angsterfüllte Trier.

So leicht aber, wie sie sich die Eroberung gedacht,

Digitized by Google

war sie nicht. Gerlach von Isenburg verstand sein Kriegshandwerk und der Erzbischof wußte ebenso gut mit dem Schwerte zu arbeiten, als mit dem Kreuze zu segnen; noch besser aber verstand er es, seine diplomatischen Minen springen zu lassen. Briefe und Abgesandte waren an das Hoflager des Kaisers, an Landgraf Philipp von Hessen, Sickingen's persönlichen Feind aus früherer Zeit, an die Bundesgenossen und insbesondere zu Ludwig von der Pfalz geeilt, der nicht mehr eingedenk war, was Sickingen's Väter seinem Hause, Franz ihm selbst gethan.

Bald rückten Hessen und Pfalz mit Heeresmacht heran und es stand in Aussicht, daß Sickingen zwischen zwei Feuer gerieth. Trier leistete erfolgreichen Widerstand; dort standen seine Burgen, zwar nicht ganz schutzlos, doch von Vertheidigern entblößt und unter fremdem Befehl, denn seine beiden Söhne waren bei dem Heere. Da war freilich nicht lange zu wählen. Franz raffte seine reiche Beute zusammen, ließ die Abtei Sanct Maximin in Brand stecken und zog mit wehenden Fahnen gen Ebernburg zurück. Hier entließ er einen großen Theil seines Heeres, warf die erprobtesten in seine Burgen, versorgte sie nach der Reihe mit dem Bedarf für Jahre und nachdem er den Tapfersten unter seinen Freunden den Oberbefehl übertragen, eilte er nach Schweinfurt, wohin er die Genossen des Landauer Bundes beschieden hatte. Sie versprachen alles — aber hielten nichts; glaubend an des Wortes Treue, eilte Franz nach Landstuhl, das er selbst vertheidigen wollte.

Schon nahte der Wetterſturm mit schlimmen Vorbedeutungen. Aus Bliekkastel und Sanct Wendel wurden die Söhne Sickingen's mit ihren Besatzungen vertrieben und Kronberg bei Frankfurt, wo Hartmuth, der jüngere dieses Namens, Franz von Sickingen's Schwiegersohn und Helfer, sich vertheidigte, erobert.

Die drei verbündeten Fürsten, welche sich noch zu schwach fühlten, Sickingen selber in seinen Bergen anzugreifen, erachteten es für's erste als zweckmäßig, die Macht seiner Helfer und Freunde zu brechen, ehe man ihn selber faßte. Albrecht von Mainz wurde genöthigt, ihm zu entsagen; andrer Burgen brach man und nahm die Freunde in Haft. So wurden methodisch alle Sehnen seiner Kraft erst zerschnitten, ehe man es wagte, den Löwen im eignen Verstecke anzugreifen. Obwohl Franz mit trübem Blicke es erkennen mochte, welch einen sichern, langsam ihn vernichtenden Weg die Feinde gingen, obwohl er in der Treu- und Muthlosigkeit seiner Landauer Bundesgenossen seine letzte Hoffnung auf Beistand schwinden sah und selber höchst leidend darnieder lag, so sank dennoch sein Muth nicht. Seine Burgen waren fest; ihre Vertheidiger treu und wacker, ihre Vorräthe reich. Er vertraute seinem Muth und seinem Glück.

(Fortsetzung folgt.)

Rainbauers Martin.

Neues Zeitstücklein von W. Chezy. (Aus dem Morgenblatt.)

(Fortsetzung.)

In solchem Tone sprach der Kölner fort, so daß Rainbauers Martin ein Mühlrad im Kopf zu spüren meinte. Der weitgereiste Uhrmacher und ausgelernte Kravaller redete geläufig von allerhand Dingen, welche dem Hörer gänzlich unbekannt oder auch widerwärtig waren. Der badische Republikaner hatte vom letzten Zweck der Bewegung die einfachsten Vorstellungen; er wollte nicht viel mehr als Abschaffung der Steuern, Vertheilung der Staatswaldungen unter die Bauern, Preiserhöhung für die ländlichen Erzeugnisse, dagegen Preisermäßigung für die übrigen Gegenstände des Handels und Wandels. Die öffentlichen Lasten sollte das Reich aus eigenen Mitteln bestreiten, und schließlich Vater Ihstein oder sonst so einer Großherzog von Deutschland werden, wogegen Joseph Moll im Vortrab der Blutrothen lief, die bekanntlich weniger mit den Grund- und Auftrissen zum Neubau zu schaffen haben, als mit der Arbeit des Einreißens; sie wollen einstweilen den Platz frei machen und ebenen für die Freimaurer der Zukunft. Für den weiteren Verlauf der Dinge mag dann die Bauhütte sorgen. Sobald der Uhrmacher einmal von diesem Gegenstande angefangen, war er gleichsam ein Uhrwerk, das nicht stille steht, bevor es abgelaufen. Dabei sprach er fließend, verständlich und eindringlich, so daß sich's angenehm zuhörte, weshalb Martin ihn gewähren ließ, bis die Ablösung den Vortrag abschnitt.

Die Kunst des Goldspinners geht betteln, vergleichst du sie mit der Erwartung, wenn sie die Stunden zu endlosen Fäden auszieht und ein Klümpchen Zeit zu ewiger Länge dehnt. Die harrende Braut im Kränzlein weiß davon zu sagen, nicht minder einer, der gehenkt werden soll. Just so erging es auch am Morgen des Peter-und-Paultages den Aufständischen an der Murg. Sie erwarteten mit gutem Grund einen allgemeinen Angriff auf der ganzen Linie von Kuppenheim bis Gernsbach. Zu Gernsbach in der tiefen Stadt am gähen Berghang mündet die Straße aus, die aus dem württembergischen Schwaben herunterkommt, um hinter dem Städtchen wiederum bergauf und bergab nach Baden-Baden zu führen. Hinter dem abschüssigen Ort erheben sich unmittelbar die Höhen, vorne fließt die Murg vorüber, eingefaßt von einer Vorstadt und einer sanftgehobenen Ebene. Somit war die Stellung zur Vertheidigung ziemlich geschickt; auch mußte den Eifer der Vertheidiger die Ueberzeugung erhöhen, daß der Angreifer Dichten und Trachten dahin zielte, den Weg zum Osthal zu gewinnen, um von dort der Volkswehr in den Rücken zu kommen. Zu Gernsbach stand Blenker mit den Pfälzern und

Digitized by Google

hatte von Mieroslawski, dem polnischen Feldhauptmann der deutschen Reichsverfassungskämpfer, die ausdrückliche Weisung erhalten, den Platz nur mit dem Leben zu lassen. Der Angriff stand hier durch Peucker zu gewärtigen, der mit den Reichstruppen vom Albthal einherzog. Von Gernsbach streicht das Murgthal eine starke halbe Stunde nordwärts, dann wendet es sich gegen Westen. Den Ellenbogen des Flüßchens besetzen dort zwei weitläuftige Dörfer, oben Hörden, unten Ottenau. Bald darauf kommt Gaggenau, vor welchem die Straße, aus dem Strin gebauen, beim ausmündenden Michelbach einen Engpaß bildet. Gegenüber beherrscht das Landhaus Amalienberg auf steilem Abhang das linke Ufer. An Gaggenau schließt sich fast unmittelbar Rothenfels, wo unter Mersy und Willich badische Linientruppen den Kern der Stellung bildeten. Zu Kuppenheim hatte die deutsch-polnische Legion unter Oborski ihr Hauptlager. Bei Kuppenheim führte eine breite und starke Brücke über den Fluß, ein Knotenpunkt wichtiger Verbindungswege, deren einer sich nach Bischweier abzweigt, während die Hauptstraße gradaus gegen Muggensturm führt. Die Entfernung zwischen Gernsbach und Kuppenheim beträgt für den Fußgänger zwei Stunden Weges.

Die Heeresmacht, welche hier einer mehrfachen Uebergahl die Stirn zu bieten unternahm, bestand vielleicht aus 12 bis 15,000 Mann, meist entmuthigten Volkes, ohne Vertrauen auf die Mehrzahl seiner übelbewährten Führer, ohne Mannszucht und mit Ausnahme der adtrünnigen Soldaten fast gänzlich ohne Uebung. Doch war von der innerlichen Entmuthigung äußerlich jetzt nicht zu verspüren; die fieberhafte Ungeduld, welche den Angriff der Fürstlichen gar nicht erwarten konnte, glich in ihren sichtbaren Aeußerungen viel eher der bräutlichen Sehnsucht als der Spannung des ärmen Sünders, dem die Angst vor dem Ziel den Weg verlängert, obschon ihm eigentlich die Stunde viel zu schnell verrinnt. Auf allen Punkten standen sie voll kriegerischen Aussehens in Bereitschaft, hier die Badener mit ihren trutzigen Gesichtern, dort die weinseligen Pfälzer, die tollkühnen Arbeiter von Besancon, die zusammengetrommelten Deutschpolaken, eine dunstschreckige Menge, der im Augenblick nicht anzusehen war, daß ihr ein Wallenstein fehlte. Wie standen die vorgeschobenen Posten so aufmerksam ringsum, die Waffe schußfertig vorgestreckt, die Füße schon bald gewendet zum eiligen Rücklauf, den Leib nach Möglichkeit gedeckt durch Baum, Strauch, Zaun oder Stein! Wie kriegerisch gliterten im Sonnenschein die zusammengestellten Gewehre vor den gelagerten Hauptmassen! Solche kampfbereite Ruhe im Angesicht der Gefahr steht beinahe noch drohender aus, als selbst die Heerstaule im Sturmschritt mit gefällter Wehr.

Dem Rainbauer wenigstens kam's so vor, als er, ein verborgener Lauscher, das Schauspiel beobachtete. Er hatte sich bei den Winkler Reben ein Plätzchen gesucht, von wo er die ganze Strecke von Rothenfels bis unter Bischweier übersah und im Nothfall bequem durch die Fruchtfelder ins Gebüsch der nahen Schlucht schlüpfen konnte. „Wir Bayern müssen doch die Zeche bezahlen," dacht der Peterhans bei sich selber; „da will ich mir für mein Geld an meinem Namenstag wenigstens ein Vergnügen verschaffen, so gut es angeht. Wenn einer nimmer löschen kann, so wärmt er sich zu guter Letzt die Hände an seinem brennenden Hause. Doch so schlimm stehts noch nicht, Gottlob! Eh's lang vergeht, jagt der Preuß die rebellischen Loddel in die Schweiz; dann kommt mir der Martin nimmer heim und ich nehme das Tonnele. Seit gestern hat's mich völlig verrückt gemacht!"

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

München, 30 September. Bereits herrscht das regste Leben und Treiben auf der Theresienwiese, die in wenigen Tagen der Schauplatz großartiger Feste seyn wird. Gestern Nachmittag waren viele Tausende auf derselben zusammengeströmt, um die Vorbereitungen zu den Festlichkeiten der nächsten Tage zu besehen. Die zahlreichen, diesmal im Halbkreise um die kgl. Tribüne der errichteten Wirthsbuden waren sämmtlich fast überfüllt. Mit Errichtung der königlichen Tribüne selbst wurde heute begonnen. Der Bretterverschlag vor dem kolossalen Standbilde der „Bavaria" ist noch nicht weggenommen und wird erst unmittelbar vor dem Tage der Enthüllung (am 3. October) entfernt werden. Es ist nur zu wünschen, daß auch der Himmel die Feier und die darauffolgenden Festlichkeiten durch gutes Wetter begünstigen möge. Die allerhöchsten und höchsten Herrschaften werden dieser Tage hier zurückerwartet und die Feste durch Ihre Gegenwart verherrlichen. So wird denn München in diesen Tagen drei Könige aus dem erlauchten Hause Wittelsbach in sich vereinigt sehen.

Ein ernsthaftes Blatt, die belgische „Indépendance", läßt sich aus Paris folgende fabelhaft klingende Nachricht schreiben, welche wir wörtlich wiedergeben, obwohl sie fast irgend einer boshaften Wette ihren Ursprung zu verdanken scheint. So wunderbar Ihnen meine Mittheilung vorkommen mag, sie ist ernsthaft und wahr. Der Stein der Weisen ist so gut wie gefunden. Ein wundersames Instrument ist ersonnen worden, ein Kompaß, welcher die Anwesenheit des Goldes anzeigt, ein den kostbaren Metallen eigner Magnet! Wer diesen Magnet auf der Spitze eines Steckens schwebend trägt, braucht einen Platz, wo Gold, Silber oder Juwelen verborgen sind, nur zu betreten, und augenblicklich richtet sich der Zeiger nach dem Orte des Verstecktes; je näher man demselben kommt, je lebhafter wird die Anziehung, selbst durch feste Körper hindurch, und man gelangt, indem man dem Magnete folgt, unfehlbar zu dem heimlichen Schatze. Ich weiß sehr wohl, daß diese Entdeckung viel zu wichtig ist, als daß sie nicht viele Ungläubige finden sollte; allein was kann man in unserer Zeit für unmöglich erklären? Und wenn die Fürsten der Finanzwelt, die wenig phantastisch sind, sich mit den Experimenten lebhaft beschäftigen, sie vervielfältigen und beobachten, so muß wohl etwas daran seyn. Ich werde Ihnen die weitere Entwicklung der Sache mittheilen. Am nächsten Montag findet eine Schaustellung der Erfindung im Hotel des Herrn Rothschild selbst vor einem auserlesenen

Digitized by Google

Kreise von Gelehrten, Staatsmännern und Journalisten statt.

Die nachstehende Ankündigung entlehnen wir einem Blatte von New-Orleans: „Fünfundsiebzig Neger, soeben erst angekommen und im alten Standorte an der Ecke von Moreau und Esplanade Streets ausgestellt, bestehen aus Hausdienstboten, Köchen, Wäscherinnen und Büglerinnen und Arbeitern für Feldgeschäfte. Der Unterzeichnete wird auch ferner durch die ganze Saison eine fortdauende Zufuhr von Negern aus Maryland und Virginien erhalten. Da dieses Etablissement das älteste der Stadt ist, so werden die Käufer wohl daran thun, wenn sie bei Unterzeichnetem vorsprechen und seine Waare untersuchen, bevor sie anderwärts kaufen. — James T. Blackney, Agent für Hope H. Slater." — Das ist Sieg der Freiheit und Aufklärung in der jungen Republik!!

Neuestes von Schleswig-Holstein.

Altona, 1. Oct. Wir fassen die bis gestern Abends eingelaufenen wichtigen Nachrichten vom Kriegsschauplatze in Folgendem zusammen: „Tönning und Garding waren von den Unsrigen besetzt, Friedrichstadt ganz eingeschlossen." Die Besatzung von Tönning soll 150 Mann stark gewesen seyn, von diesen wurden 50 im blutigen Kampfe, den Hauptmann Schöning mit seinen braven Jägern gegen den weit überlegenen Feind bestand, niedergemacht, die Uebrigen ergaben sich. Der Hauptmann Schöning, Anfangs schwach, erhielt Verstärkungen, als der Kampf hartnäckiger wurde. Er dauerte zwei Stunden. Der dänische Capitän, welcher in Tönning commandirte, soll unter den Gefallenen seyn; auch hört man, es seyen von der Besatzung ein Hauptmann und drei Offiziere zu Gefangenen gemacht. — Der Angriff gegen Friedrichstadt, das sehr richtig als Schlüssel der südwestlichen Marschen Schleswigs bezeichnet wird, begann am Sonntag den 29., Morgens 8 Uhr. Während die Truppen von der Stapelholmer Seite her und von schwerem Geschütz unterstützt, gegen die Stadt operirten, betheiligten sich auch sofort von der Eider aus drei Kanonenboote und ein kleines Dampfschiff an dem Kampfe. Gegen diese Fahrzeuge richtete sich mit besonderer Heftigkeit von den Schanzen aus das Geschütz der Dänen. Eins der Boote gerieth fest, der Dampfer „Rendsburg" erhielt bei dem Bemühen, das Kanonenboot loszubringen, mehrere Schüsse, von denen einer die Maschine beschädigte. Das Boot ist bei höherem Wasser abgekommen, der Dampfer gestern Morgens zur Ausbesserung in Rendsburg angekommen. Die Kanonade in Friedrichstadt war furchtbar. Unter dem Schutze von 4 Kanonen schweren Calibers waren ungefähr 500 Mann Schleswig-Holsteiner bei Waldersum über die Eider gegangen. Von der Sether Chaussee aus spielte das Geschütz. Nachdem eine vor Friedrichstadt aufgeworfene, vermuthlich am meisten exponirte Schanze von den Dänen bald geräumt war, mißlang der Sturm gegen eine andere bei der Borkermühle belegene; die Schleswig-Holsteiner sollen hier durch zu hitziges Vordringen 50 bis 60 Mann verloren haben. Eine andere Schanze aber wurde, nachdem die Pallisaden niedergeschossen, mit dem Bayonnet genommen; 14 (vernagelte) Kanonen wurden von den Dänen im Stiche gelassen. Gestern Nachmittags dauerte der Geschützdonner noch fort. Friedrichstadt soll ganz cernirt und der Besatzung — angeblich 2 Bataillonen — eine Frist gesetzt seyn, um sich zu ergeben. Das Bombardement wird sonst schonungslos fortgesetzt werden. Die Einwohner wurden nicht aus der Stadt gelassen. — Man hat sich von beiden Seiten sehr tapfer geschlagen, die Schleswig-Holsteiner sollen aber oft eine Bravour gezeigt haben, wie vielleicht nie zuvor. Sie wissen, daß es nunmehr den Entscheidungskampf gilt. Sie werden ihn jedenfalls mit Ehren bestehen, wie er auch ende. Der Verlust bei Operationen, wie die hier angedeutete, ist natürlich kein geringer gewesen; unter den Gefallenen ist ein Mitglied der Landesversammlung, Vollertsen (Gutsbesitzer). Er stand schon in reifen Jahren, war bereits bei Kolding verwundet und hatte vorige Woche die Landesversammlung verlassen, um wiederum seinen Arm der Sache Schleswig-Holsteins zu widmen. Er war Vertreter von Norderdithmarschen. — Der Angriff auf Friedrichstadt wurde von v. d. Tann geleitet; er hatte Rendsburg mehrere Tage vor dem Generalstabe verlassen.

Hamburg, 1. Oct. Die Heider Post hat nichts Neues mitgebracht. Siebenundsiebenzig gefangene Dänen sind nach Glückstadt gebracht worden. Die Feldpost hat nach Rendsburg die Nachricht gebracht, daß unser Parlamentär in Friedrichstadt den Bescheid bekommen, die Dänen würden sich nicht ergeben, weßhalb die Unsrigen angreifen würden. Willisen steht bereit, eine etwaige Hülfe, die den Dänen vom Norden zukommen könnte, mit der Hauptmacht zurückzuweisen; so berichtet der Feldpostbeamte. Am 1. Oct. wird der Angriff von v. d. Tann auf Friedrichstadt erwartet; Oberst Latour du Pin commandirt in Friedrichstadt, wo die Besatzung etwa 3000 Mann stark seyn soll.

Himmels-Enthüllungen im Oktober.

Die Sonne der deutschen Einheit blickt um 6 Uhr auf Deutschland und bricht durch die trüben Wolken. Sie scheint über Fürsten und Volk. Um 12½ Uhr bricht sie wieder, nämlich ihre 12 stündige Arbeitszeit um ½ Stunde ab. Der Mond tritt am 5. wieder als König der Nacht auf, und zeigt sich am 21. vollendet, und macht am 13.) und 28. (seinem Sternenvolke ein)(für ein U. — Witterung: Sturm, Gewitter und Hagel, Schulden, Feuersbrunst, Cholera und Kartoffelkrankheit. In den ersten und letzten Tagen etwas himmlische Milde.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 81. Kaiserslautern, Donnerstag, 10. Oktober **1850.**

Ein Gang nach der Ebernburg.

Mitgetheilt von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Es war am 18. April 1523, als der Kurfürst von der Pfalz gen Kreuznach aufbrach, wo sich auch Philipp von Hessen und Richard von Trier einfanden. Es schien, als gelte es nun dem festesten Bollwerke des Ritters, der Ebernburg; dies Gerücht verbreiteten auch die Fürsten absichtlich; allein, nachdem sie mehrere Tage berathschlagt, eilten sie nach Landstuhl, wo sie Sickingen vermutheten.

Franz sah sie gutes Muthes die Burg umzingeln. Was ihn drückte, war der Umstand, daß er noch viele Reiter in der Burg hatte, die ihm nichts nützten und seine Vertheidigung hemmten. Doch wußte sein erfinderischer Geist schnell Rath. Er ließ einen blinden Ausfall machen und es gelang den Reitern glücklich durchzukommen. Jetzt hatte er freie Hand. Immer noch dachte er, die Freunde würden ihn entsetzen. Wer selber treu, der traut auf andrer Treue, so war's bei Franz — und doch, wie täuschte er sich! Sich selber bei heiler Haut zu halten galt den Selbstsüchtigen höher, als den Freund zu retten, der so oft für sie gehandelt. Er erntete der Welt Lohn und es war, als ob der Boden, wo sie sich verbunden, unselig auf das Bündniß gewirkt. Die Pfälzer Treue hatte so wenig reinen Goldklang damals im Reiche als früher die — griechische.

Wie sehr es den Belagerern Ernst war, zeigte der Umstand, daß sie schon am ersten Tag der Belagerung sechshundert Kugeln auf und in die Burg schossen. Thürme stürzten ein, Mauern fielen wie Kartenblätter, und Franz lag in einem bombenfesten Orte am Podagra sehr leidend. Als man ihm meldete, wie schrecklich die Verwüstungen seyen, litt's ihn nicht mehr auf dem Schmerzenslager. Er ließ sich hinausführen, um Rath zu schaffen.

In dem Augenblick aber, als er aus der Burg trat, traf eine Kugel mit solcher Gewalt den Balken, daß ein mächtiger Splitter von bedeutender Größe abgerissen wurde, welcher Sickingen's Seite traf und ihm eine tödtliche Wunde schlug. Auch die, die ihn geführt, sanken nieder. So fand ihn in seinem Blute der Burgkaplan. Dieser ließ ihn in Sicherheit bringen, denn das Schießen wurde mit einer Wuth fortgesetzt, welche die völlige Vernichtung der Burg in nahe Aussicht stellte. Franz vermuthete Verrath und täuschte sich nicht. Man hatte im Lager der Feinde einen Maurer gewonnen, der an der Burg gearbeitet hatte und ihre schwächsten Stellen kannte.

Nach dem schmerzlichen Verbande schrieb er gleich einen Brief an Flör in geheimen Zeichen, worin er ihn dringendst bat, zu dem Grafen Fürstenberg zu eilen und den Entsatz zu beschleunigen; aber Bote und Brief geriethen in der Feinde Hände; letztere lasen ihn und wußten nun gewiß, daß Sickingen in der Burg, in Noth und verwundet war. Das trieb sie an, das Feuer in heftigerem Maße zu erneuern. Nun verlangte Franz zu unterhandeln. Das Feuer hörte auf; allein als sie an den Forderungen der drei Fürsten sich zerschlugen, begann das Feuer aufs neue. Wieder bat Sickingen um Unterhandlungen. Er versprach Uebergabe, wenn sie ihm Leben, Ritterbast und Lösung zusicherten. Franz hatte gesagt: nicht drei Tage werde er der Feinde Gefangener seyn, und meinte damit seine Lösung mit Geld; aber seine zunehmende Entkräftung ließ alle das Wort in anderm Sinne fassen und erfüllte sie mit tiefem Leide. Was er gefordert, wurde zugestanden und die Sieger zogen ein.

„Ach, sagte Franz mit bitterm Schmerze, wo sind nun meine Herren und Freunde? die von Amberg, Fürstenberg, der von Horn, die Schweizer, die von Straßburg und die in der Bruderschaft, die mir viel zugesagt haben? Darum, Liebe, verlasse sich keiner auf groß Gut und der Menschen Vertröstung!"

Die Fürsten betraten alle das kellerartige Gemach, wo der wunde, todesmüde Ritter lag. Achtung und Mitleid bezeugten ihm ungeschminkt der Erzbischof und der Pfalzgraf, nur Philipp von Hessen vergaß in seinem Uebermuthe und gesättigten Hasse, was er Sickingen schuldig war. Franz empfand das tief und

Digitized by Google

ließ es ihn dadurch entgelten, daß er ihm kein Gehör schenkte und ihn nicht beachtete, während er, als die andern sich ihm genahet hatten, sich mühsam aufrichtete und das rothe Barrettlein mit der Linken abzog. Der Pfalzgraf hatte seine Hand gefaßt und gesagt: Bleib liegen, Franz, und setz' auf!

Dem Kurfürsten von Trier bewies er gleichwohl geringere Achtung. Als ihm dieser wegen des Krieges Vorwürfe machte, sagte er trotzig: „Nichts ohne Ursach. Hab' jetzt mit einem größern Herrn zu reden."

Am unedelsten benahm sich der Landgraf. Er verlangte die hessische Burgschaft und das baare Geld. Sickingen wies ihn strenge zurück.

Am 7. Mai meldete der Kaplan den Fürsten, Sickingens Ende sey nahe. Auf Philipp's von Hessen Seele machte das einen tiefen und erschütternden Eindruck. Er schien sein früheres Benehmen zu bereuen und eilte voll Ehrfurcht und Mitgefühl an sein Lager, wo er ihm zu Beichte und Abendmahl rieth.

Franz sagte: Er habe Gott gebeichtet, und während der Kaplan die heiligen Gefäße holen wollte, sprach Franz noch eine laute Beichte und starb dann in des Landgrafen Arm, der ihm mit tiefer Wehmuth die Augen zudrückte. Sein Begängniß war nicht wie er es verdiente, und die Sieger ehrte es nicht, deren Rache bis über das Grab hinausreichte; denn nun traf sie Franzens Familie. Sie theilten sich in seine Hinterlassenschaft. Als später die Verwandten für die Kinder baten, schlugen die Sieger die Gewährung des Erbeuteten ab. Am härtesten war der Erzbischof.

Franz war in der kleinen Kapelle von Landstuhl begraben, die Burg ein Schutthaufen. Schnell eilten die Fürsten, auch die übrigen Burgen zu brechen und zu zerstören, was ihnen schneller gelang, als sie erwartet. Zuletzt rückten sie vor die Ebernburg und zwar mit ihrer ganzen Heeresmacht. Die Pfälzer und Hessen langten über Kreuznach, die Trierer durch das Alsenzthal an. Der Erzbischof lagerte in Norheim, der Pfalzgraf bei Kreuznach, der Landgraf im freien Felde vor der Burg und lehnte sich an Münster am Stein.

(Fortsetzung folgt.)

Rainbauers Martin.

Neues Zeitstücklein von W. Chezy. (Aus dem Morgenblatt.)

(Fortsetzung.)

Trotz der anmuthigen Träume von frischem Liebesglück in seinen alten Tagen, wurde dem Lauscher die Zeit nicht minder lang, als drunten den Kriegsleuten. Ein Stein rollte ihm vom Herzen, als endlich um die Mittagszeit der erste Stückschuß knallte, der von Muggensturm her das Zeichen zum Angriff gab. Bald darauf wimmelte es bei Bischweier von plänkelnden Pickelhauben, rasselten auf der Straße die Feldstücke einher, begann der Sturm auf das nur schwach vertheidigte Dorf. Zur selben Frist wirbelten von Rothenfels her die Trommeln, zog auf der Straße eine Freischaar im Sturmschritt voran, in größerer Entfernung gefolgt von den Baduern. Streitfertig und kampffreudig eilte die Mannschaft dem Feind entgegen. Nur um so schwerer wurde das Herz den wenigen, die vom Kriegshandwerk etwas begriffen. Sie wußten nur allzuwohl, was eine Bewegung auf sich hatte, welche die besten Truppen zur Vertheidigung des minder wichtigen Punktes verschwendete und dabei die wichtigste Stellung offenbar preisgab. Denn wenn sie auch weder hörten noch sahen, was zu Geknsbach vorging, so erblickten sie dennoch nur allzudeutlich im Geiste Peuckers Anzug und wie er mit tapferem Nachdruck die unzuverlässigsten Streiter unter dem unsähigsten aller Mauhelden über Stock und Stein jagte. Doch wozu das Grübeln? Voran, wackerer Kämpe! Wo die Schüsse knattern, wo die Kugeln pfeifen, stiebt sich's ja leicht und freudig; wofür, das ist ja einerlei. Rausch ist Rausch, Begeisterung ist Begeisterung, heiße die Losung nun Freiheit oder Ehre, Vaterland oder König.

Aus dem Dorf quollen Preußen den Ankömmlingen entgegen; mithin war der Platz schon genommen, was auch aus dem Schießen auf der andern Seite hervorging, das sich schon ziemlich weit in der Richtung von Kuppenheim hinabzog. Die Plänklerlinien entwickelten sich von der Straße ein Stückchen abwärts auf den Aeckern und Wiesen, aufwärts am Gelände hin. Die Einzelnen bargen und deckten sich, wie's eben ging, und die deutschen Brüder feuerten so fleißig gegen einander und mit so blutgierigem Eifer, als hätten sie Knechte des Selbstherrschers aller Reußen vor dem Rohr. Welch schmähliche Vergeudung edlen Blutes! Wie lange wird's etwa noch dauern, und wir krazten die Gefallenen gerne mit den Nägeln wieder aus dem Boden, sobald es einmal gilt, die Freiheit, die Gesittung gegen die östlichen Barbarenschwärme zu vertheidigen.

Doch lustig genug war's immerhin anzusehen, wie es so in den Reben, in der Frucht, im Welschkorn „wusselte," blitzte, knallte, dampfte. Hier die preußischen Schützen, mit ihren spitzigen Helmen, mit ihren kurzen Waffenröcken, mit ihrem schwarzen Lederzeug. Von weitem sind sie anzuschauen wie Landsknechte auf alten Bildern. Schuß um Schuß brennen sie

Digitized by Google

los, schier wie durch Zauberei, denn der erstaunte Landmann sieht nie ein Gewehr bei Fuß, nie einen Ladstock in der Luft. Dort die Freischärler, fremdartig angethan wie ihre Gegner, wenn schon in ganz anderer Weise, minder schnell beim Laden, dafür um so bedächtiger im Schießen. So geht's eine geraume Weile fort, bis aus Bischweier ein Fähnlein in geschlossener Masse auf der Straße vorrückt; da weicht der aufständischen Plänkler linker Flügel zurück, unverfolgt, weil zwei badische Stücke von der Murg her die preußische Flanke bedrohen. — Mit der badischen Stückwehr war überhaupt nicht zu scherzen; die Leute handhabten ihre Karrenbüchsen mit bewundernswerther Geschicklichkeit und schossen unbeirrt vom feindlichen Kugelhagel mit der preiswürdigsten Sicherheit. Sie hätten nur etwas weniger Durst und dafür mehr Mannszucht haben sollen! doch wenn sie hätten gutthun wollen, meinten sie, so wären sie beim Großherzog geblieben und hätten keinen Brentano dazu gebraucht, auch sey ihnen zum Befehlen der Markgraf Wilhelm doch noch lieber als ein ganzer Malter sack voll hergelaufener Polacken.

Die Freischärler des rechten Flügels hielten sich besser; sie gewannen die Höhe und entwickelten sich immer weiter gegen Niederweier hin. An der schrägen Fläche zogen stärkere Haufen langsam nach, so geordnet, als das mannigfach durchschnittene Erdreich irgend zuließ, in der Flanke unterstützt von den zwei Stücken, welchen zu begegnen alsbald preußische Geschütze aus dem Dorf hervorbrachen. Das Treffen kam dergestalt immer mehr in Gang, und zwar so, daß die Schlachtreihe der Aufständischen ihre Stirnseite gegen Bischweier und Niederweier kehrte, während ihre äußersten Plänkler sich bis Oberweier hinauf verloren. Dort oden entfaltete sich ein ganz eigenthümliches Treiben. Die Schützen hatten nämlich zum Hauptmann einen rheinländischen Förster aus Thronecken; seine Leute nannten ihn vielfach den grimmen Hagen, wohl auch kurzweg den Thronecker, doch lautete sein eigentlicher Name Emmermann. Der war wie zum Parteigänger geboren. Kaltblütig, als stelle er Jagdgäste vor den Treibleuten auf, wies er jedem seinen Stand an. Die entschlossensten und zuverlässigsten behielt er bei sich, unter diesen Holz und Mell. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Unter den neuesten californischen Speculationen in Paris figurirt auch das Project einer „Versicherungsgesellschaft für den Transport und die Zukunft der Frauen in Californien", die sich die doppelt menschenfreundliche Aufgabe gesetzt hat, dem Frauenmangel im amerikanischen Eldorado abzuhelfen und jungen, hübschen, unglücklichen Pariserinnen Millionäre zu verschaffen. Die Gesellschaft treibt ihre Uneigennützigkeit so weit, daß sie von den jungen Damen, sobald sie nach gründlicher Untersuchung ihrer äußeren Qualification, Antecedentien ꝛc. probehaltig befunden sind, nicht allein keine Entschädigung fordert, sondern ihnen noch, je nach ihren Verdiensten, eine Prämie von 5 bis 30,000 Francs gibt, über die sie frei verfügen können. Dafür haben sie blos ihre Freiheit an die Gesellschaft zu verkaufen, die sie dann nach San Francisco überführt und in einer Art Gynäceum unterbringt, wo die heirathslustigen Krösus das Aussuchen haben werden. Der einzige Lohn, den die Gesellschaft, außer dem der Menschenfreundlichkeit beansprucht, ist der Dank, den ihr die californischen Freier in Goldstaub darbringen werden. Wenn ein Correspondent der „Independance" wahr berichtet, so wäre das Unternehmen gar schon im Gange; ein junges Mädchen hätte sich bereits für 20,000 Francs anwerben lassen und gegenwärtig lägen die Gesuche zweier berühmten Damen von der Bühne vor. — Mit gleicher Wahrhaftigkeit berichtet derselbe Gewährsmann, daß neulich auch in der Seine Gold entdeckt ist. Ein Mann soll schon seit Jahren den Flußsand auswaschen und täglich 5 — 6 Francs ächte Goldkörner ernten.

In Indien wie in der Türkei und einst in Europa hat man eine Zeitlang großen Werth auf ungeheuere Kanonen gelegt; in Bidschapur, der berühmten, jetzt verödeten Mahrattenstadt, findet sich ein solches Ungethüm von vierzehn Fuß Länge und fünf Fuß im Umfang; sie schießt eine Kugel von dreitausend Pfund, soll aber nur ein einzigesmal abgefeuert worden seyn, und nach der Volkssage fliegt die Kugel immer noch. Der Donner beim Abfeuern habe das Volk auf hundert Stunden im Umkreis erschreckt. Man will das Ungethüm nach Bombay und von da nach Europa schaffen.

Neuestes von Schleswig-Holstein.

Hamburg, 6. Oktober, Morgens. Bestimmter als je zuvor wurde hier gestern Abends die Nachricht von der Erstürmung Friedrichstadt mitgetheilt. Leider zu früh. Am 3. Oktober war das Kanonenfeuer nur schwach; am 4. wüthete es während des ganzen Tages Man beabsichtigte sogar — wie schmerzlich dieser Entschluß dem Commandirenden selbst auch seyn mochte —, die Thürme der unglücklichen Stadt

Digitized by Google

(als zu gute Beobachtungspunkte für die Dänen) einzuschießen; nachdem die Hauptkirche bereits zu brennen angefangen, kam man jedoch von diesem Vorhaben, das den Ort unfehlbarer Vernichtung geweiht hätte, wieder zurück. Inzwischen hat die Stadt doch ungemein vom Feuer gelitten: die Häuser am Deich brannten ganz nieder. Man hielt die Haupt-Außenwerke der Dänen für beseitigt — ein Irrthum, der sich ziemlich theuer bezahlt machte. Die Vorwerke Gewehof und Gothof, lange ohne das gewünschte Resultat beschossen, geriethen in Brand, Nachmittags 5½ Uhr begann der Sturm eigentlich, jedoch nur vom Eiderdeiche, während die Infanterie in drei Sturm-Colonnen (auch auf der Sether Chaussee und am Treenen-Deich) anrückte. Die ganze Vertheidigungslinie des Feindes eröffnete nun ein heftiges ununterbrochenes Kleingewehrfeuer gegen die unter Hurrah und Singen des Liedes „Schleswig-Holstein" anrückende Truppen. Ihrer Bravour fehlte wiederum der mächtigste Bundesgenosse — das Glück. Noch ehe es zum Kampfe kam, verlor das 6. Bataillon seinen Hauptmann (Eckard oder Erhard); eine alsbald gewonnene Schanze konnte nicht behauptet werden. Das 15. Bataillon gerieth in Verwirrung und wich zurück, als während des Sturmes seine Munitionskarre mit fürchterlichem Donner in die Luft geflogen war. Es blieb ununterstützt (so weit den bisherigen Nachrichten zu glauben) von den übrigen Bataillonen, weil eine Sturmbrücke über den Graben (zwischen den Chausseen und dem großen Blockhause von Friedrichstadt) leider zusammenbrach und sofortige Herstellung unmöglich war. Der Sturm wurde aufgegeben, als man neue, früher nicht bemerkte Vertheidigungswerke der Dänen vor sich hatte; der Kampf dauerte bis gegen Mitternacht. Die Stellungen der Schleswig-Holsteiner waren indeß noch etwas der Stadt näher, als die früheren. Ihr Verlust an Menschenleben und Verwundeten ist beträchtlich, namentlich der an Offizieren sehr zu beklagen. Von 20 Offizieren verlor das 6. Bataillon 16; außer dem schon genannten Hauptmanne fielen die Lieutenants Kirchhoff und Rheder; schwer verwundet sind die Hauptleute Bassow, Lützow, Letkow, und leicht verwundet Hauptmann Bärens. Unter den Truppen, welche sich bei dem Sturme auf Friedrichstadt besonders hervorthaten, nennt man auch das 1. Jäger-Corps und das 11. Bataillon. Es scheint jetzt eine förmliche Belagerung des Ortes in Aussicht zu seyn. Frauen und Kinder sind hinausgelassen, die übrigen Einwohner zurückgehalten worden.

Hamburg, 6. Oktober, Abends. Der Telegraph eilt unseren schriftlichen Berichten weit voraus, und so haben wir den mißlichen Trost, die Bestätigung einer Hiobspost nicht zuerst mittutheilen. Das schleswig-holsteinische Corps hat sich nach mißlungenem Sturm gegen Friedrichstadt mit einem Verluste von etwa 600 Mann in die Stellung bei Süderstapel und Sethe zurückgezogen. Dies ist die traurige Neuigkeit des Tages. Christiansen deckte mit seiner Batterie den Rückzug, während dessen die Truppen durchaus nicht beunruhigt wurden. Die brennende Stadt verschaffte ihnen eine taghelle, aber grausige Beleuchtung. Wir sprachen heute einen Soldaten, der die Affaire mitgemacht hatte! er schildert die Verschanzungen und Blockhäuser der Dänen bei Friedrichstadt als solche „Bollwerke", daß die Kanonenkugeln gar nichts dagegen auszurichten vermöchten. Nachdem eine Schanze gestürmt war, glaubte man freien Zugang zu gewinnen — aber jetzt erst habe sich eine ganze Reihe neuer Verschanzungen gezeigt. Fortwährend wirbelte die Trommel zum Sturm — Angriff nach Angriff folgte. Doch vergeblich. Hageldicht flogen ringsum die Kartätschen; dabei herrschte durch die in großer Nähe brennenden Gebäude eine unerträgliche Hitze. Als eine Brücke brach, auf welcher sich Mann auf Mann drängte, gab es viele Todte. Der Mann deutete an, daß auch hier wieder Unvorsichtigkeit im Spiele gewesen sey. Nach anderen Mittheilungen hätten die Dänen jene Brücke listiger Weise durchsägt, was allerdings mehr melodramatisch, aber schon deßhalb wenig wahrscheinlich klingt, weil man einer Brücke, welche den Manipulationen des hart bedrohten Feindes ausgesetzt gewesen, doch wohl nicht unbedingt getraut haben würde. Ohne Zweifel war die Besatzung von Friedrichstadt, Anfangs 3 Bataillone, in den letzten Tagen viel beträchtlicher. Bekanntlich war die Verbindung mit Husum ununterbrochen, und man weiß hier von Leuten aus jener Gegend, daß die Dänen Tag und Nacht zwischen dort und Friedrichstadt Truppen marschiren ließen, zur Ablösung und zur Verstärkung. Wer weiß, welch heißes Gefecht sich in dem Orte selbst mit überlegener feindlicher Stärke noch entsponnen hätte, wenn Friedrichstadt wirklich genommen worden? Die Schleswig-Holsteiner hatten nicht mehr als 6- bis 7000 Mann daselbst. Die Tête des 6. Bat. soll nach dem Einsturz der Brücke gefangen seyn. Mit dem heutigen Morgenzuge kamen nur Kranke, keine Verwundete in Altona an.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 82. Kaiserslautern, Samstag, 12. Oktober **1850.**

Ein Gang nach der Ebernburg.

Mitgetheilt von W. O. v. Horn.

(Fortsetzung.)

Am 20. Mai 1523 war Kriegsrath, worin beschlossen wurde, daß der Herold vorerst die Burg zur Uebergabe auffordern sollte. Bestimmt und drohend war die Aufforderung, entschieden die verneinende Antwort. Die letzte Burg und Zuflucht den Kindern zu retten, versuchten noch einmal die Verwandten. Die Fürsten stellten folgende Bedingungen:

1. die Burg solle übergeben werden und die Besatzung, nachdem sie die Urfehde geschworen, abziehen;

2. die Burg solle wohl den Sickingen bleiben nebst aller Habe; doch müsse alles Pulver und Blei und sämmtliche Geschütze den Fürsten ausgeliefert werden;

3. müßten alle neueren Werke geschleift werden und nichts dürfe stehen bleiben als das alte Gebäude;

4. alle Gefangenen sollten freigegeben werden, mit Ausnahme Hans von Sickingen's und Hans Hilchen's von Lorch.

Nachdem Dieter von Dalberg diese Punkte angehört, sagte Wilhelm von Hadern zu ihm mit bitterem Spott: „Ich hab' recht geschanzt und eine solche Schanze gemacht, daß sie Euch, wenn Ihr sie betrachten wolltet, gewiß gefällt. Die im Schloß haben mich ganz nach meinem Willen Schanzen lassen. Ich weiß die Ursache nicht. Vielleicht sparen sie das Pulver und wollen daher ihr Schießen nützlicher anlegen; denn ich erinnere mich, von Franzen gehört zu haben: Sollte man euch belagern und sich unterstehen, zu schanzen, es müßte wahrlich denen sauer werden."

Solchen Spott verdiente der Schenk Tautenberg wohl, denn es war unverzeihlich, daß er, da er die Schanzen und Schanzenden leichtlich vernichten konnte, die Gefahr für die Burg heranwachsen ließ, ohne sie im mindesten zu hemmen. Tautenberg wollte sich den Bedingungen fügen, allein die übrigen Ritter ließen es nicht zu und die Bedingungen wurden verworfen.

Montags den 1. Juni eröfneten die Fußknechte die Feindseligkeiten durch einen Angriff auf das Dorf Ebernburg. Die Belagerten fielen aber aus, drängten sie zurück und steckten das Dorf selbst in Brand. Dies war das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Die Trompeten und Pauken ertönten; die Kanonen donnerten; allein der Erfolg war gering. Es wurde bald wieder zum Rückzug geblasen.

Am folgenden Tage kamen von Heidelberg her noch zwei berüchtigte Geschütze, „der pfalzgräfliche Leu" und „die böse Else" genannt. Alsbald wurde das Feuer von allen Seiten eröffnet und fünf Tage lang in dem Grade fortgesetzt, daß die Belagerten die Hoffnung aufgaben, die Burg zu halten, und daran dachten, Leib und Leben zu retten. Die Thürme waren eingestürzt und die Mauern arg beschädigt. Am fünften Tag erschien ein Trosbube im Lager mit einem Briefe Wilhelm Schenk's von Tautenberg, worin er um sicheres Geleit und freundliche Unterredung bat. Als die Fürsten einwilligten, erschienen der Schenk, ein Ritter von Zobel und ein Berlichingen mit drei Fußknechten, aber auch diese Unterredung blieb erfolglos; doch hielten sich die Abgesandten Rücksprache mit der Besatzung aus. Als die Antwort zögerte, sandten die Fürsten abermals den Herold mit dem Vorschlag: sie sollten frei mit ihrer eigenen Habe, jedoch ohne Fähnlein abziehen; was aber der Sickingen Eigenthum sey, müsse in der Burg bleiben und zwar auf ihren Eid. Zuletzt sollten sie schwören, Franz von Sickingen's Kindern keinen Beistand zu leisten, auch nicht gegen die drei verbündeten Fürsten oder einen von ihnen zu streiten, so lange die Fehde dauerte. Zum Entschluß sey ihnen Frist bis zum andern Morgen gegeben.

Früh am andern Morgen erschien der Herold wieder und begehrte die Antwort. Statt aber diese zu ertheilen bat Tautenberg demüthig nochmals um eine Unterredung mit dem Feldhauptmann. Dies wurde nur dann zugestanden, wenn sie die Unterwerfung brächten. Umsonst stellten sie andere Bitten: der Herold hatte nur diese eine Antwort. Da brach der Muth und der Widerstand. Sie ergaben sich.

Digitized by Google

Unrühmlich war Tautenberg's Benehmen. Er flehte die Fürsten um Vergebung an. Er warf die Schuld seines feigen Benehmens auf die Landsknechte; ja er log, indem er erklärte, nur noch zweiundsechzig Landsknechte und Reisige seyen in der Burg, die so zerschossen sey, daß sie sich nicht mehr halten könne. Sein Werk krönte er dadurch, daß trotz der Berufung auf seinen Rittereid er viele Wagen voll Geräthe und Kostbarkeiten mitnahm, während das Burggesinde versicherte, seine ganze Habseligkeit habe ein Karren fassen können.

Samstags, den 7. Juni fand die Besitznahme statt. Die Fürsten fanden viele Schätze, die sie alsobald theilten. Die Frauenkleider und Kleinodien, wohl im Werthe von sechstausend Gulden, blieben unangetastet; davon wurden aufgezählt wohl an achtzig seidene Kleider köstlicher Art, „darunter seiden Schamlott das Geringste gewest." Alles übrige nahmen die Fürsten und darunter an Silbergeräthe für zehntausend Gulden Werth und für tausend Gulden „Tapezereien." Waffen, Harnische und Kleider fanden sich im Werthe von zweitausend Gulden vor. Die Kleider vertheilten die Fürsten unter ihre treuen Diener. Auch fand man eine Menge Verschreibungen und andere wichtige Urkunden. Kriegsbedarf und Mundvorrath war im Ueberfluß da. Fünf Tonnen Pulver waren noch unberührt. Der Söhne des Ritters und seiner Familie wurde nicht gedacht.

Daß die Burg vernichtet werden sollte, war vorgefaßter Plan. Ein trierischer Ritter kaufte für vierzig Gulden das Blei auf den Dächern, das aber sechshundert Gulden werth war, und den armen Leuten des niedergebrannten Dorfes Ebernburg gestatteten die Sieger, das Holz auszubrechen, um ihre Wohnungen wieder aufzubauen.

Am folgenden Donnerstag zogen der Landgraf und der Erzbischof mit ihren Söldnern ab. Der Kurfürst von der Pfalz weilte noch, weil er es übernommen hatte, die Burg vollends niederzubrennen und zu zerstören. Das that er vollständig und erst dann zog auch er ab. Er dachte nicht mehr daran, daß Franz von Sickingen in Innsbruck des Kaisers Max vergebende Hand nicht eher hatte fassen wollen, bis „auch Kurpfalz einen gnädigen Kaiser wieder erlangt habe." Das ist der Lohn der Treue! sagte der Freund und stand auf.

Es war spät geworden. Mit tiefer Wehmuth verließen wir die geweihte Stätte, wo ein edler Mensch gewaltet hatte, der freilich die Mängel seiner Zeit an sich trug, aber sie dennoch weit überragte.

Als wir über die Nahe setzten, vergoldeten die letzten Strahlen der sinkenden Sonne die Burg. Wir standen lange in den Augenblick versunken, dann sagte der Freund: Was ich Ihnen nun noch zu erzählen habe, will ich für unsern Heimweg versparen.

Wir gingen, und als Münster hinter uns lag, sagte er: Zwanzig Jahre hindurch wurden die Burgen Landstuhl, Hohenberg und Ebernburg den Erben des Ritters vorenthalten, dann erst empfingen sie sie durch die Vermittelung des Kaisers und vieler Reichsstände unter der Bedingung eines ewigen Oeffnungsrechtes an die drei Sieger. Die Ebernburg wurde wieder aufgebaut und es bewohnte sie eine eigene Linie des Geschlechts, welche sich Sickingen von Ebernburg nannten. Hundert Jahre blühte dieser Zweig, bis er mit Karl Ferdinand von Sickingen-Ebernburg hinwelkte.

(Schluß folgt.)

Rainbauers Martin.

Neues Zeitstücklein von W. Chezy. (Aus dem Morgenblatt.)

(Fortsetzung.)

Das kleine Häuflein der Erlesenen gelangte vor einen Hohlweg, in dessen Tiefe ein Waldbach rauschte. „Bürger Hauptmann," sagte Martin, „jetzt sind wir „gleichvoll" zu Oberweier; wollt Ihr vielleicht im Pflug ein Schöpple Achtundvierziger mitnehmen?" — „Den achtundvierziger schenken wir selber aus," antwortete Emmermann; hier bleiben wir vorderhand und bestreichen aus dem Gestrüpp das Stückchen Straße droben zwischen den zwei Dörfern. Zu nah ist's allerdings nicht, doch läßt sich noch bequem hinschießen; alles ist frei dort, während wir gedeckt stehen. Jetzt die Ohren steif, Kinder! Nur ruhig gezielt und fest draufgehalten! nichts übereilt! Ein guter Schuß ist mehr werth als hundert in's Blaue. Treff ist Trumpf!"

Kaum hatte Thronecker die Leute angestellt und sich dabei eine frische Pfeife gestopft, als droben auf dem Weg sich etwas ganz anderes zeigte als die erwarteten Schützen, nämlich preußische Feldstücke. „Hochwild statt der Hasen!" rief Emmermann; „krieg' nur keiner das Hirschfieber!" Mit diesen Worten eröffnete er das Feuer. Der unvermuthete Angriff eines so gut wie unsichtbaren Feindes nöthigte die Geschütze zum Rückzug hinter die Häuser. „Wo haben die nur hingewollt?" fragte der Hauptmann. Martin wußte Bescheid. „Ich mein'," sagte er, „daß sie die Winkler Straß' suchen, vielleicht gar um vollends auf Rothenfels hinunterzufahren." — Emmermann schüttelte bedenklich den Kopf. „Wenn das," brummte er, „so können sie nur gedreht haben, weil sie schon wissen, wer ihnen geschwind freien Paß machen wird. Ganz gewiß hat der böse Feind die Pickelhauben be-

Digitized by Google

reits droben zu Oberweier!“ Sofort hob er das Waldhorn zum Munde und blies das Zeichen „langsam rückwärts.“ Zu rechter Zeit noch: kaum hatten die Federhüte den waldigen Abhang verlassen und die linke Seite des Waldbachs gewonnen, als über ihnen der Hohlweg sich belebte, nur ein paar kurze Augenblicke zu spät, um sie abzuschneiden, doch immer noch rasch genug, um sie an der Besetzung des Engpasses zu verhindern. Die Flanken des Pfades wimmelten von Plänklern, auf dem Wege selbst rückten die Preußen in geschlossenen Gliedern vor und säumten nicht, mit dem Kolben zur Wange zu fahren. Martin hörte rechts und links und über sich das Kugelpfeifen. Nicht weit von ihm merkte einer etwas mehr davon, so zwar, daß er stürzte. „Es Dur!“ rief Martin und sprang dem Freunde bei. „Laß mich liegen,“ sagte der Uhrmacher, „ich bin mitten durch den Leib geschossen. Meine Ahnung hat nicht gelogen; ich mache mich anjäßig in dieser schönen Gegend und helfe den Boden mit Freiheitsdünger fett machen. Ich sterbe mit Freuden als ein freier Mann, der sein Leben nicht umsonst verspielt hat. Mögt ihr andern nicht als Knechte leben! Gute Nacht, Welt!“

Moll schloß die brechenden Augen, sein Freund that dem Gefallenen zu Ehren noch einen wohlgezielten Rachezschuß und schloß sich dem weichenden Trupp an. Ein paar von den Fliehenden unterstützten einen jungen Mann, der, von einem Streifschuß am Kopf betäubt, mit brechenden Knieen sich führen ließ. Der ortskundige Martin deutete mit ausgestrecktem Zeigefinger auf einen alten Nußbaum und rief: „Dort finden wir frisches Wasser!“ Sie folgten ihm in der angegebenen Richtung. Unter dem Schatten des Baumes sprudelte ein lebendiger Quell. Das Wasser brachte den Verwundeten wieder zu sich. Er schlug die Augen auf, stellte sich stramm auf die Füße und blickte um sich wie einer, der aus tiefen Träumen erwacht. Der Mann hatte ohnehin etwas Träumerisches in seinem Ausdruck; ein geistreiches Gesicht mit deutlich ausgeprägter Gutmüthigkeit, noch fein und ausgezeichnet im wilden Bart, im wirren Haar, unter dem leidenden Ausdruck der Verletzung. Theilnehmend fragte Martin: „Wie geht's, Bürger Kinkel?“ Der Verwundete lächelte schmerzlich. „Mit dem Schießen ist's für heute vorbei,“ erklärte er. Worauf Martin: „Hinauf dort durch die Frucht in den Wald, gradaus, bis du den Fahrweg findest, dann rechts hinab in den ersten Hof! Einen schönen Gruß an's Tonnele.“ — Zu weiterer Erklärung war keine Muße. Von einer Seite kamen die Feinde näher, welche aus dem Hohlweg geschossen, weiter unten eine Schaar aus Niederweier, so daß die Freischärler kein dringenderes Geschäft hatten, als sich aus dem beginnenden Kreuzfeuer zu retten. Sie eilten schräg abwärts den Reben zu, während der Verwundete, Martins Weisung befolgend, sich nach dem Bachenwalde wandte.

Im Menschenherzen schlummert ein Tieger, mehr oder minder tief, doch niemals unerweckbar; wenn ihn sonst auch nichts zum Bewußtseyn ruft, so thut's der Anblick eines männermordenden Gefechtes. Nicht anders erging es dem alten Peterhans. Die Augen quollen ihm schier aus ihren Höhlen, so begierig starrte er hinaus, so eifrig strebte er, wo möglich alles auf einmal zu übersehen. Er wünschte sich ein Gewehr, um morden zu helfen, gleichviel wen. Freilich war der Bauer auch sonst nicht ganz nüchtern. Er hatte von Hause in seines Zwillichkittels weiten Taschen ein paar Krüge Wein gegen den Durst und zum Ueberfluß ein Stück Renchner Käse für den Hunger mitgenommen. Da war ihm denn bei der scharfen Sonnenhitze mit der närrischen Spättingsliebe und dem Blutdurst auch noch der Rebensaft zu Häupten gestiegen, so daß ihm kaum so viel Ueberlegung blieb, noch zu rechter Zeit aus den Reben sich nach dem Gestrüpp bis jenseits des Winkelbachs zurückzuziehen. In den Weingärten war es nach und nach sehr gefährlich geworden.

Zwar hatten anfangs die Aufständischen nicht ohne Glück gefochten, obschon ihr linker Flügel aus dem Feuer gejagt worden. Ihre Plänkler waren sogar von oben her bis an die Häuser von Bischweier gedrungen. Aber schnell hatte sich das Blatt gewendet, sobald das anfängliche Plänkeln erst zum Zusammenstoß stärkerer Massen gesührt und in der rechten Flanke die Ueberflügelung von Oberweier her stattgefunden. Zudem hatten die zwei badischen Stücke unten am linken Flügel den Platz geräumt, vermuthlich nicht ganz freiwillig. Indessen waren deßwegen die Aufständischen noch nicht völlig geschlagen. Der Kern des badischen Fußvolks kam jetzt erst eigentlich in die Schlachtordnung. Peterhans sah sie nicht weit unter sich in dichten Reihen sich aufstellen, mit dem Gesicht nach aufwärts gewendet, von wo die preußischen Schlachthaufen ihnen langsam entgegenrückten. Zwischen den beiden Linien entwickelte sich neues Geplänkel, lebhaft wie das frühere, und eben so im Anbeginn zum scheinbaren Vortheil der Hüte, die mit Ungestüm vordrangen. Doch die Hauptmacht kam ihnen nicht nach, sondern blieb stehen, und endlich lösten sich im Rücken ganze Massen ab, um in ziemlicher Unordnung nach der Rothenfelser Brücke hinabzueilen. Gab's dort einen Angriff? Das wohl nicht; doch wimmelte es diesseits der Murg, so wie jenseits beim Badhaus und beim Schloß von buntem

Digitized by Google

Menschenspiel, das sich stets vergrößerte und mit der Zahl an Verwirrung zunahm. Peterhans wußte sich die regellose Bewegung nicht zu deuten. Endlich sah er über Wald und Berg dicken Rauch wirbeln. Brannte Gaggenau? Der Richtung nach war's möglich. Doch nein; der Qualm verschwand ja hinter dem waldigen Abhang des großen Staufenbergs und kam droben vor dem Thurm auf der Höhe wieder zum Vorschein. Der Luftzug wehte von Aufgang her. Mithin konnte der Brand nur zu Gernsbach seyn; darüber war für den kundigen Landmann keinen Zweifel mehr.

Er hatte nicht lange Zeit, sich deßhalb Gedanken zu machen. Unter sich in der Schlucht hörte er's rascheln und durch's Gebüsch brechen. Eine kleine Lichtung ließ bald erkennen, was es war: ein angeschossenes Wild auf zwei Beinen, angethan mit blauem Kittel. Die Gestalt war Martins, das Gesicht, von Blut überrieselt, nicht deutlich zu unterscheiden. Während der Verwundete sich zum Wasser niederbeugte, brummte Peterhans einen bösen Segen. Der Mann am Winkelbach drunten wusch sich, wand sein Taschentuch um den Kopf, und wie er sich aufrichtete, war er richtig der Martin. Die Stimmung des Alten wurde durch die gewonnene Ueberzeugung um nichts versöhnlicher, im Gegentheil. Der Freischärler barg Wehr und Waffen unter einen Busch und nahm dann seine Richtung aufwärts am Bach. (Schluß folgt.)

Neuestes von Schleswig-Holstein.

Altona, 8. October. Das Unternehmen gegen Friedrichstadt ist aufgegeben, mindestens aufgeschoben. Truppen, Belagerungsgeschütz und die Kanonenböte gingen am 5. Abends von Friedrichstadt zurück, ohne beunruhigt zu werden. Am 5. Mittags haben die Dänen, vermuthlich glaubend, nur noch ein schwaches Corps Schleswig-Holsteiner und dieses in großer Muthlosigkeit vorzufinden, einen Ausfall gemacht, wurden aber so rasch und kräftig zurückgeworfen, daß der Feind selbst seine Todten und Verwundeten auf dem Platze lassen mußte. — Wollerfum am holsteinischen Ufer, von wo am 29. Sept. die Jäger nach Tönningen übersetzten, ist am 6. (Sonntag) Abends 6 Uhr von den Dänen mit Granaten beschossen worden. Es lag dort im Hafen eine neulich von Tönningen weggeführte Loots-Galliote, und mag dies der Grund gewesen seyn; aber wenn sie auch der eigentliche Zielpunkt war, brannten doch (Abends 9 Uhr) mehrere Gebäude ab. Es ist dies — wohl zu bemerken! — die erste directe Attaque der Dänen nach der holsteinischen Seite hin! An dem nämlichen Sonntag Nachmittags rückte das sehr gelichtete 6. schleswig-holsteinische Bataillon wieder in Rendsburg ein. Die Einwohner, in Masse versammelt, empfingen es schweigend, General Willisen aber — der mit seinem Stabe den Truppen entgegengeeilt war — mit einer Ansprache, worin er u. A. äußerte: Es sey das Siegesglück dieses Mal auch auf Seiten der Dänen gewesen, den Siegeskruhm und die Kriegerehre brächte das 6. Bataillon der Schleswig-Holsteiner jedenfalls mit zurück als einen unverwelklichen Lorbeer." Durch Mannschaften aus den Ersatz-Compagnieen wird genanntes Bataillon bald wieder auf seine frühere Stärke zurückgebracht werden. Nächst demselben und der Artillerie sind besonders das 1. Jägercorps, das 5., 11. und 15. Bataillon bei Friedrichstadt im Kampfe gewesen. — Der heutigen „N. freien Presse" wird aus Rendsburg geschrieben: „Bei dem Einbringen der Verwundeten und später bei dem Einzuge des 6. Bataillons fehlte es nicht an ergreifenden Scenen. Ein Landmann suchte seinen Sohn in der langen Reihe der Krankenwagen, die langsam durch die Stadt fuhren. Von einem Fuhrmanne, den er fragte, erhielt er die Antwort: „„Mien ist todt!"" — Er stieg auf das Wagenrad und sah seinem im Stroh liegenden Sohne ins entstellte Antlitz. — Ich sah und hörte, wie ein Soldat einen weinenden jungen Menschen tröstete: „„Armer Junge!"" sagte er, „„dein Bruder ist todt; er fiel nicht weit von mir, aber er hat tapfer gestanden und gefochten als ein tapferer Soldat."" — Ueber die Verwüstung von Friedrichstadt lesen wir Folgendes: „Die Stadt brannte auf allen Punkten, auch die beiden Kirchthürme brannten. (Dem „Merkur" zufolge blieb die lutherische Kirche stehen, der Thurm der remonstrantischen aber soll zusammen geschossen seyn.) Gleich beim Anfang des Sturmes brannte der Goos'sche Hof (stark befestigt von den Dänen) vor der Stadt; um 8 Uhr Abends stand fast die ganze Vorstadt in Flammen. Die reformirte Kirche nebst Thurm brannte herunter. Ein dänisches Blockhaus in der Stadt soll aufgestegen und Friedrichstadt nur noch wie eine große Ruine anzuschauen seyn." Heute sind die jüngst von der Landesversammlung genehmigten Gesetze, betreffend die Ausschreibung einer Vermögens- und Einkommensteuer, publizirt worden.

— Aus London wird, als erfreulicher Beweis, wie auch im fernsten Auslande die gute Sache Schleswig-Holsteins die thätige Sympathie der Deutschen erregt, die Anzeige gemacht, daß so eben bei dem bekannten Hause Huth und Comp. 1630 Dollars eingegangen waren, welche dreißig Deutsche in Vera-Cruz für die Herzogthümer gesammelt hatten.

Verantwortlicher Verleger J. Kurfer.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 83. Kaiserslautern, Donnerstag, 17. Oktober **1850.**

Ein Gang nach der Ebernburg.

Mitgetheilt von W. O. v. Horn.

(Schluß.)

Während des dreißigjährigen Krieges eroberten die Spanier die Burg und besetzten sie, bis der Rheingraf Otto Ludwig sie 1632 eroberte und die Spanier vertrieb. Sie hatte während dieser Kämpfe viel gelitten, war nothdürftig ausgebessert worden, um — von den Franzosen 1689 erobert zu werden. Sie setzten sich darin fest und bauten die neuen Werke, welche nördlich gegen die Nahe vortreten, stellten auch das Schadhafte sorgfältig wieder her; allein in Folge des 27. Artikels des Ryswick'schen Friedens mußte sie zerstört werden, was denn auch mit aller Rohheit geschah, ohne daß es die Familie von Sickingen zu wehren im Stande gewesen wäre.

Jener schon früher genannte Ferdinand von Sickingen baute sich nun auf der Westseite des Berges, der die Burg trägt, und an seinem Fuße ein Schloß. Er starb 1768 kinderlos und nun traten die Seitenverwandten, die Freiherren Sickingen zu Sickingen und die von Hohenberg mit ihren Ansprüchen an die Herrschaft auf, wodurch ein Rechtsstreit und Schriftwechsel entstand, wie es in jenen Tagen mit Erbansprüchen so häufig geschah, wo denn das Reichskammergericht einen kräftigen Anlauf nahm, den Faden des Prozesses so anzulegen, daß er auf ein Jahrhundert gemüthlich fortgesponnen werden konnte. Ob die Streitenden das erkannten? Es scheint fast so, denn 1771 kam es zu einer Anordnung des Ganzen, wodurch Burg und Herrschaft an die Urgemeinherren Kurpf. und Baden zurückfiel; da aber erstere drei und letzteres zwei Fünftheile in Anspruch zu nehmen hatten, so einigten sie sich der Art, daß Kurpfalz die Dörfer Holmsheim und Spranthal in dem Oberamte Bretten an Baden abtrat, dagegen die Herrschaft Ebernburg allein besaß und sie dem Oberamte Kreuznach einverleibte.

Das neue Schloß Ferdinands von Sickingen stand noch 1794. Ein französischer Heerhaufe, der Mainz entsetzen sollte, kam auf seinem Zuge in dieses Thal und vernahm hier die sichere Kunde, Mainz sey übergegangen. Noch in der Nacht traten sie den Rückzug an und da das Schloß ein Aristokratensitz gewesen, zündeten sie es an, daß es völlig niederbrannte.

Wunderbar! rief ich aus, so nahmen sie später Rache für ihren König, den einst ein Sickingen mit stolzem Hohne abwies, als er um die deutsche Kaiserkrone buhlte!

Und auch noch die letzten Trümmer leuchteten ihnen zum Rückzuge! rief lachend der Freund. O in den Begebenheiten liegt oft eine schneidende Ironie. Die Burg, fuhr der Freund fort, war in der Revolutionszeit und noch später der völligen Zerstörung preisgegeben. Wer im Dorf Steine brauchte, brach sie sich auf der Burg und schleppte sie herab ins Dorf. Der jetzige Besitzer Herr Bürgermeister Günther von Bingart, hatte sich damals schon Verdienste um die Erhaltung dieser ehrwürdigen Mauern durch Störung dieses Frevels erworben. Die Burg gehörte einer Gräfin Lauer in Mainz, von der sie Herr Günther endlich erstand und nun den Gedanken faßte, das Gebäude dort aufzuführen und die Trümmer zu räumen, was derselbe mit großem Kostenaufwand bewerkstelligte.

Es ist gewiß ein Verdienst, in dieser Weise diese Burg von ihrem völligen Untergange zu erretten, sagte ich, denn es ist wohl kaum in den rheinischen Landen ein Ort von solcher welthistorischen Bedeutung.

Wir waren nahe der Stadt gekommen, als mein Freund still stand. Noch eins, sagte er, muß hier erwähnt werden. Es war im Laufe des letzten Sommers, als ich von Lorch aus einer Wanderung in das schöne Sauerthal machte, wo die Sauerburg liegt, einst ein Sickingen'sches Besitzthum. Es ist ein tiefes, romantisch-schönes Thal. In dem armen Dörfchen gleiches Namens sprudelt ein köstlicher Säuerling, an denen die Abhänge des Taunus so reich sind. Nachdem ich mich an der köstlichen Quelle erquickt hatte, lenkte ich meine Schritte zum Gottesacker des Dörfchens, wo ein neuer Grabstein, und hier der alleinige, meine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Digitized by Google

Wie erstaunte ich, als ich die Inschrift las: „Hier ruht Graf Franz von Sickingen, der letzte seines Geschlechts. Er starb in tiefer Armuth.“ Sie können sich denken, daß mich eine lebhafte Neugierde ergriff, Näheres über den, der hier ruhte, über die Hand, die den Denkstein setzte, und über die Umstände seines Todes zu erfahren; allein über den, der den Stein setzte, wußte mir niemand etwas zu sagen, obgleich man vermuthete, es sey ein im Lande wohlbekannter, ehrenwerther Freund der Geschichte und des Alterthums, der es sich zur dankenswerthen Aufgabe gestellt, die Reste des Mittelalters zu erhalten und darum schon eine Anzahl solcher Burgen im Lande an sich gekauft habe, unter andern Eppstein und Gudenfels oder Juttafels bei Caub. Ob es mit dieser Vermuthung seine Richtigkeit habe, kann ich natürlich nicht mit voller Gewißheit sagen.

Ueber die Schicksale des unglücklichen Sprößlings des großen Ritters aber erfuhr ich, daß er in tiefem Elende vor mehreren Jahren auf den Sauerthalerhof, auch einst eine Besitzung seines Geschlechtes, gekommen sey, um Obdach und Brod — bettelnd. Die braven Hofleute, erschüttert von dem Gedanken, der ihnen hier unabweisbar nahe trat, und tief ergriffen von Mitleid mit dem verkommenen Manne, dem letzten eines so ruhmvollen, ehrenreichen Geschlechts, nahmen ihn auf und ernährten ihn bis an sein Ende.

Der Hofmann und sein Knecht, der den Sarg des letzten Sickingen auf seinem mit Ochsen bespannten Karren ins tiefe Sauerthal hinabführte, waren sein Leichengefolge!

Dies wahrhaft tragische Ende eines so ansehnlichen Geschlechts erschütterte meine Seele.

Wir gingen lang stille neben einander; endlich nahm der Freund noch einmal das Wort. Lassen Sie mich noch eine Thatsache aus den letzten Zeiten des Geschlechts mittheilen: In der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lebte der Vater dieses ebengedachten Sickingen in Mainz, wo er jene unseligen Künste pflegte, denen auch einst Schweikhardt, Franzens Vater, ergeben war: er suchte den Stein der Weisen und die Kunst Gold zu machen.

Wie hunderte, so auch ihn drohte dieses alchymistische Laboriren an den Bettelstab zu bringen. Ein Besitzthum nach dem andern wurde verkauft und in nicht sehr weiter Ferne zeigte sich der Familie völlige Verarmung. Umsonst strebten die Söhne, den Vater durch Bitten und Ueberredungen aus dem unseligen Wahne zu reißen. Er beharrte fest auf seinem Wege.

Da verschwand der alte Sickingen plötzlich auf eine höchst geheimnißvolle Weise aus Mainz. Das Ereigniß machte außerordentliches Aufsehen und der Kurfürst ließ überall die genauesten Nachforschungen anstellen; allein nirgends wollte es gelingen, eine Spur zu entdecken. Alle Beamten jedes Zweiges im Kurstaate hatten die gemessensten Befehle, Erkundigungen einzuziehen, und selbst in den Staaten, wo die Sickingen noch Besitzungen hatten, wurde nachgeforscht, allein eben so erfolglos. Da kam eines Tages ein Förster in die Nähe der Sauerburg zwischen Lorch und Caub, damals noch theilweise bewohnbar. Es war früh am Tage, ehe noch die Umgegend belebt war. Da dünkte es ihm, er höre ein dumpfes Wehklagen. Er schleicht heran. Da vernimmt er diese Klagen aus einer Kellerlucke hervortönen.

Anfänglich erschrack der Mann; aber bald besann er sich und gedachte des Ausschreibens des Kurfürsten. Er legte sich an die Lucke und fragte: wer so klagt?

Jetzt stöhnte es tief unten: Ich bin der unglückliche Graf Sickingen! Rette mich! Meine Söhne haben mich hier eingekerkert!

Der Jäger lief schnell nach Lorch und meldete den Vorfall an die Behörde. Ehe jedoch der Beamte mit Bedeckung nach der Sauerburg kam, war Kunde von der Entdeckung dorthin gelangt. Man fand keine Spur mehr von dem alten Grafen. Wohin sie ihn gebracht? — Nie ist etwas über den Ort und die Zeit seines Todes lautbar geworden. Er war und blieb verschollen.

Unwillkürlich dachte ich an den alten Moor in Schiller's „Räuber.“ Ich sagte das dem Freunde.

Wer weiß, sagte er, ob nicht diese Thatsache zu Schiller's Kenntniß kam und hier die Quelle jener Schilderung zu suchen ist? Unmöglich wäre es nicht, da die Geschichte damals ungeheures Aufsehen machte, später aber, wie es so zu gehen pflegt, vergessen wurde.

Es war dunkel geworden, als wir zu Hause ankamen. Herzlich dankte ich dem kundigen Freunde für die Mittheilungen dieses Tages, die ihn mir so genußvoll gemacht.

Rainbauers Martin.

Neues Zeitstücklein von W. Chezy. (Aus dem Morgenblatt.)

(Schluß.)

Der Peterhans hatte aber an selbigem Tag gar bösen Wein getrunken und erwog in grimmiger Seele, was zu thun sey, um sich des Ueberlästigen zu entledigen, der jetzt, wie sich's wohl ganz von selber verstand, zum Rainhof flüchtete. Die erste Regung des Bauern war, seinen Sohn ohne Umstände zur Thüre hinaus zu werfen. Was ihn abhielt, war keine Anwandlung väterlicher Liebe, sondern ein Be-

Digitized by Google

denken ganz anderer Art. Was würde Tonnele dazu sagen? Möchte sie wohl dem Feind und Verderber ihres Liebsten jemals die Hand reichen? Niemals. Unbekümmert um den Verlauf der Schlacht, versank Peterhans in tiefes Nachsinnen, wobei ihm endlich einfiel, daß er den letzten Krug kaum zur Hälfte geleert. Er begann das Versäumte nachzuholen, und beim Trinken kam ihm ein höllischer Einfall. „Kann ich den Kalb nicht anzeigen?“ dachte er, „dann holen sie ihn schon selber in den Thurm.“ Wie er diesem Gedanken nachhing, hörte er sich angerufen: „Heda, Bauer, was thuſt du da?“ Auf dem Weg standen fünf oder sechs Preußen. „Ich bin kein Freischärler!“ antwortete Peterhans mit schwerer Zunge. — „Das sehen wir dir an der Nase an,“ lachten die Pickelhauben. „Doch sprich, hast Du keine Rebellen gesehen?“ — Welch ein böser Geist war's doch, der jetzt des Rainbauers Hand emporhob, daß sie schräg aufwärts deutete, der seine Zunge rührte, daß sie sprach: „Dort drüben oder dem Weg im einschichtigen Hof, dort steckt einer drin. Den Kopf hat er mit einem Tuch umwickelt, doch springen kann er noch. Ich schenk'n euch mit Haut und Haar.“ — „Schönen Dank, Alter!“ sagten die Preußen und machten „kehrt“. Da rieb sich Peterhans vergnügt die Hände und trank sein Krüglein vollends leer, worauf er in tiefen Schlummer versank, gleichsam in den Schlaf des Gerechten.

Indessen ging die Schlacht zu Ende, wie sie eben gehen konnte. Von allen Seiten strömten die Schaaren, aufgelöst und entmuthigt, dem Platz bei der Rothenfelser Brücke zu. Eine Unglücksbotschaft von Gernsbach hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Der Ort, durch die Reichstruppen mit Granaten angezündet, war von den Vertheidigern feig im Stich gelassen und Beucker hatte die Straße zum Oosthal gewonnen, auch ohne Zögern eine Abtheilung in der genannten Richtung entsendet, während er mit einer andern die Freischaaren das Murgthal hinab jagte. Von Widerstand war bald keine Rede mehr, nach einigen verzweifelten Anstrengungen der entschlossensten Führer mußte der Rückzug angetreten werden und gestaltete sich sofort zur untergeordneten Flucht, zur unheilbaren Auflösung. Die Schlacht von Kuppenheim war die letzte des Feldzugs. Sie war allerdings schon verloren gewesen, bevor nur der erste Schuß gefallen, und selbst ein flegreicher Widerstand hätte den Aufständischen keinen Vortheil mehr gebracht; dennoch würde der Tag wenigstens kein so schmähliches Ende genommen haben, hätten alle sich so wacker gewehrt wie die Kittelmänner zwischen Rothenfels und Bischweier, und besonders wenn die Vertheidiger der Gernsbacher Stellung ein bischen mehr Herzhaftigkeit besessen hätten.

Die Sonne ging zur Neige, als Peterhans urplötzlich erwachte, wie wenn ihm einer einen Rippenstoß versetzt hätte: der Stoß kam vom bösen Gewissen. Der Alte sprang auf die Füße. „Ein wüster Traum!“ sprach er vor sich hin, „pfui Satan! Ich soll meinen Sohnbuben, mein einziges Kind, verrathen und verkauft haben? Gewiß nicht, und wenn er unsern allergnädigsten Landesvater, Gott verzeih' mir die Sünde! umgebracht hätte und zehnmal für einmal ein Rebeller wäre! Und nun vollends gar um eines Weibsbildes halber? Das ist zum lachen!“ Der Bauer versuchte in der That zu lachen, doch wollte es nicht gerathen. Unabweisbar rief die innere Stimme: „Kein Rausch spiegelt dir ein Gaukelbild vor. Du bist ein Erzschelm wie der Judas. Geh heim und hole dir einen Bazenstrick, um dich damit zu henken; mehr bist du nicht werth. Grauer Sünder, dich sticht der Haber noch? Alter Geizhals, du hast noch nicht genug und willst deines Kindes Erbtheil? Für ein Mädel und für zweitausend Gulden hast du den Martin verkauft. Laß dirs wohl bekommen, wenn du kannst!“

Die bitterste Verzweiflung in der Seele schlich Peterhans heimwärts. Er dachte allen Ernstes daran, das Judasstück seines Urbildes würdig zu Ende zu spielen. Vor der Thüre saß Tonnele und weinte, daß eine Thräne die andere schlug. „Ja, heule und greine nur!“ brummte der Bauer; „du bist doch an allem schuld. Hättest du gestern das Maul gehalten!“ — Die Dirne verwunderte sich ob der Rede, doch ließ sie die Sache auf sich beruhen. „Der Vetter weiß also schon?“ fragte sie. — „Alles,“ sagte er dumpfen Tones, „die Preußen haben ihn geholt.“ — „Mit Stößen und Schlägen,“ ergänzte sie, „ohne seiner Wunde am Kopfe sich zu erbarmen.“ — „Jetzt werden sie ihn erschießen,“ fügte der Rainbauer hinzu. Tonnele nickte trübselig und hob nach einem Weilchen an: „Zu Pulver und Blei begnadigen, wie's der Herr Lehrer heißt. Armer Mann! Ein so gutes Gesicht hat er und so feine Hände.“ — „Feine Hände?“ fragte der Bauer erstaunt. — „Freilich,“ erwiederte sie; „Hände wie ein Bader. Und daheim hat er Weib und Kinder.“

Peterhans riß die Augen weit auf. „Von wem redest du denn?“ stammelte er. — „Ha,“ entgegnete Tonnele, „von wem soll ich denn reden? Vom fremden Freischärler, den die verthierten Söldlinge bei uns geholt haben.“ — „Mach mich nicht vollends verrückt!“ rief der Alte, „wo wäre denn der Martin?“ — „Auf dem Heuboden,“ versetzte das Mädchen; just schläft er; das Annemareile hütet ihn. Ein Glück war's für ihn, daß die dummen Preußen nicht wei-

Digitized by Google

ter gesucht haben. Er war grad in der obern Kammer und zog ein frisches Hemd an; bis er herunter kam, waren die Soldaten mit seinem Kameraden schon weit weg. Ich und 's Annemareile haben ihn mit Gewalt halten müssen, sonst wär' er nach. — Peterhans faltete die Hände, blickte himmelwärts und betete in seines erleichterten Herzens Grund ein Herr Gott dich loben wir. Dann sagte er kein Wort, sondern fing an zu überlegen, wie er des gleichsam neugeborenen Sohnes wunderbar gerettetes Leben ferner erhalte, wie er ihm Freiheit und Erbtheil sichere. Und dazu hat der Himmel seinen Segen gegeben.

Rainbauers Martin und Tounele, sein Weib, wohnen jetzt jenseits des großen Wassers. Es geht ihnen gut dort; warum auch nicht? Sie haben fleißige Hände, gute Gesundheit, nur die einfachsten Ansprüche an das Daseyn und ein wackeres Stück Geld mitgebracht; solchen Leuten kann's in der neuen Welt nicht fehlen. Für ihre Verhältnisse sind sie mehr als nur wohlhabend, sind sie reich zu nennen. Der alte Peterhans ist mit seinen Kindern gezogen; auch er befindet sich ganz wohl zufrieden. Zwar hat's „im Mordamerikum drüben“ nirgends einen allergnädigsten Landesvater, dafür aber auch keine Radicalen und „Rebellen“, die eine Republik wollen und damit dem Amt das Leben sauer machen. Die Menschen sind dort von Natur Republikaner und machen weiter kein Geschwätz davon. Höchstens wundern sie sich einmal, wenn der Einwanderer aus Deutschland ihnen erzählt, daheim in der alten Welt gebe es erbliche Präsidenten und geborene Senatoren.

Neuestes von Schleswig-Holstein.

Rendsburg, 11. Oct. Es ist einstweilen wieder factische Waffenruhe eingetreten, und allem Anscheine nach wird dieselbe so bald nicht unterbrochen werden. Wer der Meinung seyn wollte, die Zeit ginge deßhalb unbenutzt vorüber, würde gewaltig irren. In einer Lage, wie die unsere, wo mit aller Entschiedenheit nach langer sorgfältiger Abwägung und nach oft wie erholten Friedensversuchen unsere Sache auf die Spitze des Degens gestellt ist, concentrirt sich alle öffentliche Thätigkeit schließlich in der auf die Kriegszwecke gerichteten. Nur versteht es sich von selbst, daß, was in dieser Beziehung geschieht, eben in der Oeffentlichkeit nicht von sich reden machen kann. Fassen wir uns in Geduld: befinden wir uns doch in der glücklichen Lage, mit unbedingtem Vertrauen auf diejenigen hinsehen zu können, denen wir selber vor nunmehr fast drei Jahren die Leitung unserer öffentlichen Angelegenheiten anvertrauten. Daß der Feind die Zeit der Waffenruhe gleichfalls nicht unbenützt wird hingehen lassen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Er wird namentlich sich angelegen seyn lassen, seine Stellung zu verstärken, und man erfährt hier auch bereits, daß sowohl bei Friedrichstadt im Norden und Westen zur Sicherung gegen eine Umgehung über die Eider, als auch bei Schleswig wieder stark von den Dänen geschanzt wird. Auch Tönningen, heißt es, wird jetzt vom Feinde befestigt. Worauf indessen die ganze Stärke der feindlichen Linie basirt, das Wasser, ist ein Vertheidigungsmittel, das im Winter wegfällt, und da hätten wir denn ja in nicht allzu großer Ferne die Aussicht auf ein Vorgehen unserer Armee, das mit besserem Erfolge gekrönt seyn wird, als die seither, wenngleich mit der glänzendsten Tapferkeit, unternommenen Waffenthaten. Das Jahr 1850 scheint ein Unglücksjahr für uns seyn und bleiben zu wollen. Es lebe das Jahr 1851!

Hamburg, 13. Oct. Man weiß hier jetzt mit voller Bestimmtheit, daß der Zug gegen Friedrichstadt nicht mit den Ansichten des Generals Willisen von der zweckmäßigsten Art, den Krieg fortzusetzen, übereinstimmte; der Oberbefehlshaber gab jedoch besonders auf Aldossers Andringen nach, welcher nach der Waffenruhe seit dem 12. September (Unternehmung gegen Missunde) die Nothwendigkeit von Neuem vorwärts zu gehen auseinandersetzte, besonders mit Bezugnahme auf Kräftigung des kriegerischen Muthes der Armee und auf die Stimmung im Lande, welches Thaten von einem mit so schweren Opfern errichteten Heere erwarte. Aldosser stellte auch, nach eigenen Untersuchungen, die Terrain-Schwierigkeiten als minder groß und unüberwindlich dar, wie sie sich gezeigt haben. — Gegenwärtig werden achtbare Stimmen im Lande laut, welche auf das ernstlichste abrathen von neuen Wagnissen, die, wenn sie selbst einen bessern Ausgang hätten, die Entscheidung doch nicht herbeiführen könnten. Es wird auch zu verstehen gegeben, daß in Bezug auf die Kriegsführung keine andere Stimme (auch die der Landes-Vertretung nicht) sich geltend machen dürfe, als die des Commandirenden der Armee. Von seiner Besonnenheit erwartet man das Beste. — Für die ruinirten Friedrichstädter werden jetzt auch in Altona und Glückstadt — wonach andere Städte bald folgen werden — umfassende Hülfsleistungen vorbereitet. Sie thun dringend noth. Deutschland, als Ganzes und Großes, darf der armen Friedrichstädter nicht vergessen; denn was ihnen widerfuhr, geschah der deutschen Sache wegen — leider wurde eine freundliche, betriebsame Stadt als Opferlamm vergeblich geschlachtet!

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 84. Kaiserslautern, Samstag, 19. Oktober **1850.**

Zur Nacht auf dem Felde von Idstedt.

(Elberfelder Kreisblatt.)

Leise senkt auf schwarzen Schwingen
Sich hernieder schon die Nacht.
Und es schencht des Westens Ringen
Dort der Mond in stiller Wacht.
Fern am Horizonte schweben
Nebelstreifen auf und ab,
Die den Trauerschleier weben,
Wohl um manches frische Grab!

Um die Hügel, wo sie sanken
Früh zur Gruft für's Vaterland!
Die für Freiheit in die Schranken
Traten, heil'gen Zorn's entbrannt!
Die so männlich kühn gerungen
Um des Rechtes edlen Preis,
Nicht gefegt und nicht bezwungen,
Floß umsonst ihr Blut und Schweiß.

Flammenzeichen ringsum lodern
Zahllos in dem Dunkel auf;
Und wo theure Leichen modern
Bahnt sich Feindes Siegeslauf!
Doch der Zukunft Schooß gebären
Wird der Freiheit Morgenröth'
Dir, o Stamm der Völker, deren
Banner, schwarz roth golden weht.

Selbst der Greis mit bleichen Lippen,
Segnend deine Thaten lobt,
Höre, wie an Felsenklippen
Wild empört die Brandung tobt!
Weilt die Stunde auch noch ferne
Wo der Siegesmorgen tagt,
Seh, beim Lenker jener Sterne,
Jetzt, der Pflichten Kampf gewagt.

Wiege denn zu süßem Traume,
Dich noch einmal diese Nacht;
Blicke hin zum Freiheitsbaume
Eh' der rauhe Tag erwacht!
Sieh' ihn knospen, sieh' ihn grünen,
Der im kun'ren Mark verdorrt,
Eh' mit trüb umwölkten Mienen
Schencht Aurora ihn dir fort!

Die Bavaria auf der Theresienwiese in München.

Auf der westlichen Seite der Haupt- und Residenzstadt München endigen einige Straßen in einer Wiese, die der Schauplatz für das bekannte Volksfest ist, das jedes Jahr im October da gefeiert wird. Um die Wiese und um die nächste Umgebung von München hebt sich, zwar durch die grünen Fluthen der Isar unterbrochen, die ganze Gegend um 20 bis 40 Fuß in die Höhe, und hier gründete König Ludwig I. die Ruhmeshalle, deren Zweck seyn wird, die Büsten berühmter Bayern der Nachwelt zum Denkmal aufzubewahren. Das Gebäude, in dorischem Styl entworfen von Herrn Geheimrath Leo v. Klenze, hat drei Flügel, in deren Hof, der nach der Seite der Stadt offen ist, das 54 Fuß hohe Standbild Bavaria von Erz auf 30 Fuß hohem Piedestal von Granit aufgestellt ist. Die Ruhmeshalle wird erst in einigen Jahren vollendet werden. Nur die Bavaria steht vollendet, deren Enthüllung am 3. October d. J. vor sich ging. König Ludwig gab Schwanthaler den Auftrag, die Bavaria zu modelliren, und dieser begann damit, nebst mehreren Skizzen zuerst einen kleinen Koloß von 13 Fuß Höhe zu vollenden. Auf dem Hof der königl. Erzgießerei wurde ein hölzernes Haus gebaut, in welchem das große Werk erstehen sollte. Maurer, Zimmerleute und Schmiede mußten herbei, um erst ein Gerippe zu machen, woran die weiche fügsame Erde hinaufgethürmt werden konnte, und dies wurde begonnen im Jahre 1838. Es währte nicht gar lange, so hatte sich die Gestalt schon erhoben, und Einheimische und Fremde strömten dahin, die im besten Gelingen begriffene Figur zu bewundern; nach zwei Jahren schon war sie vollendet. Das anmuthige Gesicht hörte man loben; keiner hatte geglaubt, daß Augen und Lippen, Stirn und Wangen von solchen Dimensionen so lieblich dreinschauen könnten. Die Bavaria hält mit der linken Hand einen Eichenkranz in die Höhe, und mit der rechten ein gerades, mit einigen Lorbeerzweigen umwundenes Schwert an die Hüfte, unter welchem der

Digitized by Google

Löwe sitzt. Die Brust ist mit einem Löwenfelle umhüllt, welches sich bis an die Hüften herunterwindet, worunter dann ein einfaches, schön geordnetes Gewand bis an die Füße herabfällt. Die Haare der Figur sind mit Eichenblättern durchkränzt und springen auf der Stirn und den Schläfen üppig vor, wodurch dem Gesichte Geist und der Gestalt Würde gegeben ist. Das Original-Modell wurde nun der k. Erzgießerei übergeben, und die Procedur begann auf's Neue. Ueber die Gypsfigur oder deren Theile wurden wieder von eigens präparirter Erde Formen gemacht, in welche bekannter Weise das glühende Metall hineingelassen wird. Das erste Stück, der Kopf, wurde den 11. September 1844 gegossen (wiegt circa 120 Centner und hat 5 bis 6 Fuß im Durchmesser) und in fünfmaligen größeren Güssen fortgefahren. Als der Kopf gelungen aus der Grube gezogen wurde, war König Ludwig nebst anderen höchsten Herrschaften zugegen, und so wurde dieser Moment zu einem Feste erhoben, welches der Meister der Erzgießkunst, Miller, der Inspector der k. Erzgießerei, noch sinnig durch Beleuchtung und Blumen-Decorationen verherrlichte; auch fehlte natürlich der liebliche Sang nicht, den Münchens Künstler schon seit vielen Jahren, wie von den Musen selbst abgelauscht, erklingen ließen. Seit dem Juli d. J. war man beschäftigt, die 2 bis 300 Centner wiegenden Erzstücke auf einem eigens zu diesem Zwecke erbauten Wagen zu ihrem Bestimmungsorte hinaus zu transportiren, wozu meist 16 bis 20 Pferde benutzt wurden. Der 7. August d. J. war als der Tag hiezu bestimmt, an welchem das letzte Stück, der Kopf, nachfolgte. Dieser Zug wurde festlich abgehalten. Der innere Raum des Kopfes ist so groß, daß 28 bis 30 Mann darin Platz haben. Der Körper, welcher in fünf Hauptstücken gegossen ist, wiegt circa 14 bis 1500 Centner, der Leib hat 12 Fuß im Durchmesser, der linke Arm, welcher den Lorbeerkranz hält, hat 5 Fuß im Durchmesser und wiegt circa 125 bis 130 Centner, der Zeigefinger hat 6 Zoll im Durchmesser. Mit zwei Händen kann man den Nagel der großen Zehe kaum bedecken. In dem Postamente führt eine Thüre zu einer gußeisernen Treppe, die sich durch die Figur hinaufwindet bis in den Kopf, wo auch für Ruhebänke gesorgt ist, auf denen mehrere Menschen bequem sitzen können. Das Licht fällt durch in den Locken angebrachte Oeffnungen in das Innere, womit auch dem Auge die Aussicht von dem mehr als 100 Fuß hohen Punkte auf die Stadt und die ganze Umgegend mit den zauberhaften Alpen im Hintergrunde gewährt ist. Die ganze Erzmasse, größtentheils aus zusammengeschmolzenen türkischen Kanonen bestehend, welche bei Navarin versunken und durch griechische Taucher wieder zu Tage gebracht worden sind, wiegt circa 2500 Centner. Jeder Quadratfuß Erz, durchschnittlich 1/3 Zoll dick, wiegt circa 20 Pfund, sonach würde die Erzschale, in eine Fläche ausgebreitet, 10,450 Quadratfuß, also mehr als 1/4 Tagwerk bedecken. Die Fläche der Platte, als Cylinder, als geschlossenes Gefäß gedacht, dessen Durchmesser 33 1/3 und dessen Höhe 100 Fuß betragen würde, nähme einen Raum von 62,500 Kubikfuß ein. Der Erzwerth beträgt etwa 150,000 fl. Der sitzende Löwe, welcher in drei Stücken gegossen wurde, erhebt sich bis zur halben Figur und hat eine Höhe von 30 Fuß; er bildet sehr glücklich, mit dieser componirt, das Ganze zu einer in allen Linien abgerundeten Gruppe.

(Mannh. J.)

Ein Opfer der Polizei.

Ein „Künstler und Seiltänzer" aus einem Dorfe der Pfalz war im Sommer dieses Jahres nach Augsburg gekommen, und hatte bei dem dortigen Regierungspräsidenten um die Erlaubniß nachgesucht, in Schwaben und Neuburg seine Kunst zu zeigen. Diese Erlaubniß wurde ihm jedoch erst auf ein von einem Advokaten ausgefertigtes Gesuch und dann nur auf drei Wochen ertheilt. Als diese Frist abgelaufen war, machte der arme Schelm aus dem 3. eine 6. und ist nun, wegen Fälschung angeklagt, flüchtig in der Schweiz. Von dort hat er ein Gnadengesuch an den König gerichtet, dem wir folgende, durch ihre schlichte Einfalt bemerkbaren Stellen entnehmen: „Ihre Gnaden Königliche Majestädt, die drei Wochen Gingen herum und ich kam in die Gegend von Imenstadt, da waren die drei Wochen verbei, so habe ich kein Geld gehabt, und in den drei Wochen nicht mehr verdient als was ich mit meiner Familien verzehrt habe. So bin ich hergegangen damit ich meine Familien habe wollen Durchbringen und habe aus den 3 ein 6 gemacht, kein Geld habe ich gehabt und meine Familien ist 7 Personen Stark nebst Fuhrwerk. Zudem ich kein Gebrauch daraus machte, So wollte ich mit meiner Familie daderdurch Fortbringen bis ich vollens im Oestereichischen gewesen währe und zudem glaube ich ist dises ja nicht gestoien und nicht Gemordet.

Aber ich weis es gewiß das Ausländer die Regierungsbewilligung erhalten haben auf die Dauer von 6 Monat bis 3/4 Jahr; Zudem glaube ich, daß dieses nicht Recht Gehandelt ist gegen seine Unterthanen.

Nun wie ich hörte soll ich im Ganzen Vaterland Ausgeschrieben sein.

Drum Ersuche ich Ihre Königliche Majestädt als

Digitized by Google

Vatter um mich bei meine Kinder zulassen, Den meine Kinder haben nichts als was der Vatter Täglich verdint und sollte ich durch dieses verbrechen neue Strafe verdinet haben, so Rufe ich Ihre Königliche Hoheit an, sie möchten meine Strafe mir lindern.

Ihre Königliche Majestädt ich bitte Ihnen, Sie wollen mir meine Bitte ja nicht abschlagen. —

Und ich möchte gerne Antwort geschriebe habe wie es Steht damit wenn ich hipaus kom in mein Vaterland, daß ich nicht von meinen Kinder weggenommen werden soll und eingespert. Denn ich glaube nicht daß das Verbrechen so groß ist als wie es in dem Guldote stebt.

Ich bitte Ihre Königliche Hoheit
Berichten sie mir nach Bern in der Schweiz die Adreff
an N. N. in der Schweiz Poststestande.
Viele Grüße an die Königliche Familie."

Miscellen.

Die eidgenössische Zeitung erzählt folgendes lustige Zollkückslein: Ein Luzerner Apotheker bestellte ein Faß Kamillen in Stuttgart. Als dieses Faß an die Gränze kam, mußte es 28 Francs Eingangszoll bezahlen, weil der Schlaukopf von Zöllner also räsonnirte: Kamillen befinden sich nicht auf dem Zolltarif; aus Kamillen aber macht man Thee; Thee, chinesischer nämlich, zahlt so und so viel, ergo zahlt Kamille gleich wie chinesischer Thee.

Die österreichische Armee zählt jetzt 63 Infanterie-Regimenter, dazu 20 Grenadier-Bataillone, 18 Gränz-Regimenter und 1 Czaikisten-Bataillon, 25 Jäger-Bataillone, das Tyroler Jäger-Regiment, 7 freiwillige Bataillone, das Welden'sche Scharfschützen-Corps, 8 Cuirassier-, 6 Dragoner-, 7 Chevaurlegers-, 4 Ulanen- und 12 Husaren-Regimenter, nebst einem Banderial-Husaren-Regiment. Außerdem noch 6 Garnisons-Bataillone. Die Generalität zählt 7 Feldmarschälle: Herzog von Wellington, Erzh. Ferdinand und Johann, Graf Radetzky, Baron Wimpfen, Fürst Windischgrätz und Graf Nugent, 21 active und 26 unangestellte Feldzeugmeister, 116 active und 87 unangestellte Feldmarschall-Lieutenants, 159 active und 111 unangestellte General-Majors, 216 active und 224 unangestellte Obersten; die Artillerie steht unter einem Feldzeugmeister, Baron Augustin, 1 Feldmarschall-Lieutenant, 10 General-Majors und 8 Obersten. Fünf Artillerie-Regimenter, ein Artillerie-Landwehr-Bataillon, das Bombardier- und Feuerwerks-Corps; das Genie-Corps hat 1 Feldmarschall-Lieutenant, 7 General-Majors, 10 Obersten, 9 Oberst-Lieutenants, und 24 Majors; Genietruppen: ein Mineur- und ein Sapeur-Corps; Chef des General-Quartiermeisterstabes ist Feldzeugmeister Heß; Gensdarmerie hat sie 16 Regimenter; Marine: 1 Vice und 1 Contre-Admiral, 2 Linienschiffs-, 6 Fregatten- und 9 Corvetten-Capitäne; die Marine-Artillerie steht unter einem Major; das Infanterie-Marine-Bataillon unter einem Obersten; ein Flottillen-Corps unter einem Major liegt am Gardasee; das Fuhrwesen-Corps zählt 2 Oberst, 2 Oberst-Lieutenants und 3 Majors; drei Sanitäts-Bataillone.

Endlich sind Spuren der Nordpolerpedition unter Sir John Franklin und Capitän Crozier aufgefunden. Ein Schreiben Capitän Ousmonney's, welches von demselben auf Cap Ryley zurückgelassen und von Capitän Forsyth, der kurze Zeit nach ihm dort landete, an die Admiralität eingesandt wurde, besagt, daß die Offiziere der Schiffe „Assistance" und „Intrepid" bei ihrer Landung auf Cap Riley am 23. August „Spuren eines Lagers fanden und verschiedenes Material sammelten, welches offenbar bewies, daß zu den Schiffen J. Maj. gehörende Mannschaft dort einige Zeit zurückgehalten worden war." Capitän Onsmanney fügt weiter hinzu: „Becher-Eiland wurde auch untersucht und zeigte ähnliche Spuren." Capitän Forsyth ist in seiner Beschreibung des Vorgefundenen etwas ausführlicher. Er berichtet: „Wir bemerkten 5 Stellen, wo Zelte aufgeschlagen gewesen waren, oder Steine, die in einer Reihe umherlagen, als wären sie gebraucht gewesen, um die unteren Weise der Zelte niederzuhalten; außerdem Quantitäten von Rindfleisch, Schweinefleisch und Knochen von Geflügel, und ein Stück Tau mit dem Woolwichzeichen (gelb), von dem ich etwas beilege." Das ist die erste einigermaßen bestimmte Nachricht von der Expedition, und leider keine erfreuliche. Denn 5 Zelte waren nicht genügend, um die ganze Mannschaft Sir John Franklins zu beherbergen, und Seeleute, welche große Quantitäten von Rindfleisch und Schweinefleisch zurücklassen, geben der Vermuthung guten Grund, daß sie schiffbrüchtig gewesen, und deßhalb, um ihre Böte zu erleichtern, sich alles einigermaßen Entbehrlichen entledigten. Das Woolwichzeichen auf dem Tau scheint es außer Zweifel zu setzen, daß die Mannschaft zu der Expedition Sir John Franklins gehörte; beide Schiffe desselben, der „Erebus" und der „Terror" wurden in Woolwich ausgerüstet. Bei der Dürftigkeit der Nachricht ist indeß zur Muthlosigkeit noch kein Grund vorhanden. Die aufgefundene Spur wird energisch verfolgt; sie weist auf den Wellingtonkanal als

Digitized by Google

den wahrscheinlich spätern Aufenthalt der Expedition hin, und dort sah Capitän Forsyth, der am 25. August die Rückfahrt nach England antrat, neben 4 englischen Schiffen auch die beiden von den Nordamerikanern zur Aufsuchung Sir John Franklins ausgerüsteten Brigantinen. Hoffen wir, daß so viele und aufopfernde Bemühungen endlich von Erfolg gekrönt werden und die kühnen Seeleute ihrem Vaterlande wiedergeben.

Paris, 9. October. Es wird mit der Luftschifffahrt Ernst; Theorieen, Modelle und Versuche mehren sich mit jedem Tage, als ob der Termin dem Ablaufen nahe wäre, den sich das menschliche Genie zur Lösung dieser Aufgabe gestellt hat. Ein Brief aus Madrid enthält Folgendes über den Ballon, oder vielmehr das Luftschiff des Herrn von Montemayor. L'Ecle, so heißt das Luftfahrzeug, ist von einer colossalen Ausdehnung, und überbietet hierin Alles, was man bisher in dieser Art gesehen haben mag. Dieser ungeheure Ballon nimmt über 2 Millionen Litres Gas ein, hat 16 Metres im Umfang, und trägt leicht 15 Personen. Der Apparat, welcher ihm, unbekümmert um den Zug der Winde (?), jede beliebige Richtung gibt, ist eben so genial erdacht als einfach eingerichtet. Er besteht in mehreren großen Flügeln, die sich wie die der Vögel bewegen, mit den sie auch große Aehnlichkeit haben. An dem Vordertheile des Luftschiffes ist eine colossale Röhre angebracht, die mittelst eines inneren Mechanismus eine große Masse Luft einfangt, die wieder von einer anderen, am Hintertheile des Schiffes angebrachten Röhre mit großer Kraft gegen den Ballon getrieben, das Fahrzeug in eine außerordentlich schnelle Bewegung versetzt, welche man bei ruhiger Luft auf 60 Lieues per Stunde annehmen kann. Das durch das Einsaugen der Luft, und durch die Bewegung der Flügel verursachte Geräusch läßt sich auf weite Ferne hören, und man glaubt eine Fregatte mit vollen Segeln und vollem Dampfe durch die Lüfte steuern zu sehen. Die Abreise des L'Ecle ist auf den 15. October angekündigt. Der Luftschiffer Montemayor scheint um den Ausgang dieser Fahrt nicht im Mindesten besorgt zu seyn, deren muthmaßliche Dauer er auf 10 bis 12 Stunden berechnet hat.

Dieser Tage starb in Wien ein Juwelier Namens Hollauer von Hohenfels, dessen Adelsursprung interessant ist. Als Kaiser Max hilflos auf der Martinswand stand, soll ihn ein Engel herabgeleitet haben, der dann spurlos verschwand: es war ein Hirtenjunge, welcher sich in der Nähe auf einer Bergzinke befand. Kaiser Max rief ihm zu, aber der Junge schien ihn nicht zu verstehen. Da schrie der Fürst im tyroler Dialekt: „Hol aus!“ (Hol herab). Der Bursche nickte und führte den Kaiser wohlbehalten herab, wofür dieser ihm den Namen: Hollauer von Hohenfels gab. Der Verstorbene und der eben zum Gemeinderath Wiens erwählte Bandfabrikant Hollauer sind Abkömmlinge jenes Retters des ritterlichen Kaisers.

Neuestes von Schleswig-Holstein.

Husum, 7. October. Die Stadt Friedrichstadt existirt nicht mehr, selbige besteht nur noch aus einem Schutthaufen; denn die wenigen Gebäude, die zum Theil noch stehen geblieben und die das Feuer nicht erreicht hat, sind von Kugeln, Granaten und Bomben so zerschossen, durchlöchert und zugerichtet, daß sie gleichfalls nur wie Trümmer und Ruinen aussehen. Der östliche Theil der Stadt ist gänzlich niedergebrannt, gleichfalls der südliche Theil bis an den Marktplatz, nur etwas von der sogenannten Hinterstadt ist stehen geblieben; aber das Fährhaus, das „ganze Eiland (hart an der Stadt liegend), Rathhaus, Kirchen, Predigerhäuser und Schulgebäude, Alles ist ein Raub der Flammen geworden. Kein Einwohner ist mehr da. Ebenfalls sind die drei großen Schleusen, mittels deren die Treene bekanntlich in die Eider abgeleitet wird, wie man sagt, total zerschossen und ruinirt, wie auch die Korumühlen nebst der Borkmühle vernichtet sind. Mit Einem Worte: Friedrichstadt hat zu existiren aufgehört.

Hamburg, 15. Oct. Aus dem hier dieser Tage eingetroffenen Schreiben eines ehemals hamburgischen Offiziers, jetzt Hauptmann in der schleswig-holst. Armee, geht hervor, daß in jüngster Zeit mehrere kleine Gefechte vorfielen, von welchen die hiesigen und holsteinischen Blätter nichts meldeten. Jedenfalls ist dies dem früheren Lärmschlagen über alle dagabelle Scharmützel vorzuziehen, die sich im Felde ereigneten. — Eine unangenehme und nicht wohl zu verschweigende Neuigkeit ist es aber, daß es am 12. d. M. dem Feinde gelungen ist, eine schleswig holst. Feldwache, 25 Mann mit einem Offizier, diesseits der Treene, Schwabstedt gegenüber, vollständig aufzuheben. Man behauptet, daß grobe Fahrlässigkeit oder noch Schlimmeres bei diesem kleinen Unfall im Spiel gewesen sey.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 85. Kaiserslautern, Donnerstag, 24. Oktober **1850.**

Alles nach der Ordnung.

Wer von Euch, liebe Leser, einmal nach Emmendingen ins Badener Land kommt, der wird ein schönes Städtchen finden, und wenn er sich erzählen läßt, wie es in früheren Zeiten dort war, wird er wohl hier und da auch von dem Herrn Amtmann Schlosser reden hören, der so um die Zeit von 1774 bis 1784 dort lebte und amtete. Ein braver Mann, der Amtmann Schlosser (er war ein Schwager unsres Dichters Goethe!), so Einer vom ächten Schrot und Korn. Der machte einmal einen Streich, über den Viele lachten, nur der Jzzik n cht, und der Jzzik war ein Jud zu Emmendingen, so ein rechter Bauernschächter, wie's Viele gibt, wenn die Bauern einfältig genug sind, sich schächten zu lassen.

Wär damals Einer zu Emmendingen, der Geld haben mußte. Geht er zum Jzzik und spricht: Kannst du mir nicht so und so viel leihen auf eine ehrliche Handschrift?

Mai! ruft der Jzzik und kratzt sich hinter den Ohren. Wo' hab' ich Geld. O waih geschrieen! Geld? — Bist gekomme an de Unrechte!

Du hast Geld, Jzzik, ich weiß es, sagt der Andere, hilf mir, sonst werde ich gestüpft!

Uff, Ehr, ich hab' keins! schreit der Jud. Wo werd' ich Geld hawwe?

Der schwerbedrängte Emmendinger gibt dem Juden zuckersüße Worte. Endlich stellt sich der Jud, als ging's ihm zu Herzen. Waiste was, sagt er, helfe will ich der; aber ich muß das Geld beim Schlome selber lehne und dem muß ich zwölf Procentcher gewwe!

Der Emmendinger, der in der Beißzange sitzt, weil er fürchten muß, verklagt und gepfändet zu werden, verspricht Alles und — Abends hat er das Geld und stellt die Handschrift aus und der Jzzik hat dabei zwanzigmal gesagt: Alles nach der Ordnung! Denn das ist so sein Wort, das er überall, wo's nur eben paßt, anbringt.

Kaum sind Dreivierteljahr vorbei, so verkauft der Emmendinger seine Frucht gut und bringt dem Jzzik sein Geld nebst den Procentcher und sagt: Alterchen, hier ist dein bones Rassel, gib mir meine Handschrift. Alles nach der Ordnung, wie du selber sagst.

Mai, ruft der Jzzik voll Schrecken, die Handschrift hab' ich verlore, und hab' still geschwiege, weil ich wußt', daß ich's mit em ehrliche Mann zu thun hab? Alles nach der Ordnung! War ich ehrlich, so sey du's auch. Glaubt' ich dir, so glaub' du mir und nimm mit der Quittung vorlieb!

Meinetwegen, sagt der Emmendinger, der an nichts Arges denkt, und der Jud schreibt die Quittung nämlich so: Daß mir der so und so von Emmendingen heut' dato baar und richtig bezahlt hat so und so viel, bescheinige ich andurch.

Emmendingen an dem und dem, Anno so und so viel.

Jzzik.

Alles nach der Ordnung, sagt Jzzik und gibt dem Emmendinger die Quittung, der ruhig heimgeht und sie in die große Baseler Bibel legt, wo die schönen Bilder drin sind. Sonntags schläft der Emmendinger über dem Bibellesen ein und seine Buben blättern in der Bibel nach den Bildern und die Quittung fällt heraus.

Seine Frau, die nicht lesen kann, hebt aber das Papier auf und legt's in ihre Nebenlade in der Kiste.

Ueber lang oder kurz sucht der Bauer seine Quittung und findet sie nicht. Er sucht Blatt vor Blatt, aber sie ist fort, und die Frau hat kurze Gedanken und denkt nicht dran, daß sie ein Papier aufgehoben und in die Nebenlade gelegt hat. Wenn sich der Emmendinger auch hinter dem Ohre kratzt, so ist er doch so einfältig und erzählt's weiter.

Hört's auch der Jud und denkt: Holla, nun ist's Zeit, mit deiner Handschrift herauszurücken! Kommt er zu dem Emmendinger und sagt: Es wär' doch emol Zeit, daß de mer mai Geld gädst! Alles nach Ordnung! —

Was für Geld? fragt erstaunt der Emmendinger.

Mai, was frogst du so kurios? Das Geld, wovon die Handschrift lautet! sagt der Jud und sieht dabei so ehrlich aus, als könne er kein Wasser trüben.

Digitized by Google

Was? ruft der Ammendinger, hab' ich dir's nicht sammt den Procenten ausbezahlt bei Heller und Pfenning?

Weiß nix davun, sögt der Jüd. Willst du nit bezahle, so gibts noch en Amt und beim Amt hasi's: Quittung oder bezahlt, Alles nach der Ordnung! — Damit gebt er fort und Morgen kommt der Büttel und bringt die Ladung vors Amt.

Daß der Bauer noch einmal jedes Blatt der Bibel umwendet und das ganze Haus durchsucht, ist eben so gewiß, als daß er nichts findet, und seine dumme Anties von Frau hat's rein vergessen, was sie in die Nebenlade gelegt hat. Was hasi's, mein guter Handokes (soll heißen: Johann Jodocus) wie der Ammendinger mit dem Taufnamen hieß, muß vor's Amt.

Der Herr Amtmann Schlosser hört Beide ab und ist, trotzdem, daß der Jüd hundertmal: Alles nach der Ordnung, sagt, doch vor Gott und seinem Gewissen überzeugt, daß der Jüd einen Spitzbubenstreich macht; allein, was hasi's? Der Spruch lautet, wie der Jzik gesagt hat: Quittung oder Geld! Und Handokes muß bezahlen oder die Quittung bringen, und die ist nirgends zu finden. Er bezahlt. —

So etwas wurmt einem ehrlichen Mann und er kann's gar nicht verwinden. Der Handokes sitzt daheim und bläst Trübsal nach Noten, was aber allemal wie tiefe, lange Seufzer klingt. Er kaut an den Nägeln und sagt: Ich will gewiß alle Quittungen gleich einfädeln und in dem Wandschränkchen an einen Nagel aufhängen. So soll mir's nicht mehr gehen! So viel ich mich erinnern kann, hab' ich sie in der Eile in die große Baseler Bibel gelegt!

Da geht dem dummen Mareile (wie seine Frau hieß) ein Licht auf. Halt 'mal still, Handokes, sagt sie; Sonntags haben 'mal die Buben die Bilder in der Bibel betugt, da ist so ein Papier herausgefallen. Ich legt's in die Nebenlade und denk' halt, du kannst 'mal Garn drauf wickeln. Ich denk', es ist noch zu finden!

Ach Gott, geh' eilig, Mareile, sagt er und lug, ob's noch da ist!

Jetzt springt's Mareile und richtig, das Papier ist noch da, und Handokes erkennt gleich seine Quittung. Er reißt's dem Mareile aus der Hand und lauft stracks zum Herrn Amtmann Schlosser. Er reißt die Thür auf und ruft: Herr Amtmann, da ist sie!

Was? ruft der Herr Amtmann, besteht's und nun steigt ihm die Galle bis an den Rand der kleinen Blase, darin sie bei der Leber sonst ganz ruhig zu sitzen pflegt, und thut, was ihres Amts ist.

Nun soll dich, Jüd, aber Dieser und Der! ruft er aus und läßt den Juden auf Morgen durch den Büttel vor Amt laden, sagt aber vorher zu ihm: Geh' in den Wald und schneide dir eine junge Eiche, so etwa fingerdick, schlank und biegsam, die sich gut umlegt.

Der Büttel war nicht von Volksheim, wo sie einmal einen Acker Gemeindeland mit Salz säten, daß sie sich's selber zögen und nicht mehr zu kaufen brauchten; der denkt: Proficiat Jzik! Da soll ich dir den Staub ein Bißchen aus Rock, Buchs und Kamisol ausklopfen! Will schon das Meine thun! — Uebrigens konnte der Büttel Alles halten, nur das Maul nicht, läßt also den Jüd so etwas von der jungen Eiche wittern, und der Jüd denkt: Au wah, der Herr Amtmann muß Wind haawe, wie die Gäul' im Stall stehn! Nu — vorn ousgemacht, brennt hinten nicht! Er lauft zum Handokes und bringt ihm das Geld wieder sammt der ersten Handschrift und macht sich aus dem Staub gen Karlsruhe hin, denn er weiß, daß fünf und zwanzig extra nicht ausbleiben, so wenig, wie der morgende Tag, denn der Herr Amtmann Schlosser verstand keinen „Stuß", wie der Jüd für Spaß sagt. Er kommt, während in Ammendingen wirklich dieß Urtheil gefällt wird und noch ein Halbjahr frei Kost und Wohnung im Bruchsaler Zuchthaus dazu, nach Karlsruhe und lauft von Thür zu Thür bei den hohen Beamten und beschönigt prächtig seinen Spitzbubenstreich. Endlich weiß er's dahin zu bringen, daß ein hoher Beamter an den Herrn Amtmann Schlosser schreibt, worin er ihn ersucht, die Prügelstrafe zu erlassen.

Nun meint Jzik, er sey geborgen, kommt zurück und lauft gleich auf's Amt. Mit triumphirender Miene legt er den Brief vor den Herrn Amtmann hin, daß das große Amtssiegel des Briefes im rothen Siegellack ihm recht in die Augen sticht, und sagt: Gestrenger Herr Amtmann, seyn Se so gütig, un lese Se deß Briefche do!

Alles nach der Ordnung, pflegst du zu sagen, entgegnet der Herr Amtmann, und legt den Brief bei Seite, ohne ihn zu erbrechen. Erst geurtheilt; dann bezahlt! dann die Strafe gefaßt; dann les' ich den Brief. Büttel!

Au waih, au waih, schreit der Jüd, wie laaf ich uff! Die Herren ze Karlsruhe stehn doch ümwer dem Herr Amtmann?

Alles nach der Ordnung! spricht der Amtmann. Büttel faß' mir den Jüd!

Und der Büttel, der sich schon lange drauf freut, den Bauernschächter einmal unter seine Fäuste zu kriegen, faßt ihn am Krippe, legt ihn mit Hülfe ei-

Digitized by Google

nes Schreibers auf die Bank, schnallt ihn fest und mißt ihm dann fünf und zwanzigmal die Zahrlatte der Eiche da an, was man nicht gerne vor ehrlichen Leuten nennt, daß es eine Art hatte, und schlägt nicht einmal fehl. —

Der Jüd schreit wie ein gefangener Buchmarder. Als die Strafe vorüber war, sagt der Herr Amtmann Schlosser: Alles nach der Ordnung; Jzzik, nun wollen wir den Brief lesen. Er las. — Alle Blitz, ruft er aus, die Herren wollen, daß ich dir die Prügel erlasse; thut mir herzlich leid, daß du sie schon hast. Das ist auch eine Handschrift, die du behalten kannst, dem Büttel aber darfst du eine Quittung ausstellen. Verliert der die, und du bringst die Handschrift, so soll er dir auf mein Wort, und zwar nach deinem Grundsatz, Alles nach der Ordnung, das Capital nebst zwölf Procent Zinsen noch einmal zahlen von Rechtswegen. — Der Jüd aber schwieg stockmäuschenstill. Er ist darauf nach Bruchsal abgeführt worden.

Die gute Frucht war, daß der Jüd das Schächten ließ oder — es heimlicher und schlauer trieb.

Sagte aber Einer: Alles nach der Ordnung, so fuhr er schnell mit der Hand dahin, wohin ihm der Büttel die Handschrift geschrieben. Hat auch das Capital zum zweiten Mal nicht eingefordert.

In Emmendingen aber, das hat mir noch jüngst Einer von da erzählt, hat man das Sprüchlein noch: „Alles nach der Ordnung, sagte der Amtmann Schlosser zum Jzzik, da lebt' er noch!“

Miscellen.

Das englische Witzblatt „Punch“ scherzt! Jenny Lind kehrt nicht nach Europa zurück. Nach Ablauf ihres Engagements mit Barnum wird Jenny als Königin der Vereinigten Staaten gekrönt. Der gegenwärtige Präsident tritt aus Artigkeit zurück. Jenny Lind übernimmt die Verpflichtung, dem amerikanischen Volke vorzusingen, was bisher als Präsidentenreden gedruckt wurde. Die amerikanische Flagge hat zwei Sterne und einen Streifen mehr erhalten: die Sterne sind Jenny's Augen und der Streifen eine Locke von Jenny's Haar. — In Boston ist das Jenny-Lind-Fieber wo möglich noch toller als in New-York. Sie gab am 27. September dort ihr erstes Concert und es wird unerhört klingen, daß ein Billet, das erste, bei der Versteigerung ausgebotene, mit 625 Dollars bezahlt worden ist. Ein gewisser C. Dodge, ein dortiger Gesanglehrer, war der glückliche Ankäufer, dessen Porträt schon an allen Läden hängt. Durch eine solche Tollheit wird man bekannt und verschafft sich Kunden. In Amerika ist alles Speculation, selbst der Jenny-Lind-Enthusiasmus. In dem Gasthofe, wo die Sängerin abgestiegen, kostet die Einrichtung ihrer fünf Zimmer nicht weniger als 13,000 Dollars. Nach dem ersten Concerte waren trotz des scheußlichsten Wetters tausende vor dem Gasthof versammelt und gingen erst, als die Sängerin sich gezeigt, auseinander.

Der große neue Ballon der Gebrüder Godard, welcher in Paris am 7. October um halb sechs Uhr Abends in Hypodrom mit 6 Personen aufstieg, hat eine sehr schnelle Reise gemacht. Um 10 Uhr wenniger 5 Minuten landeten die Luftfahrer in Belgien zwischen Brügge und Ostende, nur drei Lieues von der Nordsee entfernt. Sie haben demnach in fünfthalb Stunden, wenn man die durch das Umspringen des Windes verursachte Biegungen mitrechnet, über 100 Lieues zurückgelegt. Oefter hatten sie sich dem Boden so genähert, daß sie von den Bewohnern Erkundigungen über Ortsangaben einholen konnten, wiewohl der starke Wind meistens die Antworten verwehte, ehe sie zu ihnen gelangen konnten.

Ein Arzt aus Eisenstadt, der vor ungefähr fünf Jahren europamüde seine Gattin verließ, nach Amerika auswanderte und dort sich wieder verehelichte, starb vor etlichen Monden und testirte über sein aus den Minen Californiens stammendes, sehr bedeutendes Vermögen zu Gunsten seiner beiden Wittwen. Zur Ehre der transatlantischen Dame sey es gesagt, daß sie nicht im mindesten gegen den Willen ihres verstorbenen Gatten protestirte, obgleich sie erst auf seinem Todtenbette erfuhr, daß sie eine rechtmäßige Rivalin in Europa habe, und ihrer Leidensschwester gewissenhaft ihren Theil zukommen ließ. Die Europäerin, die gegen das Testament auch keine Einwendung macht und deren Aufenthalt bis nun Steinamanger war, reiste vor etlichen Tagen ab, um die tröstenden Dollars in Empfang zu nehmen.

Aus Güstebiese in Preußen wird folgender gräßliche Vorfall mitgetheilt: Ein junger Mann, der von dem Gerichte für wahnsinnig erklärt worden war, dessen Vormund aber vergebens die Aufnahme in eine Irrenanstalt nachgesucht hatte, entsprang aus dem Armenhause, wo die Ortsbehörde ihn aufbewahrte, und bedrohte alle mit dem Tode, die ihm entgegentraten. Zu dem Wiedereingefangenen begab

Digitized by Google

sich sein achtzig Jahre alter Vater und durchschnitt ihm den Hals mit einem Brodmesser, um, wie er dem Richter sagte, den Leiden des Sohnes ein Ende zu machen und weiteres Unglück zu verhüten. Indessen wird derselbe wahrscheinlich am Leben erhalten werden, da zwar die Luftröhre durchschnitten, aber keine Pulsader verletzt ist.

Alles kehrt in Deutschland auf den vormärzlichen Fuß zurück; selbst der würtemberger Wolf, den wir längst ausgebalgt im Darmstädter Museum glaubten, zeigt sich wieder. Das „Heilbronner Tageblatt“ meldet nämlich: „In den hiesigen Nordheimer Gemeindewaldungen wurde gestern Vor- und Nachmittags von drei Personen ein Wolf gesehen, und auf deren Anzeige sogleich Schützen nebst Mannschaft aufgeboten, der Wald umstellt und durchsucht, aber ohne Erfolg. Spuren fand man in den Wegen, weiteres Streifen konnte aber wegen eindrechender Nacht nicht fortgesetzt werden. Heute Abend wurde der Wolf wieder gesehen. Auf, ihr Feuilletonjäger! Es gilt, ein seltnes Wild zu erjagen!

Neuestes von Schleswig-Holstein.

Die Lage der Herzogthümer ist zwar noch immer eine sehr bedenkliche; aber jedenfalls ist sie gegenwärtig doch besser, als vor zwei Monaten. Es ist kein geringer Vortheil, daß die Mitte des Octobers erreicht worden. Wenn die preußische Politik bisher dafür sorgte, daß es weder 1848 noch 1849 einen Winterfeldzug gegeben hat — die Vortheile des Winters werden diesesmal gegen Dänemark gelten. Schon Ende November treiben die Belte mit Eis, die Verbindung mit den Inseln, mit Kopenhagen, dem einzigen Arsenal der dänischen Armee, wird erschwert, unterbrochen oder ganz aufgehoben, die Treene und die Schley, welche die Flügel des dänischen Heeres decken, werden überdrückt, noch früher legt der Frost die Moräste vor dem Dannewirke, bei Hollingstedt trocken. Das ist die gegenwärtig militärische Lage der Herzogthümer. Nicht minder als diese haben die politischen Aussichten sich aufgehellt. Konnte im Juli, im August eine Intervention des reactivirten Bundestages zu Gunsten Dänemarks befürchtet werden, so ist diese Befürchtung jetzt so gut wie beseitigt; Preußen hat den Frieden geschlossen, damit der Streit durch den Einzelkampf der zunächst Betheiligten geschlichtet werde. Daß Preußen den Kampfplatz unter allen Umständen frei halten wird, daran zweifelt man nicht. England hatte sich eingelassen, damit Rußland nicht allein einschreite; der für den Gesammtstaat russischer Seits designirte Thronfolger verlangt die volle Anerkennung der Rechte der Herzogthümer; die öffentliche Meinung in England und Frankreich neigt sich auf die Seite Schleswig-Holsteins; in Dänemark selbst will die Partei, welche seit dem März 1848 am Ruder ist, welche den Krieg begonnen hat und fortführt, weder Holstein noch den Gesammtstaat, sondern Schleswig und Schleswig allein; sie fürchtet die Intervention Rußlands, weil diese zugleich der Verfassung und ihrer eigenen Herrschaft ein Ende machen würde.

Rendsburg, 8. Oct. Außer den acht österreichischen Offizieren, die schon früher in unseren Diensten standen, sind in diesen Tagen hinzugekommen: Matteka, Drigalski, Roessel und Baron v. Riesenfels, von denen mehrere bereits dem ungarischen und italiänischen Feldzug mitgemacht haben. Die Genannten sind alle lebensfrische, kräftige Naturen, die, da sie Privatvermögen besitzen, nur aus Sympathie für deutsches und unser vaterländisches Recht in unsere Armee getreten sind, nachdem sie ihren Abschied aus österreichischen Diensten erhalten haben.

Aus Schleswig-Holstein kommt der deutschen Presse folgender „Dank vom Heere“ zu: „Zu Krolsen, dem schmucken Städtchen im Waldeckerlande, wo ein biederer deutscher Volksstamm lebt, haben sich die jungen Mädchen aufgemacht, um uns nicht weniger zu helfen, wie ihre Brüder: Sie sticken, stricken und zupfen nicht allein, um Lotterieen für uns zu veranstalten, um Strümpfe in unser Lager und Charpie in unsere Lazarethe zu senden, sondern sie unterstützen auch unsere Cassen mit baarem Gelde: Statt der Milchbrode, die sie sich nämlich früher zum Kaffee schmecken ließen, essen sie jetzt Schwarzbrod und sammeln die so gewonnenen Ersparnisse, die wöchentlich vier Thaler betragen, als Scherflein für die Sache, die wir verfechten. Ist das nicht ergötzlich, rührend und ehrenwerth zugleich? Habt herzlichen Dank, Ihr wackeren arolser Mädchen! Dächten alle Jungfrauen in allen deutschen Städten und Städtchen wie Ihr, die zweimalhunderttausend Thlr., welche unsere Freunde in Hannover dem Lande monatlich versprochen, wären bald verdoppelt. Wer das Kleine nicht ehrt, ist des Groschens nicht werth.“

Berlin, 21. Oct. (Telegr. Depesche der Köl. Z.) Aus Wien wird gemeldet, die Militärbehörde habe den Zeitungs-Redactionen untersagt, über die militärischen Bewegungen zu berichten. Veranlassung sind die Gerüchte von Märschen wegen der deutschen Angelegenheit.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 86. Kaiserslautern, Samstag, 26. Oktober **1850.**

Der Münchener Verein gegen Thierquälerei.

Vor neun Jahren etwa regte Hofrath Dr. Perner zu München den Gedanken an, einen Verein gegen Thierquälerei in das Leben zu rufen, sey nicht nur Pflicht gegen die arme oft so schmählich gemißhandelte Thierwelt, sondern selbst gegen die Menschheit, die nur dann wahrhaft human erzogen werden könne, wenn das Mitleid zu einer Hauptgrundlage der Erziehung gemacht werde. Die eben so wahre als schöne Idee fand bald einen günstigen Boden, der Verein trat ins Leben unter der Vorstandschaft des Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg, und hat, aller vielfachen Hindernisse und Schwierigkeiten ungeachtet, im Laufe von acht Jahren eine ungemeine Ausdehnung gewonnen und in weiten Kreisen eine sehr gesegnete Wirksamkeit geäußert. Er zählt Mitglieder unter allen Ständen und Klassen von Königen und Fürsten bis zum schlichtesten Bürger. Nicht etwa Bayern blos oder Deutschland bildet das Feld seiner wahrhaft humanen Wirksamkeit, er hat sich vielmehr über einen großen Theil Europas und selbst über unsern Erdtheil hinaus verbreitet. Seine Schriften werden in 25,000 ja zum Theil in 100,000 Exemplaren ausgegeben und sind ganz oder theilweise in mehrere fremde Sprachen übersetzt, so in die französische, italiänische, slavische, krainische, illyrische, böhmische, croatische. Besonders hoch ist die Anregung anzuschlagen, welche durch den Münchner Verein in verschiedenen Theilen Europas und selbst in Nordamerika gegeben worden, so daß sich nach und nach eine Menge von Vereinen zum Schutze der Thiere gegen Quälerei gebildet hat, welche sämmtlich auf ihre Umgebung und besonders auf den Sinn der zu erziehenden Jugend zu wirken suchen.

Der Verein geht, wie gesagt, von dem Grundsatze aus, das Menschengeschlecht könne nie wahrhaft veredelt und nie recht glücklich werden, wenn nicht Mitleid zu einer Hauptgrundlage der Erziehung gemacht werde, diese Grundlage festzustellen sey aber unmöglich, wenn nicht der Grausamkeit gegen die Thiere gesteuert werde. Es folgt daraus, daß man die Erwachsenen an der Mißhandlung der Thiere, besonders an der öffentlich ausgeübten Quälerei des Zug- und Schlachtviehes hindern müsse, weil sonst das Beispiel und Vorbild der Erwachsenen alle Versuche der Erziehung mehr oder minder vereitelt. Es wird deßhalb darauf gedrungen, daß die Regierungen die Grundsätze des Vereines als zu den Hauptgrundlagen der Erziehung gehörig betrachten und als solche mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln behandeln. Der Verein hat nun, neben so manchen widerwärtigen Erfahrungen, bis jetzt schon vielfach die Genugthuung gehabt, zu sehen, wie eine namhafte Zahl weltlicher und geistlicher Behörden Verfügungen in seinem Sinne erlassen haben, und wie selbst die Legislation sich dieser Gesittungsfrage lebhaft angenommen. Hat doch General Graf Gramont in der französischen Nationalversammlung einen Gesetzvorschlag eingebracht, der fast wörtlich aus den Schriften des Münchner Vereines genommen ist und Gefängniß und Geldstrafen bestimmt für Verwundungen, starke und widerholte Schläge, Ueberladung, Mißhandlung durch Futtermangel, rohe Versuche, unter der Last niedergefallene Thiere zum Aufstehen zu zwingen, ohne abzuladen oder loszubinden, Gegenwart der Kinder beim Schlachten, Anstrengung über die Kräfte u. s. w. Und der Ausschuß hat sich diesem Vorschlage einstimmig angeschlossen, ja die Nationalversammlung hat bereits die dritte Lesung desselben beschlossen. Der gedruckte Antrag des Ausschusses, wie derselbe durch französische Blätter mitgetheilt wird, enthält folgende beherzigenswerthe Stellen: „England, Bayern, die Schweiz, die meisten deutschen Staaten haben durch Bemühung und Ausdauer Thierschutz-Vereine zu Stande gebracht. Ehre jenen braven und festen Männern, die dem Witz und Spott während ihrer langen und anstrengenden Arbeit zu trotzen wußten, um den armen und hilflosen Thieren zu Hilfe zu kommen, denen die Natur keine Sprache gab, um sich über ihre Henker zu beschweren. — Der Gedanke des Ausschusses war, die Ge-

Digitized by Google

sehe anderer Völker zu prüfen und sie mit Geist und Sitten unsers Landes in Uebereinstimmung zu bringen; frei von jeder falschen National-Eigenliebe sagte der Ausschuß mit einem unserer berühmtesten Rechtsgelehrten, das Wahre und Nützliche gehören zu den Gütern, die der Mensch überall suchen und sich aneignen muß. — Es ist der Nationalversammlung würdig, den der Moral eben so sehr als unsern materiellen Interessen nachtheiligen Mißbräuchen ein Ziel zu setzen. Den Mißhandlungen der Thiere vorbeugen, heißt arbeiten für die moralische Verbesserung der Menschen und für die physische der Thiere; Mitleid und Milde gegen sie führen mehr, als man glaubt, zur Humanität, denn der gegen Thiere harte und grausame Mensch wird es gegen alle seiner Macht oder seinem Schutze anvertrauten Wesen seyn. — Das Gesetz, indem es die Akte der Barbarei seltener macht, wird die Sitten verbessern und allmälig die empörenden Auftritte beseitigen, die den Menschen mit dem Anblicke des Bluts vertraut machen und in das Herz des Kindes die grausamen Gewohnheiten pflanzen, die später auf sein Schicksal Einfluß ausüben. Alles verknüpft sich in unserer biegsamen Natur, der Mensch, der in seiner Kindheit an Mißhandlung der Thiere Vergnügen findet, bereitet sich leicht dazu vor, ein großer Verbrecher zu werden. Die Geschichte aller Zeiten liefert uns hiefür zahlreiche Beweise. — Ein höchst verdienstvoller Mann, Dr. Perner, gründete im Jahr 1841 den größten Verein dieser Art auf dem Continent. Der edle Prinz Eduard von Sachsen-Altenburg übernahm die Vorstandschaft. Dieser Verein, bewunderungswürdig gut geleitet, dient als Vorbild den zahlreichen Associationen dieser Art, die sich im Norden von Europa, und später auch in der Havanna und Philadelphia organisirten."

Der Bote wünscht dem Vereine nicht nur Bestand, sondern auch immer gesegneten Fortgang und Erfolg. Mögen recht viele Mitglieder zu den 5000, die er jetzt schon zählt hinzutreten. Wie leicht der Beitritt ist, geht aus den §. §. 3 und 4 der Statuten hervor, nach welchen sich ein Mitglied nur verpflichtet, einen Beitrag von wenigstens 30 kr. jährlich zu leisten. Vor allem aber ist zu wünschen, daß recht Viele mit ganzer Seele Mitglieder werden und nicht nur selbst den Grundsätzen des Vereines huldigen, sondern diese auch immer mehr bei Jung und Alt zur Anerkennung zu bringen und ins Leben einzuführen suchen.

Der Küster von St. Peter zu Köln.

Eine Erzählung aus der Musterzeitung.

Erstes Capitel.

Der Bürgermeister.

In der uralten Stadt Köln am Rhein lebte vor dreihundert Jahren der Bürgermeister Philipp Maiendorf. Wenn er seine Vorfahren hätte zählen wollen, die sich mit dem Schwert oder im Rath oder in der Kirche ausgezeichnet, er hätte manches ahnenstolze Fürstengeschlecht überbieten können. Wenn er seinen Reichthum hätte schätzen wollen, den ihm das Glück vor die Wiege gestreut, er hätte manchen goldenen Handelsmann seiner Vaterstadt überglänzen können. Aber sein Ehrgeiz war nicht verfälscht mit gemeinem Vorurtheil. In seinem hellen Auge spiegelte sich die Welt, wie sie ist; und wenn er mit unerbittlichem Verstand ihre geheimsten Fäden bloßgelegt hatte, so griff er nicht umsonst in sein Gemüth, sie wieder mit farbigem Leben zu überkleiden. In seiner weiten Brust pflegte er eine edle Gesinnung, welche ihm Pflicht und Recht für sich und Andere mit unbeirrter Treue abwägen ließ. Auch seinen Geist, den die Natur verschwenderisch angelegt, hatte er nach allen Seiten gebildet, so daß ihm die ganze Welt zum Genuß gegeben war. In einer bewegten, gefahrvollen Zeit hatte ihn das Vertrauen seiner Mitbürger auf einen Posten gehoben, den man sonst nur von älteren Männern bekleidet sah, doch ein Charakter, wie er, der Kenntnisse, Festigkeit und Thatkraft in solchem Maaße vereinte, konnte jetzt allein Steuermann seyn. Was fehlte ihm noch, daß er sich selbst glücklich achtete und von Andern als der Glücklichste beneidet würde? Hat nicht jene holdselige Göttin ihr ganzes Füllhorn auf den Liebling ausgeschüttet? Warum sitzt er so blaß und düster am Fenster seines Gartenhauses und starrt glanzlosen Blickes in die Wellen des Rheins hinab? Ach, das Schicksal hat mit der einen Hand Alles gegeben, mit der Andern Alles genommen, hat ihm die Gattin, die kaum das Hochzeitslied abgelegt, in's Leichentuch gewickelt. Nun ist es leer und wüst und öde geworden in ihm und um ihn. Der Palast seiner Freude ist über Nacht zusammengestürzt. Er hat seine Heimat verloren und steht sich in eine fremde Zukunft hinausgestoßen. Jeder Besitz hat nur Werth für ihn gehabt, wenn er ihn mit diesem Weibe theilen, wenn er sie damit verherrlichen konnte. Die Seele, in der jede Schwingung seines Gehirns, jede Regung seines Herzens nachgeklungen und Gestalt gewonnen hatte, ist weggeflogen, um nie wiederzukehren. Was Wunder, daß er Speise

Digitized by Google

und Trank verſchmähend, den ganzen Tag über da ſitzt, den Schmerz in ihm mit ſchwarzen Gedanken füttert, daß er wächſet und wächſet und mit ſcharfen Krallen ſein Mark durchwühlt!

Es iſt Abend geworden. Die Sonne hat ſich den ganzen Mittag hinter grauen Wolken verborgen gehalten; jetzt trat ſie noch einmal im vollen Glanz ihrer Majeſtät hervor, um der Welt den Abſchiedsgruß zu bieten, warf Roſen und Perlen in den Rheinſtrom, der ſie gierig in ſeinen Schooß ſammelte, und beſtrahlte für kurze Augenblicke die herbſtliche Landſchaft. Wir täuſchen uns nicht, wenn wir glauben, daß ſie auch in das Gemüth unſeres Trauernden drang und ihm den Schmerz etwas löſte. Zum erſten Mal erhob er ſich von ſeinem Stuhl. Es kam eine gelinde Wehmuth über ihn, ſeine Augen, die der Gram gedörrt, wurden weit und feucht, das Fieber ſchien aus ſeinem Körper zu entweichen, und er fragte ſich, ob ihn nicht ein wüſter Traum gefeſſelt, ob nicht in einer groben Täuſchung ſeine Sinne befangen ſeyen. Er konnte ſich ſchnell Gewißheit verſchaffen. Im anſtoßenden Zimmer lag Eugenie. Sie hatte ſich während ihrer Krankheit aus der geräuſchvollen Stadt in dieſe lieben Gemächer bringen laſſen. Er brauchte nur einige Schritte zu thun, um ihren Athem, ihre Augen zu fragen. Aber er zögerte, er wollte ſich nicht ſo ſchnell dieſe welchere Stimmung rauben, er konnte ſich nicht ſo plötzlich ermannen, von der Wahrheit den Schleier zu ziehen. Und wie? wenn das Entſetzliche geſchehen, wenn ſie wirklich todt wäre? Dann blieb ihm ja gar nichts übrig; ſo hatte er wenigſtens den Zweifel, einen zweideutigen, aber doch einen Gaſt in der einſamen, gräungſtigten Bruſt. Endlich trieb ihn die Sehnſucht unter die Thüre. Welch' ein Anblick! In weiße Gewänder gehüllt lag das Weib auf den Kiſſen; der linke Arm ſchmiegte ſich an die Seite, der rechte war etwas gegen die Bruſt gewandt; das dunkle Haar, welches in Flechten an den Schläfen herabfloß, umſäumte an der Stirne ein Kranz von weißen Roſen und Granatblüthen, zu denen ſich wenige Veilchen geſellt. Aus Licht und Wärme und Duft war ja ihr ganzes Weſen gemiſcht; das edle Herz, die feurige Empfindung, das ſtille Weben konnte nicht beſſer bezeichnet ſeyn. Ihr Auge war geſchloſſen, und blaß der Mund, aber die Züge waren ruhig, von keinem Kampfe entſtellt. Ueber das Bild goß eben noch die Sonne durch bemalte Scheiben ihr letztes Licht. War es ein Zauber oder Wirklichkeit? War es der Schlaf oder der Tod, der ſo geſchmückt lag? War es zum Feſt oder zum Opfer.

Der Gatte ſtürzte nach dem Bette und küßte knieend die kalten Wangen, er drückte die marmorne Hand, er preßte ſein Geſicht wider den ſtarren Arm, lauſchte an der geſchloſſenen Pforte des Mundes, ob der Athem, der Bote des Lebens nicht hervortrete und rief zu wiederholten Malen den theuern Namen — — aber es verrieth ſich keine Spur von Leben, die täuſchenden Lichter ſchwanden allmälig von der Geſtalt, braune ſittige breiteten ſich durch das Gemach, und der Unglückliche brach an der Leiche zuſammen. —

Zweites Kapitel.

Der Küſter.

Die Küſterwürde von St. Peter war juſt nicht eingerichtet, um fett davon zu werden. Doch nährte ſie einen Mann, nährete auch ein Weib und Kind dazu, wenn man ſich nach der Decke ſtreckte; mehr aber vermochte ſie nicht. Der vorige Küſter, ein Hageſtolz, der es zu einem hohen Alter brachte, hätte bei ſeinem Abſcheiden ein hübſches Vermögen hinterlaſſen können; deß hatten ſich auch ſeine Erben geſchmeichelt, weil ſie nicht bedachten, daß der gute Mann gern in's Gläschen ſah, und daß der Wirth zu den „Zwo Ameiſen“ im Tannengäſchen ſchon ſeit Jahren ihre Stelle vertreten hatte. In den „Zwo Ameiſen“ ſchlürfte der Greis, dem ſein ernſtes Amt, das er übrigens mit aller Treue beſorgte, kaum ein Drittheil ſeines Frohſinns verzehrte, jedweden Abend ſein gutes Glas Rheinwein, und ergötzte ſich an ſchnackiſchem Geſpräch und luſtigen Geſängen. Man hat noch ein Lied, das er ſelbſt gedichtet und gewöhnlich beim Nachhauſegehen vor ſich hingeſummt haben ſoll, folgenderweiſe:

Der Küſter iſt ein heilig Mann,
Wie man nicht anders ſagen kann.

Sein' Werkſtatt iſt das Gotteshaus,
Dort geht er täglich ein und aus.

Ihm iſt der Täufling, iſt die Braut,
Ihm ſind die Todten anvertraut.

So kommt's, daß ſolch ein heilig Mann
Nur von dem Beſten trinken kann.

Ganz anders Küſter Simon, ſein Nachfolger, mit dem wir es zu thun haben. Der Kummer hatte ihm längſt alle Freude aus der Bruſt getzgt. Ein Glas Wein hätte er oft gerne getrunken, um ſich für Augenblicke zu zerſtreuen, aber er konnte es nicht erſchwingen. — Es war ein Mann von mittlerer Größe und breitſchulterig; ſeine Züge mochten früher angenehm geweſen ſeyn, jetzt waren ſie ſtark gefurcht, und hatten einen herben Ausdruck angenommen. Er machte im Gehen kurze, und haſtige Schritte, und

Digitized by Google

hatte immer den Blick vor sich hin zur Erde gesenkt. Denn es drückte eine schwere Faust auf ihn. Er sprach wenig, und ließ Niemand in sein Inneres blicken.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Als Seine Majestät der junge Kaiser Franz Joseph von Oesterreich unlängst einige Tage in Bregenz am Bodensee verweilte, wurde das Städtchen illuminirt. Ein Tyroler Blatt beschreibt nun diese Festlichkeit und führt dabei folgenden von dem Klempner Weiß, einem bekannten Volksdichter herrührenden Spruch mit der Bemerkung an, daß derselbe das besondere Wohlgefallen Sr. Majestät gewonnen habe:

Mi Hus hot blos a Schindeldach,
Im Sack do stand i granzig schwach.
Doch hüt vergiß i gar Alls schier
Du lieba Kaiser blos weg dir!

Mi Herz des klopft, noh nie a so
Bi allem Rinnthe*) bin i froh.
I ho jo hüt mein Kaiser g'seah',
Des hät i um viel Geld it gea.

Schon, Franz Joseph, zu Dinar Ehr
Gib i de letzte Baze her.
Trink hüt uf Di Wol Rebesaft,
Der Himmel geb Dir Licht und Kraft!

Zu Reutte hatte der Kronenwirth „Deutsch", bei dem der Kaiser abstieg, die folgenden Verse über seiner Thüre stehen:

Ihr Gäste! rückt die Hüte,
Seht Hans Paul Deutsch'ens Haus,
Hier stieg ein Fürst voll Güte,
Der Kaiser Joseph aus;
Der Zweite dieses Namens
Und aller Deutschen Lust;
Von daher, glaubt man, kam es,
Daß Er die Liegerstatt
Bei Deutsch genommen hat...

Herunter bis vom Throne
Kam er zum Kronenwirth,
Der Kaiser ziert die Krone,
Die sonst den Kaiser ziert.
Und merkt, er kam gefahren,
Von hier aus ritt er fort,
Weil seit mehr hundert Jahren
Schon „Reut'in" hieß der Ort. —

*) Nichtshaben.

In einigen Pariser Theatern, erzählt das Magazin für die Literatur des Auslandes, ist man auf den Einfall gekommen, den in den Zwischenacten fallenden Vorhang zu Ankündigungen und Geschäftsempfehlungen zu benutzen. „Ronciorama" nennt sich dieser neue Industriezweig und zwar wird auf den Vorhängen des Théâtre des Variétés und des Ambigu Comique versichert, daß dieselben Ankündigungen auch auf den Theatergardinen von London und New-York zu lesen seyen. Diese natürlich von Zeit zu Zeit wechselnden Annoncen sind zum Theil auch von malerischen Emblemen umgeben. Ein Chinese z. B., trefflich gezeichnet, bietet Thee an, ein hübsches Blumenmädchen Parfümerien und Bänder und eine Mohrin mit Elfenbeinzähnen empfiehlt einen Zahnarzt. Straßen und Hausnummern sind so deutlich bezeichnet, daß, wer den Vorhang in zwei oder drei Zwischenacten vor Augen gehabt, beides so leicht nicht vergißt. Sogar Empfehlungen von Trauermagazinen und geschmackvollen Grabmonumenten fand ich auf einem dieser Theatervorhänge. Die Extreme berühren sich nirgends so wie in der französischen Hauptstadt.

In Rudnij in Serbien lebt ein alter Mann Namens Mathias Jestics, welcher bereits das 125. Jahr seines Lebensalters erreicht; er hatte noch unter dem berühmten Laudon gedient, ist noch immer frisch und munter, und erzählt öfter mit Hochgenuß von seinem Feldherrn. Er hat zwei Söhne, von denen der eine 70, der andere 75 Jahre alt ist. Sein weiß's Kopfhaar spielt ins Grüne und er hat noch neun gute Zähne im Munde.

Vom 1. Januar bis zum letzten Juni 1850 gingen auf dem Mississippi 67 Dampfschiffe verloren; der Verlust an Menschen betrug 550 Personen. — Ende Juli fuhr ein mit Vieh belasteter Zug auf der New-York- und Erie-Eisenbahn über die eiserne Brücke bei Lackawaxen. Sie brach und der Zug stürzte hinab. Die Brücke war 60 Fuß lang, die Schlucht 25 Fuß tief. Fünf Karren wurden zertrümmert und etwa 700 Stück Vieh kamen um. Der Passagierzug war eine Viertelstunde früher glücklich hinübergekommen. Noch ein ähnlicher Fall. Ende Juli todte in Maryland ein fürchterlicher Sturm; er hatte die Brücke an der Baltimore und Susquehanna so beschädigt, daß der Zug nicht hinüberfahren mochte. Allein der Ingenieur Duncan hielt die Brücke noch für haltbar und löste die Locomotive ab. Aber kaum war er halb hinüber, als die Brücke abbrach und die Locomotive in den Fluß stürzte. Man hat von dem Waghals nichts mehr gesehen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 87. Kaiserslautern, Donnerstag, 31. Oktober **1850.**

Dr Küster von St. Peter zu Köln.

Eine Erzählung aus der Musterzeitung.

(Fortsetzung.)

An den Schroffen schloß sich kein Freund an. Die Sorge, wie er seine Familie ehrlich durchbringe, folterte ihn Tag und Nacht. Seine Verwandten lebten nicht in der Stadt, und konnten auch nichts für ihn thun, schon weil er zu stolz war, ihnen seine Noth zu klagen. Seine Frau war fleißig und häuslich, und schaffte durch unabläßige Arbeit manchen Groschen in's Haus; sie hatte ihm auch ein kleines Vermögen zugebracht, aber durch Krankheit, Theuerung, Krieg und Ungemach aller Art war nicht nur der mäßige Besitz aufgegangen, der arme Küster war noch genöthigt, beträchtliche Schulden zu häufen, die ihn fortwährend angrinsten, die ihm den Bissen im Munde verglitten, und den Schlummer vom Lager scheuchten. Der Gedanke an Selbstmord war ihm nicht fremd geblieben, aber er war zu vernünftig und rechtschaffen, um ihm Gehör zu schenken. Lag ihm auch nichts an einem Leben, das ihn nur peinigte, um so mehr als zu einem erträglicheren Loos keine Aussicht vorhanden war; so wußte er doch, daß den Seinen nichts damit geholfen wäre, wenn ihm der Rhein die Sinne verschwemmte, daß sie dann erst recht elend seyn würden, und zu Allem hin auch noch die Ehre verloren wäre, die er bis jetzt so mühsam gerettet hatte.

Ja die Ehre war der Stein, an dem er strauchelte. Er konnte es seinem Stolze nicht abtrotzen, zu betteln. Unter seinen Vorgesetzten hätte sich wohl der Eine oder Andere finden lassen, der dem Manne aus Mitleid, ja aus Achtung unter die Arme gegriffen hätte. Vor Allen der Bürgermeister, dessen Haus eine gepriesene Zuflucht der Hülfsbedürftigen war, hätte ihm gewiß die Hand nicht verschlossen. Aber er gewann es nicht über sich. Diese Art von Ehrgeiz war ein wesentlicher Bestandtheil seines Charakters, und durch die vielen Angriffe und Versuchungen, denen er ausgesetzt war, hatte er sich zur Krankheit entzündet. Ein einziges Mal, als die bitterste Noth ihm den Sporn ansetzte, war er in die Pforte eines reichen Prälaten getreten, der ihm besonders gewogen war; aber seine Knieen wurden steif an der Treppe, und trugen ihn nicht hinauf, sie versagten dem widerstrebenden Willen den Dienst. Und was sollte er jetzt anfangen? So hoch, wie in diesem Zeitpunkt, wo wir ihn kennen lernen, war nie zuvor seine Noth gestiegen gewesen. Diesen Riesen konnte er nicht zu Boden ringen. Sein Amt, seine bürgerliche Existenz, seine Freiheit, Alles stand auf dem Spiele. Ein harter Gläubiger, der die Macht in Händen hatte ihn zu verderben, verfolgte ihn mit schonungsloser Grausamkeit. Um ihn zu beschwichtigen, hatte der Schuldner von einem Juden auf sein letztes Kleinod, auf eine Uhr, die er vom Vater geerbt, und als theures Vermächtniß bisher zu veräußern sich gescheut hatte, eine kleine Summe geborgt, und diese dem Dränger angeboten, um wenigstens seinen guten Willen zu beweisen. Aber mit Flüchen stieß ihn der Wucherer vor die Thüre. Wenn er am dritten Tage nicht die ganze Summe herbeischaffen würde, sollte er ausgepfändet werden. Wie packte ihn die Verzweiflung mit ehernen Krallen! Wie durchwühlte er sein Gehirn nach einem rettenden Gedanken! An den Stufen des Altars warf er sich nieder, und flehte zu Gott und seinen Heiligen, ihm aus dieser Bedrängniß den Weg zu zeigen. Aber der Himmel blieb stumm auf seine Fragen, hörte nicht sein wildes Gebet, und in seinem Kopfe wirbelte es wie Wahnsinn. Er hatte keinen Menschen, auf den er sich hätte stützen können, der ihm hätte Trost leihen, und Hoffnung in der Brust erwecken können. Seinem Weibe, das überdies den Wochen nahe war, wollte er den schwarzen Abgrund nicht zeigen, der sie angähnte. So irrte er abseits den Menschen, von schlangenhaarigen Unholden gehetzt, durch Wald und Feld, bis ihn die einbrechende Nacht in seine Wohnung zurücktrieb, wo der Schlaf den Todmüden in seine bleiernen Arme nahm.

Digitized by Google

Drittes Capitel.

Das Leichenbegräbniß.

Eugeniens Leiche wurde in der folgenden Frühe nach Maiendorf's Stadtwohnung gebracht. Man ließ ihr den Kranz, den sie schon Tags zuvor um die Schläfe trug, verzierte ihren Hals mit einem Goldkettchen, an dem ein Miniaturbild ihres Gatten hing und ihre Finger mit kostbaren Ringen. Die Schmucksachen, welche sie im Leben verschönt, sollten ihr im Sarge nicht genommen seyn. Es waren ja lauter Gedächtnisse blühender Jugendzeit, die nicht von ihr getrennt werden konnten, weil sie in Liebe damit verwachsen war. In die gefalteten Hände gab man ihr ein Kreuz, das ihr der Erzbischof, ihr Verwandter, am Trauungstage geschenkt hatte. So wurde sie in einen Sarg mit gläsernem Deckel gelegt und bis zur Stunde der Beisetzung in der Hausflur, der Sitte gemäß, ausgestellt. Maiendorf war nicht zu bewegen gewesen, die Leiche öffnen und balsamiren zu lassen. Er blieb sich wohl selbst von seinem Widerstreben die Rechenschaft schuldig. Der Körper sollte nicht angetastet werden. Man sollte ihn in diesem Sarg in die Gruft bringen, und, wenn sich Spuren der Verwesung zeigten, ihm einen bleiernen Sarg zum zweiten Gefäß geben.

Die Menge drängte sich in dichtem Knäuel um das Todtenbild. Die Einen führte müßige Schaulust herbei, oder hofften sie von dem Eindruck den Genuß einer Erschütterung; die Andern hatten Gutes empfangen von der Lebenden und weihten jetzt der Verblichenen die vielleicht früher versäumte Thräne des Dankes; noch Andere gedachten bei dem Schmerzensbild ihrer eigenen Todten; Alle aber wurden veredelt durch die Rührung, welche auch das rohere Gemüth, bei dem traurigen Anblick beschleichen mußte. Selbst Aberglauben, der durch Berührung des Sargs sich einen leiblichen oder geistigen Vortheil zu gewinnen meinte, verzieh man hier gerne, da er für die heilsame Wirkung die heilige Kraft voraussetzte.

In Maiendorf's Gemächern hatten sich der Erzbischof und die angesehensten Männer der Stadt eingefunden, um den tiefbekümmerten Wittwer ihrer Theilnahme zu versichern und ihm das Oel des Trostes in die Brust zu träufeln. Er zeigte heute mit zusammengenommener Kraft ein männliches Gleichgewicht und hörte gelassen die gutgemeinten Trostgründe an, obwohl er sich sagen mußte, daß die bittere Wunde, wenn sie nicht tödtlich für ihn sey, nur durch die allesversöhnende Zeit verharschen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Brandstifterin von Villingen.

(Mannh. Unterh.)

Es ist ein höchst betrübendes Zeichen unserer Zeit, so vielen jugendlichen Verbrechern zu begegnen, welche eine eben so überraschende Verstocktheit, als auch auffallende Herzenshärtigkeit an den Tag legen und ein schwarzes Schattenlicht auf unsere sittlichen Zustände werfen. Was aber von solchen jugendlichen Verbrechern bisher in die Oeffentlichkeit gelangte, wird übertroffen durch die neulich dem strafenden Arm der Gerechtigkeit überlieferte Anna Müller von Villingen, welche im Alter von 18 bis 19 Jahren schon 6 Brandstiftungen verübt und dabei einen Schaden von nahezu 60,000 fl. nebst der Beunruhigung der Einwohnerschaft und der Verdächtigung unschuldiger Personen auf dem Gewissen hat.

Am 25. Juli 1848 brannte das Gasthaus zum Falken nieder; die genannte Anna Müller war Dienstmagd im Falkenwirthshause und ist dieser Brandstiftung bei ihrem Dienstherrn geständig. Derselbe hatte kaum ein anderes Haus in Miethe genommen, als am 7. August 1848, somit noch nicht volle 14 Tage nach ihrem ersten Verbrechen, die Anna Müller zum zweitenmale Feuer anlegte und die Veranlassung war, daß außer ihres Dienstherrn Wohngebäude noch sieben massiv von Stein erbaute Häuser innerhalb 8 Stunden niederbrannten. Weiteres Unglück wurde nur durch die rasche Hülfe der Nachbargemeinden verhindert. —

Am 30. August 1848, also drei Wochen nach ihrer zweiten Brandstiftung legte sie wieder Feuer in ihres Dienstherrn neugemiethete Wohnung an. Sie hatte also binnen vier Wochen dreimal bei einem und demselben Herrn das ruchloseste Verbrechen begangen und scheint bald von demselben entlassen worden zu seyn, denn wir finden sie binnen Jahresfrist in Diensten eines Schreinermeisters, dem sie am 12. August 1849 Feuer einlegte, das aber glücklicher Weise bald entdeckt und gelöscht werden konnte. Das war ihr viertes Verbrechen.

Am 20. Juli 1850 trat sie bei einem andern Schreiner in Diensten und schon zwei Tage nachher ging in dessen Hause ein von ihr angezündetes Feuer aus, das aber in einer Viertelstunde gedämpft werden konnte. Es war dies die fünfte Brandstiftung, welche der jungen Verbrecherin nicht viel Kummer gebracht haben muß, denn drei Tage nachher, am 25. Juli 1850, am zweiten Jahrestage ihres ersten Verbrechens, legte sie wieder bei ihrem Dienstherrn Feuer an; und dies zum sechsten Male.

Aber diesmal war es anders; der Lehrling ihres

Digitized by Google

Herrn hatte sie vom Speicher kommen sehen, und etwas zu thun gehabt, woselbst er den brennenden Heustock gewahr und damit die glückliche Veranlassung wurde, rasch des Feuers sich zu bemeistern. Die Anna Müller wurde alsbald verhaftet, und gestand in Folge der tüchtig und umsichtig durch den großh. Amtsassessor Schilling geführten Untersuchung alle sechs Brandstiftungen, welche sie mittelst Zündhölzer, die sie stets bei sich trug, ausführte.

Forschen wir nach den Beweggründen dieser im kaum zurückgelegten Jugendalter schon vollendeten Verbrecherin, so finden wir den Hang zur Rache für ihr vermeintlich zugefügte Unbilden in erster Reihe. Und woher anders konnte dieser Hang entstehen, als aus der in unseren Tagen fast allgemein üblichen, höchst mangelhaften Erziehung des weiblichen Geschlechts? Aus der ihm von kurzsichtigen Müttern eingeprägten Lust nach Genuß, aus der Ueberschätzung des eigenen Werthes, aus Abneigung gegen Arbeitsamkeit und Vorliebe zu Tändeleien.

So waren bei der oben geschilderten Verbrecherin überall offene Thore, durch welche die Versuchung freien Zutritt finden und ihr Opfer mit allen Krallen fassen konnte. Sie erwartet jetzt die Strafe ihrer Uebelthaten. Uns aber liegt ob, allen Ernstes auf die Ursachen hinzuweisen, welche aus dem jungen Mädchen eine abgefeimte Verbrecherin machen konnten. Diese Ursachen liegen in tausend und abertausend jungen Seelen geweckt und an uns ist es, sie durch gesundere Lebensanschauung vor schlimmen Folgen zu bewahren. Die Empfindlichkeit, die wir aus mißverstandener Neigung zu den Kindern groß ziehen, das Tändeln, das wir statt einer wirklichen, practischen, häuslichen Thätigkeit in Aufnahme bringen, die Lust und der Reiz nach Neuem und Abwechselndem, welche der so nöthigen Ausdauer Thüre und Thor verrammelt; müssen diese Neigungen, welche wir an unserer Jugend ungerügt lassen, ja oftmals sogar noch begünstigen, nicht höchst widerwärtige Erlebnisse im Gefolge haben, wenn der Ernst des Lebens mit solchen seichten einseitigen Lebensansichten in Widerspruch tritt, und wenn dabei ein junges Herz zum Falle kommt, auf wem lastet das centnerschwere Gewicht der Verantwortlichkeit?

* * *

Soweit berichtet das „Heidelberger Journal.“ Es scheint uns jedoch, daß der Verfasser dieses Aufsatzes einen sehr wesentlichen Punkt bei der Beurtheilung der jugendlichen Verbrecherin aus dem Auge gelassen hat: Wir meinen den **medicinischen**. Die Criminalstatistik kennt aber hundert ähnliche Fälle, wo die Wissenschaft psychologisch nachgewiesen hat, daß dem Verbrechen der Brandstiftung **körperliche Krankheit** zu Grunde lag und junge Mädchen in dem Alter der Anna Müller dem Reiz zur Brandstiftung für die Dauer nicht zu widerstehen vermochten. Irren wir nicht, so ist es besonders der berühmte **Hitzig**, der hierüber in seinen Annalen sehr merkwürdige Aufschlüsse gibt und sich keineswegs mit der moralischen Critik des Verbrechens begnügt. Es wäre wohl der Mühe werth, auch bei der Brandstifterin von Villingen zu untersuchen, ob solche ganz abnorme Verbrechen einer jugendlichen Seele lediglich Folge einer schlechten Erziehung und als Resultat der abgefeimtesten Rache zu betrachten sind, oder ob ihnen nicht vielmehr, wie wir zur Ehre der menschlichen Natur glauben wollen, Krankheit der Seele und ein gestörter Nervenorganismus zu Grunde liegen.

Miscellen.

Augsburg. Vor dem kgl. Kreis- und Stadtgerichte wurde am 19. dahier ein sehr interessanter Hexenprozeß verhandelt. Auf der Anklagebank sitzen Maria Nagler von Birkenhausen, 47 Jahr alt, Wittwe und Mutter von sechs Kindern, und Victoria Schmidt von Wallerstein, ledige Taglöhnerstochter, 44 Jahre alt, und Mutter von vier noch lebenden Kindern; beide sind beschuldigt des ausgezeichneten Betrugs durch Mißbrauch des Aberglaubens und der Religion. Aus dem Verhör der Angeklagten und der vorgeladenen Zeugen erfährt man, daß die Nagler unter dem Vorgeben, ihr Sohn sey ihr erschienen und es müsse eine Monarchenseele durch Messenlesen erlöst werden, von einer Verwandten Namens Hillmaier, die einiges Vermögen hatte, 885 fl. in verschiedenen Raten erpreßte. Damit die Parität nicht verletzt werde, schwatzte sie einer Milchfrau, Namens Wenk vor, es sey eine Seele zu erlöien, wenn das geschehen sey, werde sie in einer schönen Kutsche nach Augsburg geführt und dann werde sie der Fürst Windischgrätz heirathen. Auf Aeußerungen des Bedenkens von Seite der Wenk, daß sie nicht zu einer Durchlaucht tauge, sagte die Nagler, durch die Erlösung werde sie in einen solchen Zustand der Gnade versetzt, daß Windischgrätz Wohlgefallen an ihr finden werde. Die Wenk gab 15 fl. her. Eine Weibsperson Namens Steinbeder gab 50 fl., die sie selbst entlehnen mußte; denn die Nagler hatte ihr gesagt, in einer Höhle zu Birkhausen hätten sich mehrere Monarchen mit ihren Schätzen geflüchtet und seyen dort gestorben; diese Seelen seyen zu erlösen. Die Victoria Schmidt war beauftragt, die Messen lesen zu lassen und nach Altötting zu wallfahren, wohin auch der Fürst Windisch-

Digitized by Google

grüß wallfahre. Die Schmidt machte zu diesem Behuf Reisen nach München. Die Schmidt, die als eine durchtriebene Person geschildert wird, die von 6 Vätern 6 Kinder hatte, hat von der Nagler 140 fl. erhalten, wovon sie nichts für sich verwendet haben will. Der Guardian des Capucinerklosters in Wemding, dem die Steinheber ein Bedenken über die Monarchenseele mittheilte, sagte sogleich, die ganze Sache sey Betrug und machte bei der Obrigkeit die Anzeige. Derselbe erklärte in der öffentlichen Sitzung, daß er es im Interesse der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Nächstenliebe für Pflicht hielt, augenblicklich Anzeige zu machen, besonders auch, weil man bei ähnlichen Vorkommnissen geneigt sey, wenigstens indirect, die Schuld solchen verbrecherischen Treibens und Aberglaubens der Geistlichkeit in die Schuhe zu schieben. Das Urtheil sprach die Angeklagten des beschuldeten Verbrechens schuldig und lautete für die Nagler auf 4 und für die Schmidt auf 3 Jahre Arbeitshaus.

Die Nummer 200 der würtembergischen „Deutschen Chronik“ enthält das nachstehende Gedicht, Des Reichsbannerträgers Trinkspruch:

Gegrüßt, Du hoher Held, gegrüßt.
Du König im Schwabenland!
Dein herrlich Wort am Bodmansee
Bis an den baltischen Strand
Rächallt's im deutschen Land.

„Mein Kaiser ruft, ich folge treu.
Wohin's auch immer sey!“
Das war ein lang' verschollenes Wort
Echt deutscher Fürstentreu',
Und alles Volk stimmt bei.

„Mein Kaiser ruft, ich folge treu!“
Gleich kräftigem Feuerwein
Dringt das dem schnaubenden, treuen Volk
In Herz und Nieren ein
Und schüttert durch Mark und Bein.

Und der es sprach, das Wort der Treu',
Der gibt ihm doppelten Werth;
Des Reiches Bannerträger führt
Ein scharfes Heldenschwert,
In heißer Schlacht bewährt.

Und trägt in seiner Brust ein Herz,
Im Schwabenland das heißt,
Das nie vom Wort, das nie vom Volk
Und Vaterlande läßt;
Goldrein und eisenfest.

Auf, edler Kaiser, auf! beseht!
Daß bald sein gutes Schwert
Des Reiches Bannerträger schwingt
Und rein die deutsche Erd'
Von allem Unkraut kehrt!

Ein Engländer, E. K. Campbell, hat ein Gedicht „A voice for Holstein“ geschrieben, das in der That geeignet ist, uns die Schaamröthe in die Wangen zu treiben. Wir lassen die drei letzten Strophen folgen:

Wie! rührt ihr Schmerz
Kein Bruderherz?
Hallt fruchtlos hin auf deutscher Erde?
Auf dalt ihr Land
Sammt Volk und Strand
Ein Raub des Dänenkönigs werde?

Schaam über Euch
Im deutschen Reich!
Schaam und Verachtung ohne Ende!
Den Brüdern droht
Knechtschaft und Tod.
Und Ihr — reibt schlafeig Euch die Hände!

Erwacht! Erwacht!
Zum Sieg, zur Schlacht
Für Deutschlands Freiheit, Recht und Ehre!
Den Brüdern droht
Knechtschaft und Tod.
Auf! Auf! mein deutsches Volk, zur Wehre!

Neuestes von Schleswig-Holstein.

Kiel, 26. Oct. Der preußische Generalmajor Hahn ist hier angekommen. Der Zweck seiner Sendung ist noch unbekannt.

Schleswig-Holstein, 24. Oct. Wir haben eine Mittheilung aus Schleswig bisher nicht veröffentlicht, weil sie in den bekannt gewordenen Thatsachen über die Bestürmung Friedrichstadts keinen Anhaltspunkt fand. Nachdem wir aber aus den sichersten Quellen die Nachricht erhalten haben, daß in die Stadt Husum 700 verwundete Dänen der Zeit eingebracht worden sind, daß an einem Tage 7 dänische Offiziere in Schleswig beerdigt wurden, und wir durch Nachrichten aus Kopenhagen wissen, daß General v. Krogh ein trauriges Gemälde über die Friedrichstädter Affaire entworfen hat, nehmen wir keinen Anstand, Folgendes mitzutheilen. Mögen die dänischen Blätter, falls ein Irrthum zum Grund liegt, solchen aufdecken, indem sie dann direct oder indirect werden zugeben müssen, daß abermals die schleswig-holsteinischen Waffen, wie bei Idstedt und Missunde, so auch bei Friedrichstadt, ihnen größere Verluste bei ihren Siegen beigebracht, als die Schleswig-Holsteiner in ihren Nichterfolgen erlitten haben. Was aber dann die Folge seyn wird, wenn das Glück sich einmal uns wieder zuwendet, läßt sich in der That nicht ermessen. Daß ein dänischer Offizier wahnsinnig geworden, soll gewiß seyn. Die Ursache sey, wie es dort allgemein hieß, daß er in dem Glauben, die Schleswig-Holsteiner hätten eine Schanze eingenommen, die unter denselben angelegten Minen angezündet habe, in Folge dessen die dänische Besatzung, 700 Mann stark, in die Luft gesprengt worden sey.

Kassel, 28 Oct. Das „Frankfurter Journal“ bringt die folgende telegraphische Depesche von hier: „Sämmtliche hiesige Regimenter haben verwichene Nacht Ordre erhalten, in die Provinz Hanau aufzubrechen und sind bereits zum größten Theil abmarschirt. Nur das Schützenbataillon bleibt einstweilen zur Bewachung des Zeughauses und des Kastells, hat jedoch Anweisung, sich beim Einrücken fremder Truppen als abgelöst zu betrachten. — Oetker wurde heute Vormittag seiner Haft entlassen.“

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 88. Kaiserslautern, Samstag, 2. November **1850.**

Der Bavaria Enthüllungsfest.

Gedicht von König Ludwig.

Glühend schien die Sonne, noch glühender schlugen die Herzen
Bei dem glänzenden Fest, welches die Liebe beseelt'.
Gegenwart war die Vergangenheit wieder, ich schien auf das Neue
Der Beherrscher des mich freudig umgebenden Volks.
Doch es war nur ein Traum, ein Traum den ich Wachender hatte.
Aber es ist kein Traum, daß ich geliebt von dem Volk.
Schön geschmückt zog Wagen an Wagen in heiterer langer
Reihe. Was sinnig erdacht, was ausgeführt von der Kunst
Von der vollendeten. Durch der Gewerbe Erzeugniß gedrungen
War die Kunst, wie das Blut, welches den Körper durchfließt.
Jede Innung zeigte was sie zu bewirken vermögend;
Hoh er Schönheitssinn wurde in Allem gesehn.
Prächtig folgte der Wagen der Künstler, würdig derselben;
Die erhabensten sie seit der Kunst Wiedergeburt.
Keiner Anreden auswendig gelernte schwülstige Phrasen
Gab es zu hören; der Blick sprach was nicht sagte der Mund,
Drückte der Anerkennung, der Anhänglichkeit tiefe,
Inn'ge Gefühle mir aus. Wie ich sie früher gekannt
Meine alten Münchner, sie waren, wie sie gewesen
Eh' sie der Taumel gefaßt, welcher ergriffen die Welt.
Als der Zug vorüber, da wurde es lautlos und plötzlich
Stand der Koloß enthüllt, stand die Bavaria da.
Golden schimmerte sie in den Strahlen der Sonne und leuchten
Wird durch mein Leben die Glut, die in den Herzen ich fand.
Herrlich! herrlich! ja herrlich in jeder Beziehung war dieses
Fest, wie durch das Gefühl, welches dasselbe erzeugt,
Durch den Gedanken der Darstellung und durch die Kunstvolle
selber.
Sie war ein solches und nie gibt noch ein solches es mehr.
„Zu dem Vater kamen die Kinder", in dankbarer Liebe,
Sie fühlten was ihnen er war, welchen sein Volk hat geliebt.

Ludwig.

Dr Küster von St. Peter zu Köln.

Eine Erzählung aus der Musterzeitung.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile hatte sich auf dem freien Platze vor des Bürgermeisters Haus der Leichenpomp geordnet, bei dem sich fast die ganze Stadt, Mann und Weib, Jung und Alt, so wie die Mönche und Nonnen verschiedener Orten betheiligten. Als der Erzbischof aus dem Trauerhause trat, begannen die Glocken ihr feierliches Spiel, und der Zug setzte sich in Bewegung.

An der Spitze schritt Küster Simon im schwarzen Mantel, mit einem weißen florumwundenen Stab in der Hand. Er hatte den Hut tiefer als sonst in die Stirne gedrückt. Die düstere Maske des heutigen Geschäfts war ihm willkommen. In seinem Innern war eine große Veränderung vorgegangen. Die Krämpfe der Noth hatten sein Herz entsittlicht. Eine Aussaat böser Gedanken war hineingeworfen, hatte in dem umgewühlten Boden eine fruchtbare Stätte gefunden und wollte schon ihre Halme hinauftreiben.

Hinter dem Küster wurde ein Kreuz getragen zwischen zwei Priestern, welche Weihwasser sprengten. Dann schwangen sechs Meßknaben die Rauchfässer. Ihnen folgten fünfzig Franziskaner in grauwollenen Kutten mit spitzen Kapuzen, den Strick um die Lenden, an dem die knotige Geißel herabbing. Nach ihnen kam eine gleich große Anzahl Mönche, von welchen die vorderen blaue Mäntel und blutrothe Fähnlein, die hinteren brennende Wachsfackeln trugen und mit weißen Gewändern verhüllt waren, so daß nur für die Augen eine Oeffnung blieb. Nach einem Zwischenraum bewegte sich langsam der Wagen mit dem Sarkophag von vier schwarzverhängten Pferden gezogen. Zu beiden Seiten gingen je sechs verschleierte Jungfrauen aus angesehenen Häusern der Stadt. Dem Wagen schlossen sich die Ursulinerinnen an in schwarzem Kleid, mit ledernem Gürtel, woran der Geißelstrik befestigt war, und diesen die Cistercienserinnen in weißer Kleidung mit schwarzen Sch-

Digitized by Google

pulieren. Zwischen ihnen und einer Anzahl Dominikanermönche, welche schwarze Mäntel über die weißen Kutten geworfen, schritt der Erzbischof mit den übrigen Würdenträgern der Kirche. Dann folgte Maiendorf selbst mit seinen Verwandten, mit den Rathsherren und vielen Bürgern der Stadt, hinter welchen sich noch ein unabsehbarer Zug gemischten Volks erstreckte. Bei der Kirche des heiligen Petrus angekommen, in welcher die Maiendorf'schen ihre Begräbniß Capelle hatten, wurde der Sarkophag vor dem Hauptaltar aufgestellt zwischen zwei Reihen von Candelabern, hinter welchen die Mönche und Nonnen sich ordneten. Die Wogen des Orgelschalls wälzten sich durch die dichtgefüllten Räume und hoben das erschütterte Herz über die Vergänglichkeit des Irdischen.

Nachdem der Erzbischof das Todtenamt gehalten, weihte er den Sarg, und während dieser in die Kapelle gebracht wurde, stimmten die Mönche und Nonnen folgenden Gesang an:

Chor der Mönche.

Wer von der Erde losgebunden
Die Heimat bei dem Herrn gefunden.
Der wandelt mit der Engel Schaar,
Befreit von Schuld und von Gefahr.

Chor der Nonnen.

Den Leib umschließt die enge Kammer,
Dort ruht er von des Lebens Jammer:
Der Geist hoch über Staub und Gruft
Nährt selig sich von Himmelsluft.

Alle.

Wir Arme mühen uns hienieden
Vergebens um den Seelenfrieden;
Wir schmachten nach dem höchsten Loos
Zu ruhen in Maria's Schoos.

Als die letzte Strophe verhallt war, entleerte sich allmälig der Tempel. Die Todte war mit glänzenden Ehren zur Ruhe gebracht, und die Lebenden kehrten zurück an ihr Tagewerk, das ihnen die gewaltigen Eindrücke früher oder später verwischte.

Der Letzte, der die Kirche verließ, war Küster Simon. Sein Auge blickte wild und verschoß unheimliche Blitze, sein Gang war unstät, sein Griff unsicher, sein ganzer Bau in fieberischer Bewegung. Ein Blick auf die Juwelen des Leichnams hatten einen verbrecherischen Entschluß in ihm gereift. Er brauchte blos ein par Ringe von den kalten Fingern zu nehmen, und ihm war geholfen, geholfen für immer; die Plackerei hörte auf, und die Sonne der Freude durchwärmte wieder das entlastete Gemüth. Wozu der Schmuck für die Todten, wenn die Lebenden verhungern? ist die Rettung seiner Familie, ist seine Ehre nicht höher anzuschlagen als Scrupel dieses Diebstahls? Diebstahl? Haben denn die Todten Eigenthum? Und wer wird die Goldreife vermissen? Die ausgebrochenen Diamanten sehen gerade aus wie andere. Der Jude wird an die Hand geben. Gott wird's verzeihen. Gott wird's nicht verzeihen! Simon! Simon! Du sollst nicht stehlen! Pfui, Schwächling, es ist nicht gestohlen! Es ist wie ein herrenloser Schatz, der dem glücklichen Finder gehört. Aber warum kostet es dich diese Ueberwindung? Warum bebt dein Gewissen schon vor dem Gedanken der That? Warum schlottern deine Kniee so? Schwachheit, nichts als Schwachheit! wer immer den gemeinen Pfad ging, den bringt auch das kleine Ungewöhnliche aus der Fassung. — So mit sich kämpfend näherte er sich seiner Wohnung. Die Vorstellung seiner verzweifelten Lage, des Verlusts seiner Ehre, die sich ihm jetzt mit neuer Gewalt aufdrängten, tödteten seine Zweifel, und als ihm vollends an der Thüre das jüngste Kind mit dem Freudenruf entgegensprang: „Vater, so lang du fort warst, hat uns der Storch ein Schwesterchen gebracht", da hatte der Teufel gewonnen.

Viertes Capitel.

Die Schuld.

In den Häusern der Stadt Köln waren die Lichter schon ausgelöscht. Hin und wieder mochte von dem Fenster eines Kranken oder eines Zerrissenen, wie Maiendorf, sich ein Schimmer herüberstehlen. Die Gassen und Plätzen lagen verödet, und wenn noch ein vereinzelter Spätling um die Ecke huschte, so hörte man seinen Fußtritt nicht, denn es war unerwartet schnell ein Schnee gefallen, der das Pflaster und die Dächer wie mit Flaum überbreitete. Man vernahm nichts als das Krächzen der Wetterfahnen, die der Nordwest schüttelte, das Brausen des angeschwollenen Stroms und mitunter das Horn eines Wächters. Es mußte nicht weit von Mitternacht seyn. Da zuckte gegen die Peterskirche eine vermummte Gestalt. Unser Küster. Er geht an dem Hauptportal vorbei nach einem Seitenpförtchen, öffnet das Schloß und verschwindet hinter der angelehnten Thüre. Die erhabene Stille des Raumes wird von dem einförmigen Pulsschlag des Pendels mehr erhöht als unterbrochen. Der Küster zieht eine Laterne unter dem Mantel hervor, die ihm den Weg nach der Kapelle weist. Wohin das Licht streifen mag, zeigt es ein heiliges Bildniß, einen geweihten Gegenstand, der von der Sünde hätte abmahnen sollen. Aber das blinde Auge der Leidenschaft nimmt keinen Strahl auf.

Digitized by Google

Wie er die Stufen nach der Capelle hinabsteigt, klappert das Uhrwerk, er drückt sich erschreckt an die Wand, und jeder der zwölf Schläge donnert ihm wie Richterspruch in die Seele. Beim zwölften glaubte er den Bösen mit grinsender Spottlarve an sich vorbeihinken zu sehen.

Er hat sich wieder zusammengerafft, die selten geöffnete Thüre schrillt um die Angeln und der Verbrecher steht an seinem Ziele. Einige Särge, ein Stuhl, ein Betpult, mehrere Bilder und vermoderte Kränze an der Wand erfüllen die düstere Behausung. Er leuchtete über Eugeniens Sarg. Die Gefräßigkeit des Todes hatte sich noch nicht an ihre Schönheit gewagt. Immer noch die ruhige Blässe, die gesammelten Züge. Ja, es schien, als bewege sich eine Verwandlung durch das Gesicht, als gestalte sich eine bittende Gebärde um die Lippen. — Wie lockend funkelten die Steine! Wie reizend blinkte das Gold! Der Küster setzte schnell die Laterne auf den Stuhl und durchfeilt mit zitternder Hast die Drähte, welche den Deckel des Sarges befestigen. Sein Blut pocht ungestüm an die Wände seines Körpers. Er ist ganz betäubt. Er hört es nicht, wie der umgestoßene Deckel schmetternd am Boden zerbricht. Er reißt die verflochtenen Hände des Leichnams auseinander — ein Luftzug streicht durch die Gruft — er fühlt seine Finger gefaßt von der Rechten, die er bestehlen will. Ein kurzer Schrei entfährt seinem starrenden Mund, Todesschweiß dringt ihm aus der Stirne, frostig durchrieselt's sein Gebein. Er macht sich los, läßt Mantel, Laterne, Alles zurück und flieht über Hals und Kopf in die Kirche; dort strauchelte er über den erhöhten Stein eines Grabmals und schlägt sich den Kopf an den Boden. Der Schmerz gibt ihm Kräfte und Besinnung. Er springt auf und rennt angstgejagt durch die schneeigen Gassen nach dem Hause des Bürgermeisters. Das Thor ist verschlossen, aber an einem Fenster noch Licht. Er zerrt ungestüm an der Glocke, sein Athem keucht, seine Kniee sind vorgestreckt, seine Augen nach hinten gewandt, ob ihm das Entsetzen nicht folge.

(Schluß folgt.)

Demoiselle Rachel und ihre arme Tante.

Die „Karlsruher Zeitung“ berichtet aus Untergrombach (bei Bruchsal), unterm 29. October Folgendes: Gestern wurde unser Ort von der berühmten Künstlerin Demoiselle Rachel aus Paris besucht. Die Veranlassung hierzu war folgende: Eine alte Judenfrau suchte vor ohngefähr 8 Jahren, weil ihr verstorbener Ehemann von Untergrombach gewesen seyn sollte, ihr Heimatsrecht hier auf und wurde, als gänzlich mittellos, von der israelitischen Gemeinde dahier unterstützt. Diese arme Frau stellte sich nun Sonntag, den 27. d. M., Morgens, der Demoiselle Rachel in Mannheim als Tante (Schwester des Vaters Felix) vor, und wurde von derselben mit ausnehmender Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit empfangen. Sie schämte sich der armen Verwandten nicht, und da sie gerade nach Karlsruhe zu reisen im Begriff war, mußte die alte Frau mit ihr in der ersten Wagenklasse bis hierher fahren. Wie zum Unterpfand ihrer Liebe übergab sie derselben eine sehr werthvolle, von ihr immer getragene goldene Uhr, auf deren Rückseite alle Stücke, in welchen die Künstlerin sich auszeichnet, in emaillirter Arbeit genannt sind; mit dieser Gabe aber auch das Versprechen, bei ihrer Rückreise von Karlsruhe sie in ihrer Hütte aufzusuchen. Sie hielt Wort. Gestern früh, als es kaum Tag geworden, war die gefeierte Bühnenkönigin bereits in Begleitung ihres Bruders, ihrer Schwester und Schwägerin mit dem ersten Bahnzuge von Karlsruhe hier angelangt und hatte die arme alte Frau in der kleinen ärmlichen Wohnung mit ihrem Besuche überglücklich gemacht. Die kurze Zeit des Aufenthalts wurde segenspendend verwendet. Die alte Tante erhielt sogleich von der durch ihre Kunst groß und reich gewordenen Nichte ein Jahresgehalt von 400 fl. ausgesetzt, deren eine Hälfte sie dem dortigen Vorsteher der Israeliten, Herr Jacob Bär, sogleich behändigte. Außerdem übergab sie der Tante selbst, nebst andern Geschenken, noch 100 fl. zum Ankauf von bequemern Möbeln. Der Synagoge spendete sie 150 fl. und den Orisarmen, ohne Unterschied der Confession, eine namhafte Summe. Was sie an Kostbarkeiten bei sich hatte, wurde zu Geschenken und Andenken verwendet. Nachdem sie über eine Stunde bei ihrer Tante sich aufgehalten und dort einige Erfrischungen angenommen, verweilte sie im Hause des oben genannten Vorstehers, bis sie Mittags 10½ Uhr mit dem zweiten Bahnzuge weiter nach Mannheim reiste.

Miscellen.

Eine Menge Anekdoten existiren über den Kurfürsten von Hessen. Er ist im höchsten Grade despotisch. In seiner Residenz weiß Jedermann, daß seine Kinder, obschon er sie sehr lieb hat, doch jeden Tag ihre Promenade nur streng nach einer ihnen vorgeschriebenen Marschroute zu machen haben. Im Theater pflegt er ganz laut und aller Welt hörbar seine Bemerkungen zu machen. Kommt eine Künstlerin mit elegantem Anzuge auf die Bühne, so ruft er laut: „Ah,

Digitized by Google

heute mal gute Toilette gemacht!“ Verspricht sich ein Schauspieler, so corrigirt er ihn öffentlich. Macht einer einen Fehler in der Aussprache, so spottet er ihm nach. Einmal hörte er auf der Parade, daß die Vorstellung der „Anna von Oesterreich“ abgeändert sey, weil ein Schauspieler krank geworden. Gleich ließ er den Theaterarzt holen und sagte, nachdem er von diesem auf seine Frage, was dem Kranken fehle, gehört hatte, daß er an fortwährendem Erbrechen leide: „Larifari, Muß spielen! Stopfen! Stopfen!“ Als die Besitzerin eines ersten Hotels in Kassel nach dem Tode ihres Mannes den Oberkellner heirathen wollte und um die Genehmigung des Kurfürsten einkam, verweigerte dieser sie mit den Worten: „Nichts da, Nichts bewilligt! Hat der schönsten Wagen in Kassel, diese Person, und putzt sich zu sehr.“ Beamte, deren Frauen neue seidene Kleider tragen, scheuen sich, in Begleitung derselben unter den Fenstern des Schlosses vorüberzugehen, weil es mehrfach vorgekommen, daß der gnädige Landesvater, wenn er dies gesehen, Abzüge am Gehalt hat machen lassen, weil er meinte, dem Luxus seiner Unterthanen steuern zu müssen.

Kürzlich verheirathete sich in Mannheim eine in Diensten eines dortigen Bankiers gestandene Dienstmagd, welche ihrer langen und untadelhaften Dienstzeit halber bei der letzten Preisvertheilung an würdige Dienstboten ebenfalls bedacht worden war. Die Frau des Bankiers sah sich dieser Verheirathung wegen zur Wahl eines anderen Dienstboten genöthigt und hielt dem neu eingetretenen Mädchen bei der Aufnahme nachstehende Ermahnungsrede: „Sei hübsch ordlich un fang mer kän Laferei an, dann des leid ich nit; wann de hübsch ordlich bischt, do boschst alle verzehn Dag Dein Ausgang, und kanscht johrelang bei mer bleibe, un am End' ach, wie die Anner ein Preis kriche.“ — „„Ich hab schun ähn, Madam,““ entgegnete die Küchennovize, „„er werd nächstens Korperal.““

London, den 23 Oct. Sir J. Roß hatte auf seine Nordpolfahrt aus der schottischen Hafenstadt Ayr fünf Brief- oder Posttauben mitgenommen, von denen er einige loslassen wollte, wenn er entweder eine Spur von Sir John Franklin entdeckt habe, oder eingefroren sey. Von diesen Tauben sind nun zwei rasch hintereinander in Ayr angekommen, leider aber ohne einen Brief oder sonst ein Zeichen mitzubringen; der eine Vogel ist sehr verstümmelt, und die Note die er trug, scheint ihm weggeschossen zu seyn. Merkwürdig ist der Instinkt und die Flugkraft dieser Thiere, welche, obgleich sie nur durch das Gesicht, nicht durch den Geruch geleitet sind, den wohl 2000 engl. Meilen weiten Weg nach ihrer Heimat richtig zurückgelegt.

Vor einigen Tagen wurde an der Schönbrunner Straße vor Wien ein Bursche verhaftet, als er eben das Gepäcke von dem rückwärtigen Theile eines Wagens stehlen wollte. Er gestand seine That sogleich, behauptete aber, stehlen sey ein Erwerb wie ein anderer und ernähre auch tausende von Menschen ganz ordentlich.

Wie man hört, hat Fürst Metternich in einer „Selbstschau“ eine Zusammenstellung der wichtigsten Ereignisse seines Lebens verfaßt. Das Werkchen, welches gewiß von geschichtlichem Interesse ist, soll aber erst nach Ableben des Fürsten in Druck gegeben werden.

Neuestes von Schleswig-Holstein.

Rendsburg, 28 Okt. Die dänischen Kriegsfahrzeuge in der Eider haben ihre Station verlassen und sind nordwärts in See gegangen. Die Dänen fürchten den Winter.

Hamburg, 29. Wir hören von achtbarer Seite die Versicherung, daß Preußen jetzt so wenig als früher daran denkt, die Sache der Herzogthümer rücksichtslos Preis zu geben oder gar mit eigener Waffengewalt zu erdrücken, sondern sich bemüht, die in den allgemeinen europäischen Verhältnissen begründeten „politischen Nothwendigkeiten“ dem schleswig-holsteinischen zähen und muthvollen Rechtsbewußtseyn gegenüber zur Geltung zu bringen. Daß diese Sprache sich ändern werde, falls die freundlichen und milden Vorstellungen nichts fruchten, ist von der preußischen weltverwendischen Politik freilich zu erwarten.

Berlin, 28. Oct. Die Sendung des Generals Hahn nach Kiel scheint überhaupt ein zu erwartendes Anbringen der Mächte durch Waffenstillstands-Vorschläge coupiren zu sollen. Nach dem, was hier über die Stimmung in den Herzogthümern und ihre Aussichten für den Winter bekannt ist, läßt sich nicht erwarten, daß diese Vorschläge in Kiel angenommen werden. Preußen aber wird ohne Zweifel stets an der Idee des einfachen Friedens festhalten, und daß durch denselben die Sache zum Austrag zwischen Dänemark und den Herzogthümern allein verwiesen ist. Von Interesse ist es zu sehen, wie Dänemark in diesem Sommer so begierig nach Krieg, jetzt, Angesichts des Winters, durchaus dem Kriege ein Ende gemacht wissen will; natürlich, ohne irgend welche Schritte zur Versöhnung zu thun. Wenn Dänemark auch im Felde bisher sehr glücklich gewesen ist, so hat es doch einen Angriff der Eider-Linie bisher als unmöglich betrachtet, und scheint überzeugt zu seyn, daß der Winter es zwingen wird, das ganze Herzogthum Schleswig zu verlassen. Die Herzogthümer dürften, wie Rußland beim Herannahen des Winters dem Kaiser Napoleon anwortete, jetzt zu Dänemark sagen: daß nach ihrer Ansicht jetzt erst der Krieg als beginnend zu betrachten.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 89. Kaiserslautern, Donnerstag, 7. November **1850.**

An meine Mitschwestern.

Einen panischen Schrecken hat mir neulich das Ergebniß der Volkszählung in der Pfalz verursacht. Ich habe zu subirahiren angefangen und richtig herausgebracht, daß es gegenwärtig in unserem Ländchen 17,123 Civilistinnen mehr gibt, als Civilisten. Ich habe weiter gerechnet und gefunden, daß selbst dann, wenn man die fünfzehnthalbtausend Soldaten mit in Anschlag bringt, immer noch nahe an 3000 Individuen meines Geschlechts mehr übrig bleiben. Liebige Mitschwestern! Das sind verzweifelte Aussichten. Ich wundere mich nun freilich gar nicht mehr, daß die Männer so sehr gegen die Emanzipation und politisch-sociale Gleichberechtigung der Frauen sind, sie fürchten total überstimmt zu werden und unter unser Regiment zu kommen, das heißt noch mehr als sie es großentheils jetzt schon sind.

Was nun anfangen? Ich hatte im Sinne die Gründung eines weiblichen Auswanderungsvereins im Großen vorzuschlagen, da über dem Meere und besonders in Kalifornien die Aussichten für uns weit glänzender seyn sollen, als in dem abgelebten, immer unmännlicher werdenden Europa. Nur Eins hat mich seither zurückgehalten, die Bemerkung mehrerer gescheidten Leute, daß in Kalifornien auch nicht alles Gold sey, was glänze, und daß die Zeitungen erschrecklich schön über jenes Land lügen und aufschneiden. Nun erhalte ich gar aus einer der größten Städte des östlichen Nordamerikas einen Brief von einer Freundin, in deren Wahrheitsliebe ich durchaus keinen Zweifel setze, und der Brief lautet auch nicht sonderlich. Die Schreiberin ist eine sehr geschickte und fleißige Näherin, die unter den schönsten Vorspiegelungen und mit den rosenfarbensten oder grünsten Hoffnungen Anfangs des Sommers ausgewandert ist. Sie hat Arbeit gefunden, viel Arbeit, aber wenn sie vom Morgen bis tief in die Nacht fortnadelt, verdient sie in einer Woche doch nur zwei Dollars, also fünf Gulden, braucht aber bei der alleräußersten Sparsamkeit über die Hälfte davon, da Alles sehr theuer ist, und zudem sind die Lebensmittel noch sehr schlecht und die ganze Art der Kocherei flicht von unserer pfälzischen wesentlich ab. Fleischbrühsuppe ist kaum zu genießen, da alles Fleisch einen so strengen Geschmack hat und schlecht ist, und — denkt euch! — die Milch zu dem theuren Kaffee, ist eine Brühe, die zum größten Theil aus Stärk-Wasser besteht. Kurz, meine arme fleißige und brave Freundin findet, daß es da drüben keine Pfalz gibt, und daß gar keine Geigen am Himmel hängen, geschweige, daß er voll lauter Baßgeigen hinge. So etwas wirkt, wie niederschlagendes Pulver.

Mitschwestern, was ist anzufangen? Ich wäre der Meinung, wir sollten doch einmal einen Congreß oder ein Parlament veranstalten, um uns zu berathen, wie wir künftig den Sack anhängen sollen. Es könnte das auch ein Friedenscongreß werden, indem wir den Mächten vorstellten, daß die Männer noch rarer würden, wenn sie sich unnöthiger Weise in einen Krieg wegen des Bundestages einließen, und daß dann unser Bundestag ganz in die Brüche fallen könnte. Ueberlegt Alles wohl und suchet schlüssig zu werden.

Eine ledige Pfälzerin.

Der Küster von St. Peter zu Köln.

Eine Erzählung aus der Musterzeitung.

(Schluß.)

Maiendorf hatte keinen Schlaf finden können, er war wieder vom Bette aufgestanden, hatte Eugeniens Bild vor sich gestellt und verkehrte so in Gedanken mit der Abwesenden. Das Lärmen der Glocke schüttelte ihn aus seinen Träumen. Er reißt das Fenster auf: „Wer ist da?“

„Um aller Heiligen willen laßt mich ein!“

„Wer seyd Ihr denn?“

„Der Küster von St. Peter. Zögert nicht, laßt mich ein, Alles hängt am Augenblick!“

Maiendorf befahl dem Bedienten, der herbeigesprungen war, den Mann heraufzuführen. Seltsame Gedanken durchkreuzten sein Gehirn.

Digitized by Google

Der Küster stürzt herein, umfaßt seine Knie und stammelt:

„Verzeiht mir, Herr Bürgermeister, vergebt mir meine Missethat! Die Noth hat mich dazu getrieben, die gräßlichste Noth!

Ich kann nicht aufstehen, bis Ihr mir verziehen habt. Weh mir. Seht Ihr's nicht dort? Dort das Gespenst! Hu, wie faßt's mich an!“

Nach diesen Worten lag Simon bewußtlos am Boden. Man hob ihn auf, setzte ihn in einen Stuhl, und als er durch geistige Tropfen wieder zu sich gebracht war, erzählte er mit vielen Unterbrechungen von Angst, Scham, Reue, was ihm begegnet war.

Maiendorf hatte den Zusammenhang schon geahnt, ehe die Erzählung vollendet war. Die räthselhafte Krankheit seiner Gattin ließ ihn vermuthen, daß ihr Tod vielleicht ein Schein gewesen. Er warf eilig einen Mantel um und schlug in Begleitung zweier seiner Leute, die eine Sänfte trugen, den Weg nach St. Peter ein. Der Küster war durch nichts zu bewegen gewesen, in die Kirche zurückzugehen. Der Bürgermeister hatte ihm nach seiner Menschlichkeit und in der Freude seines Herzens die Gattin gerettet zu sehen, versprochen die That geheim zu halten und ihn mit einem reichen Geschenk, das ihm über die Noth des Augenblicks hinüberhelfen konnte, nach Hause entlassen.

Maiendorf eilte so schnell voraus, daß ihm seine Leute kaum folgen konnten, denen überdies von der Furcht die Schritte gehemmt wurden. Wenn sich nicht Jeder vor dem Andern und Beide vor ihrem Herrn geschämt hätten, wären sie lieber auf halbem Wege wieder umgekehrt. Alle Drei betraten mit Schaudern durch das Pförtchen, das der Küster offen gelassen, das Gotteshaus. Aber als sie des Altars ansichtig wurden, schrie der Eine der Bedienten! Jesus Maria! und lief davon, der Andere klammert sich unter Bekreuzungen flehend an seinen Herrn, dem selbst der Muth entweichen wollte.

Nachdem der Küster entflohen war, hatte sich allmälig der Starrkampf, der Eugeniens Leben zusammengeschnürt hatte, Schlinge um Schlinge gelöst. Die frische kalte Luft, die Berührung, das Geräusch mochten das ihrige dazu beigetragen haben. Ihr Herz pochte, sie athmete, sie konnte die Hände, die Füße, endlich den ganzen Leib bewegen. Der Anblick, welcher sich ihrem aufgeschlagenen Auge bot, machte keinen Eindruck auf ihren umhüllten Geist. Endlich trieb sie ein quälender Durst vom Sarge zu steigen, sie ergriff die Laterne und wankte ohne bestimmte Vorstellungen in die Kirche hinaus. Nur vom Instinkte schien sie geleitet. Sie empfand nichts als Durst und wollte und dachte nichts als trinken. Das mächtige Bedürfniß zog sie zu dem Altarsgeräth, das der Küster am Mittag in seiner Zerrüttung aufzuräumen vergessen hatte, und sie trank in gierigen Zügen die Neige Wein, welche im Nachtmahlskelch stehen geblieben war.

Jetzt kauerte sie von Frost und Schwäche zusammengedrückt an den Stufen des Altars; das Haar war ihr losgegangen, der Kranz vom Haupte gesunken.

Aus Maiendorf's Brust verjagte schnell die Freude den Schrecken. Aber er preßte den Jubel seiner Gefühle vorsichtig zurück. Ohne Geräusch nahte er sich dem Weibe, hüllte sie in ein warmes Tuch und trug sie in die Sänfte. Der entflohene Diener war inzwischen zurückgekommen, und die theure Beute wurde aus dem Rachen des Todes in's sonnige Leben zurückgetragen.

Fünftes Capitel.

Die Sühnung.

Man kann sich leicht vorstellen, daß am Morgen nach dieser ereignißreichen Nacht, weil doch die Bewegung den Nachbarn nicht ganz verborgen bleiben konnte, mancherlei Gerüchte in der guten Stadt Köln umherirrten. Diese wurden theils umgestoßen, theils aufgeklärt durch die Nachricht, welche der Bürgermeister ohne Verzug von dem Vorfall ergehen ließ. In derselben Kirche, welche Tags zuvor der Leichenchor durchschauert hatte, wurde nun Gott für das freudige Wunder gepriesen.

Eugenie verdankte der umsichtigen Pflege in kurzer Zeit ihre völlige Wiederherstellung. Sie war zum zweiten Mal in's Leben geboren, daß sie nun mit doppelter Lust für sich und Andere zu schmücken suchte.

Aber der Küster? Man hatte ihm in keiner Weise geschadet. Er galt in der öffentlichen Meinung blos als das glückliche Werkzeug der Rettung. Man hatte verbreitet, es habe ihn ein Versäumniß noch in später Nacht in die Capelle geführt, er habe dort bemerkt, daß sich die Leiche bewege, und sey voll Entsetzen in das Haus des Bürgermeisters geflohen. Der Unglückliche büßte hart genug für sein Verbrechen. Die Schrecken jener Nacht hatten ihn auf's Krankenlager geworfen, dem er Monate lang verfallen blieb. Bis an die Schwelle des Todes geführt, hatte er seinem Priester, der ihm die letzte Oelung gab, Alles gebeichtet, was sein Gewissen beschwerte. Von Stunde an wurde es besser mit ihm.

Der Bürgermeister und seine Gattin, in gerechter Schonung die Verirrung des Mannes mit seinen Verhältnissen und seinem sonst tadellosen Charakter

Digitized by Google

entschuldigend, ließen ihm alle mögliche Unterstützung angedeihen; Eugenie bob sogar sein Kind aus der Taufe; und als ihm die Gesundheit wieder geschenkt war, übergab ihm Malendorf, weil sein früherer Dienst ihm zur Unmöglichkeit geworden war, eines seiner Güter zur Verwaltung.

So gelangten beide Familien zu ungehoffter Blüthe und segneten in Ehefurcht die wunderbare Leitung ihrer Geschicke.

Miscellen.

Ueber den in einer früheren Nummer unseres Blattes enthaltenen Artikel, den zu Werden in einer Straf-Anstalt detinirten Jacob Nahl aus Solingen betreffend, gibt der Direktor jener Anstalt folgende Berichtigung: Nicht allein ꝛc. Nahl sondern auch sein Mitschuldiger, Hubert Schlosser, (nicht Schlösser) aus Düsseldorf, befinden sich zu lebenswieriger Zwangsarbeit hier detinirt, indem nicht der ꝛc. Schlosser während der Untersuchung in Düsseldorf starb, sondern dessen gleichfalls compromittirte Ehefrau sich daselbst in ihrem Gefängnisse entleibte. Was nun den ꝛc. Nahl anbelangt, so ist derselbe in Folge eines Schlaganfalles, der ihn — jedoch nicht erst vor einigen Wochen, sondern bereits am 3. Juni 1849 — während des Vormittags-Gottesdienstes in der Kirche traf, nicht blos stumm, sondern sogar taubstumm und an der rechten Seite des Körpers gelähmt worden; die Lähmung ist zwar wieder beseitigt, Sprache und Gehör jedoch bis jetzt nicht wiedergekehrt. Nach Aussage einiger Mitgefangenen soll der Nahl, bevor er an jenem Tage in die Kirche geführt wurde, im Geheimen — da bekanntlich nicht gesprochen werden darf — geäußert haben: „wenn er an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen schuldig sey, so möge Gott geben, daß er taub und stumm werde." So verhält sich die Sache, und finde ich mich um deßwillen zu dieser Berichtigung veranlaßt, weil ich vor Kurzem den Vorfall in einer Gesellschaft erzählte, nicht ahnend, daß er Gegenstand eines Zeitungsartikels werden sollte, und wohl nicht ganz richtig verstanden worden bin. Werden, 23. Oct. 1850. Schelowsky, Hauptmann a. D. und Direktor der Straf-Anstalt.

Ein junger Mann, einziger Sohn angesehener Eltern aus Remscheid, der seit einem Monate als Freiwilliger beim 16. Infanterieregimente zu Düsseldorf eingetreten war, hatte am 30. October seine Cameraden zu sich eingeladen, um mit ihnen den Abend fröhlich zu verbringen. Die muntere Gesellschaft vergnügte sich bis gegen Mitternacht und als, so wird erzählt, es Zeit zum Aufbruche ist, steht der junge Mann auf und sagt ganz ruhig: „Bringt mich hinaus, denn ich habe mich in diesem letzten Glase Wein durch ein hineingeschüttetes Pulver vergiftet." Die bestürzte Gesellschaft führt ihn natürlich zu Bette, doch vergeht die Nacht ruhig, und man faßt schon Hoffnung in dem Gedanken, er habe sie alle nur erschrecken wollen. Erst spät am Morgen stellten sich furchtbare Krämpfe ein, und die herbeigerufenen Aerzte fanden ihn schon als Leiche. Am 2. Nov. soll die Obduction vorgenommen werden. Eine Ursache, die den Unglücklichen zu diesem verzweifelten Schritte getrieben hat, weiß Niemand zu erfinnen.

In der französischen Revolution in den Neunziger Jahren, waren die Franzosen geradewegs toll. Sie schafften Alles ab, was aus früherer Zeit da war, und machten alle Stände gleich. Damals kam ein Reisender an ein Thor von Paris. Der Thorschreiber fragte: Wie heißet Ihr? Und macht ein lustig Gesicht dazu.

Graf von Saint-Cyr (was im Deutschen heißt vom heiligen Cyriacus) sagt der Reisende.

Was Graf? rief der Thorschreiber; es gibt keine Grafen mehr!

Nun denn, sagt der Reisende, so nennt mich: von Saint-Cyr!

Es gibt keine: Von, keinen Adel mehr, rief abermals der Thorschreiber.

So nennt mich meinetwegen: Saint-Cyr! sagte ärgerlich der Fremde.

Das wäre mir saubre! spricht der Thorschreiber. Wißt Ihr nicht, daß es keine Heilige mehr gibt? (Saint heißt zu deutsch: heilig.)

So nennt mich Cyr! (Cyr wird im französischen gesprochen wie Sire, und Sire wird der König angeredet.)

Das wär' mir noch schöner! ruft der Thorschreiber aus. Es gibt auch, seit der König enthauptet worden ist, keine Sire mehr!

So mußte denn der arme Graf ohne Namen einziehen, und konnte Gott danken, daß ihn der lustige Thorschreiber nicht angab, sonst hätte er noch den Kopf verlieren können.

Neuestes von Schleswig-Holstein.

Hamburg, 3. Nov. Eine wichtige Nachricht wird uns aus Kiel gemeldet. Dort traf gestern Nach-

Digitized by Google

mittags ein österreichischer Offizier mit Depeschen für die Statthalterschaft ein. Was sie enthalten, darüber dürfte kaum eine Täuschung möglich seyn. Das „Inhibitorium“ gegen die weitere Kriegsführung wird nunmehr in Ausführung gebracht. Es ist jedoch von der Statthalterschaft eine entsprechende Antwort zu erwarten. Staatsrathssitzungen fanden bald nach Angabe oben erwähnter Depeschen statt. Sie dauerten lange. Ueber das Resultat ist natürlich noch nichts bekannt. — Der Adjutant des Generals v. Hahn war von Berlin mit neuen Instructionen für diesen aus dem Ministerium der Auswärtigen nach Kiel zurückgekehrt. — In Altona werden vier Depot-Compagnieen, aus jungen Mannschaften bestehend, als Einquartierung erwartet; sie ist bereits amtlich angemeldet worden. — Wir vernehmen, daß zwischen Rendsburg und Altona mehrere Pulvermagazine angelegt werden sollen, für deren Ueberwachungen bereits die erforderlichen militärischen Maßregeln getroffen sind. Ein ehemals österreichischer Offizier v. Boltog, ist in die schleswig-holsteinische Armee eingetreten. Zugleich theilen wir Ihnen aus zuverlässiger Quelle mit, daß seit Kurzem ein sehr bedeutendes militärisches Talent (Nichtdeutscher) dem Generalstab attachirt wurde, ohne indeß Uniform zu tragen oder irgend welche äußerlich hervorragende Stellung einzunehmen. Dieß hat seine guten Gründe, denen wir die nöthige Discretion schulden.

Kiel, 3. Nov. Ein k. k. österr. Offizier ist mit einer Bundestagsdepesche eingetroffen, betreffend die sofortige Einstellung der Feindseligkeiten. Im Unterlassungsfalle wird mit Execution durch Bundestruppen gedroht.

Neueste Nachrichten.

Bingen, 3. Nov. Gestern marschirten 800 Mann Preußen vom 25. Regiment vorbei nach Kreuznach, woselbst ein Armeecorps zusammengezogen wird. General v. Strotha, gestern bereits in Bingen, hat den Oberbefehl. Es sind noch viele Truppen angekündigt.

Dresden, 3. Nov. Durch Kriegsministerialordre von gestern erhielten sämmtliche Beurlaubten der Armee, einschließlich der Kriegsreservisten, mit einziger Ausnahme der gesetzlich anerkannten Ernährer hilfsbedürftiger Familien, ingleichen alle zum Forst-, Flurschutz- und zur Polizeiunterstützung befehligten Mannschaften Befehl, sofort bei ihren Partelen in den Standquartieren einzutreffen. Durch Verordnung von demselben Tage ist der sofortige Ankauf von ungefähr 2700 Pferden für die Armee befohlen worden.

Berlin, 3. Nov., Abends. Oesterreich zog, zufolge gestern hier eingetroffenen Nachrichten, aus den Ergebnissen der Warschauer Conferenzen bereits praktische Folgerungen, durch welche, in Verbindung mit den neuesten Ereignissen in Kurhessen, hier in Berlin eine neue Wendung der Dinge entstanden ist.

Berlin, 4. Nov. Graf v. Brandenburg erklärt, daß Herr v. Manteuffel interimistisch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und das Präsidium übernehme. — Graf Bernstorff, k. preuß. Gesandter in Wien, wird hier erwartet.

Berlin, 4. Nov. Nach der „Deutschen Reform“ hat auch Herr v. Ladenberg seine Demission gegeben; dieselbe ist jedoch nicht angenommen worden. Das kgl. Staatsministerium hat die Einberufung der Kammern für den 21. dieses Monats beschlossen. — Der kgl. Legationssekretär Herr v. Rosenberg ist mit Depeschen, welche sich auf Ausführung der freien Conferenzen beziehen, nach Wien gereist.

Wien, 1. Nov. Nach der „L. Z.“ werden im hiesigen Cabinet demnächst Beschlüsse in Betreff Badens gefaßt werden. Dem Ministerrath unterliegt ein Ultimatum, welches in Betreff der Räumung des Großherzogthums an Preußen gestellt werden soll, zugleich mit der Aufforderung, Rastatt als Bundesfestung gemeinschaftlich zu besetzen.

Himmels-Enthüllungen im November.

Die Sonne geht erst am 7 Uhr rosenroth auf und schon um 4 Uhr blutroth unter. Allerhöchstihre Nacht-Majestät, der Mond, geruhen darüber bedenklich zu werden, und octroyiren deßhalb am 4. Abends eine neue Sternen-Verfassung. Im ersten Viertel (am 12.) seines Schein-Konstitutionalismus lächelt er noch, wird aber immer mehr von schwarzen Wolken bedeckt und ist am 19. in der Mitte einer vollständigen Hof-Camarilla. Nun läßt er revidiren und am 26. das letzte Viertel streichen. — Die Witterung ist vom 1. bis 7. schauderhaft, vom 7. bis 13. eklig, vom 13. bis 19. reactionär, vom 19. bis 26. allergnädigst, vom 26. bis 30. aber so furchtbar seyn, daß man keinen Junker hinausjagen möchte.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 90. Kaiserslautern, Samstag, 9. November **1850.**

Schandeins Auswannerer.

Ich habe dieser Tage Schandeins Gedicht in westricher Mundart „die Auswanderer" gelesen, das hat mich so angeheimelt, daß ich nicht umhin kann, ein paar Worte darüber zu schreiben, denen der Bote vielleicht ein Plätzchen in seinem Plauderstübchen einräumt.

Man hat in neueren Zeiten den verschiedenen Mundarten der deutschen Volksstämme eine ernstlichere und liebevollere Aufmerksamkeit zugewendet, und das mit vollem Rechte, da hierdurch nicht nur der große Reichthum der deutschen Sprache immer klarer hervortritt, sondern auch die geistigen und gemüthlichen Eigenthümlichkeiten des Volkes, seine Denk- und Anschauungsweise besser beurtheilt werden können. Zudem hat es selbst für den Gebildeten einen eigenen Reiz, dem Volk, das um ihn lebt, spricht und handelt, auch einmal in seiner ganzen derben und naiven Art in der Literatur zu begegnen, weil er in derselben gewöhnlich den schlichten Landmann oder Arbeiter so hochdeutsch reden hört, wie den Professor. Wie viele Tausende haben sich nicht blos an den sinniggemüthlichen alemannischen Gedichten Hebels, sondern auch an den derb-komischen Frankfurtiaden wie Borgercapitän, Hampelmann und Gräff, an Lennigs Gedichten im Donnersberger und Mainzer Dialekte, an den pfälzischen von Kobell und Nadler ergötzt! Sollte die besondere Mundart des Westrichs nicht ein gleiches Recht haben, wie so viele andere? Daß sie zu komischen, wie zu idyllisch-gemüthlichen Darstellungen sich sehr wohl eignet, das hat uns eben der Verfasser der „Auswanderer" schon in früherer, besonders aber in jüngerer Zeit deutlich bewiesen. Die Leser des Boten daran zu erinnern ist nicht nöthig, und doch möchte ich ihnen ein Pröbchen geben, das wohl nicht allen bekannt geworden, aber so lieblich ist, daß es ihnen bekannt zu werden verdient. Ich entnehme es den Münchner Leuchtkugeln, wo es in № 109 zu finden ist unter der Ueberschrift

Begegniß.

1. Do gang ich an das Brinnelei'
Mit unsere' Budell,
Guck wie verdieft in's Wasser nei' —
Un kann net vun der Stell:

2. Dann ausem Wasser schwebt was her,
Un guckt so frisch mich an;
Ich dreh' mich um — do steht vor mer
E' junger Wannersmann.

3. Der guckt mer immei' Auhe nei',
Als ower sucht un forscht:
Noh fahre: „ Horch, lieb Mädche mei',
Ich han was arig Dorscht!"

4. Ich rächem mei' Budellche hin,
Er nemmt's un dur e' Trunk,
Un gebt mer's glei un saht: „Mei' Kinn,
Ich dank, ich han genunk!

5. Doch wann dei' Herz deß Brinnche wär,
Dei' Mailche die Budell:
Wie gere tränk ichs Brinnche leer
Aus so' ere Budell!"

6. Ich word der feuerfackelroth,
Ich han ke' Sinn gewißt,
Doch der net faul, der Sabberloth,
Un dabber mich ge—kißt!

7. Is gang un hot mich lieb gedrickt
Halb sachde, halb proforsch:
Ich han em lang noch nohgeblickt
Dem liewe Handwerksdorsch.

Wer nun das jüngst erschienene Gedicht „die Auswannerer" liest, wird sich, wenn auch in anderer Weise ebenfalls recht gemüthlich angesprochen fühlen, und der Bewohner des Westrichs, besonders der dort „gezogene und geborene", wird es als eine recht liebliche vaterländische Gabe willkommen heißen. Jeder aber dürfte mit mir den Wunsch haben, der Verfasser möge seine Landsleute bald mit einer Sammlung seiner Gedichte in pfälzischer, besonders in der ihm so geläufigen westricher Mundart erfreuen.

Digitized by Google

Eine Heirath aus der andern Welt.

Eine Erzählung von Max Rosenhayn.

Es muß eigentlich doch recht traurig aussehen mit der alten Frau Europa, wenn man daran denkt, wie viele tausende alljährlich ihr Mutterland verlassen, um jenseits hinter den weißen Wellen des Oceans sich eine neue Heimat zu suchen. Der Mensch hängt nun einmal mit gar großer Liebe an dem Stückchen Erde, auf dem er geboren, und wenn einer in die Fremde gezogen ist und kommt nach vielen, vielen Jahren wieder heim, da er sich inzwischen viel Wind und Sturm hat um die Ohren pfeifen lassen, so stehen ihm doch die Thränen in den Augen von lauter Wehmuth und Freude, das kleine Fleckchen wiederzusehen, wo er als Kind gespielt, die Bäume, in deren Schatten er gesessen, den alten Kirchthurm mit dem Wetterhahn darauf, die wohlbekannten Straßen mit den alterthümlichen Häusern und den Brunnen auf dem Marktplatz, kurz alle jene Dinge, die wir in der Fremde vielleicht tausendmal schöner gesehen haben, die aber bei alle dem doch jenes zauberhaften Reizes entbehrten, den das kleine Wörtchen „Heimat“ darüber ausgießt.

Auch dem Helden unserer Geschichte, Feldner mit Namen, ward der Abschied von der Heimat schwer, sehr schwer. Es hatte ihm manche schlaflose Stunde und manchen Kampf gekostet, ehe er zu diesem Entschluß gekommen war; aber die socialen Zustände seines Heimatlandes und die politischen Ereignisse seiner Zeit dünkten ihm nicht länger mehr erträglich. Dazu kam, daß er in seinem Berufsleben einen höchst fatalen Vorfall hatte erleben müssen. Feldner war Jurist und ging eben auf das letzte Staatsexamen los, als er einen Prozeß zu führen bekam, bei dem ein guter schlichter Landmann Kläger war gegen den Fiscus. In dieser Angelegenheit war er hart mit seinem Präsidenten zusammengekommen und hatte in seinem Eifer für die gerechte Sache sich so weit vergessen, seinem hohen Vorgesetzten gegenüber fest bei seiner Meinung zu verharren, und als das nichts half, ganz davon zu gehen. Mit seinem weiteren Fortkommen im Staatsdienste war's damit zu Ende geworden und da er ziemlich allein in der Welt dastand und glücklicherweise noch ein kleines Vermögen von zweitausend Thalern besaß, so trug er kein langes Bedenken, sein Glück in der neuen Welt, in dem Lande der Freiheit, zu versuchen, stieg in Bremen zu Schiff und ließ sich auf den Flügeln eines Dampfschiffes nach New-York hinübertragen. Seine Ueberfahrt war glücklich; kein Seeräuber, kein Schiffbruch, nur ein bischen Seekrankheit war das ganze, das er erlebt hatte, als er auf amerikanischem Boden ans Land stieg. Und in der großen schönen Stadt New-York hielt er sich eben nicht länger auf, als nöthig war, sich für zwölfhundert Thlr. ein Stück Land zu kaufen, eine schon angelegte Ansiedelung, die viele Meilen weit ins Land hinein bei einem Dorfe Guyandot liegen sollte, nicht weit von dem Ohio, der ein Fluß ist, noch viel größer als bei uns die Elbe oder die Oder. Das Land war bei einer Auction verkauft worden, wo alles ordentlich und richtig zugegangen war, worauf man in Amerika sehr viel zu achten hat, da man oft genug betrogen wird, weil man ein solches Grundstück wegen der weiten Reise nicht erst vorher in Augenschein nehmen kann, und dann manchmal für sein schweres Geld ein Stück Sumpfland bekömmt, das zu jedem Anbau völlig untauglich ist. Feldner hatte aber den Juristen in sich und sich wohl vorgesehen, daß er nicht angeführt werde, und so machte er sich denn, nachdem er den Kaufbrief in der Tasche hatte, auf den Weg, um zunächst das Dorf Guyandot und von da aus seine Besitzungen zu erreichen, welche den schönen Namen „Red-Maple“, das ist auf deutsch; „zum rothblühenden Ahornbaum“, führte.

Da, wo der Fleiß der Amerikaner und der Ansiedler bereits die Urwaldungen gelichtet und angebaut hat, ist das Reisen im Innern von Amerika eben so bequem und leicht, wie bei uns zu Land, oder wohl gar noch leichter, denn überall durchkreuzen Eisenbahnen das Land und die zahlreichen Ströme sind mit Dampfschiffen und anderen Fahrzeugen bedeckt, welche eine Reise von hundert Meilen und drüber zu einer Spazierfahrt machen. So legte auch unser Freund diese zweite Reise glücklich zurück und landete wohlbehalten, nachdem er mit einem Dampfschiff den Ohio hinaufgefahren, in dem Dorf Guyandot, wo er einstweilen in dem dortigen Gasthof abstieg, um da zunächst Erkundigungen über sein neues Besitzthum einzuziehen. Er ließ sich zunächst ein Zimmer geben (denn in diesen amerikanischen Dörfern, die dazu bestimmt sind, im Verlauf von wenigen Jahrzehnten ansehnliche Städte zu werden, findet man fast bessere Gasthöfe, als bei uns in mancher kleinen Stadt) und ging dann in das Gastzimmer hinunter, wo vielleicht ein halbes Dutzend Gäste versammelt waren, die offenbar Ansiedler aus der nächsten Umgebung schienen. Sie beachteten den Fremden wenig, der sich ein Glas Grog geben ließ und sich dann an den Wirth wendete, um die gewünschte Auskunft zu erhalten. Dieser schien ihm anfangs keine große Aufmerksamkeit

Digitized by Google

zu schenken; als er aber den Namen seines Besitzthums nannte, nahmen des Wirths Gesichtszüge einen eigenthümlichen, spöttischen Ausdruck an und er sagte: Ja, Herr, es ist ganz richtig hier, und Sie können von hier aus in zwei Tagen ganz bequem nach Ihrem Eigenthum kommen, zu Land und zu Wasser, wie Sie wollen.

Ich würde den Landweg vorziehen, sagte Feldner, ohne weiter das Gesicht des Wirthes zu beobachten; wenn ich hier ein Pferd und einen Führer bekommen könnte, würde ich schon morgen früh abreisen, damit ich bald mein Eigenthum betreten kann.

Nun lassen Sie das gut seyn, Sie werden immer noch früh genug dahin kommen, erwiderte der Wirth mit demselben spöttischen Ausdruck wie vorher; indessen, wenn Sie wünschen, soll Pferd und Führer morgen bereit seyn.

Ohne sich weiter um seinen Gast zu bekümmern verließ ihn hierauf der Wirth, um die übrigen zu bedienen, die inzwischen durch das ziemlich laut geführte Gespräch ebenfalls aufmerksam geworden waren, den Fremden von Zeit zu Zeit forschend betrachteten und dann leiser mit einander flüsterten, so daß unserm Landsmann ordentlich unheimlich zu Muthe wurde unter diesen großen breitschultrigen Männern, die durchaus nicht Miene machten, den Fremden gastfreundlich als ihren zukünftigen Nachbar zu begrüßen. In diesem Augenblick wurde die Gesellschaft durch einen neuen Ankömmling vermehrt, einen Mann, der den übrigen Gästen an Größe und herkulischer Kraft durchaus nichts nachgab. Große lederne Kamaschen, die bis über die Knie hinaufreichten, mit Riemen an starken Schuhe befestigten Sporen, hirschlederne Hosen und ein kurzer Jagdrock von grobem Tuch bildeten mit einem breitkrämpigen Hut den Anzug des Ansiedlers, der außerdem eine schwere Büchse an einem Riemen auf der Schulter und eine große Reitpeitsche in der Hand trug. Er begrüßte die Anwesenden mit einem leichten Kopfnicken, bestellte dann zu trinken und während der Wirth ihm ein Glas brachte, sagte er zu den andern: Nun, was gibts neues in Cincinati? Wie stehen die Getreidepreise? Was hat das Dampfboot mit heraufgebracht?

Die Preise halten sich gut, entgegnete einer der Gäste. Die Vorräthe mindern sich und der Markt ist lebhaft genug. Sonst hat das Dampfboot nichts weiter mitgebracht als den neuen Eigenthümer von Red-Maple, das ist der Herr da.

Die Blicke Feldners und des Neuangekommenen begegneten sich bei diesen Worten und ersterer glaubte zu bemerken, daß das Gesicht des Ansiedlers, sonverbrannt es auch war, erbleichte, und seine Hand zuckte unwillkürlich so heftig zusammen, daß er fast den ganzen Inhalt des Glases verschüttete; doch faßte er sich rasch wieder, und indem er den Fremden mit einem fast drohenden, dann aber geringschätzenden Blick ansah, sagte er: „Bah, so weiße, zarte Händchen vertragen sich schlecht mit Holzart und Büchse.“

Feldner wurde unwillkürlich roth, indem er nicht ohne einige Verwirrung seine schlanke Gestalt mit dem kräftigen muskulösen Wuchs des Ansiedlers vergleich, obgleich er auch ein strammer, gut gewachsener Bursche war; doch schwieg er, da ihn die rauhe ungewöhnliche Anrede des Fremden im ersten Augenblick keine rechte Antwort geben ließ. Dieser warf sich indessen auf einen Stuhl, streckte die Beine nach amerikanischer Sitte auf einander aus und fuhr dann wieder sich zu Feldnern wendend, fort: Sie werden vielleicht glauben, ich mische mich in Dinge, die mich nichts angehen, und doch thun sie am klügsten, mein junger Herr, wenn Ihnen nämlich mein Rath angenehm ist, daß Sie lieber umkehren und dahin gehen, wo Sie der gekommen sind — ich vermuthe nach Neuyork — als daß Sie Ihren Weg nach Red-Maple fortsetzen.

Und warum das, mein Herr, wenn Sie die Güte haben wollen, es mir zu sagen? erwiderte Feldner überrascht.

Aus Gründen, die Sie für jetzt nicht zu wissen brauchen, sagte er, und als Zeichen daß er seiner Meinung genug gesprochen und eben keine Lust habe, noch etwas hinzuzufügen, fing er an, ein Lied vor sich hinzupfeifen, ohne sich weiter mehr um Felder'n zu kümmern.

Daß diese zweideutigen und halben Worte diesem letztern unangenehm auffallen mußten, war wohl natürlich, aber ehe er noch Zeit hatte einen Versuch zu machen, das abgebrochene Gespräch wieder anzuknüpfen, erschien ein junger Bursche an der Thüre des Gastzimmers und sagte: Herr Clinton, es ist jemand draußen, der sie zu sprechen wünscht. Bei diesen Worten stand der zuletztgekommene auf und ging hinaus, unsern Landsmann seinen Gedanken über die sonderbare Aufnahme, die er an diesem Orte gefunden hatte, überlassend. Bei näherer Ueberlegung schien derselbe es indessen ziemlich natürlich zu finden, wenn diese Leute sich darüber verwunderten, wenn ein einziger Europäer es wagte, so ganz allein die Verwaltung und vielleicht noch theilweis die Urbarmachung eines bedeutenden Landstriches unternehmen zu wollen. Sie hielten, meinte er, ein solches Unternehmen wahrscheinlich für weit über seine Kräfte hin-

Digitized by Google

ausgehend, und ihre rauhe aber doch gewiß wohlgemeinte Warnung sollte eben nichts weiter bezwecken, als ihn von einem so gefährlichen Unternehmen abzumahnen. Indessen war er durchaus nicht der Mann, welcher sich so leicht schrecken ließ, und seine Begierde bald die ihm gehörende Besitzung zu sehen, steigerte sich natürlich nur noch mehr.

Indessen erlaubte ihm die Müdigkeit, welche die lange, anhaltende Reise ihm verursacht hatte, nicht, sich sofort auf den Weg zu machen, und nachdem er nochmals, wiewohl vergeblich, versucht hatte, Aufklärungen über diesen sonderbaren Empfang aus seinem Wirth herauszubringen, begab er sich endlich auf sein Zimmer, wo er bald einschlief und erst spät am andern Morgen durch den Wirth mit der Nachricht geweckt wurde, daß Pferd und Führer seit längerer Zeit bereit ständen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Nach den kürzlich erschienenen statistischen Mittheilungen zählte die österreichische Monarchie im Jahre 1846 auf einem Flächenraume von 11,575 Quadratmeilen in 790 Städten, 2461 Märkten und 13,995 Dörfern 37,443,033 Einwohner. Den Religionsbekenntnissen nach waren 26,357,172 Römischkatholische, 3,694,896 Griechischkatholische, 3,191,805 Griechischnichtunirte, 1,286,799 Protestanten Augsburger, und 2,161,765 helvet. Confession, 50,541 Unitarier, 2350 anderer Secten und 729,005 Juden.

Railway Record macht den Entwurf einer Lufteisenbahn durch die Wüste bekannt. Ein Major Brown, sagt das Journal, schlägt die Errichtung eines Railwegsballons durch die Wüste Afrikas vor. Der Bahnhof würde bei Marocco errichtet werden. Von diesem Punkt aus würde man eine einfache Schienenlinie auf eine Länge von 1000 bis 1500 Meilen legen, für die Fahrt durch die Wüste. Die Schienenlinie würde dazu dienen, die zum Tragen von je 15 Personen verfertigten Ballons zu leiten. Ein ausgedehnter und einträglicher Handel mit dem Innern würde, dem Major zufolge, durch diese Verbindungslinie bewerkstelligt werden.

London hat seinen elegantesten und witzigsten Gassenkehrer, Riley, verloren; derselbe wurde von einem Cab überfahren. Riley war nie im Dienst einer Commune, sondern kehrte auf eigene Rechnung seit Jahren auf demselben Kreuzweg von Baker-Street, wohnte in eleganten Zimmern in einem eleganten Quartier, und genoß den Ruf, nicht nur selbst sehr gut zu leben, sondern auch seinen Kameraden manches splendide Diner gegeben zu haben.

Neueste Nachrichten.

Die Kasseler Zeitung berichtet aus Schlüchtern vom 5. Nov. Ueber die Verhandlungen, welche durch einen Parlamentär von Seiten des Generals v. Gröben mit dem Befehlshaber der Bundestruppen anzuknüpfen versucht worden waren, hört man, daß v. Gröben das Anerbieten gestellt hatte, das Fuldische zu räumen, unter der Bedingung, daß die Besetzung von Kassel den preußischen Truppen ausschließlich verbliebe. Auf diesen Antrag ist von Seite der Bundesbehörden nicht eingegangen, im Gegentheil angekündigt worden, daß mit dem Vorrücken nicht inne gehalten werden würde. Darauf hin fand bei den preußischen Truppen eine rückgängige Bewegung statt, während auf deren linker Flanke von Brückenau und Motten her die österreichisch-bayerischen Colonnen erschienen, um die Verbindung mit Thüringen abzuschneiden. Die durch Hanau gekommene Bundesdivision steht bis jenseits Neuhof und beherrscht die Anhöhen um Fulda. Das Hauptquartier ist in Fliedem, eine Stunde herwärts Neuhof; allda befindet sich auch Graf v. Rechberg, der Bundescivilcommissär, und der Territorialcommissär, Staatsrath Scheffer, der dem Grafen ad latus beigegeben ist.

Düsseldorf, 5. Nov. So eben erfahre ich, daß in Lennep, Wald und Umgegend gestern auf einmal alle Tuchmacher die Arbeit eingestellt haben. Näheres verlautet noch nicht, doch ist heute bereits ein Regierungs-Commissär von hier dahin abgegangen.

Berlin, 6. Nov. Graf Brandenburg ist gestorben.

Berlin, 6. Nov. Die „Deutsche Reform“ berichtet heute folgende wichtige Nachricht: Das Ministerium hat in seiner heutigen Berathung unter dem Vorsitze des Königs die Mobilmachung des gesammten Heeres, mit Einschluß der Landwehr, beschlossen.

Hamburg, 6. Nov. General von der Tann ist auf Urlaub nach Hause geeilt; auch Aldoffer ist entlassen und hier durchgereist. — Dem Vernehmen nach marschirt die hier garnisonirende Infanterie nächsten Freitag von hier ab. — Eine Executions-Armee von 25,000 Oesterreichern mit 60 Geschützen soll angeblich durch Sachsen nach Holstein marschiren. — Die Statthalterschaft von Schleswig-Holstein wird nur der Gewalt weichen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 91. Kaiserslautern, Donnerstag, 14. November **1850.**

Eine Heirath aus der andern Welt.

Eine Erzählung von Max Rosenhayn.

(Fortsetzung.)

Der erquickende Schlaf, die nüchterne Ueberlegung des Morgens ließen unsern Freund die beunruhigenden Scenen des verwichenen Abends vergessen und er wurde kaum noch daran erinnert, als er nach dem Frühstück sich in den Sattel schwang, und in dem Burschen, der ihm als Führer dienen sollte und ein zweites Pferd bestieg, welches zugleich das wenige Gepäck des Reisenden trug, denselben wieder erkannte, welcher am verwichenen Tage den Herrn Clinton herausgerufen hatte. Indessen kümmerte er sich nicht weiter darum, bezahlte die mäßige Rechnung, schwang sich in den Sattel und trabte, die geladene Büchsflinte über die Schulter geworfen, lustig vorwärts.

Anfänglich ritten sie durch ein wohlcultivirtes Land, aber die Spuren des Anbaus und der Urbarmachung wurden bald ganz selten und auch die Landschaft nahm allmälig einen wilderen Charakter an. Die Straße führte längs den Ufern des Flusses Guyandot hin, nach welchem das Dorf benannt war, bei welchen sanfte Abhänge das Ufer des Flusses bildeten, die aber immer steiler wurden, je weiter sie aufwärts kamen, und bald brausten die durch das Schmelzen des Schnees angeschwellten Wellen unter schauerlichem Toben zwischen zwei senkrechten von Kohlenadern durchfurchten Uferwänden hin, und als sich der Weg endlich vom Rand des Flusses entfernte, hörten die Reisenden noch weithin das schauerliche Brüllen des Stromes. — In den sandigen Ebenen der finstern Tannenwälder, welche sie nun durchzogen, verrieth nichts die Gegenwart eines Menschen. Nur selten trafen sie die Trümmer einer Hütte oder den geschwärzten Stumpf eines niedergebrannten Baumes. Dieselbe Einförmigkeit zeigte sich bei ihrer Weiterreise, nachdem sie zu Mittag an einem kleinen Bach einige Stunden gerastet und mit den mitgenommenen Vorräthen ein ziemlich frugales Mahl gehalten, auch die Pferde gefüttert und getränkt hatten. Erst gegen Sonnenuntergang verkündeten ihnen einzelne Maisfelder und einige in den Savannen zerstreute Heerden die Nähe einer menschlichen Wohnung. Bald zeigte sich auch hinter einer Reihe dichtlaubiger, prächtiger Bäume, welche die Axt verschont hatte, um dem urbar gemachten Lande Schutz zu gewähren, eine Meierei oder Farm, wie die in diesen Wildnissen verstreuten Wohnungen genannt werden, mit ihren Wänden von wagerecht über einander gelegten Baumstämmen, einem Schindeldach und einem ziemlich hohen Schornstein von Backsteinen. — Die untergehende Sonne spiegelte sich in den klaren Fenstern des Gebäudes. Ein sonst grade nicht gewöhnlicher Luxus bei derartigen Bauwerken der Wildniß, eine sauber grün angestrichene Umzäunung eines kleinen Gartens ließ unsern Helden auf ein ganz behagliches Nachtlager schließen, wenn die Gastfreundschaft des Ansiedlers ihnen ein solches gestattete, und eben war er im Begriff sich zu seinem Führer zu wenden, ob sie nicht nach dem Hause hinreiten wollten, als hinter ihnen der Hufschlag eines galoppirenden Pferdes gehört wurde, und als Feldner sich umblickte, erkannte er in dem Reiter, der auf einem starknochigen, aber sonst wohlgebauten Pferde saß, seinen geheimnißvollen Rathgeber aus dem Gastzimmer von Guyandot. Das unbehagliche Gefühl, welches sich damals seiner bemächtigt hatte, erwachte bei diesem Anblick abermals in dem Herzen des jungen Mannes und wurde dadurch noch gemehrt, daß der Reiter, als er sie erreicht hatte, kaum den Gruß Feldner's erwiderte, sondern ihm vielmehr einen Blick zuwarf, der wild und drohend genug aussah. Zugleich wendete er sich an den Führer, und nachdem er einige leise Worte mit demselben gewechselt, setzte er seinem Gaul die Sporen in die Seite und galoppirte wieder vorwärts, ohne sich einmal nach den Reisenden umzublicken. Wenige Augenblicke hernach hielten diese vor der Thüre der Meierei an.

Wer ist dieser sonderbare Mann? fragte Feldner, der nun nicht länger seine Unruhe bezwingen konnte seinen Führer.

Digitized by Google

Es ist Clinton, erwiderte dieser, kaltblütig vom Pferde steigend.

Nun, weißt Du sonst nichts über ihn? fragte Feldner weiter.

Nein, ich weiß nichts, entgegnete der Bursche mit großer Ruhe.

Hat er auch nicht in dieser Wohnung anhalten wollen? fuhr jener in seinen Forschungen fort.

Ja, war die kurze Antwort.

Nun, und warum ist er denn weiter geritten?

Weil er nicht mit Ihnen unter einem Dache übernachten wollte.

Das ist wenig schmeichelhaft für mich, sagte Feldner lachend, aber kannst du mir nicht den Grund dieses sonderbaren Benehmens angeben?

Der Bursche schüttelte geheimnißvoll den Kopf und sagte dann eben so geheimnißvoll: ob es Leute gibt, die sich am Gesetz vergehen wollen, weiß ich nicht; ich weiß auch nicht, ob Clinton es will, nur so viel weiß ich, daß ich Sie nach Red-Maple zu bringen habe. Belieben Sie hier die Nacht zuzubringen, so kostet es für uns und unsere Pferde zwei Schillinge.

Feldner verzweifelte, aus der Hartnäckigkeit des Burschen etwas herauszubringen, und obgleich ihn die Worte desselben nur noch mehr beunruhigen mußten, ergab er sich doch in sein Schicksal und pochte an die Thüre des Meierhofes an, wo der Pächter, der die Ankunft der Reisenden schon von ferne bemerkt hatte, sich eben anschickte die Thüre zu öffnen, und die Fremden mit jener zuvorkommenden Gastfreundschaft empfing, die besonders in Virginien zu einer schönen Sitte geworden ist. Eine junge Frau saß an einem Fenster des Zimmers, in welches Feldner geführt wurde, während der Bursche draußen die Pferde besorgte. Sie erhob sich bei seinem Eintritt von dem Spinnrocken, mit welchem sie sich beschäftigt hatte, und reichte ihm freundlich die Hand zum Willkommen. Auch drei Kinder, von denen das älteste wohl kaum acht Jahre zählen mochte, und die auf dem Boden mit einem großen Hunde gespielt hatten, sprangen bei Feldners Eintritt auf, den Fremden neugierig zu betrachten und ihm die Händchen zu reichen, während auch der Hund langsam aufstand den neuen Ankömmling von allen Seiten beroch und beschnupperte, dann seinen Herrn mit großer Befriedigung ansah, als wollte er sagen, es sey alles in Ordnung und nichts Verdächtiges an dem Fremden, und sich endlich wieder behaglich auf die Diele des Zimmers ausstreckte.

Es war ein eben so treues als behagliches Bild einer solchen Ansiedlerwohnung, welches das Zimmer darbot. Die Möbel waren durchaus nicht zierlich, aber bequem und dauerhaft aus Eichenholz gearbeitet; über dem mit wildem Moos bewachsenen Herde hingen einige Flinten und Büchsen des Hausherrn, die Fenster, mit buntgestreiften Vorhängen versehen, wurden außen durch blühende Schlingpflanzen, die neugierig durch die Scheiben hereingucken, verziert, und draußen mischte sich das Schellengeläute der heimkehrenden Heerden mit dem melancholischen vielstimmigen Gesang der Waldvögel.

Feldner fühlte sich heimischer als je bei diesen Leuten, obgleich er sich darüber wunderte, daß ihn niemand weder der Hausherr noch seine Frau, nach dem Zweck seiner Reise fragte. Er versäumte es daher auch, sich als den neuen Eigenthümer von Red-Maple vorzustellen und Erkundigungen über den geheimnißvollen Clinton einzuziehen, bis endlich das Abendessen hereingebracht wurde, welches gleichmäßig um einen und denselben Tisch das Gesinde und die Herrschaft versammelte, worauf der Fremde in das kleine reinliche Fremdenzimmer geführt wurde, wo eine reiche Matratze von Baumwolle mit weißen Decken ihn zum Schlaf einlud. Indessen zog er es vor, noch erst das Fenster zu öffnen und in die stille, mondbeglänzte Landschaft hinauszublicken, welche sich vor ihm ausbreitete. Solche Augenblicke sind gut zu Träumereien aller Art geeignet, und unser Held verga in dieser Lage ganz und gar die Gegenwart in den Erinnerungen an die Vergangenheit, welche langsam in seinem Gedächtnisse heraufschlichen, bis er endlich wieder an jene dadurch erinnert wurde, sein über die Felder gedankenlos hinschweifendes Auge ein paar menschliche Gestalten zu erblicken glaubte, die sich in einiger Entfernung von dem Hause zwischen dem vom Monde beleuchteten Bäumen bewegten. Er blickte aufmerksam hin und überzeugte sich bald, daß er sich nicht nur nicht geirrt, sondern glaubte außerdem noch in den deutlichen Umrissen der einen von beiden Gestalten die kleinere seines Führers wieder zu erkennen, während ihm die andere größere jener geheimnißvolle Unbekannte zu seyn schien, der seit dem vergangenen Tag einen düstern Schatten auf die frohe Stimmung des Reisenden geworfen hatte. Um über diesen Verdacht ins Reine zu kommen, legte sich Feldner hastig weiter zum Fenster hinaus, als die Klugheit erlaubte, und hatte bald den Verdruß zu sehen, wie die beiden Gestalten, welche ihn bemerkt hatten, sich entfernten, ohne daß er darüber ins Klare kommen konnte, ob er recht gesehen oder nicht.

Die seltsamsten Gedanken fingen an sich der Seele des jungen Mannes zu bemächtigen. Wer war dieser riesenhafte Ansiedler, dem er nie zuvor begegnet zu

Digitized by Google

seyn sich erinnerte, und der ihn doch scheindar zu hassen schien. Was wollte er von ihm? warum erklärte er, mit ihm nicht unter einem Dache schlafen zu wollen? — Feldner konnte sich keine Rechenschaft darüber geben, so sehr er sich auch den Kopf zerbrach, und bis spät in die Nacht hinein lag er mit diesem Gedanken beschäftigt, als endlich der ermattete Körper sein Recht verlangte und er einschlief. Seltsame Träume, die natürliche Folge seiner erregten Phantasie, beunruhigten und störten eine zeitlang seinen Schlummer, bis er endlich gegen Morgen in einen tiefern Schlaf fiel, aus welchem er erst erwachte, als die Sonne schon ziemlich hoch stand.

Der Pächter war bereits schon in seine Pflanzungen hinausgegangen und die junge Frau war mit ihren Kindern und ihrer Magd zu Hause geblieben, die dem Fremden das verspätete Frühstück auftrug. Zwanzigmal schwebte ihm die Frage auf den Lippen, ob die junge Wirthin vielleicht diesen Clinton kenne und wisse, was es für ein Mensch sey, aber eben so oft drängte er diese Frage wieder zurück als schäme er sich seiner Neugierde.

Endlich nahm er Abschied von dem gastfreundlichen Hause, nachdem er die oben genannte geringe Summe gezahlt; die Pferde warteten schon lange, und nachdem unser junger Held die Gesichtszüge seines jungen Führers erforscht, indessen durchaus nichts darin gefunden hatte, was ihn auf Falschheit oder Tücke schließen ließ, verloren sich die unheimlichen Gedanken, welche ihn während der Nacht gepeinigt hatten, bald unter der Einwirkung der frischen, heitern Morgenluft, in die sie hineinritten. Indessen vergaß er nicht, seine Büchse auf alle Fälle in Stand zu halten; er hatte auch den Flintenlauf vor dem Abreiten mit einer Kugel geladen, das Zündhütchen aufgesetzt, und war so auf alle Fälle gefaßt, während er zugleich die Vorsicht gebrauchte, den Burschen vor sich bereiten zu lassen, um nicht etwa bei einem wirklichen Angriff noch einen Feind im Rücken zu haben.

So erreichten die Reisenden wirklich gegen Mittag einen zweiten Meierhof, wo sie abermals anhielten, um ein kräftiges Mahl, bestehend aus einer Rehkeule und Maiskuchen, zu sich zu nehmen. Der Tag war schon ziemlich weit vorgerückt, als sie diesen Ort verliessen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Sellgenstadt, 9. Nov. Am zweiten Pfingstfeiertage d. J. ging die Ehefrau des hiesigen Schiffers Johann Acker IV. am Mainufer spazieren, als sie plötzlich den Hülferuf eines Knaben vernahm. Der sechsjährige Sohn eines hiesigen Bürgers war von einem Floße in den Main an dessen tiefster Stelle gefallen. Ohne sich zu besinnen, und die Gefahr nicht achtend, sprang die muthige Frau in den Strom und es gelang ihr glücklich, das untergehende Kind zu erfassen. Nach mehrmaligem Untertauchen und mit Anstrengung aller Kräfte brachte sie sich und den Knaben, diesen mit der einen Hand haltend, an das Seil, womit ein am Ufer gelegenes Fahrzeug befestigt war. Hier immer noch in großer Lebensgefahr sich befindend, eilte ihr ein Mädchen, Namens Sophie Stenger, zu Hülfe, wonach es der Frau Acker gelang, ihr eigenes und des Kindes Leben zu retten und das Ufer zu erreichen. Obwohl die bedeutende Frau in dem Bewußtseyn ihrer edlen That den schönsten Lohn gefunden, so hat doch auch des Großherzogs königliche Hoheit ihr das allgemeine Ehrenzeichen „für Rettung von Menschenleben“ verliehen, und der Ministerpräsident Freiherr von Dalwigk kam eigens heute hierher, um derselben eigenhändig das Ehrenzeichen zu übergeben. Sämmtliche Notabeln der Stadt, der gesammte Gemeinderath und ein großer Theil der Gemeinde wohnten dieser feierlichen Handlung bei.

Man sagt, Jenny Lind habe schon im voraus alles was sie auf ihrem Zuge durch Nordamerika erwirbt, zur Gründung eines Rettungshauses für arme Kinder in Stockholm angewiesen, ja sogar die ganze Reise nur allein zu diesem Zwecke unternommen.

Im Jahre 1847 wurden in England, welches 1841 eine Bevölkerung von 15,914,148 Seelen zählte, 135,845 Ehen geschlossen. Unter den Verheiratheten befanden sich 17,561 Wittwer und 11,602 Wittwen, ferner waren unter den Verheiratheten 5566 Mannspersonen und 18,118 Frauenspersonen noch minderjährig. Die Anzahl der Geburten betrug in demselben Jahre 539,965. Darunter waren 36,125 uneheliche und von letzteren fielen (bei 68,331 Geburten im Ganzen) nur 2702 auf die Stadt London. Todesfälle endlich zählte man in England 1847 423,304.

In London erscheinen mehrere von Frauen redigirte und geschriebene Journale. Das bedeutendste derselben „Eliza Cook's Journal“ spricht in seiner letzten Nummer von einem medizinischen Frauencollegium, welches in Pensylvanien gegründet und von der dortigen Gesetzgebung unterstützt wird. Miß Coof spricht dem Unternehmen, wie sich leicht denken läßt, das Wort und beweist die Nothwendigkeit und Nützlichkeit weiblicher Aerzte aus der Geschichte, der Literatur und dem Leben. Namentlich Nervenkrankheiten, so meint das Frauenjournal, würden durch Damen zweckmäßiger behandelt werden können als durch männliche Aerzte. Den ersten Doctorhut soll eine Miß Elisabeth Blackwell erhalten, die in Genf und Paris studirt hat.

Orford Journal erzählt eine merkwürdige Geschichte von einer alten Frau, welche Jahre lang taub gewesen war und dadurch das Gehör wieder erlangte, daß sie zufällig mehrere Stunden auf einer englischen Eisenbahn fuhr. Das gelehrte Medicinalcollegium von Orford, dem das Wunder mitgetheilt wurde, gab die Erklärung ab, es könne die Heilung allerdings durch das der Dame ungewohnte Geräusch der Eisenbahn bewirkt worden seyn.

Digitized by Google

Neueste Nachrichten.

Speyer, 12. Nov. Von den vielen Gerüchten, die gegenwärtig wieder einmal die Runde machen, ist das wohl das gangbarste, daß die k. Regierung Angesichts der drohenden Zeitereignisse bereits ihren Umzug nach einer der Festungen beschlossen habe; da dies Gerücht allenthalben Glauben findet, so trägt es auch nicht wenig zur Beunruhigung der hiesigen Einwohnerschaft bei. Wir sind im Stande zu versichern, daß der Sitz k. Regierung nicht verlegt wird. Nach einer Erklärung des hohen Präsidiums wird der k. Regierungs-Präsident unter allen Umständen treu seiner beschworenen Pflicht auf seinem Posten in Speyer ausharren und seine Schuldigkeit thun, wie er auch ein Gleiches von sämmtlichen äußeren Beamten und Bediensteten erwartet. Die Zusammenziehung preußischer Truppen bei Kreuznach wird ein Betreten der Pfalz nicht zur Folge haben. Sollte dies aber wider Erwarten doch geschehen, so wird es als eine feindliche Demonstration angesehen werden und der Schutz nicht lange auf sich warten lassen.

(Sp. A.-B.)

Von Mannheim heißt es unterm 11. Nov.: Die Wachen ziehen mit Sack und Pack auf ihre Posten. Unsere preußische Garnison, die Artillerie insbesondere, hat sich mit dem nöthigen Pulvervorrath versehen; die Munitionswagen wurden dieser Tage auch mit Patronen versorgt. Mit ängstlichem Auge beobachtet der friedliebende Bewohner diese Zurüstungen, die ihm nicht entgingen, ungeachtet sie in der Frühe des Morgens zu geschehen pflegen. — Der Verkehr in unserm Freihafen ist durch die kriegerischen Aussichten noch nicht beeinträchtigt, und wenn er im Verhältniß zu früheren Monaten auch etwas nachgelassen, so ist dies einestheils der vorgerückten Jahreszeit, anderntheils dem niederen Wasserstand zuzuschreiben. Die Versendungen von Kartoffeln aus Rheinbayern besonders dauern, trotz des zu befürchtenden Frostes, noch immer fort. Frucht geht weniger mehr nach Holland ab. Tabakversendungen gehen gleichen Schritt mit den Einkäufen und werden jene bis Frühjahr, wenn erst die heurige Ernte getrocknet und abgelagert ist, noch zunehmen. —

Die ersten aus Preußen zurückkehrenden badischen Truppen, das 3. und 4. Infanterie-Bataillon, sind am 11. d. auf Extra-Dampfschiffen in Mannheim angekommen. Die Truppen sollen sehr wohl und gesund aussehen.

Frankfurt, 11. Nov. Fürst Gortschakoff ist heute (nach einer amtlichen Mittheilung der O.-P.-A.-Z.) um 2 Uhr Nachmittags von dem k. österr. Herrn Präsidial-Gesandten von Thun Hohenstein in feierlicher Audienz empfangen worden, und hat Sr. Exc. das Creditiv überreicht, welches ihn in der Eigenschaft als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Sr. Maj. des Kaisers aller Reußen bei dem deutschen Bunde beglaubigt.

Berlin, 9. Nov. Wie verlautet, ist heute bereits eine offizielle Nachricht von einer zwischen Hannover und Preußen abgeschlossenen folgenreichen Convention hierher gelangt, wonach beide Staaten jeden Versuch, Executionstruppen nach Holstein durch ihre Länder marschiren zu lassen, zurückweisen würden.

Wien, 8. Nov. (K. Z) Wie Sie wissen werden, hatte Herr v. Rosenberg vor einigen Tagen entscheidende Depeschen aus Berlin überbracht, worin Preußen unter Voraussetzung der einzustellenden Rüstungen sich zu freien Conferenzen über die deutsche Frage bereit erklärte und der Erwiderung Oesterreichs entgegen sah. Dieselbe ist denn auch, und zwar in Form eines Ultimatums, erfolgt. Oesterreich will sich zu den freien Conferenzen herbeilassen, wenn Preußen zu folgenden drei Bedingungen sich verpflichtet: 1) Binnen acht Tagen Rüstpause, und 2) binnen sechs Wochen Hamburg und Baden zu räumen! 3) Förmlich und feierlich der Union zu entsagen!

Fulda, 10. Nov. Es ist ein Ruhepunkt eingetreten auf die Krisis von vorgestern. Statt man nun die Feindseligkeiten für unvermeidlich hielt, wurden die Aussichten plötzlich freundlich und versöhnlich. Graf v. d. Gröben erklärte, Befehl zu haben, sich auf die Etappenstraßen zurückzuziehen und Fulda zu räumen. Er ging nach Hünfeld und Bacha und gestern zwischen 3 Uhr Nachmittags rückten die Bundestruppen hier ein, welche heute eine vom Commandanten Fürsten Thurn und Taxis und dem Civil-Commissär Grafen Rechberg besuchte Parade hielten. Die österreichischen und bayerischen Jäger stehen hier nebst bayerischer Infanterie, Reiterei und Artillerie, die rückwärts liegenden Orte bis Schlüchtern, wo eine Reserve unter General Haller v. Hallerstein sich befindet, sind auch besetzt.

Fulda, 10. Nov. Gestern Abend brachte das hier cantonnirende Officierscorps, unter Begleitung einer solennen Fackelmusik, dem Oberbefehlshaber der Bundestruppen, General der Cavallerie, Fürsten von Thurn und Taxis, seine Glückwünsche zu dessen Namensfeste dar. Auf Befehl des Bundescommissärs haben der Obergerichtspräsident v. Warnsdorf, der Obergerichtsrath Pfeiffer, das vormalige Mitglied der aufgelösten Ständeversammlung Dr. med. Weinglerl und der als Privatmann sich hier aufhaltende Louis v. Schweizer, jeder einen Offizier und 50 Mann als Einquartierung erhalten. Die Bürgergarde ist vom Garnisonsdienste entbunden worden, dagegen nicht aufgelöst und entwaffnet. Sämmtliche Bundestruppen waren in den Dom heute Vormittag zur Kirchenparade eingerückt.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 92. Kaiserslautern, Samstag, 16. November **1850.**

Eine Heirath aus der andern Welt.

Eine Erzählung von Max Rosenhayn.

(Fortsetzung.)

Nach einem weiteren Ritt von etwa zwei Stunden erreichten die Reisenden den Gipfel einer Hügelreihe, von wo aus sie einen Ueberblick über die ganze vor ihnen liegende Landschaft hatten. Der Führer hielt sein Pferd an.

Sehen Sie, sagte er, sehen Sie den Fluß, der unter uns fließt, dann gerade vor uns den kleinen bläulichen Berg rechter Hand am Teiche mit den sumpfigen Ufern und links die Reihe Ahornbäume?

Ich sehe das alles, sagte Feldner, aber was soll damit?

Nun das ist Red-Maple, fuhr der Knabe fort, diese Bäume, diese Hügel, der Fluß, der Teich, bilden die Gränzen ihrer Besitzung.

Wie! rief Feldner entzückt über diesen Anblick, das wäre wirklich alles mein Eigenthum?

Der Führer blickte ihn mit einem boshaften Lächeln an. Es ist Red-Maple, sagte er kaltblütig. Aber Sie haben noch Zeit umzukehren.

Umkehren? — Feldner blickte ihn erstaunt an. Du willst wohl deinen Spaß mit mir treiben, Bursche?

Keineswegs, erwiederte dieser, aber thun Sie was Sie wollen; hier muß ich Sie verlassen, denn ich will mir bei dem Eigenthümer von Red-Maple keinen Floh ins Ohr setzen.

Bei dem Eigenthümer von Red-Maple! rief Feldner erstaunt. Es gibt also mehr als einen?

Nein, es gibt nur einen, sagte der Führer. Sie sind es nicht.

Feldner sah ihn verdutzt an, er konnte sich den Sinn dieser Worte nicht erklären. Aber wer ist denn der Eigenthümer, wenn ich's nicht bin? fragte er endlich.

Clinton! sagte der Bursche. Mein Gott, haben Sie denn das noch nicht begriffen?

Vor der Seele unseres Landmannes wurde es mit einemmal hell. Er begann die ihm bis dahin unerklärliche Feindschaft Clintons zu begreifen. Red-Maple war, wie schon erzählt worden, öffentlich versteigert worden und zwar deßhalb, weil der bisherige Eigenthümer und Kaufmann für das Land, das ihm die Regierung überlassen hatte, nicht bezahlen konnte. Clinton befand sich demnach wenigstens der That nach in dem Besitz des Grundstücks und schien durchaus keine Lust zu haben, sich gutwillig von demselben zu trennen, ja er betrachtete, wie es schien, Feldner als einen rechtswidrigen Eindringling in sein Eigenthum. Diese Gedanken, welche sich mit einemmal seiner bemächtigten, überraschten den jungen Mann so, daß er bestürzt stillschwieg.

Ich weiß nicht, ob Clinton Sie todtschießen wird, fuhr indessen der Bursche mit seiner gewohnten Kaltblütigkeit fort, als ob es sich um irgend eine unbedeutende Sache handle, und will keinen Zeugen abgeben. Ein Ansiedler, wenn es sonst ein tüchtiger Kerl ist, kümmert sich wenig um den Landvermesser oder um den Richter. Er hat seine Büchse, das ist alles.

Freilich wohl — mit solcher Appellation geht's schneller, als bei uns zu Hause beim Kammergericht, brummte Feldner, aber der Teufel soll mich holen, wenn ich einen Schritt rückwärts gehe, mein guter Bursche.

Nun das thut er sicher, sagte dieser lakonisch; aber ich will Ihnen wenigstens einen guten Rath geben, mein Herr, fügte er hinzu, als er sah, daß Feldner ihm großmüthig eine Bezahlung einhändigte, welche den ausbedungenen Preis bedeutend überstieg. Wenn Clinton nach Ihrem Kaufbrief fragt, so thun Sie jedenfalls gut, ihm zu sagen, Sie hätten ihn nicht bei sich, sondern bei Ihrem Vater zurückgelassen. Hören Sie wohl.

Er sprach diese Worte mit leiser Stimme, als fürchte er sich, der etwa in der Nähe verborgene Ansiedler könne sie hören, dann nahm er das Pferd Feldners, von dem dieser abgestiegen war, an dem Zügel, warf den Mantelsack, den das andere Thier getragen hatte, auf die Erde und entfernte sich in scharfem

Digitized by Google

Trabe auf dem Weg, welchen sie so eben gekommen waren.

Feldner stand einige Augenblicke unschlüssig da. Es war ihm grade doch nicht zum besten zu Muth in dieser ungewöhnlichen Lage, in welcher er sich befand. Endlich aber zog er seine Taschenuhr heraus, um wie ein guter Feldherr zuerst das Terrain zu sondiren, ehe er sich weiter vorwärts wagte, während er sich selbst zugleich hinter dem dicken, knorrigen Stamm einer alten Eiche verbarg, um nicht bemerkt zu werden.

Es war ein wunderschöner Anblick, wie er sich da vor unserm Freunde ausbreitete. Das Thal voll rothblühenden Ahorn's, von der untergehenden Sonne beleuchtet, zeigte sich in all seiner Schönheit. Ein leichter Wind bewegte die Halme des hohen üppigen Grases, daß es wie ein See von dunklem Grün sich in leichten Wellen hob und senkte; Cardinalvögel, purpurfarbene Chocacs, goldgeflügelte Spechte flatterten durch die Gipfel der Tulpenbäume; Wasservögel trieben ihr Spiel auf dem Wasser des von der Sonne goldblitzenden Teiches, kurz es war eins jener großartigen Schauspiele, wie man sie nur in jenen Gegenden der Erde findet, wo die Natur noch in ihrer vollen Kraft und Frische sich dem erstaunten Auge des Europäers darbietet. Eine Rauchsäule, die hinter einer Wand von Ahornbäumen aufstieg, mahnte indessen unsern Helden an die Wirklichkeit, die er in diesem Augenblicke fast gänzlich vergessen hatte, und als er sein Auge nach jener Richtung hin wendete, bemerkte er zwei Knaben von 14 bis 15 Jahren, die sich auf einer mit gefällten Bäumen bedeckten Wiese mit einander balgten, wahrscheinlich die Söhne Clinton's, während weiterhin ein junges Mädchen von schlankem Wuchs, wie eine Nymphe durch die Felder irrte.

Fast eine Viertelstunde lang stand Feldner in dem Anblick dieses wunderbaren Schauspiels verloren, bis er sich endlich ermannte und daran dachte, daß es Zeit sey, etwas zu thun, denn die Sonne war inzwischen bereits untergegangen und die Dämmerung begann sich auf die Ebene zu lagern.

Es wäre wirklich schade um mich, wenn mich dieser verzweifelte Kerl noch heute Abend todtschösse, sagte er zu sich selbst, indem er seine Flinte untersuchte und den Hahn derselben einmal aufzog; und es wäre mir fast eben so unangenehm, wenn ich ihn todtschösse. Aber wenn eins seyn muß, wäre mir denn doch das letztere am liebsten, fügte er hinzu, indem er, das Gewehr in den Armen, den Hügel hinunterschritt. Indessen — vielleicht läßt sich die Sache noch gütlich beilegen, wir müssen sehen.

Mit diesen Gedanken erreichte Feldner das Thal und schlug dann die Richtung ein, welche jene Rauchsäule ihm als solche bezeichnet hatte, wo die Wohnung des Ansiedlers liegen mußte. Alles um ihn her war still geworden, und diese Ruhe hatte nur etwas noch mehr beängstigendes für den jungen Mann, welcher mehremale unter den finstern Wölbungen der hohen Bäume Halt machte, weil es ihm vorkam, als sehe er den Ansiedler mit seiner Flinte hinter einem Baumstamm in Anschlag liegen. Vorsichtig näher kommend überzeugte er sich dann aber wieder, daß es nur ein Baumstamm gewesen war, und dann schritt er weiter vorwärts, bis er endlich wirklich auf Clinton traf, der an einem Baum gelehnt und auf seine Büchse gestützt unbeweglich dastand. Als Feldner etwa noch zwanzig Schritte von ihm entfernt war, richtete er sich in der ganzen Länge seiner kräftigen Gestalt auf und rief ihm ein lautes, drohendes Halt zu.

Ich habe Sie erwartet, sagte er dann mit lauter Stimme; was wollen Sie hier?

Wenn Sie mich erwartet haben, entgegnete Feldner, so werden Sie auch wissen, wer ich bin und was mich hierher führt. Ich habe dieses Grundstück gekauft und im Namen des Gesetzes fordere ich Sie auf, es mich ungehindert in Besitz nehmen zu lassen.

Bei diesen Worten holte der junge Mann, uneingedenk des Rathes, welchen ihm sein Führer gegeben, die Besitzurkunde und den Kaufbrief aus der Tasche und hielt sie dem Ansiedler entgegen.

Red-Maple wird so lang ich lebe, nur einen Besitzer haben, sagte Clinton. Seit zwei Tagen, wo ich Ihnen auf der Reise hierher gefolgt bin, hätte ich sie tödten können wie einen Dambirsch, aber ich wollte nicht daß es zum Blutvergießen zwischen uns käme. Darum entfernen sie sich, so lange es noch Zeit ist. Ich bin in dem Rechte des Besitzes und das gilt mir mehr als alle Eure beschriebenen und besiegelten Papiere zusammen.

Bei diesen Worten schlug er die Büchse auf den jungen Mann an, der indessen unbeweglich stehen blieb, obschon sich ein unheimliches Gefühl seiner bemächtigte, als er die dunkle Mündung des Gewehrs auf sich gerichtet sah.

Das ist eine seltsame Rechtspflege hier zu Lande, sagte er zu sich selbst. Deutlicher wie das allgemeine Landrecht bei uns zu Hause ist es allerdings und leichter zu begreifen. Thut Eure Büchse weg, Herr Clinton, sagte er laut; gebt dem Gesetze nach, welches mir dieses Landgut als mein Eigenthum überweist.

Der nächste Sheriff (oberste Polizeibeamte) lebt 25 Meilen von hier, erwiderte Clinton kaltblüthig;

Digitized by Google

der Knall meiner Büchse bringt nicht bis zu ihm und Ihr Leichnam wird von den Raubvögeln verzehrt, Ihre Papiere vernichtet seyn wie dürres Laub, das der Wind umherstreut, ehe es jemand einfällt, sich um Sie zu kümmern.

Dies war allerdings richtig. Ganz allein, ohne Freunde, fast von niemand gekannt, wie Feldner in diesem ihm ganz fremden Erdtheil dastand, gab es keinen Menschen, der sich um sein Verschwinden gekümmert hätte. Ein anderer wäre an seiner Stelle wahrscheinlich umgekehrt und hätte die Hülfe der Gesetze angerufen; aber dies lag nicht in dem abenteuerlichen Wesen des jungen Mannes, der sein Gewehr auf der Schulter, die Papiere wie ein Schild vor sich haltend, keck auf den Ansiedler losschritt.

Zurück! rief dieser drohend, und deutlich hörte Feldner das Knacken des Hahnes. Zurück oder ich schieße Sie nieder! — Eins — zwei — drei!

Aber gleichzeitig mit diesem unheilvollen Drei sprang aus einer benachbarten Hecke ein Mensch hervor und packte Feldner mit nervigen Armen, indem er ihm die Papiere aus der Hand riß. Gleichzeitig krachte der Schuß aus der Büchse des Ansiedlers und die beiden Ringenden stürzten auf den Boden; jeder glaubte dem andern sey der Schädel zerschmettert. Der Ansiedler stieß einen Schrei des Schreckens aus, denn der zweite Angreifer war sein Sohn, und glaubte im ersten Augenblick ebenfalls, diesen verletzt zu haben; aber die Art und Weise, mit welcher der junge Ansiedler sich auf seinen überraschten Gegner warf und denselben ein Knie auf die Brust setzte, bewies deutlich, daß die Kugel glücklicherweise gefehlt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der reiche Graf Rueca in Mailand läßt jetzt seine großartigen Appartements im Palaste Serbelloni auf dem Corso di Porta orientale auf's prachtvollste einrichten. Ein Salon soll ganz mit getriebenem Golde belegt werden, wozu eigene Goldschläger aus Paris verschrieben wurden. Der ganze Kostenaufwand wird beiläufig auf mehr denn eine Million Lire veranschlagt.

Im Hippodrome zu Paris machte man am 6. Nov. Versuche in Bezug auf die willkürliche Leitung des Luftballons, die gelungen ausfielen. Ein kleiner Ballon in Fischform durchschnitt die Luft in allen Richtungen und ging mit Hülfe eines Räderwerkes sogar gegen den Wind.

Der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern, der als Karl VII. den deutschen Kaiserthron bestieg, lebte während der Zeit, als seine Generale nicht sehr zu seinen Gunsten gegen Maria Theresia Krieg führten, in geringem Ansehen zu Frankfurt a. M. und sein Zeitgenosse Moser erzählt seltsame Anekdoten von der Art, wie man ihm dort begegnete. Einst wurde ihm ein arges Pasquill in den Hut gelegt; er setzte einen Preis von 1000 Ducaten auf die Entdeckung des Verfassers; andern Tags lag wieder ein Zettel im Hut, worauf stand: wenn der Kaiser Kaution stellen werde, wo man die 1000 Ducaten erheben könne, wolle der Verfasser sich selbst nennen.

Nicht überall begrüßt man sich mit dem Abnehmen des Hutes oder mit Frontmachen. Die Papuas Neger im Innern von Borneo rennen, so wie einer des andern ansichtig wird, gleich wüthenden Widdern mit den Köpfen gegen einander. Dieser schöne und heroische Gruß wird so lange wiederholt, bis einer ohnmächtig am Boden liegt, dann geht der andere stolz vorüber. Die Lappländer stellen sich beim Begegnen mit dem Rücken an einander und suchen sich durch Druck und Gegendruck aus dem Gleichgewicht zu bringen. Wer den andern am weitesten fortschnellt ist der höflichste Mann. Die Grönländer reiben sich mit den Nasen an einander. Die Eskimos schlagen sich bei der Begegnung rasch die Röcke über den Kopf zusammen, als ob sie es für eine Schande hielten, das Gesicht zu zeigen. Die Niphanesen dagegen rutschen auf den Knieen an einander vorüber. Bei Erblickung eines ihrer Häuptlinge schlagen sie knieend mit der Stirn auf den Erdboden, bis ihnen jener aus dem Gesichte ist. Am bequemsten grüßt man sich in Jesso. Da macht man dem Begegnenden aus Höflichkeit Platz, indem man sich auf die bloße Erde setzt. Der andere aber thut dasselbe und nur der Unhöflichere steht zuerst wieder auf. Weil diese Ceremonie oft lange dauert, so hat dort das Jahr achtzig Wochen, wovon man achtundzwanzig dem Höflichkeitssitzen einräumt.

Am 31. October wurde beim Sandgraben auf dem Felde an der Fasanerie bei Potsdam in einer Kiesschicht ein noch ziemlich erhaltener Leichnam gefunden, der mit einer französischen Uniform bekleidet war, dessen Knöpfe die Regimentsnummer 136 trugen. In einer Blase hatte er bei sich eine noch lesbare Depesche an den Marschall Soult, aus den Befreiungskriegen, welche ergab, daß es der Bericht eines Spions war.

Digitized by Google

Neueste Nachrichten.

Alzey, 12. Nov. Gestern Abends wurden einige preuß. Soldaten in der Gegend von Kirchheimbolanden bemerkt und verbreitete sich deßhalb das Gerücht vom Anrücken einer preuß. Truppenabtheilung. Daraufhin wurden die daselbst garnisonirenden bayer. Truppen, circa 80 Mann stark, allarmirt und rückten dieselben nach dem ungefähr fünf Stunden entfernten Orte Sembach aus. Erst heute Abend gegen 5 Uhr, nachdem sich das Gerücht als unbegründet erwiesen hatte, kehrten dieselben in ihre Quartiere zurück.

München, 11. Nov. Heute hat in öffentlicher Sitzung des Kassationshofes für die Pfalz die Verhandlung über den Kassations-Rekurs mehrerer Angeklagten in der Untersuchung wegen des pfälzischen Aufstandes und wegen der Verweisung des Angeklagten vor ein Spezialgericht vor einem nicht sehr zahlreichen Publikum begonnen. Die Verhandlung, von welcher man erwartete, daß sie eine längere Zeit in Anspruch nehmen und wohl mehrere Wochen dauern werde, da die Zahl der Angeklagten 333 — von welchen sich 82 zur Zeit in Haft befinden — beträgt, und von denen 104 den Kassations-Rekurs ergriffen haben, wird dem Anscheine nach in kürzerer Zeit beendet seyn, da schon heute der Referent seinen Vortrag beendet hat und bereits morgen das Playdoyer der Anwälte beginnen wird. Der Vorstand des Kassationshofes, Herr Oberappellationsgerichts-Rath Ruppenthal, ist zugleich Referent in dieser Sache, als Richter funktionirten die Oberappellationsgerichtsräthe Herren Dettenhofer, Bleistein, Schmelcher, Schrauth, Metz und Schauer, als Staatsanwalt der Oberappellationsgerichtsrath Herr v. Dallarmi. Für die Angeklagten sind die beiden pfälzischen Anwälte Herren Petri und Golsen aus Zweibrücken erschienen.

— 11. Nov. Man wird sich erinnern, daß unlängst eine Gesellschaft von 20 Köpfen beim Kreuzbräu wegen unerlaubter Versammlung arretirt, des andern Tages aber wieder freigelassen wurden. Die k. Polizeidirektion hat nun sieben Arbeitern, welche sich unter den Arretirten befanden, die hiesige Stadt auf die Dauer von 2 Jahren verwiesen. Sämmtliche Betheiligte haben jedoch, wie man hört, gegen diesen polizeilichen Beschluß den Rekurs bei der kgl. Regierung ergriffen. — Der vergangenen Samstag Abends erschienene „Gradaus“ № 221 wurde alsogleich wieder konfiszirt.

Wie die „Würzb. Zeitung“ aus München schreibt, sollen die vierten Bataillone nicht errichtet, dagegen die Compagnie auf 200 Mann gebracht werden. — v. d. Tann ist angekommen, wird dem Vernehmen nach als Oberstlieutenant reactivirt und kommt zum Generalstab; auch Aldoffer soll reactivirt werden. Der preußische Gesandte ist nach Berlin abgereist.

Von der Fulda, 12. Nov. Wir gehen wahrscheinlich bald wieder ernsten Tagen entgegen. Das Bundescorps macht Anstalten zu weiterem Vorrücken. Schon haben sich Truppentheile desselben in Bewegung gesetzt und diese deutet ein Vorgehen gegen Kassel an. In Hersfeld aber sollen die Preußen noch in bedeutender Stärke stehen und das Fuldathal sperren, einerseits gestützt von den in Thüringen bis Vacha und Gegend stark concentrirten Truppen, andererseits von den aus den Rheinlanden über Wetzlar nachrückenden. Tritt also nicht bis morgen oder übermorgen eine glückliche versöhnliche Wendung ein in der Lage der Dinge, welche kaum zu hoffen, so könnten bei Hersfeld bedeutendere kriegerische Ereignisse vorfallen. Manche glauben zwar, die Preußen, welche in Fulda so sehr ernste Anstalten zu hartnäckiger Vertheidigung machten, die Truppen oft allarmirten und beunruhigten und mit kriegerischen Reden haranguirten, dann aber doch bei ernstlichem Vorgehen der Bundestruppen schnell diese starke Position verließen, würden es in Hersfeld eben so machen. Uns scheint dies aber sehr unwahrscheinlich, da hier die Lage der Dinge eine ganz andere. Die einzige Hoffnung der Friedensfreunde, d. h. der unendlichen Mehrzahl des Volkes, ist noch, daß Preußen die ungeheure Verantwortlichkeit scheuen muß, welche auf ihm lastet, wenn es durch ein abermaliges gewaltsames Entgegentreten gegen die Bundestruppen den Krieg wiederholt provocirt. —

Salzburg, 8. Nov. In der Nacht vom 5. auf den 6. dieses verschied im Schlosse Ebenzweier bei Gmunden Se. kais. Hoh. Erzherzog Ferdinand von Oesterreich d'Este, k. k. österreichischer Feldmarschall. An seinem Sterbebette standen dessen durchlauchtigster Bruder, Erzherzog Maximilian d'Este, und der von hier dahin berufene ausgezeichnete Med. Dr. und Professor Hornung. Die Sterbegebete sprach der katholische Dechant von Münster. Der sterbende Erzherzog betete andächtig mit dem zusprechenden Priester, und sah bei vollem Bewußtseyn mit der christlichsten Ergebung dem letzten Augenblick entgegen. Als kaum vom Kirchthurm des nahen Münster die elfte Stunde getönt, stand das Herz des Erzherzogs stille — es hatte ausgeschlagen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 93. Kaiserslautern, Donnerstag, 21. November **1850.**

Eine Heirath aus der andern Welt.

Eine Erzählung von Max Rosenhayn.

(Fortsetzung.)

Indessen war Feldner auch ein kräftiger junger Mann, der im Ringkampf auf dem Turnplatz seinen Meister gesucht hatte. Einen Augenblick lag er unbeweglich still, dann aber all seine Kraft zusammennehmend, befreite er sich durch einen kräftigen Ruck von dem auf ihm Knieenden, der jedoch mit zugleich auf den Beinen war; aber Feldner packte seinen Gegner unter den Armen, hob ihn ein paar Zoll von der Erde auf und warf ihn mit einer gewaltigen Kraftanstrengung einige Schritt weit zur Erde. In dem gleichen Augenblick hatte er sein Gewehr vom Boden aufgerafft, den Hahn gespannt und lag damit im Anschlag, ehe noch der Ansiedler Zeit gehabt hatte, seine Büchse wieder zu laden.

Teufel! sagte dieser überrascht, Ihr seyd ein tüchtigerer Bursche, als ich gedacht habe.

Schämt Euch! rief dagegen der junge Mann erbittert; ist es nicht eine schändliche Büberei, über einen Wehrlosen herzufallen und auf ihn zu schießen, während er sich Euch friedlich nahte? Wer hindert mich jetzt, Euch niederzuschießen wie eine Pantherkatze.

Sehr vieles, junger Mann, entgegnete der Ansiedler kaltblütig. Zuerst wahrscheinlich mein zweiter Sohn, der da mit der Büchse hinter der Hecke im Anschlag liegt und seine Waffe gut genug für sein Alter zu führen weiß. Komm vor, James, und lege die Büchse fort. Du bist noch zu jung, um auf einen Menschen zu schießen.

In der That kam der zweite dieser hoffnungsvollen Söhne hinter dem Dickicht hervor, indem er den Fremden argwöhnisch betrachtete und sich dann neben seinen Vater stellte, während auch der älteste Sohn, ein junger Mann von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, sich wieder von der Erde aufgerafft hatte. Feldner setzte jetzt ebenfalls sein Gewehr ab.

Drei gegen einen ist kein ehrlicher Kampf, sprach Clinton in der Pause, welche inzwischen entstand. Ich will keinen Vortheil ziehen; und da ich einmal sehe, daß Ihr fest entschlossen seyd, Euer vermeintliches Recht zu behaupten, so mögen unsere Büchsen darüber entscheiden. Kommt heraus auf die Wiese, ein ehrliches Duell, und wenn Ihr Sieger bleibt, wird es niemand einfallen, Euch zu belästigen.

Während er so sprach, hatte der Ansiedler seine Büchse wieder geladen, als durch den Knall des Gewehrs nun auch der dritte, der jüngste von des Ansiedlers Söhnen, herzugekommen war. Er betrachtete den Fremden aufmerksam und fast mit mitleidigen Blicken, dann sagte er zu seinem Bruder: Es ist schade um den hübschen Herrn, daß ihn der Vater todtschießen wird.

Aber es ist heut schon zu spät, sagte der älteste; man kann ja kaum noch den Stamm eines Ahorns von dem eines Tulpenbaumes unterscheiden. Du solltest es bis morgen aufschieben, Vater.

Der Junge hat Recht, erwiderte der Ansiedler sich zu Feldner wendend. Also morgen mit Sonnenaufgang, wenn es Ihnen recht ist, Herr. Und da Feldner durchaus nichts dagegen hatte, fügte er hinzu: Wenn Sie außerdem in meinem Hause übernachten wollen, so steht es Ihnen zu Diensten.

Unser Held wußte nicht, was er zu dieser Einladung sagen sollte; aber der älteste Sohn nahm statt seiner das Wort und sagte: Es ist wohl besser, wenn der Herr hier bleibt, Vater. Ich werde gehen und ihm etwas zu Nachtessen holen, auch Gras für seine Lagerstätte.

Er stieß bei diesen Worten Feldner, dem er sich inzwischen genähert hatte, leise an, um ihm anzudeuten, er möge nicht widersprechen.

Der junge Mann erklärte demgemäß, daß er sich dieser Anordnung gern füge, und nun entfernte sich Clinton mit seinen Söhnen, nachdem er dem ältesten befohlen, dem Fremden seine Papiere wieder zuzustellen, und denselben in einem barschen Ton eine gute Nacht gewünscht hatte.

Feldner blieb allein. Es war inzwischen ganz dunkel geworden, und da er in der unheimlichen Lage, in welcher er sich befand, durchaus nicht auf die Ehr-

Digitized by Google

lichkeit seines Gegners rechnen zu können glaubte, hielt er es der Vorsicht gemäß für angemessener, sich etwa fünfzig Schritt von seinem jetzigen Standpunkt unter einem Ahornbaum niederzulegen, in seinen Mantel gewickelt und das Gewehr zur Hand, auf etwaigen verrätherischen Angriff gefaßt.

In dieser unangenehmen Lage verging ihm fast eine Stunde und schon fing er an zu bereuen, daß er die Einladung des Ansiedlers nicht angenommen hatte, da er nicht ohne Grund vermuthen zu müssen glaubte, daß zuletzt die hoffnungsvollen Söhne Clinton's die Absicht hätten, ihrem Vater in dem Geschäft des folgenden Tages zuvorzukommen, als er von ferne den Schein einer Laterne bemerkte, welche der älteste Sohn zugleich mit einem Korbe trug, während der jüngere ein Bündel Decken, offenbar zum Nachtlager bestimmt, herbeischleppte. Feldner ging ihnen entgegen und der älteste Bruder entschuldigte sich wegen seines längeren Ausbleibens mit großer Lebhaftigkeit, indem er erzählte, sie hätten bei ihrer Heimkehr in die Meierei einen Pächter, ihren Nachbar, gefunden, der ihnen Wunderdinge von einem entfernten Lande, welches Kalifornien heiße, erzählt habe, wo das Gold so gewöhnlich sey wie Kieselsteine, daher denn auch von allen Weltgegenden her große Karawanen von Auswanderern dorthin zögen.

Als indessen der junge Mann sah, daß seine Erzählung einen geringen Eindruck auf seinen Zuhörer machte, begann er seinen Vorrath an Lebensmitteln auszupacken, der aus einem großen Stück Rinderpökelfleisch, einigen Maiskuchen und einem großen Kruge Bier bestand. Ohne grade bei großem Appetit zu seyn, ließ sich Feldner das kräftige Mahl doch schmecken, wobei ihn der junge Ansiedler treulich unterstützte, und nachdem sich sein jüngerer Bruder entfernt hatte, sagte er: Es mag Sie wohl gewundert haben, daß ich Sie vorhin bestimmte, hier draußen zu bleiben, während Sie vielleicht lieber im Hause übernachtet hätten. Aber ich meine, es ist nicht gut, daß ein paar Männer, wovon der eine den andern tödten soll, sobald die Sonne aufgegangen ist, unter einem und demselben Dache schlafen. Der Vater ist von einer Gemüthsart, die ihm die Beleidigung, welche Sie ihm angethan haben, nicht leicht wieder aus dem Sinne bringt, und wenn er heute Abend erst einige Gläser Branntwein getrunken — Nein, wenn er Sie einmal tödten muß, ist's besser, wenn es morgen unter dem Gewölbe der Bäume geschieht, als in seinem eigenen Hause; meinen Sie das nicht auch?

Feldner hatte gegen diese Ansicht durchaus nichts einzuwenden, obwohl es ihm durchaus nicht einleuchten zu wollen schien, daß er überhaupt getödtet werden müsse, was der Sohn des Ansiedlers für so ganz gewiß annahm.

Es ist eine laue Nacht, fuhr inzwischen der junge Mann, als sie ihre Abendmahlzeit geendet hatten, fort; und um drei Uhr wird es schon Tag seyn. Die wenigen Stunden bis dahin sind bald verstrichen. Sie haben außer den Decken hier noch ihren Mantel; aber wenn Sie außerdem noch ein Feuer zu haben wünschen, so will ich eins anzünden. Ich meinestheils werde mich nicht schlafen legen, doch rathe ich Ihnen, einige Ruhe zu genießen, denn Sie werden müde seyn von der Reise.

Sie wollen also die Nacht auch hier zubringen? sagte Feldner.

Freilich erwiderte jener mit einem fast feierlichen Ausdruck; ich muß ja für Sie vor Gott und meinem Vater aufkommen.

Diese Worte, mit einer gewissen Feierlichkeit, jedenfalls aber mit einem Ernst gesprochen, welcher tief aus dem Herzen des jungen Mannes herauszukommen schien, überzeugte Feldner trotz seines Argwohns, daß derselbe ungerecht gewesen sey, und daß er wenigstens von dieser Seite nichts zu fürchten habe.

Um indessen einer Unterhaltung ein Ende zu machen, die ihm wenig zusagte, stellte sich Feldner schlafend, obgleich er anfangs nicht dazu gelangen konnte. Aber die Stille der Nacht, das Säuseln des Windes durch die Zweige der Bäume, das wie die Stimme einer Mutter klang, die mit einem halbleisen Wiegenliede ihr Kind in den Schlaf lullt, selbst der Nebel, der aus dem Bach und aus dem Teiche aufstieg und sich um die Wipfel der Bäume verdichtete, kurz diese Ruhe, welche in der ganzen Natur herrschte, übte endlich auch ihren Einfluß auf Feldner, so daß er in einen leichten Halbschlummer versank. Er hatte indessen noch nicht lange in diesem Zustand gelegen, als er durch ein leises Flüstern an seiner Seite aufgeschreckt wurde, und als er recht emporsah, sah er deutlich, wie eine schlanke weiße Gestalt sich eiligst in das nahegelegene Gebüsch zurückzog.

Wer war da? fragte er hastig.

Es war nur meine Schwester, erwiderte der junge Ansiedler; die Neugierde hat sie hergetrieben, um Sie zu sehen, und als sie Sie beim Schein der Laterne betrachtete, hat sie gemeint, Sie wären eigentlich noch zu jung, um zu sterben, und es wäre schade um Sie.

Es war wenig tröstliches in diesen Worten für unsern armen Feldner. Die gesammte Familie Clinton's schien somit so sehr von der Geschicklichkeit des Vaters in Führung seiner Waffe überzeugt, daß sie für das Haupt der Familie gar keine Gefahr fürch-

Digitized by Google

tete, sondern einzig und allein den Fremden als ein dem sichern Tode geweihtes Opfer betrachtete, und mit dem bischen Ruhe, welches er bis dahin genossen, war es jetzt bei Feldner vorbei. Der Gedanke, daß diese Nacht die letzte seines Lebens seyn sollte, ließ ihn nicht wieder einschlafen, und wachend erwartete er die Annäherung des Tages.

(Fortsetzung folgt.)

Ein weiblicher Convent.

Der Courier der vereinigten Staaten vom 26 Oct. enthält einen interessanten Artikel: „ein weiblicher Convent“ überschrieben. Derselbe beginnt: „Die freien Frauen konnten nicht ermangeln, ihre Stimmen in das allgemeine Reformgeschrei, das sich jetzt von allen Seiten erhebt, zu mischen. Der Convent für die Rechte der Frauen hat sich am letzten Mittwoch in Worcester versammelt.“ Die zahlreiche Versammlung zählte Mitglieder aus 10 verschiedenen Staaten und Damen von jedem Alter und Farben waren zugegen. Zur Präsidentin wurde Miß Pauline Davis aus Rhode Island gewählt; doch sung und hübsch hatte sie die Männer nicht so gründlich, daß ihre Eröffnungsrede die Anwesenden befriedigt hätte. Lucretia Mott aus New-York, mit einem knochigen, markirten Gesichte erbitterte sich so über diese Rede, daß sie aufsprang und feurig ausrief: „Keine Politik à la Rosenwasser, man muß die volle, ganze, unverhüllte Wahrheit sagen.“ Diese besteht aber nach dieser neuen Prostin darin, daß die Frau in der jetzigen Gesellschaft verachtet und mit Füßen getreten und daß es Zeit wird, mit diesem verhaßten System ein Ende zu machen. Der Augenblick sey gekommen, die Fahne der weiblichen Unabhängigkeit aufzupflanzen, die nicht eher niedergelegt werden dürfe, bis der Sieg erfochten und beide Geschlechter auf den Fuß völliger Gleichheit gestellt worden seyen. Frau Keller beantragte, das Recht zu wählen und gewählt zu werden und alle politischen Rechte auszuüben, müsse den Frauen gewährt werden, und dieselben müßten eben so wohl alle Beamtenstellen, selbst die Präsidentenstelle der Republik verwalten können wie die Männer. Um sie fähig zu machen, auch Kriegsdienste zu leisten, sollen die Mädchen künftig mit den Knaben gleich erzogen werden. Am Schlusse der Sitzung wurden folgende Paragraphen als angenommen erklärt, d. h. die Zwecke der Convention sind: 1. Verwerfung der Bibel. 2. Abschaffung der Gesetze und Constitution des Landes. 3. Wiederorganisation des gesellschaftlichen Lebens mit völliger Gleichheit beider Geschlechter ohne Unterschied der Farbe. 4. Einführung der unbeschränktesten Amalgamation (Verbindung) der Geschlechter und Farben. 5. Erwählung der Abgeordneten Kelly oder Miß Davis zum Präsidenten der Vereinigten Staaten und der Lucretia Smith zum General-en-Chef der Land und Seemacht. 6. Je nach Umständen und Belieben Abschneiden der Hälse der tyrannischen Männer, und 7. Abschaffung des Saigens. — Man kann daraus erkennen, welcher Umschwung der Welt von Amerika aus bevorsteht. Interessant war ein Brief von Miß Wilson aus Ohio, worin erklärt wird, Jenny Lind beschimpfe die weibliche Delicatesse, indem sie öffentlich singe, um die Tirannen des schönen Geschlechts zu erfreuen.

Miscellen.

Königsberg ist in jüngster Zeit der Schauplatz einer recht seltsamen Diebsgeschichte gewesen. Eine nicht gerade unbemittelte Näherin fand Abends nach Hause kommend ihre Wohnung ausgeräumt. Vergebens war ihr Forschen nach den Dieben. Acht Tage später fand sie einen Zettel an der Hausthüre befestigt, auf dem bemerkt war, daß ihre Silber- und Goldsachen von den Dieben bei einem bekannten Diebshehler versetzt seyen, und daß sie am nächsten Freitag nach der polnischen Kirche gehen möge, wo ein Brautpaar getraut werden würde. Der Bräutigam werde einen aus dem ihr gestohlenen Tuchmantel gefertigten grünen Rock, die Braut das ihr gestohlene seidene Kleid und die Brautjungfern ihre kattunenen Kleider tragen. Die Näherin machte sofort einem Polizeibeamten Anzeige und dieser schickte an dem bezeichneten Freitag einen Gendarm in Civil mit der Näherin in die Kirche. Man fand hier alles so, wie der Zettel es angegeben hatte; auch die Brautjungfern in den Kattunkleidern der Näherin fehlten nicht. Der Gendarm, welcher in den Personen dieses Hochzeitszuges sogleich bekannte Observaten erkannt hatte, befahl den Kutschern insgeheim, nach der Trauung sogleich nach dem Inquisitoriat zu fahren. Als die Trauung vorüber war, bat der Gendarm, mit in den Wagen steigen zu dürfen. Das wurde ihm gewährt und bald hielten die Neuvermählten vor dem Gefängniß, das trotz alles Sträubens sowohl die Hochzeiter, wie deren Gäste zwischen seine nackte Wände aufnahm.

In Blandford-Place, Kentishtown, ist eben ein Mann, Namens Sheldon gestorben, der früher Schneider war, seit zwanzig Jahren aber von den Almosen lebte, die er von seinen Nachbarn erhielt, der ohne Rock und Hut einherging, und der oft Brodstücke in den Straßen auflas und sie aß. Derselbe hinterläßt zu allgemeiner Verwunderung ein Vermögen von 15,000 Pfd. Sterling.

In Rußland werden nach der dortigen „Staats-Zeitung“ die Censoren dem Ministerium der Volksaufklärung zugezählt.

Digitized by Google

Neueste Nachrichten.

Pfalz. Das pfälzische Central-Unterstützungs-Comite für Schleswig-Holstein in Frankenthal hat eine Zusammenstellung der aus der Pfalz bis zum Anfange Nov. nach jenem Lande gesendeten Unterstützungsgelder veröffentlicht. Die Gesammtsumme beträgt nahezu 7000 fl. (6989 fl. 22 kr.) Das Comite fordert dringend zu weiteren Beiträgen, nicht nur an Geld, sondern auch an warmen Kleidern u. s. w. auf. Es empfiehlt die Bildung von Local-Comites in allen einzelnen Gemeinden, und erinnert wiederholt, wie dringend nöthig Unterstützungen seyen bei den notorischen Verhältnissen jenes Landes und der Noth, welche dort unabwerdbar allenthalben einreißen muß.

Mainz, 18. Nov. Nächst dem von Seite des Gouvernements der Bundesfestung Mainz ausgegangenen Verbote der „Mainzer Zeitung" ist eine ernstliche Verwarnung auch an die übrigen hier erscheinenden Blätter ergangen, des Inhalts, aller und jeder Aufreizung oder Maßlosigkeit der Sprache fortan sich zu enthalten, indem wegen der hiesigen eigenthümlichen Garnisonsverhältnisse ebensowohl die zwischen den beiden deutschen Großmächten noch obwaltenden Differenzen, als die einseitige Mittheilung von Thatsachen, wie solche leider nur zu oft vorgekommen sind, leicht Veranlassung zu beklagenswerthen Auftritten bieten könnten, für deren Folgen die Blätter alsdann verantwortlich seyn würden. Man versichert, daß demnächst ein wahrhaft gemäßigtes Blatt dahier erscheinen wird.

Berlin, 17. Nov. In der Stadt, berichtet die „Lithogr. Corresp." sind Gerüchte im Umlauf von einem gegen den Minister v. Manteuffel beabsichtigten Excess, dem die Polizeibehörde zuvorgekommen seyn soll. Bei widersprechenden Gerüchten läßt sich Bestimmtes darüber nicht sagen. Mit jenem beabsichtigten Excess scheint die Verhaftung einer Person in Zusammenhang zu stehen. — Das Hauptquartier der für Schlesien event. bestimmten Armee würde entweder Breslau oder Görlitz seyn. — Gestern sind an 1600 Mann Reserven und Landwehr von hier nach Magdeburg abgegangen, heute früh folgten eine nicht geringe Anzahl, darunter Landwehrartillerie, nach. Die Berliner Landwehrcavallerie wird heute Nachmittag in Charlottenburg eingekleidet. Morgen wird Landwehr in Spandau eingekleidet und, wie es heißt, nach der Festung Torgau dirigirt werden.

Neuerdings vernimmt man wieder aus Wien, daß die Minister Schwarzenberg, Bernstorff und Pfordten in Dresden zur freien Conferenz zusammentreten werden. — Es werden wieder bedeutende Truppendurchmärsche angemeldet. Aus Ungarn bewegen sich große Massen nordwärts. In der Leopoldstadt waren die Gränzregimenter einquartiert.

Wien, 14. Nov. Heute wurde unter dem Vorsitz Radetzkys beim F.-Z.-M. Heß in der Generalstabs-Canzlei großer Kriegsrath abgehalten. Die Abreise Radetzkys zur Inspicirung der Operationsarmee im nördl. Böhmen findet im Laufe des nächsten Tages statt. v. Meyendorff war um die Versöhnung und Vermittelung sehr bemüht, ob mit Erfolg, weiß man noch nicht.

— 15. Nov. In den militärischen Dispositionen ist einiger Stillstand eingetreten.

Kiel, 16. Nov. Nach der „Börsenhalle" soll von Berlin die Weisung an die Statthalterschaft ergangen seyn, unsere Armee bis zum 15. Dezember zu entwaffnen, widrigenfalls die Executions-Vollziehung erfolgen werde.

Kiel, 16. Nov. Es scheint sich zu bestätigen, daß die schleswig-holsteinische Angelegenheit keinen Zwiespalt zwischen Oesterreich und Preußen mehr veranlassen und die Vereinigung nicht aufhalten wird. Dem Vernehmen nach ist hier die Weisung aus Berlin eingetroffen, daß, wenn unsere Armee bis zum 15. Dezember nicht entwaffnet ist, die Execution vollzogen werden solle. Die Antwort unserer Regierung soll dahin lauten, daß die Schleswig-Holsteiner bis auf den letzten Mann für ihr Recht und ihr Vaterland zu sterben wissen würden. Die Haltung des Landes wird diese Antwort rechtfertigen. Freilich wird Preußen vielleicht mit dem Durchmarsch der Executionstruppen verschont bleiben, aber Hannover wird ihn ruhig gewähren.

Paris, 16. Nov. In der hiesigen Münze prägt man jetzt eine Million Goldstücke, wozu aus Californien hergebrachtes Metall verwendet wird. — Im Justizministerium arbeitet man eifrig an einer Liste von Begnadigungen, die am 10. Dezember verkündigt werden sollen.

— Der 11. und 12. Nov., für welche Tage ein allgemeiner Aufstand im Süden angesagt war, sind ohne alle Ruhestörung vorübergegangen. Der „Constitutionnel" schreibt die Nichtausführung des Planes der Demagogen den energischen Polizeimaßregeln zu.

— 17. Nov. Aus der Altersklasse von 1849 werden 40,000 Mann einberufen; nach dem „Moniteur" fordern die deutschen Angelegenheiten, trotz der versprochenen Neutralität, diese Vorsichtsmaßregeln. — Ein Manifest der Londoner Flüchtlinge erklärt die deutschen Rüstungen als gegen Frankreich gerichtet. — Montalembert ist hier angekommen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstäbchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 94. Kaiserslautern, Samstag, 23. November **1850.**

Eine Heirath aus der andern Welt.

Eine Erzählung von Max Rosenhayn.

(Fortsetzung.)

Die funkelnden Sterne starben allmälig in den Morgennebel hin, ein kühler Wind rauschte stärker in den Zweigen der Bäume, die Vögel erwachten und zwitscherten, und die ersten Sonnenstrahlen erhellten das Thal. Auch der junge Ansiedler, der endlich doch dem Schlaf erlegen war, sprang von seinem Lager auf. Der verhängnißvolle Augenblick war endlich gekommen.

Schweigend erwarteten die beiden jungen Leute, jeder seinen eigenen Gedanken nachhängend, die Ankunft des Ansiedlers, welcher auch nicht lange damit zögerte. Er kam aus seiner Wohnung, begleitet von seinen beiden jüngern Söhnen und einem Fremden, welcher, seiner Kleidung nach zu schließen, ebenfalls ein Landbesitzer der Umgegend seyn mußte, und der wahrscheinlich der Besucher war, von welchem der älteste Sohn am verwichenen Abend erzählt hatte.

In einiger Entfernung von Feldner machen die Ankommenden Halt, und nur der zweite, fremde Pächter näherte sich Feldner, begrüßte ihn höflich und sagte: Mein Herr, ich weiß, um was es sich hier handelt und was meinen Freund Clinton veranlaßt hat, Sie ein wenig unfreundlich aufzunehmen; aber ich bin überzeugt, daß sich die Sache noch gütlich beilegen lassen wird, wenn Sie sonst die Hand dazu bieten.

Diese unerwarteten Worte klangen wie Musik in den Ohren unseres Landsmanns, der auf alles andere, nur nicht auf eine solche Anrede gefaßt war, doch um sich keine Blöße zu geben, sagte er anscheinend ruhig: Ich wüßte kaum, wie das anders möglich wäre, als wenn Herr Clinton mir mein Eigenthum ausliefert, wozu er doch wenig Lust zu haben scheint.

Zunächst, mein Herr, fuhr jener fort, müßten Sie die beleidigenden Ausdrücke, welche Sie gestern gegen meinen Freund Clinton gebraucht haben, zurücknehmen; dann wäre es vielleicht möglich, sich über den zweiten Punkt zu verständigen.

Was nun diesen Punkt anbetrifft, so erklärte Feldner mit großer Bereitwilligkeit seine Zustimmung. Er sey durch das Benehmen Clinton's zu solchen Worten gereizt worden, sagte er, und wenn dieser sein Verfahren gegen ihn ändere, so fielen natürlich auch jene Beleidigungen von selbst fort. Was den Vergleich hinsichtlich des Gutes betreffe, so wolle er die vorgeschlagenen Bedingungen hören und dann sehen, ob er darauf eingehen könne oder nicht.

Diese Bedingungen sind sehr einfach, mein Herr, fuhr der fremde Pächter fort; Sie haben das Gut ohne die dazu gehörenden Gebäude und ohne die diesjährige Ernte gekauft. Wir werden diese Dinge, so wie das übrige, was Ihnen mein Freund Clinton noch überlassen wird, zu einem billigen Preis taxiren. Sie werden es ihm bezahlen, dies ist alles und gewiß nicht mehr, als man nach Recht und Billigkeit verlangen kann.

Feldner traute kaum seinen Ohren, obgleich er noch immer fürchtete, man werde versuchen ihn zu prellen und ihm einen übermäßigen Preis für diese Gegenstände abfordern. Indessen trat Clinton, der von der Bereitwilligkeit seines Gegners unterrichtet worden war, nun auch herzu, gab ihm die Hand zum Zeichen der Versöhnung und forderte ihn dann auf, die Baulichkeiten, die Geräthschaften und die Felder in Augenschein zu nehmen, um sich von dem Werth derselben zu überzeugen. — Feldner zeigte sich bereit und nachdem er alles gesehen, war die Summe, welche man von ihm verlangte, so gering, daß er sich gestehen mußte, er würde selbst das Doppelte gegeben haben, um sich nur aus diesem verdrießlichen Handel zu ziehen. Er gab sich alle nur erdenkliche Mühe, einen Grund für diese seltsame Umwandlung Clinton's aufzufinden, aber vergeblich; und als ihn dieser letztere nach abgeschlossenem Handel nun ersuchte, mit ihm in das Haus zu kommen, um zu frühstücken, und die dort versammelte Familie den am Abend vorher ihnen noch so verhaßten Gast mit

Digitized by Google

der größten Freundlichkeit und Gastfreiheit empfing, konnte er endlich nicht umhin, den Pächter nach der Ursache dieser merkwürdigen Umstimmung zu fragen. Dieser zeigte lächelnd auf ein Buch, welches auf dem Tische lag. Es war das „Handbuch für Auswanderer nach Kalifornien“.

Ich habe mir das Ding während der Nacht überlegt, sagte Clinton, und wenn ich einmal einen Entschluß gefaßt habe, so pflege ich nicht lange damit zu warten, ihn auszuführen. In wenigen Stunden werden wir alles zur Abreise fertig haben und Sie können sich von heute ab als alleinigen Eigenthümer von Red-Maple betrachten.

Nun war das Räthsel gelöst, welches unsern Freund Feldner noch immer mit dem Gedanken beunruhigt hatte, daß irgend ein unbekanntes Etwas zwischen ihn und seine Aussichten treten werde, und vielleicht hat sich niemand jemals mit solcher Aufrichtigkeit über die Entdeckung des Goldlandes gefreut, als er es in diesem Augenblick that.

Das Frühstück dauerte indeß nicht lange; obgleich Feldner, nachdem er nunmehr gänzlich über diese Dinge beruhigt war, welche ihm in der letzten Zeit viel zu schaffen gemacht hatten, dasselbe noch gern verlängert hätte, denn der Platz, den die Tochter des Ansiedlers ihm neben sich eingeräumt hatte, dünkte ihm von der ganzen Besitzung das beste. Das junge Mädchen war in der That eine liebliche bezaubernde Erscheinung, und die rauhe, unwirthliche Umgebung, in welcher sie sich befand, diente nur noch dazu, ihre zarte Gestalt und die natürliche Anmuth ihrer Bewegungen um so vortheilhafter hervortreten zu lassen. In ihrer Gesellschaft vergaß Feldner den rauhen Empfang des Vaters, das Unrecht, welches man ihm zuzufügen im Begriff gewesen war, und als der alte Clinton endlich zum Aufbruch mahnte, fühlte sich der junge Mann fast eben so unbehaglich wie am Abend zuvor unter dem Eindruck vor des Ansiedlers Büchse.

Das Einpacken derjenigen Geräthschaften, welche Clinton auf seiner Reise für nothwendig hielt, wurden mit einer Hast betrieben, welche in wenigen Stunden alle Anstalten zur Abfahrt beendigen ließ, und niemand, der nicht den Charakter der Amerikaner kennt, würde auf die Vermuthung gekommen seyn, daß diese Familie erst in der verwichenen Nacht den Entschluß gefaßt hatte, ihren bisherigen Wohnsitz zu verlassen, um sich viele hundert Meilen weiter in einer unbekannten Gegend eine neue Heimat zu gründen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Briefe
des Generals v. d. Gröben an den Fürsten von Thurn und Taxis.

(R. A. Ztg.)

„Fulda am 8. Nov. 1850. Abends 6 Uhr. — Eure Durchlaucht haben heute wieder meine Vorposten gedrängt, und es ist leider von ihren Truppen angriffsweise verfahren worden. Ich war bereit, sie in meiner Stellung zu empfangen, da ich die Ehre meiner Waffen wahren muß. Wie ich es Hoddenfelden aber vorausgesagt, daß die unglücklichen Mißverständnisse zwischen unsern Staaten gewiß in Kurzem sich aufklären müßten, so ist auch jetzt schon ein annähernder Schritt geschehen. Gerade in dem Augenblicke, da Sie uns Ihre Kugeln sendeten, erhielt ich aus Berlin die Weisung, zur Bekräftigung wahrer Friedfertigkeit Fulda zu räumen und mich auf die Etappenstraße Hersfeld und Bacha, zurückzugeben, wenn sich die militärischen Verhältnisse darnach noch regeln ließen. Ich beabsichtige daher, diesem höheren Befehle ungesäumt Folge zu leisten, wenn Eure Durchlaucht mich darin unterstützen wollen, und zwar am 9. Marbach und Hünfeld, am 10. Rasdorf, Buttlar und Bacha und mit meinen, die Etappe Hersfeld eben erreichenden Truppen diesen Ort zu belegen. Ohne Zweifel werden alle ferneren noch abweichenden Ansichten in diesen Tagen definitiv beseitigt werden, oder was ich zu Gott nicht hoffe, unsere Feindseligkeiten einen reinen und entschiedenen Charakter annehmen. Eure Durchlaucht theile ich diese meine An- und Absicht unumwunden mit. Morgen Mittag 12 Uhr ist Fulda geräumt. Ich werde meiner Arrieregarde den Befehl geben, nicht zu laden wenn Sie dasselbe thun. Folgen Sie in einem Abstande von einer halben Meile ruhig nach. Eure Durchl. wollen begreifen, wie schwer es einem alten Soldaten werden muß, sein Terrain ohne Schwertstreich zu räumen. Ich füge mich indessen nichtsdestoweniger einer höheren Macht, indem ich darin eine tiefe Beruhigung finde, daß dieser Schritt, so Gott will, der Beginn einer erfreulichen Lösung aller der Schwierigkeiten und Differenzen seyn möge, welche zur Zeit noch obschweben, wodurch mir hoffentlich dann auch die Gelegenheit geboten seyn wird, persönlich die Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung und Verehrung zu wiederholen, womit ich mir zur Ehre mich unterzeichne: Euer Durchlaucht ganz gehorsamster Karl Graf von der Gröben, königlich preußischer General-Lieutenant und commandirender General.“

Digitized by Google

In dem zweiten Briefe des Grafen v. d. Gröben vom 10. Nov. heißt es: „Meine Truppen hatten bis zum 6. nicht geladen, als aber meine Feldwachen von Ihren Truppen zurückgedrängt wurden, erklärte ich Hochdenselben, daß dadurch die Feindseligkeiten von Ihrer Seite eröffnet worden. Sie eröffneten mir alsdann, daß Sie den Befehl hätten, mich zu delogiren, und als nun am 8. Ihre Truppen ohne Rücksicht auf meine Stellung dicht aufrückten, fielen von preußischer Seite die ersten Schüsse und hatten den höchst beklagenswerthen Erfolg. Ich frage: Ob die k. bayer. Truppen es sich würden gefallen haben lassen, wenn ich mit den königl. preuß. Ihnen so auf den Hals gegangen wäre? Gewiß nicht! Und doch blieb im dann noch ruhig in meiner Stellung, ohne weiter einen Schuß zu thun. Lassen sie uns indessen von dem Vergangenen absehen, und nur verhindern, daß nicht erneuerte Schritte geschehen, die das Uebel unheilbar machen, doch darüber sind wir einig. Ich kenne Ew. Durchlaucht, und das ist mir die sicherste Gewähr. Ihre Theilnahme an dem Verluste unseres vortrefflichen Grafen v. Brandenburg, dieses Schildes unserer Ehre, rührt mich tief. Sie ist ihrer würdig. Genehmigen Sie u. s. w. v. d. Gröben, Generallieutenant."

Miscellen.

Der „Freischütz" bringt folgende sonderbare Geschichte: Ein schleswig-holsteinischer Freiwilliger aus Bayern, und dort vor Kurzem noch militärpflichtig, hat für tausend Gulden einen Stellvertreter gekauft, um dem Zuge seines Herzens, sich gegen die Dänen zu schlagen, folgen zu können. Der Grund hieran ist nicht nur Sympathie für die schleswig-holsteinische Sache, sondern hauptsächlich — Durst nach Privatrache. Was wir nachstehend erzählen wollen, klingt freilich seltsam, ist aber factisch, und wir haben dafür einen sehr achtbaren Gewährsmann. Jener Bayer hatte einmal in einem Münchener Wirthshause Streit mit einem Dänen. Es kam zu Thätlichkeiten, und zuerst wurde der Bayer weiblich geprügelt, später aber prügelte der Bayer den Dänen. Mit dieser Revanche jedoch keineswegs zufrieden, wurzelte vielmehr seit jener Stunde ein tiefer Dänenhaß in dem Manne aus dem bayrischen Oberlande. Er ließ sich's, wie gesagt, tausend Gulden kosten um in die schleswig-holsteinische Armee eintreten zu können, und zwar in ein Jäger-Corps. Hier zeichnete er sich durch seine Tollkühnheit aus. Er hat sich zu verschiedenen Malen über die feindliche Vorposten-Linie hinausgewagt und einzelne Dänen — um den Wirthshausstreit fortzusetzen — theils getödtet, theils gefangen mit weggeführt.

„Galignani's Messenger" erzählt von dem berühmten Maler Horace Vernet folgende Anekdote: „Ein junger Recrut des 2. Dragoner-Regiments, der sich in seiner neuen Tracht sehr gefiel, äußerte gegen seine Kameraden, daß er seiner Mutter gern sein Porträt senden möchte, wenn es nur nicht so viel Geld kostete. Die Cameraden banden ihm auf, daß Horace Vernet Soldaten für 30 Sous porträtire, und wiesen ihn nach dessen Haus. Vor den Künstler geführt, fragte der Recrut, ob er derjenige sey, welcher Soldaten für 30 Sous porträtire? Der Maler merkte gleich, daß man den jungen Mann hatte narren wollen, antwortete aber ohne Zögern: „Ja, Sie wollen also ihr Porträt?" Nachdem er ihn ein paar Minuten lang betrachtet hatte, setzte er hinzu: „Kommen Sie in drei Tagen wieder." Der Dragoner erschien zur festgesetzten Zeit und empfing aus Vernets Händen sein wohlgetroffenes Porträt gratis und 25 Fr., um es einrahmen zu lassen.

Am 14. Nov. Abends ereignete sich dicht vor dem Braunschweiger Bahnhofe ein Unfall. Der von Oschersleben kommende Güterzug war etwas spät von Wolfenbüttel abgegangen, und, wie es scheint, etwas langsam von daher gefahren. Bald darauf ging der Personenzug ab, holte jenen gegen 8 Uhr Abends vor dem diesigen Bahnhofe ein und stieß mit solcher Gewalt auf denselben, daß 4 Wagen mehr oder weniger zertrümmert, andere beschädigt, und viele Frachtgüter verloren gingen oder doch beschädigt wurden. Einer von den Güterwägen ist so in die Höhe geschleudert, daß er geradezu auf der vor ihm zu stehen gekommen ist. Personen sind Gottlob nicht beschädigt. Der Schaden wird vorläufig auf 12- bis 15,000 Thaler angeschlagen, und der Unfall soll dadurch verschuldet seyn, daß der Bahnwärter, der den Personenzug so rasch dem Güterzuge folgen sah, jenem kein Warnungszeichen gegeben hätte. Wir können dies jedoch nicht verbürgen.

Nach den neuesten Berichten aus Hayti hat man am Jahrestage der Krönung des Kaisers Soulouque die neue Expedition gegen die dominicanische Republik beschlossen. Die größten Gewaltmaßregeln wurden angewandt, um die Armee zu verstärken. Alle Leute, die nicht ein festes Gewerbe treiben, wurden gepreßt. In Folge dieser Ereignisse liegt der dortige Handel ganz darnieder.

Digitized by Google

Der Aargauer Zeitung wird unterm 18. Nov. aus Zug Folgendes geschrieben: Die Zeitungsleser erinnern sich noch, daß vor mehreren Jahren ein Geschäftsreisender im Zugersee verunglückte. Derselbe fuhr Abends spät, nachdem es schon ganz Nacht geworden, von Zug nach Arth, obgleich man ihn auf die Gefährlichkeit des Wegs zur Nachtzeit aufmerksam gemacht und ihn gewarnt hatte. Er nahm zwar einen Führer mit, der mit einer Laterne vorgehen mußte; dennoch aber geschah das Unglück, wie die öffentlichen Blätter berichteten. Man fand zwar Wagen und Roß wieder, aber nicht den Reisenden, auch sein Geld nicht. Nun wird aber behauptet, derselbe habe, nachdem er aus dem Wagen gestiegen, das Pferd absichtlich dem See zugejagt, sich dann verborgen gehalten und geflüchtet, und sey nach Amerika geflohen. Dort sey er in neuester Zeit, trotz seines angenommenen falschen Namens, von einem anderen Reisenden erkannt worden und soll jetzt ausgeliefert werden. Er war der Reisende eines Handelshauses aus Freiburg im Breisgau.

Vor einigen Tagen, erzählt das Pester Morgenblatt, machte sich ein Bauer von Jsamkek, nachdem er seine zu Markt gebrachten Producte verkauft hatte, Nachmittags mit seinem vierspännigen Wagen und dem gelösten Gelde auf den Heimweg. In der Nähe von Budakesz hat in ein anscheinend im Fiebertrost zitterndes Weib, sie bis zum genannten Dorfe mitzunehmen. Der Bauer ließ das Weib aufsitzen, das seinen Korb neben sich hinstellte, und sein Gesicht sorgfältig in ein großes Tuch hüllte. Kaum waren sie einige Schritte weiter gefahren, als der Bauer bemerkte, daß die ehrwürdige Matrone einen respectabeln Bart habe, worüber er dermaßen erschrack, daß ihm die Pfeife aus dem Munde fiel. Zum Glück behielt er Geistesgegenwart genug, die bärtige Matrone ganz gleichgültig zu bitten, ihm doch die Pfeife aufzuheben, da er die wilden Pferde nicht auslassen dürfe. Kaum war aber der lose Vogel abgestiegen, als der Bauer sporenstreichs davonfuhr. Zu Budakesz angekommen fand derselbe in dem Korbe zwei Pistolen, ein großes Messer und vierzig Gulden, was er sofort gerichtlichen Händen übergab.

Neueste Nachrichten.

Kassel, 19. Nov. Hier ist man auf die nächsten Ereignisse sehr gespannt und glaubt im Allgemeinen, daß die preuß. Regierung mehr als eine bloße Demonstration mit ihren Rüstungen bezwecke, obgleich man anderseits die Ueberzeugung hat, daß die Politik der Verständigung zwischen den beiden deutschen Großmächten im entscheidenden Augenblick obsiegend bleiben werde. Im Uebrigen ist in unserer Stadt alles ruhig; die Bürgergarde versieht gleichzeitig mit dem preußischen Militär die Wachen, und zwar zum Theil oft gemeinschaftlich. Die k. preuß. Besatzung ist zumeist in die Oberneustadt gestern einquartiert worden, um in der Altstadt die bereits gemeldeten Reserven unterzubringen. — Sicherem Vernehmen nach hat ein Nachsuchen um Wiederanstellung von Seiten des Oberstlieutenants von Bardeleben, welcher fortwährend im Kreis seiner Freunde zu Frankfurt verweilt, bis jetzt nicht stattgefunden. — Von Hersfeld erhalten wir die Nachricht, daß die Preußen ihre Vorposten und Feldwachen bis in die Nähe von Hünfeld vorgeschoben haben, wogegen die Bundestruppen sich zurückgezogen hätten. Letztere hatten gar keine Vorposten ausgestellt. Die preußischen Truppen sollen sich in ihrer Aufstellung bei Hersfeld concentriren, die Bagagewagen nur sind zurückgeschoben, und die Militärärzte sind gestern von da nach Eisenach mit dem Auftrage abgegangen, daselbst ein Lazareth einzurichten.

Köln, 18. Nov. Die Forts unserer Stadt sind besetzt, sowie die Lunetten und die Casonnieren zur Aufnahme von Truppen wohnbar gemacht, die Wälle mit dem nöthigen Geschütze versehen und die Pappeln auf dem Glacis umgehauen. Köln wird in kurzem eine Besatzung von 15 000 Mann haben; die Artilleriefestungscompagnieen sind bereits gebildet und mit dem Transporte der Pulvervorräthe aus den Friedensmagazinen vor der Stadt in die Kriegsthürme beschäftigt. — Heute zogen die letzten badischen Truppen (eine Artillerieabtheilung mit 12 Geschützen, welche gestern Nachmittags aus Westphalen hier eintraf) auf dem Wege nach der Heimat weiter.

Altona, 16. Nov. In Folge des Verraths eines Ueberläufers ist es den Dänen gelungen, in der Nacht vom 14. auf den 15. d. M. von einer diesseitigen Feldwache in Bahrendorf (soll wohl heißen Breckendorf) 16 Mann des 11. Bataillons gefangen zu nehmen.

Aus Nordaldingen, 16. Nov., schreibt man der „Weserzeitung“: Es sollen in Oesterreich zwei Männer von hohem Einfluß für uns aufgetreten seyn: Erzherzog Johann und Marschall Radetzky, so daß das Gerücht nicht ganz unwahrscheinlich klingt, welches behauptet, daß seit kurzem ein sehr lebhafter Briefwechsel zwischen dem Erzherzog Johann einer- und dem Grafen Reventlou-Preez (dem Statthalter) und Reventlow-Farve andererseits geführt werde. Die unserm Lande angehörigen Briefsteller sollen äußerst warm, kräftig und beredt die moralischen und politischen Nachtheile und die Gefahren auseinandergesetzt haben, welche für Oesterreich erwachsen könnten, wenn es seine Truppen zur Unterdrückung des deutschgesinnten Schleswig-Holsteins verwendete.

Hannover, 18. Nov. Aus sicherer Quelle geht uns die Mittheilung zu, daß 13,000 Mann Truppen sofort auf den Kriegsfuß gesetzt werden sollen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 95. Kaiserslautern, Donnerstag, 28. November **1850.**

Für Schleswig-Holstein.

geht der „constit. Ztg." das folgende Gedicht zu, welches nicht vergeblich durch seine Anmuth gefallen, durch seine Innigkeit rühren wird.

Klopf' armes Lied an die verschlossenen Thüren
An harte Herzen klopfe, sie zu rühren,
Demüthig alle harte Antwort trage,
Und sing' auch tauben Ohren deine Klage.

Weist dich ein Mann zurück, so laufe mit,
Halt wie ein armer Bettler gleichen Schritt,
Wenn er dich hört, besinnt er sich vielleicht,
Denkt an sein Weib und Kind und ist erweicht.

Ach dir bedroht der Feind die Schwelle nicht,
Schlägt nicht dein Kind, weil es nicht dänisch spricht,
Droht nicht dem Weibe, das mit schwacher Kraft
Gezwungen ihrem Feinde Schanzen schafft.

Und find'st du eine Mutter, also sprich:
O Frau! an deinen Sohn erinnre dich.
Für den die manche Sorge, manche Qual
Die Ruh' der Nacht von deinem Herzen stahl.

Dort sitzt so manche hoffnungsvoll am Tog,
Als längst ihr Kind in seinem Blute lag,
Da hört sie's; ihre bleiche Lippe spricht
Zum andern Sohn: „Geh' nur, dich halt' ich nicht."

O Lied, sag's einer Braut, in deren Blick
Die ganze Welt erscheint ein einzig Glück.
O zeig ihr jene, die zerstört, verwirrt
Am Abend durch die Saat des Todes irrt.

Ist er's? — Ach nein — das ist nicht sein Gesicht.
Das wagte nicht der Tod — das kennt' er nicht!
Er ist's — er hört ihn nicht den wilden Schrei,
Und keine Thräne lockt ihn mehr herbei.

Die Rose, die sie ihm am Wege gab,
Steckt noch an seiner Brust — auf seinem Grab.
Beich armes Herz — und du, die nichts verlor,
Leih' hälfreich meinem Lied ein willig Ohr.

Ein Jeder hat ja hier auch seine Pflicht,
Und mancher lebt, dem hier sein Brod gebricht,
Du aber gib dein bischen Ueberfluß
Mir liebe als dem flüchtigem Genuß.

Und bitte Gott, es wolle seine Hand
Das wen'ge segnen, das du hingesandt.
Und dir, wenn einst Verzweiflung dich umringt,
Ein Herz berühren, das dir Hülfe bringt.

Eine Heirath aus der andern Welt.

Eine Erzählung von Max Rosenhayn.

(Fortsetzung.)

Während indessen die männlichen Mitglieder der Familie mit einer Art von fieberhafter Hast die Reisevorkehrungen betrieben, schienen sich Mutter und Tochter dagegen nur ungern in dies neue Verhältniß zu finden, und als endlich wirklich alles bereit war und die beiden Frauen auf dem mit Ochsen bespannten Wagen saßen, schienen sie fast den jungen Mann zu beneiden, welcher jetzt Besitz von dem Stückchen Erde nehmen sollte, das ihnen so lieb und werth geworden war.

Clinton schüttelte dem Zurückgebliebenen mit rauher Herzlichkeit die Hand; es schien durchaus keine Spur von jenem Haß in ihm zurückgeblieben, der ihn Tags zuvor in Feldner seinen Todfeind hatte erkennen lassen; auch die Söhne drängten sich an Feldner heran, ihm die Hand zu reichen, der seinerseits nicht säumte, an den Wagen zu treten, um in gleicher Weise von den Frauen Abschied zu nehmen, die in kummervollem, schmerzlichem Nachdenken versunken zu seyn schienen und eine reizende Gruppe inmitten dieser rauhen Scene bildeten.

Endlich fuhren die Wagen ab. Clinton führte den ersten Wagen, sein ältester Sohn den zweiten, die beiden andern Söhne schlenderten langsam hinterdrein. Feldner blickte ihnen lange mit Gefühlen nach, über welche er sich selbst kaum Rechenschaft zu geben vermochte. Endlich sahen sich auch die Frauen um; er wußte nicht, ob nach ihm oder nach der Wohnung, welche sie jetzt für immer verlassen sollten; aber die

Digitized by Google

Tochter bog sich zu einem Ahornbaum hinüber, der seine Zweige tief herabhängen ließ, und brach einen derselben ab. Eine der Blüthen ließ sie dann auf den Sand des Weges herunterfallen. — Wollte sie damit dem Fremdling, der jetzt den Ort ihrer mädchenhaften Träume bewohnen sollte, ein Andenken hinterlassen?

Feldner legte sich diese Frage vor, ohne sie zu beantworten; aber er schritt langsam dem Orte zu, wo die Blüthe lag, und hob sie in demselben Augenblick auf, in welchem die Wagen um eine Ecke des Gebüsches bogen, das sie den Augen des Nachblickenden entzog. Und die Tochter des Ansiedlers sah in diesem Augenblick ebenfalls zurück und schien es zu bemerken, wie Feldner die Blume von der Erde aufhob. Sie winkte ihm grüßend mit einem Tuch. Im nächsten Moment aber war alles verschwunden, die Wagen, die Knaben, das junge Mädchen. Feldner befand sich allein auf diesem Grundstück, welches noch vorigen Tages von einer zahlreichen Familie bewohnt gewesen war.

Er irrte eine lange Zeit unruhig in seiner Besitzung umher, er bestieg den angrenzenden Hügel, um wo möglich noch einmal die Wagen des Ansiedlers zu erblicken, bis ihn endlich die einbrechende Dämmerung nach dem Hause zurückführte. Noch lagen die Zeitungen auf dem Tische, deren wundersame Beschreibungen dem jungen Mann vielleicht das Leben gerettet hatten. Er las sie aufmerksam durch, aber er konnte in dem Lesen die gemüthliche Zerstreuung nicht finden, sondern wurde vielmehr nur noch lebhafter an diejenigen erinnert, welche durch diese Blätter hingerissen das friedliche Thal verlassen hatten. Endlich behauptete indessen die Natur ihr Recht, und verlangte von dem aufgeregten Geist Erholung für den erschöpften Körper. Feldner warf sich auf das dürftige Lager, welches ihm die Frau des Ansiedlers zurückgelassen, und lag in kurzer Zeit in einem tiefen Schlaf, aus welchem er erst spät am folgenden Morgen erwachte.

Die Einsamkeit, in welcher sich Feldner befand, war ihm nach kaum einem Tag zu einer fast unerträglichen Last geworden. Da entsann er sich, daß er von Clinton's Nachbar, der den Vergleich zwischen den beiden Männern zu Stande gebracht hatte, eingeladen war, ihn zu besuchen, und daß sich dieser Mann zugleich erboten hatte, Feldners Eigenthum gegen jeden andern Usurpator in Schutz zu nehmen, falls er es aus irgend einem Grunde auf einige Zeit zu verlassen genöthigt seyn sollte. Die Meierei dieses Mannes lag nur wenige Stunden von der Feldner's entfernt, und so machte sich derselbe auf, seinem Nachbar einen Besuch abzustatten.

Auf dem Wege nach dieser Meierei begann die dumpfe Traurigkeit, welche in dieser Zeit auf Feldners Geiste gelastet hatte, allmälig nachzulassen; er fühlte sich wieder frisch und munter, und begann dagegen das Loos der wandernden Familie zu beneiden, die einzig und allein auf ihre eigene Kräfte angewiesen, sich doch so muthig und entschlossen den Gefahren und Zufällen einer so langen Reise preisgab. Warum, sagte er endlich zu sich selbst, warum sollte ich, ehe ich mich in diesem einsamen Thale ganz ansässig mache, nicht auch erst noch die ernste Lust des Nomadenlebens genießen; ich werde eine Reihe von Erfahrungen machen, welche mir nur von Nutzen seyn können und die mich erst vollständig mit dem neuen Leben vertraut machen, welches ich hier beginnen werde.

Er setzte dieses Selbstgespräch noch in einer weit längeren Ausdehnung fort, als wir demselben hier folgen; doch kam der Wunsch, die Familie des Ansiedlers wieder zu sehen, bei diesem Drange nach einer so abenteuerlichen Reise sehr zu Anschlag, wenn er sich das vielleicht auch nicht selbst in solcher Weise gestand. Sein Aufenthalt bei dem Freunde Clinton's trug nur noch mehr dazu bei, ihn in seinem Vorhaben zu bestärken. Derselbe rieth ihm, sich in jeder nur möglichen Weise vor jenem Müßiggang zu hüten, der in der Einsamkeit doppelt gefährlich wird durch die unbehagliche Stimmung, die er auf den Geist des Menschen ausübt, und das Beispiel Clinton's ihm aufstellend, deutete er darauf hin, wie man in Amerika gewohnt sey, einen Entschluß rasch zu fassen und eben so rasch auszuführen. Er, Feldner nämlich, habe jetzt nach zwei Seiten hin zu wählen, entweder sich sofort einige Arbeiter zur weiteren Urbarmachung von Red-Maple anzuschaffen, oder aber nach Kalifornien zu gehen, um hoffentlich an Mitteln und Erfahrungen reicher nach seiner Besitzung zurückzukehren. Dies war einfach und deutlich einzusehen, und nachdem Feldner wieder zu seiner Besitzung zurückgekehrt war, machte er sich andern Tags auf den Weg nach dem Dorfe Guyandot, wo es ihm allein gelingen konnte, sich die nöthigen Arbeiter und die ihm noch fehlenden Werkzeuge und Geräthschaften anzuschaffen. In diesem Dorfe angekommen, erfuhr er indeß bald, daß an eine Werbung von Arbeitern gar nicht zu denken sey, denn das californische Goldfieber hatte auch die Bevölkerung dieses Ortes ergriffen, und alle Mauern des Posthofes, in welchem er bei seiner Ankunft abgestiegen, waren mit riesigen Anschlagzetteln beklebt, die in großen Buchstaben die englischen Worte: California and Goldländers enthielten. Feldner's wankender Entschluß, sich in der

Digitized by Google

That in die Gefahren und Abenteuer einer solchen Reise zu stürzen, wurde dadurch wieder gestärkt, und dem Rathe seines neuen Freundes folgend faßte er noch in der nämlichen Nacht seinen Entschluß, schrieb dem Nachbar, der verfprochen hatte, seine Besitzung gegen jeden Eindringling in Schutz zu nehmen, einen freundlichen Brief, in welchem er ihm seine Absicht verkündigte und freundlichst Abschied von ihm nahm, und schon an demselben Tage befand sich unser Held auf dem Verdeck eines Dampfschiffes, das ihn nach der Stadt St. Louis bringen sollte, an welchem Orte sich die meisten Karawanen zu versammeln pflegen, welche die Reise nach dem ferneren Westen zu unternehmen gesonnen sind. Dort hoffte Feldner noch die Familie Clinton's zu finden, die, wie er bald in Guyandot erfahren hatte, sich ebenfalls dorthin begeben hatte. Diese Fahrt selbst bot nichts interessantes dar, und ohne irgend ein Abenteuer besonderer Art landete unser Held in St. Louis, welches er voll von Leuten fand, die gleich ihm nach dem goldreichen Westen ziehen wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz des Boten.

Assisenverhandlungen.

Die Assisen für das 4te Quartal 1850 beginnen am 2. Dezember, unter dem Präsidium des königl. Appellationsgerichtsraths Herrn Fitting und werden am 17. beendet seyn.

Die Jury hat in 14 Prozeduren über 14. Individuen zu urtheilen, wovon 1 des Meuchelmords, 2 der freiwilligen Tödtung, 2 der kriminellen Verwundung, 1 der freiwilligen Brandstiftung, 3 des gewaltsamen Angriffs auf die Schamhaftigkeit, und 5 des qualifizirten Diebstahls angeklagt sind.

Als Geschworne wurden einberufen:

1) Reutz, Friedrich, Bürgermeister in Oberotterbach; 2) Camuzzi, Gideon, Gutsbesitzer in Dirmstein; 3) Janson, Abraham, Bürgermeister in Dirmstein; 4) Weickbecker, Sebastian, Adjunkt in Lambsheim; 5) Brunner, Friedrich Casimir, Rentner in Bergzabern; 6) Hirsch, Daniel, Oekonom in Münchweiler; 7) Didier, Carl, praktischer Arzt in Homburg; 8) Limbacher, Carl Adam, Bürgermeister in Zweibrücken; 9) Nagel, Carl Friedrich, Dr. der Medizin in Odernheim; 10) Martin, Carl, Bürgermeister in Standenbühl; 11) Grill, Abraham, Gerber in Hundheim; 12) Pauli, Friedrich, practischer Arzt in Landau; 13) Seitz, Johann Jacob, Küfer in Rhodt; 14) Louis, Jacob, Einnehmer in Oberhochstadt; 15) Minges, Peter, Bürgermeister in Flemlingen; 16) Behret, Johann Wilhelm, Adjunkt in Hardenburg; 17) Hitschler, Michael, Notär in Haßloch; 18) Abresch, Johann Philipp, Gutsbesitzer in Neustadt; 19) Dauenhauer, Johann, Adjunkt in Dahn; 20) Mattil, Valentin, Bürgermeister in Höheinöd; 21) Frey, Johannes, Bürgermeister in Rheingönheim; 22) Haid, Georg, Rentner in Speyer; 23) Lichtenberger, Heinrich Wilhelm, Großhändler in Ludwigshafen; 24) Dick, Herrmann, Kantonsarzt in Hornbach.

Miscellen.

Freiburg, 13. Nov. (Mannh. Unterhbl.) Ein badischer Landsmann, Herr Faber, früher Professor der Mathematik und Calculator in Wien, hatte sich schon vor 20 Jahren die große Aufgabe gesetzt, eine Maschine zu erfinden, welche die menschliche Sprache vollkommen nachahmt. Nach unendlich vielen Bemühungen und Opfern, nach zahllosen Veränderungen und Verbesserungen gelangte er endlich zur Lösung seiner Aufgabe. Seine Maschine spricht und singt so täuschend menschlich, daß man versucht seyn sollte, in derselben einen wirklichen Menschen zu suchen, und doch ist es eine bloße todte Maschine, deren Mechanismus zur Untersuchung jedem Zuschauer bloßgelegt werden kann. Herr Faber gelangte zur Lösung seiner Aufgabe durch vollkommene Nachahmung der menschlichen Sprachorgane. Seine Maschine hat nicht nur Befriedigendes für jeden Menschen, sondern sie ist auch besonders merkwürdig für den Denker, welches hier den Mechanismus der menschlichen Sprachorgane und ihrer Thätigkeit durch Kunst nachgeahmt und dadurch eine wissenschaftliche Aufgabe gelöst sieht. Man verwechsle diese Sache nicht mit einer Charlatanerie. Man kann sich mit der Maschine förmlich unterhalten, indem sie fragt und antwortet, und ich glaube im Sinne des Publikums zu handeln, wenn ich dasselbe auf diese Sprachmaschine, welche auf den großen Reisen, die Herr Faber machte, überall Bewunderung erregt hat, besonders aufmerksam mache.

Es ist bekannt, daß L. Napoleon bisher ausschließlich für Albions schöne blondgelockte Töchter schwärmte; noch keiner der vielen reizenden Pariserinnen, welche an den Empfangs-Tagen die Salons des Elysee füllen, war es gelungen, das Herz des „Neveu de l'Empereur" zu erweichen. Endlich ist der große

Digitized by Google

Wurf gelungen, und Madelaine Brohan, die junge Debutantin am „Tèatre Français," deren Spiel und Augen seit vier Wochen ganz Paris in Entzücken versetzten, trägt das hohe Bewußtseyn in sich, das stolze Albion besiegt zu haben.

Neueste Nachrichten.

Augsburg, 24. Nov. Die Neue Münchner und die Hannov. Ztg. sprechen beide sich entschieden für die „Rothwendigkeit einer Volksvertretung beim Bunde" aus. Dies geschieht in einem Tone, den man sonst in diesen Blättern nicht gewohnt ist. Das Bestehen auf diesem wesentlichen Punkt einer deutschen Constitutirung wird den deutschen Mittelstaaten noch kräftiger als jede Waffenrüstung die ihnen gebührende Stellung sichern.

Frankfurt, 26. Nov. Trotz aller getroffenen militärischen Vorsichtsmaßregeln kam es gestern Abend abermals zwischen den zu unserer Garnison gehörenden preußischen und bayerischen Truppen an den verschiedensten Puncten der Stadt zu den ernstesten Excessen, wobei es wieder auf beiden Seiten Verwundete gab. Nur den größten Bemühungen der Officiere gelang es, daß die Mannschaften nach und nach sich in ihre Kasernen zurückzogen und auf diese Art größeres Unglück verhütet wurde. Starke gemischte Patrouillen durchzogen fortwährend die Straßen der Stadt und sämmtliche Wachen waren bedeutend verstärkt. (F. J.)

Dem Frankf. Journal wird unterm 24. November aus Fulda geschrieben: Die Ruhe dauert ununterbrochen fort in den militärischen Cantonnements und es denkt Niemand an eine Feindseligkeit, was auch ganz gegen die getroffenen Stipulationen wäre. Es ist nicht einmal eine förmliche Vorpostenkette gezogen, wie dies vor dem Feinde zu geschehen pflegt, sondern sind nur gewöhnliche Piquets mit ungeladenen Gewehren ausgestellt, wenigstens von Seiten der Bundestruppen. Man wartet so, wie schon gesagt, das Resultat der höheren Verhandlungen ab, und Sie dürfen übrzeugt seyn, wenn irgend eine erhebliche Veränderung vorgeht, daß Sie augenblicklich davon durch Ihren Correspondenten zuverlässige Nachricht erhalten. Was einer Ihrer Correspondenten von „Croaten" sagt, ist falsch. Es befinden sich gar keine Croaten beim Corps des F.M.L. v. Legeditsch, also auch solche weder in Fulda noch in Motten.

Prag, 20. Nov. Dem Prager Großhandlungshause Zdekauer ist gestern von Berlin der Auftrag zugekommen, an unsern Kunstverein 1000 fl. C.M. als Beitrag des Königs von Preußen für das zu errichtende Radetzky-Monument auszuzahlen. Es ist dies Factum in einem Momente doppelt bemerkenswerth, wo Wiener und Berliner Blätter eine so kriegerische Sprache gegen einander führen und wo die ersteren wissen wollen, daß der greise Marschall zum Generalissimus der österreichischen Armee designirt sey. —

Wien, 21. Nov. Einer ihrer Correspondenten erwähnt eines freundlichen Schreibens, welches der König von Preußen in jüngster Zeit an Se. Majden Kaiser gerichtet haben soll. Ich kann Sie versichern, daß Personen, welchen ich eine sehr genaue Kenntniß solcher Dinge zuzutrauen berechtigt bin, nicht das Mindeste hiervon wissen. Obwohl der Ort der künftigen freien Conferenzen noch nicht bestimmt ist, so wird doch, wie es scheint, Oesterreich auf seinem anfänglichen Verlangen nicht bestehen. Preußen will nicht, daß der Sitz dieser Conferenzen Wien sey. Man wird ihm in diesem Punkte nachgeben. Eben so hat man guten Grund anzunehmen, daß die von Preußen beanspruchte volle Gleichberechtigung mit Oesterreich bei der obersten Bundesbehörde auf keinen Fall Anlaß zum Kriege geben wird, indem österreichischerseits auch der verlangte Wechsel im Präsidium wohl zugestanden wird, sobald von Preußen in Betreff der Anerkennung der alten Bundesverfassung als Grundlage der neuen Conferenzen ganz befriedigende Erklärungen gegeben seyn werden.

Altona, 23. Nov. Der hiesige „Merkur" berichtet: „Man erfährt, daß von der in Frankfurt als Bundestag tagenden Versammlung die Execution bisher noch gar nicht beschlossen ist.

Dem „Bulletin de Paris" zufolge ist die Gräfin Landsfeld (Lola Montez) wieder in glänzenden Umständen. Sie hat dieser Tage in Paris ihre Salons mit einem glänzenden Concerte eröffnet, wo die ersten Künstler sich hören ließen und die Elite der Pariser Gesellschaft versammelt war. Das würdige und anmuthige Benehmen der Gräfin wird besonders hervorgehoben und ausdrücklich bemerkt, daß sie keine jungen Leute, sondern nur gesetzte Männer, worunter Generale, Diplomaten, Repräsentanten ꝛc., eingeladen hatte.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 96. Kaiserslautern, Samstag, 30. November **1850.**

Zum gemeinen Besten.

(Kon.-Blatt.)

Es stand ein Baum vor meinem Haus,
Den haben sie abgehauen.
Sieht jetzt so kahl und traurig aus, —
Mag gar hinaus nicht schauen.

Er gab mir Lust beim Frühlingsblühn,
Gab mir im Sommer Schatten,
Die Vögel sangen mir aus dem Grün
Alle Lieder, die sie hatten.

Und selbst im Winter freut' ich mich,
Wenn ich durch's Fenster schaute:
Die Aeste seufzten und neigten sich,
Daß mir's recht heimelig graute.

Dort liegt sie jetzt, die Linde stolz,
Der Stamm mit sammt den Aesten;
Sie sagen, sie geb' ein Klafter Holz
Zum allgemeinen Besten.

Ich darf, soll anders den Bürgern all
Das Holz zu Nutz gedeihen,
Am Schatten, Grün und Vogelschall
Mich künftig nicht mehr freuen.

Damit doch je dreiviertel Scheit'
Dem Bürger zum Vortheil gerathen,
Werd' künftig ich zur Sommerszeit
Gesotten oder gebraten.

Ein Pfälzer.

Eine Heirath aus der andern Welt.

Eine Erzählung von Max Rosenhayn.

(Fortsetzung.)

Mit den Vorbereitungen seiner Weitereise beschäftigte Feldner sich mehrere Tage hindurch, und ohne gerade, wie er gefürchtet hatte, übertheuert zu werden, sah er sich in Besitz eines guten Reitpferdes und eines kleinen bedeckten Wagens, mit zwei Maulthieren bespannt, für den er einen tüchtigen Kutscher miethete, der ebenfalls begierig war, in so wolfeiler Art das wundersame Goldland zu erreichen. Ein tragbares, leichtes Zelt, Decken, ein ziemlicher Vorrath von Pöckelfleisch, etwas Wein und Spirituosen, Munition und jene andere Kleinigkeiten, welche auf einer solchen Reise von Nutzen sind, wurden auf den Wagen gepackt, und mit Ungeduld erwartete Feldner das Zeichen zum Aufbruch der Karawane, die mit seiner Hast nicht gleichen Schritt gehalten hatte, sondern noch fast acht Tage brauchte, ehe sie sich in Bewegung setzte. Was Clinton und seine Familie betraf, so hatte er denselben in St. Louis nicht mehr gefunden; niemand kannte ihn außerdem, doch brachte Feldner wenigstens in Erfahrung, daß vor einigen Tagen allerdings mehre Familien vorausgegangen seyen, unter denen sich der Beschreibung nach auch die Clinton's zu befinden schien. Einen Augenblick faßte unser Held den kecken Entschluß, die verzögerte Abreise der Karawane nicht abzuwarten, um den Versuch zu machen, die Familie des Ansiedlers allein einzuholen, aber bei ruhiger Ueberlegung fand er es doch für gerathen, sein Ungestüm zu mäßigen und sich nicht so ganz allein den Gefahren einer Reise durch diese unwirthbaren, von wilden Thieren und räuberischen Indianern bewohnten ungeheuren Landstrecken auszusetzen.

Endlich war der von ihm so ungeduldig erwartete Tag angebrochen. Eine lange Reihe von Wagen löste sich allmälig aus dem Gedränge ab, welches den ersten Aufbruch bezeichnete und dessen Verwirrung für unsern ungeduldigen Herrn ein schlechtes Wahrzeichen schien. — Ochsen, die noch nie in ein Joch gespannt gewesen waren, warfen brüllend den Wagen um, den sie ziehen sollten, und die Reiter mußten alle Augenblicke absitzen, um von ihrer Ausrüstung etwas abzulassen. Flüche und Geschrei ließen sich überall von der Spitze der Collonne bis zum Nachtrab hören, und nur die Fußgänger setzten, die Art und die Büchse auf der Schulter, mit dem festen elastischen Schritt, den sie ganze Monate durch inne hielten, ruhig ihren Weg fort. Allmälig ordnete sich indessen der Zug. Der Lärm verstummte langsam; die Thürme von St. Louis tra-

Digitized by Google

ten immer undeutlicher in die Ferne zurück. Als die Sonne sich zum Untergang neigte, sahen die Wanderer, wohin sie auch ihre Blicke richteten, doch nichts weiter, als die unermeßliche, wellenförmige Ebene vor sich ausgebreitet, welche der Amerikaner Prärieen zu nennen pflegt.

Es vergingen nun, einander in gleichförmiger Abwechslung folgend, viele lange Tage, während welcher die Karawane inmitten aller Verzögerungen und Zufälle, die von einer Reise ohne gebahnte Wege unzertrennlich sind, bald durch öde Ebenen zog, die kein anderes Grün als das von der Sonne verbrannte Gras darboten; bald mußte sie den mühsamen Weg durch einen Landstrich machen, der von einer Menge kleiner Flüsse durchschnitten und bewässert im herrlichsten Schmuck der Vegetation prangte. Bald hielt hier ein Fluß zwischen steilen und abschüssigen Ufern eingeengt das Weiterkommen der Wagen auf, bald wieder führte der Weg durch das sandige Bett eines ausgetrockneten Flusses, in welchem die Zugthiere und die Wagen fast versanken. Oft verstrichen ganze Tage, ohne daß die Reisenden einen einzigen Baum, einen einzigen Strauch zu sehen bekamen, und ein andermal ging es vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang durch schattige Wälder, deren mühsame Pfade oft gänzlich durch wilde Reben und andere Schlingpflanzen gesperrt wurden. Auch an Seen kamen sie vorüber, deren schlummernde Gewässer fast gänzlich unter einem Mantel von den Blättern der Wasserlilie und anderen Wasserpflanzen verborgen lagen, überall aber waren die Spuren von Menschen in dieser wilden, unheimlichen Gegend zu bemerken und mischten sich mit denen der wilden Thiere. Die durch das Fuhrwerk der Karawanen in dem dichten Naturholz mühsam eröffneten Pfade durchkreuzten sich mit denen, welche sich die Damhirsche und die wilden Schweine gebrochen hatten. Die Rinde der knorrigen Eiche, welche die Einschnitte der Art des Ansiedlers zeigte, trug zu gleicher Zeit die Spuren der Tatze des Bären; kurz überall gewahrte man das Treiben der Menschen und Thiere sich einander durchkreuzend. Und auf die Wälder folgten dann wieder endlose Ebenen, fast ohne Leben und ohne Vegetation, die das Auge durch ihre Einförmigkeit ermüdeten; wie ein starrer, todter Ocean, über welchem hoch in den Lüften, dem Blicke kaum erkennbar, hin und wieder ein riesiger Geier mit ausgebreiteten Flügeln schwebte.

Der Führer der großen Karawane war ein alter canadischer Jäger, der, schon seit vielen Jahren in diesen unwirthbaren Gegenden, dieselben so genau kannte, wie ein Mann nur immer eine Strecke Landes von einigen tausend Meilen im Umfange kennen kann. Er gehörte zu jener Klasse von Menschen, die sich so häufig in Amerika findet, und deren Hang zu Abenteuern und Gefahren sie für die Reize eines behaglichen und gemächlichen Lebens unempfänglich macht. Wenn er eine Stadt oder ein Dorf aufsuchte, geschah es nur, um einige Bärenfelle oder ein anderes Pelzwerk gegen Pulver und Blei auszutauschen. Er mochte etwa fünfzig Jahre alt seyn, und von diesen hatte er mehr als dreißig in der Wildniß verlebt; aber wenn auch sein Haar gebleicht und grau geworden war, so funkelte doch in seinen Augen noch ein ungeschwächtes Feuer und es schien ihm durchaus keine Anstrengung zu kosten, mit den Pferden in gleichem Schritt zu bleiben. Seine Kleidung bestand in einer Art von Ueberwurf von Damhirschfellen, ledernen Kamaschen, welche über eine leinene Hose zugeknöpft waren, und einer grünen Tuchmütze mit Schirm. In diesem Kostüm, welches er in der Hitze des Mittags wie in der Nachtkälte immer beibehielt, ohne, wie es schien, irgend ein Unbehagen zu fühlen, schritt er gewöhnlich an der Spitze des Zuges hin, bis die Karawane endlich das Gebiet der sogenannten Komanches-Indianer erreichte, eines Indianerstammes, eben so berüchtigt durch ihre Raubgier, wie durch ihre Grausamkeit und durch den Haß, mit welchem sie besonders die Europäer verfolgen, welche sie nicht ohne Grund als Eindringlinge in ihr Gebiet betrachten. Von dem Augenblicke an, in welchem die Karawane dies Gebiet betrat, wurde eine strengere Marschordnung beobachtet und zuweilen, wenn man sich Orten näherte, welche sich zu einem Hinterhalte eigneten, machte die Karawane Halt und wurden unter Anführung des canadischen Jägers Kundschafter ausgeschickt, um die Straße zu untersuchen, und erst wenn diese meldeten, daß alles sicher sey, setzte sich der Zug wieder in Bewegung.

Feldner fand ein Vergnügen daran, sich diesen Spähern anzuschließen, und wenn der Canadier, was oft genug vorkam, sich weit von der Karawane entfernte, sey es, um ein Stück Wildpret zu schießen, sey es um einen Platz auszusuchen, an welchem man am besten übernachtete, so war Feldner stets sein Begleiter. Und die Sicherheit, mit welcher derselbe seine Büchse handhabte, hatte ihn von dem jungen Mann eine so vortheilhafte Meinung gewinnen lassen, daß er ihn gern bei sich sah, und daß er ihn, wenn sich die Gelegenheit dazu darbot, in jenen Geheimnissen des Jägerlebens unterrichtete, die dem Waidmann in solchen Gegenden, wo er einzig und allein auf sich angewiesen ist, unentbehrlich sind.

Eines Morgens, als sie ebenfalls weit von der

Digitized by Google

Karawane voraus waren, bemerkte Feldner, daß der alte Jäger sorgfältig eine kaum erkenndare Spur untersuchte, und fragte ihn, welches Interesse er daran nehme.

Ich habe schon seit einigen Tagen, erwiderte der Canadier, im Grase oder im Sande die Räderspur von einigen Wagen bemerkt, die uns um ein paar Tagmärsche voraus sind, und ich möchte gerne wissen, wie stark diese Leute sind, die sich so keck auf das Jagdgebiet der Komanches wagen. Brave Leute müssen es seyn ohne Zweifel, und es sollte mir leid thun, wenn ihnen irgend ein Unfall zustieße.

Haltet Ihr denn ihre Lage für so gefährlich? fragte Feldner, dem der Gedanke aufstieg, diese Wagen möchten die Clinton's seyn.

Bis jetzt ist ihnen noch nichts passirt, fuhr der Alte nachdenklich fort. Aber gefährlich ist es unter allen Umständen, durch diese Gegenden zu reisen, wenn man etwas bei sich führt, das die Habgier der Räuber reizen könnte, und wenn man nicht stark genug ist, gehörigen Widerstand leisten zu können; denn es kommt oft genug vor, daß weiße Landstreicher, die hier herumschweifen, mit den Rothhäuten (Indianer) gemeinschaftliche Sache machen. Und oft genug sind die Weißen, Gott sey's geklagt, noch schlimmer als die Rothen.

Auf die Frage Feldner's, ob es nicht möglich sey, aus den Spuren etwas genaueres über die Zahl oder die Beschaffenheit der Reisenden festzustellen, entgegnete der alte Jäger, daß dies ihm unmöglich sey. Indessen werde ich Ihnen in wenigen Tagen genau Bescheid darüber geben können, fügte er hinzu: denn in zwei Stunden werden wir Regen haben, der gewiß vierundzwanzig Stunden anhält, und wenn wir an den Ort kommen, wo das schlechte Wetter die Reisenden getroffen hat, ist es ein leichtes, wenigstens die Zahl der Personen auszumitteln, denn in dem feuchten Boden werden ihre Spuren deutlich genug zurückbleiben.

In der That stellte sich, wie der Alte richtig prophezeit hatte, das Regenwetter ein. Ein feiner scharfer Regen begann einen dichten Schleier über die Prärie auszubreiten und hemmte die Aussicht; nur zuweilen hörte man das Gekrächz der Raben die tiefe melancholische Stimme unterbrechen, die auf der endlosen Ebene ausgebreitet lag; manchmal auch wurde ein Bisamochs sichtbar, der seine nassen Mähnen schüttelte und die Menschen neugierig anglotzte, dann aber im scharfen Trab sich wieder im Nebel verlor.

Am folgenden Tag aber schien die Sonne wieder so glänzend und heiter wie zuvor, aber die dürftigen Spuren, welche bisher von den Vorausziehenden zurückgelassen worden, waren durch den Regen gänzlich weggewaschen worden und mit Ungeduld erwartete Feldner, daß sich dieselben zeigten. Er fürchtete sogar, daß sie dieselben gänzlich verloren haben könnten, bis sich endlich am Abend des dritten Tages die in dem feuchten Boden durch die Sonne verhärteten Spuren deutlich vorfanden.

Sehen Sie, ich sagte es Ihnen vorher, sprach der alte Jäger mit einer heimlichen Freude, seine Voraussagungen so pünktlich eintreffen zu sehen. Hier ist die Spur, und ehe wir eine Viertelmeile weiter kommen, treffen wir den Ort, wo sie die Nacht zugebracht haben, wie wir es auch thun werden; denn der Regen hat sie hier erst gegen Abend getroffen, und sie werden bald Halt gemacht haben.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Lord Byron hatte den Schwur geleistet, keine Belohnung für seine Werke anzunehmen. In seiner Satyre über englische Dichter und schottische Recensenten rief er aus: Wie beleidigen diejenigen den heiligen Namen „Dichter", die ihren Kopf für Gewinn anstrengen und nicht für Ruhm; und er wirft 400 Guineen zurück, die ihm für eine zweite Ausgabe seiner Satire angeboten wurden. Später überließ er einem Freunde das Honorar für seine ersten Manuscripte. Endlich direct von seinem Verleger angegangen, der ihm eine Note von tausend Guineen für „die Belagerung von Korinth" und „Parisina" übersandte, wies er die Note zurück, indem er sagte, er könne und wolle sie nicht annehmen, und hinzufügte: „Das ist nicht Verachtung des allgemeinen Götzen noch Ueberfluß an Reichthümern, aber was recht ist, bleib' recht und muß unter allen Umständen recht bleiben." Der Verleger aber war beharrlich und sandte ihm die tausend Guineen noch einmal zu und Byron — behielt sie. Nach und nach nahm er noch 22,000 Guineen und zuletzt fand er den Buchhändler geizig, den er zuerst freigebig gefunden hatte.

Ein sehr wohlhabender Pesther Kaufmann trug die Hand seiner Tochter einem dortigen Dandy an, in welchen sich das junge und sehr hübsche Mädchen in Folge einer Salonbekanntschaft verliebt hatte. Die Freunde des Kaufmanns riethen ihm zwar ab, aber er sagte, er wolle seiner Tochter einen Mann nach ihrer Wahl geben. Da erhielt er plötzlich folgenden Brief von dem Dandy: „Mein Herr! Ihr Antrag ist für mich sehr schmeichelhaft, doch muß ich ihn zu-

Digitized by Google

rückweisen. Ihre Tochter ist in mich verliebt, das ist schön aber leichtsinnig von ihr. Ich bin kein Mann für eine Frau und wäßte nur das Vermögen durchzuschlagen. Wenn Sie mir nicht glauben, fragen Sie die Welt, sie wird Ihnen sagen, ich sey ein Taugenichts, aber antworten Sie der Welt, ich sey ein ehrlicher Taugenichts."

In einer der freundlichsten Wohnungen von Richmond leben gegenwärtig zusammen: ein Großvater, eine Großmutter, ein Vater, vier Mütter, drei Schwestern, fünf Brüder, sechs Oheime, drei Tanten, fünf Neffen, sechs Nichten, acht Vettern, fünf Söhne, sechs Töchter, ein Stiefbruder, eine Stiefschwester, ein Schwager, zwei Schwiegertöchter, ein Enkel, drei Enkelinnen, ein männlicher und ein weiblicher Täufling, ein Pathe, zwei Pathinnen, eine Wittwe, ein Wittwer, total siebzig; diese ganze Haushaltung besteht aber nur aus dreizehn Personen.

Neueste Nachrichten.

*München, 25. Nov. Morgen und die kommenden Täge gehen wieder starke Heeresabtheilungen von hier ab, so daß nur einige Compagnieen noch zurückbleiben. Trotz aller Friedensversicherungen in öffentlichen Blättern glaubt man hier, selbst in conservativen Kreisen, doch nicht an dessen Erhaltung; die Rüstungen sind zu ernst und zu großartig. Indessen wünscht man den Krieg nicht, es stehen zu viel theuere Güter auf dem Spiel. Einen tiefen Eindruck macht neuerdings die drohende Stellung Frankreichs und man befürchtet dabei eine Besetzung des linken Rheinufers. Leicht möglich, daß die Franzosen unsere Verwirrung dazu benützen, denn gilt es ihr altes Steckenpferd, das linke Rheinufer — dann sind alle Parteien dort einig. — Ueber das Benehmen des preußischen Volkes sind die Stimmen in unserem Volke getheilt.

Frankfurt, 28. Nov. Gestern mußten sämmtliche Mannschaften unserer Garnison schon des Nachmittags um 5 Uhr in ihren Kasernen seyn. Starke Patrouillen durchzogen die Straßen der Stadt und der Zapfenstreich ward anstatt um 9 Uhr Abends schon um 7 Uhr geschlagen. Dennoch kam es zwischen 4 und 5 Uhr an der Brücke und am Allerheiligenthor zu einzelnen ernstlichen Conflicten zwischen Bayern und Preußen. Unsere Börse hat ein wahrhaft panischer Schrecken ergriffen; die Course der 4½, und 5 pCt. österr. Met. sind seit gestern und heute abermals um mehrere pCt. zurückgegangen. — In unserer politischen und Handelswelt will man mit Bestimmtheit wissen, daß in den nächsten Tagen etwas Entscheidendes erlebt werden würde.

Düsseldorf, 26. Nov. Gestern gegen Abend wurden in die meisten der hiesigen Wein- und Bierschenken durch unbekannte Leute ganze Pakete von Zetteln und Flugschriften hineingeworfen. Dieselben enthielten eine Ansprache an das Volk, worin dasselbe darauf aufmerksam gemacht wird, daß der etwa bevorstehende Kampf nicht der Volkssache, sondern dynastischer Interessen wegen geführt werde, daß das Volk nicht eher seine Sache zum Siege bringen, bis es die Fürsten vertrieben und die Republik constituirt haben werde. Die Polizei hat sofort die eifrigsten Nachforschungen nach den Verbreitern dieser aufreizenden Flugschriften angestellt, bis jetzt ist es ihr noch nicht gelungen, ein Resultat zu erzielen. Die Schrift wurde übrigens mit gänzlicher Theilnahmlosigkeit gelesen und obschon es sich dadurch am besten gezeigt hat, daß für solche Wühlereien die Zeit vorüber ist, so fürchtet man doch, daß man aus diesem Vorfalle in Berlin ein neues Argument entnehmen werde, bei den bevorstehenden Kammerdebatten über das Preßgesetz die Presse neuen Einschränkungen zu unterwerfen. Auch wird dieses fatale Ereigniß nicht dazu geeignet seyn, die Mißstimmung, welche in den höheren Staatsregionen gegen unsere Stadt besteht, zu vermindern.

Rendsburg, 24. Nov. Am heutigen Morgen vertrieb eine Abtheilung vom 11. Bataillon die Dänen aus dem Dorfe Lottorf (in der Gegend von Breckendorf). Der Feind rückte darauf en masse an und nöthigte, mittelst Brandraketen drei Häuser in Brand schießend, die Schleswig-Holsteiner, das Dorf wieder zu verlassen. Wie man hört, ist auf unserer Seite nur ein Verlust von einem Mann, welcher verwundet, wogegen die Dänen mehr verloren haben.

Hannover, 24. Nov. Es wird versichert, die hiesige Regierung habe nicht nur zum Durchmarsch eines österreichischen Executionscorps nach Schleswig-Holstein die Genehmigung ausgesprochen, sondern eine Beihülfe zu demselben von 2000 Mann Infanterie zur Verfügung gestellt.

— 25. Nov. Der Beschluß zur Mobilmachung unserer Armee ist gefaßt worden, indessen haben erst zwei Regimenter, man nennt das 3. und 4., Befehl erhalten, sich marschfertig zu halten. Man sagt nach Schleswig-Holstein. — An der Eisenbahn hieß es, daß wahrscheinlich in nächster Zeit keine Güterzüge mehr befördert werden könnten. Man schließt auch hieraus, daß Truppenzüge in sehr naher Zukunft vor sich gehen würden.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 97. Kaiserslautern, Donnerstag, 5. Dezember **1850.**

Eine Heirath aus der andern Welt.

Eine Erzählung von Max Rosenhayn.

(Fortsetzung.)

Sie erreichten wirklich bald den bezeichneten Ort und man konnte deutlich sehen, daß in der That die Reisenden hier gerastet hatten, obgleich ein anderer als der in solchen Dingen geübte Jäger schwerlich irgend ein bestimmtes Resultat aus diesen verworrenen Spuren gezogen hätte. Es sind vier Wagen, sagte indessen dieser mit großer Bestimmtheit, nachdem er fast eine Viertelstunde über der Untersuchung zugebracht hatte, und an Männern, welche eine Büchse führen können, sind sechs dabei gewesen, außerdem zwei Frauen und drei halberwachsene Kinder; wahrhaftig nicht zu viel, um diesen rothen Teufeln Respect einzuflößen.

Diese Beschreibung paßte indessen nicht ganz auf Clinton's Familie, denn Feldner hatte zwar in Erfahrung gebracht, daß er sich in Guyandot mit einer andern Familie eingeschifft habe, die aus vier Personen, einem Pächter mit seiner Frau und zwei Söhnen bestand, aber der canadische Jäger hatte eben nur von zweien Frauen gesprochen, und doch mußten, die Tochter Clinton's mit hinzugerechnet, ihrer drei seyn. Mißgestimmt, sich in solcher Weise in seinen Erwartungen getäuscht zu sehen, ließ Feldner seinen Blick theilnahmlos über die Lagerstätte hinschweifen, als der Jäger, der noch immer mit seiner Untersuchung nicht zu Ende war, plötzlich ausrief: Ei der tausend, da hätte ich Sie bald ganz falsch berichtet, mein Herr; aber man wird alt und die Augen taugen nicht mehr. Doch freilich auch, solch ein niedlicher Fuß hat lange nicht die Prärie betreten. Sehen Sie hier, es sind nicht drei Kinder gewesen, sondern zwei, und diese Tritte gehören dem Fuße eines jungen Mädchens an, das völlig ausgewachsen seyn muß. Da sehen Sie, das ist ihr Tritt, und daß sie schlank und groß gewachsen war, können Sie daraus sehen, daß sie hier an diesen Ahornbaum herangetreten und eine Blüthe von diesem Zweig abgepflückt hat. Da sehen Sie, sie hat auf den Zehen gestanden und dann ist sie weiter gegangen, um noch einige Blumen zu pflücken, und hat sich dann etwas von dem Lagerplatz entfernt, wahrscheinlich um allein zu seyn und an ihren Geliebten zu denken. Ja, ja, in den Städten wie in der Wildniß bringen diese Frauen noch immer ihr Herz mit und können nicht leben ohne ihre verliebten Träumereien.

Der Jäger, dessen wunderbarer Scharfsinn von der Erde, wie aus einem Buche selbst, die Gedanken derer zu lesen versuchte, die vor einigen Tagen hier gerastet hatten, sprach diese Worte in einem fast melancholischen Ton, als wenn auch er sich eines solchen Eindrucks aus früherer Zeit her bewußt wäre, und Feldner, der nun nicht einen Augenblick mehr daran zweifelte, daß diese Spuren von Clinton und dessen Familie herrührten, überließ sich, an den Stamm des Baumes gelehnt, ungestört seinen Träumen, die ihm sagten, daß er es gewesen sey, an den die schöne Tochter des Ansiedlers gedacht hatte, an den sie sich erinnerte, als sie die Blüthe von dem Ahornbaum pflückte, wie sie ihm damals bei ihrem Abschied eine solche zurückgelassen hatte.

Als das Geräusch der nahenden Karawane ihn aus seinem Gedanken weckte, ließ er sein Zelt unter diesem Ahornbaum aufschlagen und verbrachte hier die Nacht, indem selbst während des Schlafes das liebliche Gesicht der Tochter Clinton's vor seiner Einbildungskraft erschien. Am folgenden und allen übrigen Abenden ließ er sich regelmäßig durch den alten Jäger Nachricht von der Familie Clinton's geben, die sich wohl nicht träumen ließ, daß der Eigenthümer des Thals, welches sie einst besessen hatten, ihnen mit solcher Sorgfalt auf der Ferse folgte.

Inzwischen war wohl ein Monat verstrichen, seitdem die Karawane St. Louis verlassen hatte, und sie war nur noch etwa zwei Tagreisen von dem Arkansas, einem Flusse entfernt, der ungefähr auf der Mitte des Weges zwischen St. Louis und Santa-Fe, der Hauptstadt von Neumexico, liegt, als der canadische Jäger, der auf Feldners Bitten jedesmal die Spuren der letzten Lagerstätte Clinton's untersuchte,

Digitized by Google

eines Nachmittags, als sie ihrer Gewohnheit nach die Karawane weit hinter sich zurückgelassen hatten, mit bedenklicher Miene den Kopf schüttelte. Er ging von den Spuren, welche die Wagen hinterlassen hatten, zu anderen, die sich um das Lager herum zeigten, und schien immer betroffener, immer unruhiger zu werden.

Was ist? fragte Feldner, der sein Gesicht beobachtet hatte. Es wird den Reisenden doch kein Unglück begegnet seyn?

Wenn es nicht der Fall ist, so haben sie von Glück zu sagen, erwiderte der Alte. Freilich hier in diesem Nachtlager ist ihnen noch nichts geschehen; da sehen Sie, die Wagen sind ruhig weiter gefahren, aber was dann weiter mit ihnen geworden ist, das ist freilich eine andere Sache.

Aber was berechtigt Euch denn zu solchen Vermuthungen? fragte Feldner fast zitternd.

Bah, die Rothhäute haben Nachts das Lager untersucht, vermuthlich um zu sehen, wie viel Männer d'rin sind, und ob sie dieselben schlafend fänden. Wahrscheinlich sind die Reisenden ihnen aber zu stark gewesen, und sie haben sich ohne einen Angriff zu machen zurückgezogen und werden wahrscheinlich Verstärkungen holen, um dann in einer der nächsten Nächte über sie herzufallen. Die Fußstapfen der Indianer sind deutlich zu erkennen; sie haben sich, nachdem die Reisenden fortgefahren, hier auf deren Lagerplatz wieder eingefunden, wahrscheinlich, um noch genauere Kundschaft von ihnen zu gewinnen.

Feldner schauderte bei dem Gedanken an die Gefahren, denen Clinton und seine Familie ausgesetzt waren.

Sie sind ihnen dann von weitem gefolgt, während sie wahrscheinlich einen abgeschickt haben, um Verstärkung zu holen; ja, ja, diese Teufel werden sie nicht aus den Augen lassen, ehe nicht ihre Schädel in dem Sande der Prärie bleichen. Sie umkreisen ihr Opfer so lange, bis sie sicher darauf stoßen können, wie der Geierfalle auf seinen Raub stürzt. — Ja, ja, die Burschе gehen gewöhnlich sicher, und was noch das schlimmste dabei ist, so glaube ich aus diesen Fußstapfen zu erkennen, daß auch Weiße dabei gewesen sind, noch grausamer und blutdürstiger als die Indianer, wie Ich Ihnen schon gesagt habe.

Sollten wir nicht den Versuch machen, ob es nicht möglich wäre, ihnen noch zu Hülfe zu kommen? sagte Feldner. Ich will es Euch ehrlich sagen, wenn Ihr es nicht schon gemerkt haben solltet, daß ich diese Familie zu kennen glaube und großes Interesse an derselben nehme. Ich bin zwar nicht reich, aber ich will Euch gern hundert Dollars geben, wenn Ihr mir Euren Beistand leihen wollt.

Junger Mann, sagte der alte Jäger ernst, wenn Ihr längere Zeit in den Prärieen gelebt hättet, würdet Ihr wissen, daß man Niemand Geld anbietet, um einem zu helfen, der in Gefahr ist. Ihr seyd mir mit Eurem Vorschlag zuvorgekommen, denn ich war eben im Begriff, Euch zu diesem Zuge aufzufordern, da Ihr der einzige seyd, dem ich es zutraue, daß er sich für einen seiner Mitmenschen in solche Lebensgefahr begibt, denn jene andern da hinter uns denken an nichts anderes als an die Schätze, welche sie gewinnen wollen.

Ihr seyd also wirklich willens, diese Leute aufzusuchen? fragte Feldner erfreut.

Gewiß, erwiderte der Canadier. Wir wollen die Ankunft der Karawane abwarten und dann will ich sehen, daß ich ein Pferd bekomme, denn zu Fuß würden wir doch zu spät kommen, wenn wir sie auch einholten.

Noch nie hatte Feldner die Ankunft seiner Reisegefährten so sehnsüchtig erwartet wie diesmal; aber der Canadier war nicht so ungeduldig, und als die Wagen wirklich eintrafen und er ihm gelungen war, sich ein starkes, kräftiges Pferd zu verschaffen, zügelte er die Ungeduld des jungen Mannes so lange, bis die Thiere sowohl wie sie selbst einige Ruhe und Erfrischung genossen hatten; erst dann verließen sie das Lager, doch nicht ohne daß der Canadier seinen Gefährten daran gemahnt hätte, sich mit Munition zu versehen und nach seinen Waffen zu sehen, ob dieselben auch gut im Stande seyen. Endlich ritten sie in einem starken Trab ab. Der Mond, der inzwischen aufgegangen war, strahlte hell am Himmel und verbreitete über diese endlosen Ebenen einen weißen Schein, der ihnen das Ansehen eines ungeheuren See's gab und den Reitern erlaubte, die Gegend rings umher auf eine weite Ausdehnung zu übersehen.

Ohne viel mit einander zu sprechen, hatten sie etwa fünf oder sechs Stunden im scharfen Trabe zurückgelegt, als sie endlich die Erschöpfung ihrer Pferde zwang, einen langsameren Schritt einzuhalten, und sie aus dem Sattel stiegen und ihren Weg, die Thiere am Zaume führend, fortsetzten, um denselben Zeit zu lassen, sich allmälig wieder etwas zu erholen. Und erst bei dieser Gelegenheit fragte Feldner, ob sie auch wohl auf dem richtigen Wege seyen.

Es können keine drei englische Meilen mehr seyn, bis wir die Ufer des Arkansas erreicht haben, sagte der Canadier; wir werden noch vor Tagesanbruch dort eintreffen, und da es nur eine einzige Furt gibt, auf welcher der Fluß in dieser Gegend zu passiren ist, so werden wir sehen, ob die Reisenden glücklich hinüber gekommen sind. Jenseits haben sie allerdings weniger zu befürchten. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen.

Die „N. F. Z." berichtet unterm 24. November vom Schwarzwalde: „Wer Sinn und Liebe zur Kunst besitzt, namentlich, wenn vaterländische Industrie damit in Zusammenhang steht, der versäume einen kleinen Ausflug nach Lenzkirch auf dem Schwarzwald nicht. Dort steht, seit wenigen Tagen vollendet, ein Meisterwerk in dem Atelier des talentvollen Künstlers Ignaz Schöpperle, das Alles übertrifft, was in dem Gebiete größerer Spiel-Uhrenwerke bis jetzt geleistet wurde. Selbst das bekannte Musikwerk Welte's von Böhrenbach, von welchem seiner Zeit so viel gesprochen wurde, ist von Schöpperle, besonders was die Reinheit der Intonation betrifft, übertroffen. Staunen und Bewunderung ergriff den Einsender dieses, als er die Ouvertüren aus „Zampa", dem „Freischütz," „Vampyr," ein Potpourri aus dem „Propheten," den Strauß'schen Walzer die „Amorosflügel" und andere größere Tonstücke mit einer Kraft, Präcision und Eleganz ausführen hörte, wie sie von dem größten Orchester unmöglich besser wiedergegeben werden könnten. Wahrhaft gewaltig ist der Eindruck, den das Werk auf den Zuhörer macht und das Urtheil, die es hören, ist einstimmig in der Bewunderung dieses Products der vaterländischen Kunst, zu welchem der wackere Meister Jedem bereitwillig und uneigennützig den Zutritt gestattet. Die äußere Ausstattung ist des Innern vollkommen würdig, und der zur Verkleidung des Ganzen bestimmte, von Schreinermeister Hug in Freiburg gefertigte Kasten wird in der europäischen Industrie-Ausstellung des nächsten Jahres zu London, welche Schöpperle's Werk zieren wird, die verdiente ehrenvolle Würdigung finden. Das Werk ist für 6000 Gulden nach London verkauft und wird im Laufe der nächsten Woche abgeschlagen und versendet werden. Wir benelden die Söhne Albions um den künftigen Besitz dieses Meisterwerkes unseres Schwarzwaldes und möchten wünschen, daß es vor seinem Abgang von Lenzkirch noch zahlreich besucht würde.

Einer der interessantesten Betrugsprozesse schwebt gegenwärtig in der Voruntersuchung. Ein Bauer, Hamann in Rirdorf, wollte von seiner Frau geschieden seyn und leitete deßhalb einen Prozeß beim Elberfelder Kreisgerichte ein. Der Prozeß schwebte längere Zeit, weil keine Gründe vorhanden waren, und der Bauer verdrießlich darüber, wendete sich deßhalb an einen Privatschreiber (Winkelschreiber), der ihm versprach, seine Sache durchzusetzen, da er einen Assessor kenne, der beim Kreisgericht beschäftigt sey. Es währte auch nicht lange, so erhielt der Bauer eine Vorladung vom Kreisgericht. Der Winkelconsulent führte den Bauer indessen nach der Wohnung des Assessors, da derselbe den Termin im Hause abhalten wollte. In der, in der Kochstraße belegenen höchst eleganten Wohnung des Assessors fand der Bauer Aktenstücke vor und wurde von einem kleinen buckligen Männe zu Protokoll vernommen. Es wurde ihm indessen eröffnet, daß er einen Vorschuß von 25 Thlr. zahlen müsse, was auch geschah. Nachdem die Sache längere Zeit gespielt, erhält der Bauer die Nachricht, daß die Ehescheidung bewilligt sey, er müsse jedoch eine Kaution von 500 Thlrn. stellen. Der Bauer suchte das Geld zu schaffen, vermochte indessen nur 300 Thlr. zusammenzubringen. Es wurde ihm inzwischen von dem Assessor gedroht, daß, wenn er nicht binnen 14 Tagen die vollen 500 Thlr. anschaffe, die Execution bei ihm vollstreckt werden würde. Der Bauer, voll Angst, schaffte das Geld und begab sich hierauf zu dem Assessor, den er nicht zu Hause traf. Er begab sich deßhalb selbst zu der Kasse des Kreisgerichts, um dort das Geld zu zahlen, damit nur keine Zwangsmaßregeln gegen ihn vollstreckt werden möge. Die Kasse wußte von der ganzen Sache nichts, und der Bauer wurde deßhalb zum Staatsanwalt geführt, der sogleich ahnte, daß ein Betrug vorliege. Es wurden Schutzmänner nach der Wohnung des angeblichen Assessors gesendet, wo sich ermittelte, daß derselbe erst seit wenigen Tagen dort wohnte. Der Bauer begibt sich hierauf sofort nach Rirdorf und findet daselbst zu seinem größten Erstaunen den Assessor, den Winkelkonsulenten und zwei Gerichtsdiener, welche im Begriffe sind, die Execution bei ihm zu vollstrecken. Diese Gerichtskommission, welche merkte, daß die Sache nicht mehr richtig sey, nahm sofort die Flucht. Indessen, zwei in Rirdorf anwesende Gensd'armen verfolgten sie und holten sie in der Nähe des Halle'schen Thores ein. In dem angeblichen Assessor wurde ein vielfach bestrafter Betrüger Namens Knopf entdeckt und die ganze saubere Gesellschaft verhaftet. In Rirdorf wurden die Akten vorgefunden, welche der angebliche Assessor geführt hatte, sowie noch andere Papiere, welche noch die Spur anderer Verbrecher ergeben haben sollen. Die Gerichtskommission hatte bei der Vollstreckung der Execution der Frau des Bauern noch 1 Thlr. und eine Schüssel Eierkuchen abgeschwindelt.

Digitized by Google

Neueste Nachrichten.

München, 30. Nov. Im Ministerium scheint heute Abend eine wichtige telegraphische Depesche angelangt zu seyn. Herr v. d. Pfordten begab sich eilig in die königl. Residenz. Gestern war zweimal und heute wieder Ministerrath. Auch unter den Börsenmännern ist heute Abend viel Bewegung, man glaubt wieder mehr als seit längerer Zeit an einen friedlichen Ausweg der Dinge, obgleich unsere Truppenbewegungen fortdauern.

Mannheim, 30. Nov. Gestern gab die verwittwete Frau Großherzogin Stephanie dem commandirenden General, so wie den übrigen hier anwesenden k. preuß. Offizieren ein Abschiedsdiner. — Das Hauptquartier des General-Lieutenants v. Schreckenstein wird morgen von hier nach Biebrich verlegt und wird am 2. Dezember in Koblenz seyn. — Ein Corpsbefehl vom 29. d. M. erklärt das Armeecorps in Baden — nachdem die Mehrzahl der Regimenter bis dahin ihre neue Bestimmung erreicht hat, während der Rest die Gränzen des Großherzogthums heimwärts alsdann überschritten haben wird — mit dem 4. Dezember d. J. vollständig aufgelöst. Der gedachte Corpsbefehl, gezeichnet vom commandirenden General v. Schreckenstein, bemerkt dahzi: „Sr. kgl. Maj., unserm erhabenen Gebieter, und dem erlauchten Prinzen, welcher als Oberfeldherr an unserer Spitze stand, darf ich mit Freuden melden: Das Armeecorps in Baden hat seine Schuldigkeit gethan, nach allen Richtungen hin, bis zum letzten Augenblick. Dem Glanze der preuß. Waffen, welche den Aufruhr schnell und siegreich niederwarfen, hat es den Nachruhm humaner Bildung, deßhalb auch musterhafter Zucht und dadurch eines Beispiels hinzugefügt, auf welchem sich die Hauptpfeiler der Ordnung im tief erschütterten gewesenen Lande neu erbaut haben und weiter bauen werden. Dieses erhebende Bewußtseyn geleite jeden, und wo und wie irgend wer vom Armeecorps wieder mit mir, seinem alten Führer, zusammentreffen möge, da sey er überzeugt, in mir einen in anerkennender Erinnerung treuen Kameraden wieder zu finden.

Frankfurt, 2. Dec. An der Börse waren heute alle Effecten im Steigen, besonders österreichische, welche seit gestern um 3 pCt. in die Höhe gingen. Auch für die übrigen Effecten wurden höhere Preise bewilligt. Es scheint, daß Gutunterrichtete die Käufer waren.

Frankfurt, 2. Dez. Gestern ist der General Roth v. Schreckenstein mit seinem Stabe hier durchgereist. Die durch die süddeutschen Rüstungen strategisch nothwendig gewordene Räumung Badens wird in einigen Tagen vollzogen seyn, und die Durchmärsche deßhalb wahrscheinlich schon übermorgen aufhören. — Es ist zu beklagen, daß gestern Abend wieder in einzelnen Straßen der Stadt Conflicte zwischen bayerischen und preußischen Soldaten stattgefunden haben. Hoffentlich werden diese Conflikte sowohl von den Militär- als von den Civilbehörden in gemessener Weise reprimirt werden; ihr Ursprung scheint auf Einflüsse sehr verschiedener Art hinzudeuten.

Hanau, 2. Dezember. In der „Kasseler Ztg." wird von hier der in Berliner Blättern verbreiteten Nachricht, daß Se. k. Hoh. der Kurfürst beim Bundestag das Zurückgehen der Bundestruppen beantragt habe, auf das bestimmteste widersprochen.

Berlin, 30. Nov. Gestern sollen aus Olmütz Depeschen eingegangen seyn, welche von der überaus herzlichen Begegnung Manteuffels mit dem Fürsten Schwarzenberg und der Erledigung der wichtigsten Streitfragen berichten. Der Sistirung der preußischen Rüstungen, zunächst der weiteren Einberufung der Landwehr zweiten Aufgebots, kann täglich entgegengesehen werden. Nach einer andern Mittheilung soll der österr. Ministerpräsident insbesondere auf das vorgeschlagene friedliche Arrangement in Kurhessen eingegangen und der Frieden überhaupt so gut wie sicher seyn.

Wien, 28. Nov. Gestern sind an der hiesigen Winkelbörse an 20 Individuen verhaftet worden, meist Juden, welche den unverschämtesten Geldwucher trieben, und das Gold- und Silberagio durch Kriegsgerüchte u. dgl. auf 70 und 60 Procente zu bringen wußten. Sogleich verschwand auch alle Scheidemünze aus dem Verkehr, die Waaren, namentlich Zucker und Kaffee, schlugen bedeutend auf und waren zum Theil gar nicht zu bekommen. Die Strenge wirkte Wunder, und in einigen Stunden war das Agio auf die Hälfte gesunken.

Paris, 30. Nov. Die Börse hielt sich heute überzeugt, daß die Zustimmung des österr. Cabinets zur Abhaltung einer Conferenz zwischen den Ministen Schwarzenberg und Manteuffel die Einleitung zu einem gütlichen Arrangement zwischen Oesterreich und Preußen sey. Die französischen Renten erfuhren eine rasche und ansehnliche Preisbesserung.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 98. Kaiserslautern, Samstag, 7. Dezember **1850.**

Eine Heirath aus der andern Welt.

Eine Erzählung von Max Rosenhayn.

(Fortsetzung.)

Etwa eine halbe Stunde mochten sie ihren Weg in dieser Weise zu Fuß fortgesetzt haben, als der canadische Jäger plötzlich stillstand und den Kopf hoch emporhob, wie ein Hirsch, der die Nähe des Jägers spürt.

Ich höre schießen, sagte er endlich nach einer athemlosen Pause. Sitzen Sie auf, junger Mann; wir müssen eilen, daß wir noch zur rechten Zeit kommen.

Er hatte indessen nicht nöthig gehabt, diese Worte hinzuzufügen, denn Feldner saß bereits im Sattel und trieb sein Pferd im vollen Galopp vorwärts, daß der Canadier ihm kaum zu folgen vermochte, da sein Pferd nicht so leicht war wie das seines Gefährten. Dieser, dessen Ohr durch die langjährige Uebung noch nicht so geschärft war, hörte erst, nachdem sie eine Strecke im Galopp zurückgelegt hatten, das Schießen, welches sein Gefährte in so weiter Entfernung vernommen hatte, und trieb sein Pferd nur noch stärker an, bis ihm endlich der Canadier in fast befehlendem Tone zurief, seinen Galopp zu mäßigen.

Aber wir werden zu spät kommen, rief der junge Mann fast verzweiflungsvoll, indem er nichts desto weniger den Lauf seines Pferdes zügelte, um seinen Gefährten zu erwarten, dessen Ueberlegenheit er anerkannte.

Bleiben Sie an meiner Seite und thun Sie, wie ich Ihnen sage, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist und das derer, zu deren Hülfe Sie herbeieilen, sagte der Jäger, als er seinen ungestümen Gefährten erreicht hatte.

Feldner gehorchte, obgleich nur mit Mühe, denn das Schießen wurde immer deutlicher hörbar und nur eine kurze Strecke konnte sie noch von dem Kampfplatz trennen, obwohl sie nichts sahen, denn ein kleines Gehölz lag vor ihnen und schien der Schauplatz des Kampfes zu seyn.

Sollten wir hier nicht absteigen? fragte Feldner, als sie den Rand des Buschwerks erreichten.

Hier nicht, erwiderte der Canadier; an der andern Seite. Es ist offenbar, daß sie die Ansiedler in ihrem Lager angegriffen haben, und dies Lager muß am Ufer des Flusses seyn, denn es gibt niemanden, der durch diese Gegend reist und so thöricht ist, sich des Nachts in einem Gehölz zu lagern, während dicht in der Nähe ein Platz ist, wo man auf tausend Schritte um sich sehen kann.

So — hier lassen Sie uns halten, fuhr er nach einigen Minuten fort, und binden Sie die Pferde an. Hübsch ruhig, junger Freund. Es hat nichts zu sagen. Wer auch die Leute sind, die man angegriffen hat, sie halten sich wacker, wie ich an ihrem Schießen höre, denn es ist nichts leichter, als den Knall einer guten Büchse aus den östlichen Ansiedelungen von diesen westländischen Flinten zu unterscheiden. Kaltes Blut — kaltes Blut, junger Freund, ein wenig Zittern mit der Hand hat schon manchem braven Kerl das Leben gekostet. Wenig schießen, aber viel treffen, das ist das ganze Geheimniß. Aber nun kommen Sie.

In wenigen Augenblicken hatten sie den Ausgang des Gehölzes erreicht und hinter dem Stamm einer hundertjährigen Eiche verborgen überblickten sie einige Augenblicke die Scene, welche sich vor ihnen abspielte.

In einer Entfernung von zwölfhundert Schritten erblickten sie die im Mondlicht glänzenden Gewächse des Arkansas, der rauschend und ungestüm seine Wogen dahinwälzte. Auf einer kleinen Anhöhe, welche nach dem Flusse zu steil abfiel und die Gegend umher beherrschte, standen die Wagen der Ansiedler, eine Art von Verhau oder besser Wagenburg bildend, die noch durch einige Bäume verstärkt wurde, die ebenfalls auf der Anhöhe wuchsen und welche den Angegriffenen dazu dienten, sich vor den Kugeln der Indianer zu sichern, welche in einem weiten Halbkreise das Lager umzingelt hatten, und trotz ihrer großen Uebermacht, die sich aus ihrem verstärkten Feuer zu erkennen gab, doch keine Lust zu haben schienen, einen Angriff mit den blanken Waffen auf

Digitized by Google

das so furchtbar vertheidigte Lager zu unternehmen, sondern es vorzogen, hinter einzelnen Bäumen oder großen Felsblöcken, die das Flußthal bedeckten, versteckt, den Ansiedlern ihre Kugeln zuzusenden.

Inzwischen begannen die Strahlen des Mondes zu erbleichen, und indem sie sich mit der Dämmerung des anbrechenden Tages mischten, wurde die Erleuchtung der Ebene zwar weniger hell, aber das Auge vermochte die Gegenstände schärfer und bestimmter aufzufassen, als dies bei dem zitternden, ungewissen Mondlicht der Fall gewesen war.

Es scheinen nur in allem fünfundzwanzig bis dreißig von diesen rothen Teufeln auf den Beinen zu seyn, wenn ich mich sonst nach ihrem Schießen richten darf, sagte der Jäger. Sechs und wir beide sind acht — das ist freilich nicht viel; aber wir wollen die Geschichte redlich ausmachen helfen, und wenn es nicht anders ist, müssen wir uns nach unsern Pferden zurückziehen. Indessen ist Ihr Doppellauf nicht mit Geld zu bezahlen, aber unter keinen Umständen, wenn nicht die äußerste Nothwendigkeit Sie zwingt, geben Sie Ihren Schuß fort, ehe ich wieder geladen habe. Und nun kommen Sie, folgen Sie meinem Beispiel. Wir werden glücklich herankommen, ohne gesehen zu werden. Der Tiger läßt sich am besten beschleichen, wenn er im Begriff ist, sich auf seinen Raub zu stürzen.

Bei diesen Worten warf sich der Jäger auf die Erde, und langsam und vorsichtig, den Schatten, den die einzeln stehenden Bäume warfen, benutzend oder einige Augenblicke hinter einem Felsblock oder nur einer Erhöhung des Erdreichs still und unbeweglich lauschend, ob er nicht entdeckt sey, und dann wieder seinen Weg in der gleichen Weise fortsetzend, war er bis auf Schußweite an die Indianer gelangt. Er kauerte sich hinter einen Strauch, während er Feldner zuwinkte, sich hinter einen kaum drei Schritte von ihm entfernten Baum zu postiren, der allerdings einen besseren Schutz darbot. Langsam hob er seine Büchse, zielte, und bei dem Knall derselben machte ein Indianer, der eben seine Flinte angelegt hatte, einen Luftsprung wie ein angeschossener Hirsch und stürzte dann todt zusammen. Sein Nebenmann, der ihn hatte fallen sehen, ohne darauf zu achten, von welcher Seite der Schuß hergekommen, sprang zu ihm hin, um ihm beizustehen. Er hob ihn auf und als er bemerkte, daß die Wunde des Todten im Rücken war, warf er einen scheuen Blick nach der Gegend hin, wo die beiden Männer im Versteck lagen. Der Pulverdampf von des Canadiers Büchse hatte sich inzwischen schon verzogen.

Bst! flüsterte dieser seinem Gefährten zu, der eben im Begriff war, seinerseits einen Schuß auf den neuen Feind zu thun. Lassen Sie ihn mir, ich habe ihn sicher.

Er hatte inzwischen seine Büchse geladen und drückte ab. Aber der Schuß war nicht so gut gewesen wie der erste. Der Getroffene stürzte zwar zusammen, aber er raffte sich wieder auf und ein schreckliches Geheul ausstoßend, das seine Kameraden zusammenrief, deutete er auf die Gegend hin, von wo die Kugel gekommen war. Drei oder vier Schüsse, welche in diesem Augenblick aus dem Lager der Ansiedler fielen, verwundeten oder tödteten eben so viele der Angreifenden, und hingerissen von der Aufregung, die sich seiner bemächtigt hatte, schoß Feldner die beiden Läufe seiner Doppelflinte auf eine Gruppe der Indianer ab, welche sich um den Schwerverwundeten gebildet hatte. Heulend sprengten dieselben auseinander. Dieser unvermuthete Angriff in ihrem Rücken hatte sie um jede Fassung gebracht, und als nun auch der Jäger seine Büchse auf die Flüchtigen abschoß, stiebten sie in eiliger Flucht auseinander.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz des Boten.

Assisenverhandlungen.

Sitzung vom 2. Dezember.

Nach Eröffnung der Sitzung wurde das Verzeichniß der einberufenen Geschwornen verlesen. Sie waren sämmtlich erschienen, mit Ausnahme des Herrn Reuß, Bürgermeister in Oberotterbach, welchen das Gericht sofort auf Grund der vorgelegten ärztlichen Zeugnisse dispensirte. An seine Stelle wurde der Ergänzungsgeschworne Herr Cajar gezogen.

Der erste Angeklagte war Jacob Ohliger, 23 Jahre alt, Dienstknecht von Mölschbach, vertheidigt durch den Herrn Rechtskandidaten Herfeld.

Der Angeklagte wurde schuldig erklärt, in der Nacht vom 8. auf den 9. September d. J. aus dem bewohnten Hause des Adam Schmalenberger zu Mölschbach eine Summe Geld von 16 Gulden und mehrere Effekten gestohlen zu haben.

In Folge dieser Erklärung der Geschwornen verurtheilte das Assisengericht denselben zur Strafe der Einsperrung auf 5 Jahre.

Sitzung vom 3. Dezember.

Heinrich Schultz, 27 Jahre alt, Taglöhner, geboren und wohnhaft in Ramsen, vertheidigt durch den Herrn Advokaten Vollmar.

Digitized by Google

Am 3. August d. J. beschwerte sich der Angeklagte bei mehreren Zeugen, daß ihm ein gewisser Jacob Rödel Holz entwendet habe und stieß dabei lebensgefährliche Drohungen gegen denselben aus.

Zwei Tage später trafen der Angeklagte und sein Bruder mit dem genannten Rödel auf dem Felde zusammen. Es entspann sich alsbald ein Streit, den der anwesende Zeuge Schmidt beilegte. Plötzlich ergriff aber Schultz seine Axt und versetzte dem Rödel einen so heftigen Schlag auf das Hinterhaupt, daß derselbe sogleich niederstürzte.

Rödel wurde nach Hause gebracht und sogleich der ärztlichen Pflege übergeben, er starb jedoch am 8. August. Das Gutachten des Kantonsarztes von Göllheim ging dahin, daß dessen Tod gewaltsam herbeigeführt, die nothwendige Folge des erhaltenen Schlages gewesen sey.

In den Verhören behauptete der Angeklagte, er habe den Rödel zweimal bei Entwendungen an seinem Holze betroffen., Derselbe habe ihn bei dem fraglichen Streit zuerst angegriffen und er habe aus Nothwehr sich mit der Axt vertheidigen müssen.

Die Geschwornen erklärten den Heinrich Schultz, welcher als ein gefährlicher jähzorniger Mensch geschildert wurde, der freiwilligen Tödtung schuldig, worauf das Assisengericht ihn zu lebenslänglichen Zwangsarbeiten verurtheilte.

Miscelle.

Vor kurzem kam in Rom ein englischer Gentleman an und bezog mit seiner Frau eine Wohnung in einem der ersten Gasthöfe. Eines Abends ging er aus, um in der Stadt umherzuschlendern und seine Cigarre im Freien zu rauchen. Es war Vollmond: er trat in das Colloseum und fing eben an, sich dort seinen Träumereien zu überlassen, als er Fußtritte hinter sich hörte. Ein Mann, ganz wie ein katholischer Priester gekleidet, ging so nahe an ihm vorbei, daß er ihn mit dem Arme streifte. Der Priester war eben hinter dem Constantinsbogen verschwunden, als es John Bull zufällig einfiel, nach der Uhr zu sehen; sie war nicht da. Er eilte dem als Priester verkappten Taschendiebe nach, holte ihn ein und forderte sein Eigenthum zurück. Der Priester verstand kein englisch, unser Freund kein italienisch; dieser machte sich indeß durch Zeichen verständlich und jener gab zitternd die Uhr heraus. Zu Hause erzählte der Engländer die Geschichte seiner Frau und war nicht wenig erstaunt, als sie ihm lachend versicherte, er habe seine Uhr gar nicht mitgenommen, sie liege auf dem Tische. Er zog die Uhr heraus: es war nicht die seinige, die in der That auf dem Tische lag. Er war also ohne Wissen und Willen zum Straßenräuber geworden. Am andern Tage ging er auf die Polizei, um die Sache ins Reine zu bringen, und erfuhr dort, der Priester, ein in Rom sehr angesehener und geachteter Mann, sey schon da gewesen und habe sich beschwert, er sey gestern Abend auf seinem gewöhnlichen Spaziergang von einem Garibaldista Inglese angefallen und durch Drohungen genöthigt worden, seine Uhr abzugeben.

Neueste Nachrichten.

Telegraphische Depeschen der Kölner und Frankfurter Blätter.

Berlin, 2. Dez. Die heutige Abendnummer der „Deutschen Reform" enthält das Folgende: „In Folge der Conferenz zu Olmütz ist eine Verständigung zwischen Oesterreich und Preußen in so weit zu Stande gekommen, daß in der kurhessischen und holsteinischen Angelegenheit eine endliche Entscheidung von Seite der in Dresden zu haltenden Conferenz aller deutschen Regierungen gegen Ende dieses Monats zu erwarten ist. Inzwischen wird ein preußischer und ein österreichischer Commissär in Schleswig-Holstein und Kurhessen die Beilegung der Zerwürfnisse gemeinschaftlich zu erstreben suchen. Hinsichtlich der schleswig-holsteinischen Angelegenheit wird ein einträchtiges Zusammenwirken Oesterreichs und Preußens im Stande seyn, einen dem Bundesbeschluß vom 17. September 1846 angemessenen Zustand herbeizuführen.

Berlin, 3. Dez. In der Adreßdebatte ist heute der Antrag gestellt worden, den Entwurf der Adreßcommission durch einen andern zu ersetzen, welcher der veränderten Sachlage gemäß abzufassen sey. Dieser Antrag wurde angenommen. Nach der Ansicht des Herrn v. Bincke sey es jetzt nicht an der Zeit, eine Adresse zu überreichen, sondern Erklärungen zu begehren über die bedrohte Lage des Vaterlandes. Der Inhalt der zu gebenden Erklärungen habe dem System ein Ende zu machen, dessen Träger die gegenwärtigen Räthe der Krone seyen. Dieser Antrag wird durch Mehrheitsbeschluß einer Commission zur Begutachtung überwiesen.

Berlin, 4. Dez. Heute, vor Beginn der Kammersitzung, wurde eine solche des Ministerraths, unter dem Vorsitz Sr. Maj. des Königs, gehalten. — Die Adreßcommission der zweiten Kammer hat in ihrer gestrigen Abendsitzung einen neuen Adreßentwurf

Digitized by Google

aufgestellt, und in demselben eine ausdrückliche Mißbilligung der Olmützer Punktation aufgenommen, und zwar mit einer Mehrheit von 19 gegen 4 Stimmen. — Nach der „Deutschen Reform" hätte, dem Vernehmen nach, Herr v. Ladenberg sein Entlassungsgesuch eingereicht.

Berlin, 4. Dec, 11 Uhr. Beim Beginn der heutigen Sitzung wurde die Vertagung der Kammern bis zum 3. Januar 1851 verkündet.

Wien, 30. Nov. Nach einer Angabe in der „Deutschen Reform" hätte die französische Regierung sich erboten, 10,000 Mann zur Schlichtung der schleswig-holsteinischen Händel zu stellen.

Wien, 2. Dez. Die zwischen dem Fürsten Schwarzenberg und dem Minister v. Manteuffel festgestellten Punctationen sind von den Höfen zu Wien und Berlin sanctionirt. Der Friede ist gesichert.

München, 2. Dec., Abends. Wie ich so eben vernehme, ist an den Fürsten von Thurn und Taxis eine Depesche ergangen, worin demselben eröffnet wurde, sich Freitags den 6. d. nach Frankfurt einzufinden und das Weitere über den Rückzug der beiderseitigen Truppen aus Kurhessen zu vernehmen.

Fulda, 3. Dec. Wir haben heute sehr friedliche Nachrichten erhalten. Oesterreich und seine Bundesgenossen werden, in Uebereinstimmung mit Preußen, das auch einen Commissär sendet, die kurhessische Sache ordnen. Der Fürst von Thurn und Taxis und der Bundescommissär Graf Rechberg haben sich heute schon nach Hünfeld begeben, wohin Morgen das übrige Hauptquartier folgt. Die so lange schwebende und blutigen Kampf drohende Frage scheint sich also nun rasch und friedlich zu lösen.

Kassel, 3. Dec. Die preußischen Commissarien sind heute morgen wieder abgereist, ohne ein Einverständniß mit dem Stadtrath erzielt zu haben. Der Stadtrath war bereit, eine Adresse an den Kurfürsten wegen Entlassung des Ministeriums und Zusammenberufung der Stände zu richten, als dem einzigen Wege, unsere Wirren auf verfassungsmäßigem Wege zur Lösung zu bringen; allein damit war den Herren Commissarien nicht gedient. Es scheint, als ob die preußische Regierung durch die uns angemuthete Selbsterniedrigung sich selbst leichten Kaufes aus der Verwicklung zu ziehen gedenkt.

Berlin, 2. Dec. Ueber die in der gestrigen Sitzung des Staatsministeriums stattgehabten Verhandlungen, in welchem die Resultate der Olmützer Conferenz im Allgemeinen gebilligt werden, sollen den Kammern in den nächsten Tagen schon Eröffnungen gemacht werden. Die Dresdener Conferenzen sollen entweder den 8. oder 10. d. schon beginnen.

Wien, 30. Nov. Obgleich noch keine officiellen Nachrichten über die Resultate der Olmützer Conferenz verlauten, so will man doch von einem definitiven Arrangement zwischen Oesterreich und Preußen als von einer Thatsache genaue Kenntniß haben. Nachfolgende vier Stipulationen werden als abgeschlossen bezeichnet. 1) Oesterreich genehmigt eine Art Volksvertretung im Bunde. 2) Oesterreich sichert der preußischen Regierung bundesgemäße Hülfe zu im Falle eines bei der democratischen Stimmung unter den preußischen Landwehrmassen gedenkbaren Conflictes. 3) Oesterreich und Preußen sollen gemeinsam Kassel occupiren. 4) Oesterreicher, Preußen und Hannoveraner bewerkstelligen gemeinsam die Entwaffnung Schleswig-Holsteins.

Wien, 30. Dez. Die Nachrichten, welche uns gestern und heute aus Olmütz zugegangen sind, lassen uns kaum mehr zweifeln, daß das Resultat der Conferenz ein befriedigendes seyn werde, daß der Friede nicht gestört werden wird. In Folge dieser Hoffnung hat sich bereits die in letzterer Zeit sehr getrübte Stimmung wieder erholt, und das Vertrauen beginnt sich wieder zu erheben, wozu übrigens die gestern erlassenen Verordnungen rücksichtlich des Börsenwesens nicht wenig beigetragen haben, und bereits verspürte man die günstige Wirkung, welche dadurch erzielt worden ist. Der Gold- und Silberpreis ist bedeutend gesunken, und die Papiere haben einen weit günstigeren Cours, als selbst von der nun beendeten Krisis. Einen nicht uninteressanten Anblick gewähren jetzt die vielen enttäuschten Gesichter, da man in sicherer Erwartung eines hereinstürzenden Unglücks sich so viel wie möglich der Staatspapiere zu entäußern suchte, und sie daher vor zwei Tagen zu dem niedrigsten Cours fortgegeben hatte, nur, um sie los zu werden.

Das Neuigkeitsbureau will aus vollkommen verläßlicher Quelle wissen, daß Ihre k. k. Hoheiten die Herren Erzherzoge Carl und Ludwig sich in der obschwebenden österreichisch-preußischen Differenz gegen jeden Krieg ausgesprochen.

Aus dem Elsaß, 3. Dez. Die Getreidepreise erhalten sich, trotzdem daß die Regierung starke Einkäufe für Verproviantirung gemacht, auf niedrigen Notirungen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 99. Kaiserslautern, Donnerstag, 12. Dezember **1850.**

Eine Heirath aus der andern Welt.

Eine Erzählung von Max Rosenhayn.

(Fortsetzung.)

Feldner glaubte, nachdem er seine Büchse geladen, nunmehr nichts eiligeres zu thun zu haben, als dem Lager der Ansiedler zuzueilen, aber der Canadier hielt ihn zurück.

Wir müssen abwarten, ob diese rothen Teufel nicht wieder zurückkommen, und wenn sie sehen, daß wir nur zu zweien sind, haben wir wenigstens die Gewißheit, daß sie uns ein paar Kugeln nachsenden, die uns erreichen werden, ehe wir in dem Lager Schutz gefunden haben, sagte er. Und dann können wir uns dem Lager auch nicht so ohne weiteres nähern; es ist noch zu dunkel und sie könnten das ganze zuletzt als eine indianische List ansehen und uns ebenfalls mit Kugeln begrüßen. Nein, nein, wir müssen uns hier verborgen halten, bis der Tag vollends anbricht.

Die Vorsicht des Canadiers, so nothwendig und begründet sie auch war, zeigte sich indessen doch diesmal als überflüssig. Die Indianer hatten sich, von panischem Schrecken ergriffen, völlig zurückgezogen und dachten nicht daran, den Kampf zu erneuern, und als sich beide, nachdem sie etwa noch eine halbe Stunde in ihrem Verstecke gelegen hatten, dem Lager näherten, der Canadier voraus und mit einem weißen Tuche winkend, wurden sie mit einem lauten Hurrahruf empfangen.

Die Ahnung Feldner's hatte ihn in der That nicht betrogen. Es war wirklich die Familie Clinton's, welche er vor sich sah und die ihn mit Erstaunen und herzlicher Freude zugleich empfing; aber ein schmerzliches Wehgefühl zog zugleich durch diese Empfindungen hin, denn der älteste Sohn des Ansiedlers, derselbe, welcher in jener Nacht bei Feldner gewacht hatte, war durch eine Kugel der Indianer getödtet worden. Er hatte bei dem Angriff derselben die Wache und grade nur noch Zeit gehabt, durch seinen Schuß das Lager zu alarmiren, bevor er durch einen der ersten Schüsse der Indianer getödtet worden war. Es war ein ergreifender Anblick, Clinton zu sehen, diesen rauhen, starken Mann, wie er von Gram und Kummer gebeugt, lautlos und ohne ein Wort zu sprechen, neben der Leiche seines Sohnes saß und dessen kalte Hand in der seinigen hielt. Keine Thräne kam in sein Auge, aber sein Schmerz war desto heftiger und furchtbarer. Er reichte dem Canadier und Feldner die Hand, ohne irgendwie ein Wort zu sprechen, ohne sich über die Anwesenheit des letzteren zu wundern; so saß er fast den ganzen Tag über, bis sich endlich die Sonne zum Untergang neigte. Endlich schien seine Manneskraft über seinen Schmerz zu triumphiren.

Wir wollen dem armen Jungen die letzte Ehre erweisen und ihm ein Grab graben, sagte er aufstehend. Die übrigen hatten bereits Sorge dafür getragen. Ein tiefes Grab war unter einem Ahornbaum bereitet worden, dort hinein wurde der Körper des jungen Mannes gelegt, Clinton sprach ein kurzes Gebet und dann schaufelten sie das Grab wieder zu und bedeckten es mit schweren Steinen, damit nicht irgend ein gefräßiges Raubthier den Körper ausscharren möge. Die getödteten Indianer hatte man auf Veranlassung des Canadiers in die Wellen des Arkansas geworfen.

Inzwischen hörte Feldner, daß sie durch das Anschwellen des Flusses verhindert worden waren, die Furt zu passiren, und demnach, einen Tag länger auf dem diesseitigen Ufer aufgehalten, den Indianern Zeit gegeben hätten, sich in größerer Menge zu dem beabsichtigten Ueberfall zu sammeln.

Das Eintreffen der Karawane, welche an diesem Tage ebenfalls einen angestrengten Marsch zurückgelegt hatte, beseitigte für einzelne Reisenden jede weitere Gefahr eines neuen Angriffs von Seiten der Indianer, und Clinton schloß sich natürlich mit seiner Familie dieser großen Karawane an, welche andern Tags den Fluß passirte und dann ihren mühsamen Weg fortsetzte, der indessen bis zu ihrer Ankunft auf californischem Boden ohne besondere Vorfälle bleiben sollte.

Digitized by Google

Ueber Santa Fee, der Hauptstadt von Neumexico, hinaus, haben die Reisenden noch ungefähr fünfzig englische Meilen westwärts zu machen und das Gebirge zu passiren, welches man Sierra-Madre nennt, um nach Obercalifornien zu kommen. Eine gewaltige Ebene, welche von dem „rothen Fluß" durchströmt wird, breitet sich am Fuße dieses Gebirges aus und trennt den östlichen Theil Californiens von dem goldhaltigen Gebiete; diese Ebene wird wieder im Westen nach der Seite des stillen Meeres zu durch die andern Gebirge, die Sierra-Nevada oder das Schneegebirge begrenzt, über welches ein schmaler Paß führt. Wenn man diesen Paß zurückgelegt hat, so gelangt man endlich in das Thal, das seiner Schätze wegen durch die ganze Welt berühmt geworden ist, in den Mittelpunkt des Goldlandes, auf welches sich seit mehr als einem Jahre so viele Hoffnungen richten.

Es herrschte ein wundersames Treiben in der Karawane, als dieselbe endlich das gelobte Land erreichte. Als die Auswanderer das Thal vor sich ausgebreitet erblickten, welches so viele Tage und Nächte hindurch ihr einziger Gedanken gewesen war, fielen sie einander wie närrisch in die Arme und schrieen und jauchzten vor Freude. Die meisten hatten kaum noch Lust, ihre Zelte aufzuschlagen, sondern lagerten sich auf der Hochebene bei einem Feuer und brachten die Nacht bei einem Gespräch zu, das sich natürlich nur auf die zu gewinnenden Schätze bezog.

Feldner hatte sich seit ihrem Wiederfinden an die Familie Clintons angeschlossen, die ihn mit großer Herzlichkeit aufnahm und von der er, wenigstens was Mutter und Tochter anbetraf, als ihr Lebensretter angesehen wurde; denn wenn er auch zurückhaltend genug gewesen war, dieses Zusammentreffen nichts anderem als einem Zufall zuzuschreiben, so hatte doch der canadische Jäger, der sich ebenfalls der Familie angeschlossen, nicht ganz so schweigsam gehandelt hinsichtlich des Antheils, den der junge Mann an dem Verfolgen ihrer Spur genommen, und des Eifers, mit welchem derselbe ihnen zu Hülfe geeilt. Ob indessen eine solche Erklärung noch erst bei Jenny — dies war der Name der schönen Tochter Clinton's — nöthig gewesen wäre, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; jedenfalls aber geschah es, daß sie jedesmal ganz seltsam, fast ungläubig in sich hineinlächelte, wenn Feldner erzählte, wie die großen Anschlaggettel in Guyandot und die zurückgelassenen Zeitungen ebenfalls in ihm den Entschluß zur Reise nach Californien wachgerufen hätten. Was den alten Clinton anbetraf, so hatte er wenige Tage nach dem Tode seines Sohnes seine gewohnte Haltung wiedergefunden, und obgleich er ernster und schweigsamer wie früher geworden war, schien er doch die Gesellschaft Feldner's von Herzen gern zu sehen und den jungen Mann, der ihm erst so feindlich gegenüber gestanden hatte, von Tag zu Tag lieber zu gewinnen.

Dieses Verhältniß, welches sich schon während der Reise begründet hatte, wurde an dem Ort ihres Aufenthaltes nur noch weiter ausgebildet, und Feldner schlug sein Zelt, welches er seit jener Nacht am Arkansas mit dem canadischen Jäger theilte, dicht bei denen Clinton's und jener anderen Familie auf, die mit demselben die Reise gemacht hatte. Die Karawane selbst, und es war dies die erste, welche auf dem Landwege in Californien eingetroffen war, hatte zu ihrem allgemeinen Lagerplatz die Ufer des Bompfandses auserkoren, einen Platz, der alle Vortheile eines solchen Lagers gewährte, indem nicht nur Holz und Wasser und Weide für das Vieh in unmittelbarer Nähe vorhanden waren, sondern weil auch die Ufer des See's in ihrem Sande Goldtheilchen mit sich führten, allerdings nicht sehr ergiebig, aber es war doch Gold; Gold, wonach ein jeder so begierig war, daß er fast nur deßhalb diesen Lagerplatz beibehielt.

Es war dies eine Art von kleiner Stadt, die in solcher Weise an dem Seeufer entstand. Man baute sich Hütten von starken Baumästen, gleich geeignet die Hitze des Mittags wie die Kühle der Nacht abzuhalten. Eingeborene fanden sich ein, um den Fremdlingen einige Lebensbedürfnisse zu verkaufen, sogar eine Art Schenke wurde von einem derselben in dem Lager errichtet, deren Besitzer schneller reich zu werden Hoffnung hatte, als die Goldsucher, ungeachtet ihres emsigen Fleißes.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz des Boten.

Assisenverhandlungen.

Sitzung vom 9. Dezember.

Andreas Sebastian, 28 Jahre alt, Dienstknecht von Geinsheim, vertheidigt durch den Herrn Advokaten Gink.

Sonntags, den 14 Juli d. J. war der Steinhauer Bech von Haardt und mehrere Kameraden auf die Nachtkirchweihe zu Winzingen gegangen; sie begaben sich gegen Abend auf den Rückweg. In einem nahen Garten bekamen mit dem Angeklagten und seinem Begleiter Adam Reiß Händel. Sebastian ver-

Digitized by Google

setzte mit einem Wingertsbalken dem Bech einen so heftigen Streich, daß dieser bewußtlos niedersank und ergriff dann mit Reiß die Flucht. Sie wurden aber bald von mehreren herbeigeeilten Personen eingeholt und zur Rede gestellt, jedoch wieder freigelassen, da sie als auf einem nahen Hofe dienende Knechte bekannt waren.

Der mißhandelte Bech wurde nach Haardt getragen und der ärztlichen Behandlung übergeben. Es gelang, die Lebensgefahr zu beseitigen, nachdem die Trepanation mit günstigem Erfolge angewendet worden war. Nach dem Gutachten des Kantonsarztes von Neustadt hat die Verwundung eine Krankheit und Arbeitsunfähigkeit von mehr als 20 Tagen zur Folge gehabt.

Es wurden sogleich gerichtliche Verhöre mit den Beschuldigten angestellt, wobei einer dem anderen die Schuld aufzubürden suchte. Da jedoch Zeugen den Angeklagten bestimmt als den Thäter bezeichneten, so wurde derselbe verhaftet, dem Adam Reiß gelang es sich zu flüchten.

Sebastian läugnete bei den öffentlichen Verhandlungen hartnäckig den Bech verwundet zu haben, wurde jedoch durch Zeugen vollkommen überführt. Das Motiv der Mißhandlung konnte durch die Untersuchung nicht aufgeklärt werden.

Die Geschwornen nahmen bei der Schuldigerklärung an, daß der Angeklagte zu der That gereizt worden sey. In Folge dieser Erklärung verurtheilte das Assisengericht denselben zu einer korrektionellen Gefängnißstrafe von 2 Jahren.

Miscellen.

Ein armer Winzer in der Nähe von Nimes hat jetzt einen Schatz gehoben, der seit fünfzehnhundert Jahren in der Erde vergraben lag. In einer thönernen Urne, die er auffand, waren mehr als 3000 römische silberne Medaillen, und in einer kleineren Urne, die sich in der größeren fand, 162 Medaillen vom reinsten Golde. Die letzteren wogen 867 Grammen und wurden in Nimes an einige Liebhaber, die Unze zu 115 Francs verkauft. Es fanden sich darunter: 2 Decius Cäsar, 14 Trajan, 26 Vespasian, 5 Nero, 17 Antonin, 16 Domitian, 11 Adrian, 3 Commodus, 2 Lucius-Verus, 5 Verus, 10 Faustin, 1 Mutter Faustina, 2 Septimus-Severus, 1 Nerva, 2 Aurelius ꝛc. Von den silbernen Medaillen hat man nur 1500 gerettet, weil ein einfältiger Goldschmidt die andern als altes Silber eingeschmolzen hat. Das Gepräge derselben ist nicht so gut erhalten wie das der Goldmünzen, doch findet sich darunter keine einzige, die einer späteren Zeit als dem dritten Jahrhundert angehört.

Der neuen Jurazeitung entheben wir folgende Nachricht aus Californien über den dortigen Goldfürsten Suter. Bekanntlich verließ Suter zu Anfang der Dreißigerjahre seine Heimat, Weib und Kinder und wanderte nach Nordamerika aus. Seine Familie war in den bedrängtesten Umständen, denn was Suter nicht mitgenommen hatte, wurde seinen zahlreichen Gläubigern zu Theil. Weib und Kinder befanden sich in bitterer Armuth. Da erbarmte sich derselben die Familie Müller-Ritschard im Berner Oberlande, nahm sie auf und sie verblieb anfangs daselbst sowie später viele Jahre bei Herrn Hauptmann Kamer zu Arth im Kanton Schwyz. Suter hatte sich um die Zurückgelassenen nie bekümmert, bis zu Ende des Jahres 1848 eine Einladung von ihm erfolgte, wonach sie und ihre Helfer in der Noth unter den glänzendsten Versprechungen aufgefordert wurden, ihm nach Californien zu folgen. — Die Arglosen gehorchten dem Rufe. Herr Hauptmann Kamer verkaufte seinen Gasthof und Liegenschaften und zu Anfang des Jahres 1849 befanden sich alle bei Herrn Suter im Goldlande. Aber wie war die Aufnahme? — Der Goldmensch empfing die durch Unglück und Jahre gebeugte Frau kalt, kalt seine Kinder und noch kälter deren Freunde in der Noth. Jene wurden angewiesen, die Geschäfte auf den verzweigten Ländereien zu besorgen; Frau Kamer verrichtet den Dienst als Zimmermagd und Herr Hauptmann Kamer, des elenden Lebens müde, hat bei seinen Freunden in der Schweiz das benöthigte Rückreisegeld zusammengebracht, um die liebe Heimat recht bald wieder zu finden.

Nun wissen wir auf einmal, wer der deutsche Michel ist. Im dritten Stück des zweiten Bandes der Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt, 1812 heißt es Seite 285: „Du bist der deutsche Michel“, ist noch jetzt eine sprichwörtliche Redensart bei uns. Nun fragt es sich aber: wer war denn dieser deutsche Michel? In seinem Werke: „Frühlingsparnaß vom Jahr 1693,“ Seite 68, sagt Zenner: „Dieser sogenannte Mann war der Generallieutenant Johann Michael Obertraut, in k. dänischen Diensten. Er that den Spaniern besonders in den Jahren 1620 und 1622 großen Abbruch. Damals kannte man ihn nur allgemein unter dem Namen: der deutsche Michel. Um ihren Feind zu bezeichnen, hatten ihm die Spanier diesen

Digitized by Google

Namen gegeben. Er blieb im Treffen bei Hannover 1625."

Es sind Nachrichten von der Mädchenauswanderung nach Australien eingetroffen. Das Schiff „Culloden" ist mit 38 Mädchen in Port Philipp am 6. Juli gelandet; das Schiff „Herzog von Portland" kam am 2. August mit 65 Mädchen in Adelaide an. Unter den Mädchen hat während der Ueberfahrt ein vortrefflicher Gesundheitszustand geherrscht und dem Benehmen der mit der Sorge für sie Betrauten so wie den betreffenden Anordnungen des dortigen Comité's wird vollkommene Anerkennung gezollt. Den Colonisten ist diese Einwanderung sehr erwünscht gekommen. Von den zu Port Philipp ans Land gesetzten waren binnen zwei Tagen 31 in Dienst genommen mit einem Lohne, der von 12 bis 20 Pfund jährlich variirt. In Adelaide waren in vier Tagen die sämmtlichen Mädchen engagirt. Das Damencomité, welches sich zu ihrer Empfangnahme in Port Philipp gebildet hatte, hat sich sehr günstig über das Benehmen der hinübergesandten Mädchen ausgesprochen.

Neueste Nachrichten.

Telegraphische Depeschen der Frankfurter Blätter.

Rendsburg, 8. Dez. Die Statthalterschaft hat heute eine Proclamation erlassen. — Der Oberbefehlshaber, General v. Willisen, ist von der Armee abgegangen und bereits in Altona eingetroffen; General v. d. Horst hat den Oberbefehl über die Armee übernommen.

Bremerhafen, 8. Dez. Heute hat die Fregatte „Gefion" (Eckernförde) glücklich in unserm Hafen geankert.

Aus der Pfalz, 9. Dez. Dem Vernehmen nach sollen nächstens alle pfälzische Garnisonen wieder ähnlich besetzt werden, wie vor dem Ausbruch der jüngsten Krise.

München, 7. Dez. Im Ständehaus werden bereits alle Vorkehrungen zum Empfang der Kammern getroffen, da jedoch die neue Ausmalung und Möblirung des Sitzungssaales der zweiten Kammer noch einige Wochen in Anspruch nimmt, so wird der Zusammentritt des Landtages, dessen Berufung verfassungsmäßig im Laufe dieses Monats stattfinden solle, kaum vor den ersten Tagen des Neujahrs erfolgen können, man bezeichnet den 3. Jänner als den Tag des Zusammentritts. — Sowie der Ankauf von Pferden für unsere Armee bereits allenthalben eingestellt wurde, wird wegen der friedlicheren Aussichten vorerst von der bereits angeordneten Nachstellung von 6000 Mann Recruten aus der Altersklasse 1828 Umgang genommen werden.

Kassel, 7. Dez. Hier ist der frühere Commandant der Stadt, General v. Storch, aus Wilhelmsbad eingetroffen, auch sind die Ministerialexpedienten seit dem 5. von dort wieder zurück. Man will daraus auf die demnächst bevorstehende Rückkehr des Kurfürsten schließen.

Hannover, 4. Dez. Es bereitet sich hier, auf Anregung unseres Ministeriums, die Anbahnung einer engeren Verbindung der norddeutschen Mittel- und kleinen Staaten vor, zum Zweck eines gemeinsamen Handelns auf den freien Conferenzen zu Dresden, und vor allen Dingen zur Wahrung der materiellen Verhältnisse unsers Staats mit Mecklenburg im Steuerverein und der Hansestädte in ihren speciellen Freihandelsgesetzen.

Wie wir aus Hamburg vernehmen, hat sich der Dänenkönig von seiner Gemahlin getrennt. Dieselbe soll jedoch nicht auf eine friedliche Weise erfolgt seyn.

Rendsburg, 6. Dez. Gestern wurden drei bei Hummelfeld gefangene Dänen, zwei Jäger und ein Musketier hier eingebracht, die beim Vorpostendienst von unserem ersten Bataillon aufgehoben worden. — Am gestrigen Vormittag entspann sich zwischen Breckendorf und Lottorf aus einem anfänglich unbedeutenden Vorpostenangriff ein späteres mehr als sechs Stunden anhaltendes Tirailleurfeuer, wobei beiderseits nach und nach Verstärkungen herangezogen wurden. Auf dänischer Seite ward ein Hauptmann vom Pferde geschossen (andere Berichte sprechen von zwei getödteten Offizieren); wie viel sie sonst verloren haben, war nicht zu ermitteln, da sie bei ihrem Rückzuge, wie gewöhnlich, so auch dießmal, ihre Todten und Verwundeten mitnahmen. Nur einen verwundeten Feind gelang es uns zu erwischen, dem, nachdem er hier eingebracht worden, das eine Bein amputirt werden mußte. Bis jetzt haben wir von einem Verluste der unsrigen nichts in Erfahrung bringen können. Der obengenannte Gefangene war mit einer eigenen ganz neuen Fußbegleitung ausgestattet, die bei der gesammten dänischen Armee eingeführt seyn soll. Selbige bestand aus platten, unten mit Leder verbohlten Holzschuhen mit gewöhnlichen Lederschaften. Der Boden dieser Holzschuhe ist mit Stroh ausgelegt; sie wärmen, hindern jedoch beim Gehen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 100. Kaiserslautern, Samstag, 14. Dezember **1850.**

Eine Heirath aus der andern Welt.

Eine Erzählung von Max Rosenhayn.

(Schluß.)

Indessen dauerte es nicht lange, als sich unter den Ansiedlern unheimliche Gerüchte verbreiteten. Einige Arbeiter, die in den Wald gegangen waren, um das theils zur Feuerung, theils zu einigen Maschinen für den Goldsand nöthige Holz zu fällen, so wie die Jäger, welche von ihren Ausflügen zurückkehrten, hatten Spuren von jenen zahlreichen merikanischen Banditen bemerkt, die das Land unsicher machen, und unbekannte Gestalten zwischen den benachbarten Felsen herumschleichen gesehen. Dazu kam noch, daß die Ausdünstung dieser aufgewühlten Erde, auf welche eine heiße Sonne herabschien, die Luft verdarb und den durch übermäßige Anstrengung oder durch häufige Erkältungen gelegten Keim von Krankheiten entwickelte. Aus allen diesen Umständen entstand ein Gefühl von Unbehaglichkeit, welches sich der Auswanderer bemächtigte und von welchem auch die Familie Clinton's nicht verschont blieb, und nur durch ununterbrochene Arbeit der Männer draußen, der Frauen drinnen, suchten sie sich dieses Gefühls zu erwehren. Die heilige Macht des Familienlebens, welche bei den Amerikanern noch durch nichts geschwächt ist, macht es außerdem erklärlich, warum sie sich so leicht zur Auswanderung verstehen und sich aller Orten heimisch fühlen. Man vermißt sein Vaterland weniger, wenn alles, was einem lieb und theuer ist, an demselben Herde sitzt. Die Unterhaltung mit Clinton und die im Kreise seiner Familie verlebten Abende waren es hauptsächlich, die Feldner's Muth aufrecht erhielten. Er hatte sich natürlich auch auf das Goldsuchen gelegt und arbeitete mit Clinton und dessen beiden noch übrigen Söhnen gemeinschaftlich, während die Frauen in dem Lager die Wirthschaft besorgten, und der canadische Jäger, der sich ebenfalls als ein Familienglied betrachtete, den Wald durchstreifte und die Küche reichlich mit Wildpret versorgte.

Die Mühe der beiden Goldsucher machte sich übrigens auch bezahlt. Sie waren in dem ausgetrockneten Bette eines Flusses, der sich in den See ergossen hatte, stromaufwärts gegangen und entdeckten dort fast täglich neue Schichten goldhaltigen Sandes, und obgleich mit schlechteren Werkzeugen versehen als die übrigen, waren sie nicht weniger glücklich gewesen als die geschicktesten Arbeiter. Inzwischen zogen aber auch viele Arbeiter von den Ufern des Sees fort, die nach allen Richtungen hin aufgewühlt waren, um Gegenden aufzusuchen, wo Hacken und Spaten noch nicht in solchem Maße gewirthschaftet hatten, und erst am Abend, wenn diese Leute von ihren Excursionen heimkehrten, füllte sich das Lager wieder, welches den Tag über leer gestanden hatte. Aber mit dem sich mehrenden Gewinnste der einzelnen Goldsucher steigerte sich auch die Gier nach Gewinnst, und während Fieber und andere Krankheiten die von unablässiger Krankheit erschöpften Bewohner niederwarf, mehrten sich in schrecklicher Weise Unthaten und Verderben allerlei Art. In den Flüssen und den Felsschluchten wurden die Leichen derer gefunden, die man einige Tage in dem Lager vermißt hatte, und wer sich allein zu weit von demselben entfernte, kehrte selten wieder zurück. Das Lager selbst wurde sogar bei nächtlicher Weile angegriffen und in einzeln stehenden Wagen beraubt, so daß die Ansiedler sich genöthigt sahen, die Hälfte der Mannschaft jeder Zeit unter Waffen zu lassen. Die Raubanfälle, welche natürlich nur von den weißen Eingeborenen ausgingen, richteten sich indessen, merkwürdig genug, nur immer gegen die Nordamerikaner, während alles, was von spanischer Abstammung war, verschont blieb, gleich als wollten sich die Eingeborenen aller dieser fremden Eindringlinge in einer langsamen, aber schrecklich sicheren Weise durch Meuchelmord entledigen.

Unter solchen Umständen arbeiteten Feldner und Clinton so wie dessen Söhne natürlich nur, indem sie die geladene Büchse neben sich hatten, und der canadische Jäger durchstreifte die nächste Umgegend, um jedem Ueberfall vorzubeugen.

So nahte sich allmälig der Winter oder vielmehr

Digitized by Google

die Regenzeit, und die Ansiedler mußten darauf bedacht seyn, entweder sich in eine Stadt zurückzuziehen oder doch ihre Wohnungen in einer Weise einzurichten, daß sie gegen die rauhere Witterung ihnen bessern Schutz gewährten, als ein trauriges Ereigniß dem Schicksal Feldners und Clinton's plötzlich eine andere Wendung gab.

Clinton war theils wegen seines persönlichen Muthes, theils wegen seiner Erfahrenheit, mit dem canadischen Jäger zugleich, um so zu sagen, zum Commandeur der bewaffneten Mannschaft ernannt worden. Als solcher erhielt er eines Tages die Meldung, daß sich wieder viele verdächtige Personen in der Umgegend blicken ließen, und daß man zahlreiche Hufspuren, theils von den unbeschlagenen Pferden der Indianer, theils von den beschlagenen der weißen Marodeurs gefunden habe, aus denen sich schließen lasse, daß diese Räuber zuletzt wohl einen Angriff in Masse auf das Lager beabsichtigten, um die Goldsucher ihres gesammten Verdienstes zu berauben. Es wurden deßhalb zwei starke Abtheilungen auf Kundschaft ausgeschickt, die eine von dem canadischen Jäger, die andere von Clinton geführt, während die übrigen im Lager zurückblieben, um daßelbe zu schützen. Der Trupp, welchen der Canadier führete, kehrte zurück, ohne den Feind gesehen zu haben; Clinton hingegen war auf eine Abtheilung dieser spanischen Banditen gestoßen, die sich indessen nach einigen Flintenschüssen zurückzogen. Aber eine Kugel hatte Clinton getroffen, sie war ihm durch die Schulter gegangen und in diesem Zustande brachte man ihn auf einer aus Baumästen bereiteten Bahre ins Lager zurück. — Die Wunde war tödtlich.

Während die Familie des Verwundeten sich verzweiflungsvoll um sein Lager drängte, bewahrte dieser indessen seine ruhige Fassung als Mann und Familienvater, und er benutzte die wenigen Augenblicke, die ihm noch übrig blieben, um sein Haus zu bestellen. Als Feldner an sein Sterbebett herantrat, faßte er mit wehmüthiger Freundlichkeit dessen Hand.

Junger Mann, sagte er mit schwacher Stimme, wenn Ihnen der Noth eines Sterbenden lieb ist, so verlassen Sie das Land, auf welchem der Fluch Gottes und der Menschheit ruht, dieser Fluch der Habgier, und kehren Sie dahin zurück, wo man durch Fleiß und Thätigkeit ein vielleicht geringeres aber ehrenvolleres und sicheres Glück findet. Und wenn Sie denn meinen Wunsch berücksichtigen wollen, so nehmen Sie meine Familie mit sich, meine Frau und meine Kinder. Sie besitzen Gott sey Dank noch so viel, um eine Ansiedelung in der Nähe von Guyandot kaufen zu können; das Land ist jetzt sehr im Preise gesunken, aber in wenigen Jahren wird diese Gegend vollständig angebaut seyn. Wollen Sie mir dies versprechen?

Ah, sagte Feldner gerührt, indem er nur mit Mühe seine Thränen zurückhalten konnte, Sie beurtheilen mich falsch, Clinton, wenn Sie meinen, wenn Sie noch in diesem Augenblick meinen, der Durst nach Gold habe mich hierher geführt. Es war die Liebe zu Ihrer Tochter, welche mich Ihnen nachreisen ließ. Geben Sie uns Ihren Segen, Clinton; ich werde ihr ein getreuer Gatte seyn, Ihrer Frau ein gehorsamer Sohn und Ihren Söhnen ein sorgsamer Bruder.

Ein freudiges Lächeln ging über die rauhen Züge des Sterbenden, als Feldner bei diesen Worten die Hand seiner Geliebten ergriff und mit derselben neben dem Lager des Vaters niederkniete. Clinton legte nicht ohne Anstrengung seine Hände segnend auf ihre Häupter.

Nun, sagte er dann, der alte Herrgott da oben ist doch gütig, daß er mich statt des verlorenen einen andern Sohn finden läßt. Nun sterbe ich gern. Aber versprich es mir, daß ihr sobald als möglich dieses Land verlassen wollt. Das Gold ist der Fluch der Menschheit, die Arbeit der Segen. Wehe dem, der sein Glück in dem Fluch sucht; auch ich habe das leider zu spät eingesehen.

Wenige Stunden nachher verschied Clinton. Er wurde am Ufer des Bompland'ees begraben. Die sämmtlichen Männer des Lagers waren bei dem Leichenbegängniß zugegen, sie feierten eine dreimalige Salve aus ihren Gewehren über sein Grab hin. Auf daßelbe legten sie einen großen Granitblock, in den mit rohen, ungeschickten Buchstaben die Worte eingemeißelt wurden: „Joseph Clinton, Anno 1847.“ Dies war das einzige Andenken des Verstorbenen.

Wenige Tage nachher verließ Feldner, mit der Familie des Verstorbenen, von dem Canadier und einigen andern Familien begleitet, diesen Ort der Trauer und des Schreckens. Sie erreichten ohne Unfall den Hafen San Francisco, wo Feldner mit der Tochter des Ansiedlers gesetzlich vermählt wurde. Von dort aus schifften sie sich nach New-York ein. Der Canadier aber kehrte in die Gebirge zurück, um sein unstätes, abenteuerliches Leben fortzusetzen.

Ohne weitere Abenteuer erreichte unser Held mit seiner jungen Frau und seinen Schutzbefohlenen New-York und von dort aus eben so glücklich Rebe Maple. Die Wittwe Clinton's kaufte ein dicht an seine Besitzung stoßendes Gut, und nur eine einzige Familie bildend, lebt unser Feldner seitdem glücklich und zufrieden als ein fleißiger, tüchtiger Landbauer, von allen seinen Nachbarn geachtet und geliebt, und

Digitized by Google

denkt oft genug an seine Heimat zurück, aber nicht etwa mit Wehmuth, sondern mit recht frohem, dankbarem Gefühl, daß er nicht Assessor geworden, der gleich vom Amt und Brod weggejagt werden kann, wenn er nicht so will wie seine Vorgesetzten, sondern als ein freier Arbeiter und Bürger in dem großen Freistaat Nordamerika.

Miscellen.

Mannheim, 8. Dec. Es ist neuerdings in mehreren Städten die Rede davon, daß Kunst und Gewerbe wieder in innigere Beziehung zu einander treten müßten, wie dies bereits in früheren Jahrhunderten zum Vortheil beider Richtungen der menschlichen Thätigkeit in Deutschland der Fall gewesen. Die einflußreichsten Gewerbtreibenden Wiens haben diese Angelegenheit bereits in Auge gefaßt, in München ist schon Vieles für ihre Verwirklichung geschehen. Baden mit seinem betriebsamen Gewerbestande und seiner weithin berühmten, polytechnischen Anstalt ist indessen auch berufen, diese große Angelegenheit zu fördern. In Karlsruhe sind schon viele junge Männer des westlichen Deutschlands gebildet worden, welche in ihren spätern Lebenskreisen das Handwerk zur Kunst zu läutern verstanden. Es scheint daher, daß in der polytechnischen Anstalt des Großherzogthums einige tüchtige Männer wirken, welche diese Frage, die jetzt zum Feldgeschrei des Gewerbes durch ganz Deutschland zu werden verspricht, längst ins Auge gefaßt hatten. Die bedeutendsten Gewerbezeitungen Deutschlands haben angefangen, diese Fragen ernstlich zu behandeln. In Berlin ist ein Ehrenrath, aus den ersten Künstlern wie Cornelius ꝛc. bestehend, niedergesetzt, um die Porzellanfabrikation mit künstlerischem Geiste zu durchdringen. In München hat sich ein einflußreicher Verein aus Gewerbtreibenden und Künstlern gebildet, um allen Geräthschaften des Lebens edlere Formen, würdigere Charaktere zu geben. Alle deutschen Städte sollen diesem Beispiel nachahmen, überall sollten sich zunächst Kunstvereine bilden, um den Sinn für die bildenden Künste, diese nothwendige Grundlage einer edleren Gewerbsthätigkeit zu erwecken. München hat durch diesen plastischen Geist einen großen Vorsprung vor andern deutschen Städten voraus. Diese Kunstvereine sollten Kunstsälen oder Kunstcabinete gründen, in denen Skizzen, Entwürfe, Kupferstiche, Lithographien, Gipsabdrücke ꝛc. ausgestellt würden. In regelmäßigen Zusammenkünften müßten die Hauptfragen der Kunst und ihre Bedeutung für das Gewerbe durchgesprochen werden. Besondern Commissionen wäre dann die practische Anwendung auf einzelne Zweige der Gewerbthätigkeit zuzuweisen. So würde das Gewerbe bald gehoben werden.

Am 2. Dec. zeigte sich plötzlich bei fünf früher gesunden Personen Braunschweigs, drei Erwachsenen und zwei Kindern, bald nach dem Mittagessen heftiges anhaltendes Erbrechen mit Leibschmerzen, ohne daß die genossenen Speisen (Zwetschen und Kartoffeln) als Ursache davon angesehen werden konnten. Jene Beschwerden steigerten sich im Verlaufe des Nachmittags namentlich bei den Kindern, und der gegen Abend herzugerufene Arzt, der sogleich auf eine Vergiftung durch Arsenik Verdacht hatte, ließ sofort die erbrochenen Flüssigkeiten und Speisereste, chemisch untersuchen, wobei sich in der That eine nicht unbeträchtliche Menge des genannten Giftes in denselben vorfand. Durch das von Bunsen entdeckte ausgezeichnete Gegengift, das Eisenoxydhydrat, wurden sämmtliche Vergiftete bis zum andern Tage so weit hergestellt, daß für ihre fernere Gesundheit nichts zu fürchten ist. Die Art und Weise, wie der Arsenik den Speisen beigemengt worden ist, ob aus Unvorsichtigkeit oder absichtlich, ist bis jetzt nicht ermittelt, eine gerichtliche Untersuchung zu diesem Zwecke aber eingeleitet.

Im „Kieler Correspondenzblatt“ wird der folgende Zug von „Patriotismus und Ueberzeugungstreue erzählt. Der Pastor Rühlemann in Weldt in Eiderstedt, angeklagt schon im Frühjahr, demnächst in Untersuchung gezogen, wurde im weiteren Verfolg derselben inhaftirt, als noch der Süden Schleswigs der Statthalterschaft gehorchte. Da zogen die Dänen heran, und nachdem sie auch von Eiderstedt Besitz genommen, erschien ein gewisser Herr Dubel, den Tillisch abgesandt hatte, als obrigkeitliche Person in Eiderstedt. Dieser fand dort unter andern die obigen Fall betreffenden Akten und kam sehr bald zu der Ansicht, daß der Pastor Rühlemann keineswegs schuldig sey. Er eilte sofort nach dem Gefängniß, öffnete dessen Thüre, bat den Pastor Rühlemann zu verzeihen, daß er von seinem Schicksal nicht früher unterrichtet gewesen, kündigte ihm seine Freiheit an und ersuchte ihn zugleich, die Probstei-Geschäfte für Eiderstedt, eventualiter ein anderes ihm zusagendes Amt zu übernehmen, welches ihm anzutragen er durch Herrn Tillisch beauftragt sey. Zum großen Erstaunen Dubel's antwortete hierauf der Pastor Rühlemann: „Ich bin von meiner gesetzlichen Obrigkeit jedenfalls formell richtig arretirt, und keine aufrührerische Obrigkeit kann mich entlassen; ich bleib

Digitized by Google

also, obgleich ich Tag und Nacht meine Hände zu Gott erhebe und bitte, ich möge auf gesetzlichem Wege aus diesem Orte des Grauens entlassen werden."

Die Ausstellung schleswig-holsteinischer Arbeiten zu Stuttgart im Saale des Museums erfreut sich fortwährend eines lebhaften Besuches, und da sie ihrem Schlusse, sich nähert (am 8. Dec. war der letzte Tag der Ausstellung), so lassen wir hiernach zwei poetische Widmungen folgen, welche geschmackvolle Arbeiten von Frauenhand als liebliche Zugabe beigefügt sind.

I.

Worte, an eine Knabenmütze geheftet.

Eine Mütze blau, roth, weiß.
Muntrer Bursche Dir zum Preiß. —
Halt' das Käppchen gut und werth;
Wie man hier die Farben ehrt,
Wird die Mutter Dir wohl sagen.
Was es heißt, die Farben tragen —
Tren Dir selber, treu den Deinen,
Wie im Großen, so im Kleinen —
Deine Liebe sey von Herzen,
Wankend nicht in Freud und Schmerzen —
Ohne Flecken wahr und rein
Soll Dein ganzes Leben seyn!
Schleswig-Holstein, October 1850.

Emilie H.

II.

Kennt Ihr das Land, wo nicht Citronen blühn,
Doch trotz des Nordens warm die Herzen glühn.
Und statt der Myrthe, die nicht still dort lebt,
Die Eiche kühn ihr edles Haupt erhebt?
Seht Ihr die Farben hier, gewirkt von Frauenhand.
Denkt an's bedrängte, nah verwandte Land.
Glückstadt, im October 1850.

Eine Schleswig-Holsteinerin.

Neueste Nachrichten.

Telegr. Dep. der Köln. und Frankf. Blätter.

Frankfurt, 11. Dec., Abends. Eine heute Abend aus Wien hier eingetroffene, vom heutigen Vormittag datirte telegraphische Depesche bringt uns die wichtige Nachricht aus der officiellen „Wiener Ztg.", daß eine Reduction der österreichischen Armee vorgenommen werden soll, auf welche Nachricht die Course heute Abend hier bedeutend in die Höhe gingen.

Die neueste Nummer der „Allg. Ztg." berichtet schon unterm 9. d. aus Wien pr. Telegraph, daß die Abendausgabe des „Lloyd" melde, „es werde vom 10. an beiderseits reducirt zum früheren Statusquo."

Dann erhalten wir aus Berlin folgende Nachrichten:

Berlin, 10. Dec. Man versichert, daß in dem heutigen Staatsanzeiger eine Ordre erscheinen wird, durch welche, unter Hinweisung auf den Wegfall der Gründe, welche die Mobilmachung veranlaßten, eine allmälige Demobilisirung befohlen wird. Dieselbe wird so ausgeführt werden, daß zunächst und bis zur Beendigung der freien Conferenzen das zweite Aufgebot der Landwehr entlassen wird, und später dringende Reclamationen bei dem ersten berücksichtigt werden. Gleichzeitig wird in Wien eine Ordre publicirt werden, durch welche die österr. Rüstungen rückgängig gemacht werden.

Berlin, 10. Dec., Abends. Ein königl. Erlaß, welcher heute erschienen, ordnet an, daß bei der Mobilmachung der Armee Reductionen eintreten sollen.

Speyer, 11. Dez. Trotz der gegentheiligen Berichte anderer Blätter, welche von fortgesetzten Rüstungen sprechen, können wir die den Betheiligten gewiß nicht unwillkommene Mittheilung machen, daß die bereits auf den 16. d. M. angeordnete Nachstellung von 6000 Mann aus der Altersklasse 1828 vorerst nicht stattfinden wird.

Zweibrücken, 10. Dez. Die Gerüchte über den Beginn der öffentlichen Verhandlungen in dem großen politischen Prozesse entbehren, sicherem Vernehmen nach, aller Begründung. Erst wenn das Urtheil des k. Kassationshofes hier angelangt ist, was noch nicht geschehen seyn soll, kann in dieser Beziehung durch die k. Generalstaatsprokuratur das Verfahren wieder aufgenommen werden. Es sind dann noch allerlei Vorarbeiten nothwendig, so namentlich eine Abänderung des Anklageaktes, die einige Zeit in Anspruch nehmen dürfte, die Zustellung des Cassationsurtheiles und des ratificirten Anklageaktes und die definitive Feststellung der Zeugenliste. Allein wir vertrauen zu dem bisher bethätigten Eifer, daß diese Arbeiten in möglichst kurzer Frist beendigt und die öffentlichen Verhandlungen, wenn ihnen dann weitere Hindernisse nicht mehr im Wege stehen, jedenfalls noch im Laufe des nächsten Monats eröffnet werden.

Auf die Motive des Urtheiles des Cassationshofes ist man sehr gespannt, da man sich zur Zeit nicht zu erklären weiß, worin der Zug ins Gesserswiler Thal sich von jenem nach Steinfeld oder die Handlungsweise zweier wegen des letztern Mitangeklagten von jener ihrer Genossen unterscheiden soll. — Sachverständige erwarteten, daß entweder das Cassationsgesuch verworfen oder das ganze Urtheil der Anklagekammer kassirt werden würde.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 101. Kaiserslautern, Donnerstag, 19. Dezember **1850.**

Blumenmärchen.

Bruchstück aus einer Novelle von Emil Grundmann.

Also du glaubst nicht, daß die Blumen auch lieben voll Lust und Wehe, gleich euch Menschenkindern? Ich will dir's erzählen.

Es war eine so schöne Vollmondnacht wie heute — und im Mai — und du weißt, was das heißt, denn dein Herz hat geliebt — ja es ist von einer Liebe erfüllt gewesen, so süß, aber auch so wild und heiß, daß du oft nicht gewußt, ob das arme Herz vor Wonne zitterte oder vor glühenden Schmerzen, und sieh: nur ein solches versteht voll und ganz die Sprache einer grünen, mondburchglänzten Mainacht. In solchen Nächten bleiben alle Blumen und Blätter wach, denn es sind die Filtterwochen der Elfenkönigin mit ihrem süßen Buhlen, dem holden Jüngling Lenz! Alle Mainächte sind ihre Brautnächte und die Blumen alle feiern sie mit. Jede Blüte hat dann auch ihre süßen Liebesgedanken, fast so wie ein junges Menschenherz, nur daß ihre Träume bescheiden sind und demüthiger.

Aber die junge Rose war die Königin unter allen an Schönheit und Liebreiz. Voll und süß waren alle Blätter erschlossen, keines lag mehr in der Knospe gefaltet, der runde Kelch duftete Liebe und Seligkeit jedem, der ihr nahte. Das gefiel den Junkern und einer der fadesten, Junker Rittersporn meinte: das schlichte Röschen müßte es sich ausnehmend zur Ehre rechnen, wenn er ihm den Hof mache, hatte es doch nur seine Schönheit und seinen süßen Duft, ritterbürtig war es nicht. Er kam heranstolzirt und lispelte so viel dummes Zeug, daß die arme Rose sich nicht zu rathen wußte noch zu helfen. Das hielt der dumme Gesell für Verlegenheit und wollte sie zudringlich umarmen — doch da streckte ihm Röslein in höchster Noth schnell ihre Dornen entgegen und zurück taumelte der plumpe Ritter. Beinahe hätte er die alte gelbe Jungfer, die Ringelrose, getreten; sie hatte gelauscht, um wie gewöhnlich dann zu klatschen aus Neid und Mißgunst. Die süße Rose war ihr schon längst ein Dorn, sie hatte dieselbe oft schon verläumdet wegen ihrer treuen Liebe zum Sprosser, und doch war dies solch ein holdes Liebespaar, wie es kein zweites gibt in der Natur. Nun glaubte die Neidische, hier gebe es wieder etwas zu horchen, da ein neuer Verehrer sich nahte. Doch da er abgewiesen, drang sie sich ihm redselig auf und sagte: Edler Junker, Ihr habt Euch wohl nur verirrt zu der einfältigen Rose, die da weder Rang noch Ahnen hat, ich könnt' Euch eine andere nennen, die Eures Standes würdiger ist und Eure Aufmerksamkeit gebührender zu schätzen verstände. Seht! dort oben winkt sie, die Edle — die Rose von Jericho. Und wirklich hatte das gnädige Fräulein schon lange ausgeschaut nach dem Ritter und sich gewundert, wie er seine Reden verschwenden könne an Unwürdige. Sie schaukelte sich so kokett an dem Gitter der Laube, daß sie dem Junker ganz lockend erschien. Er knüpfte ein leises Gespräch mit ihr an und — sieh nur hin — heut ist das Liebespärchen einig. Beide verlangen nichts mehr als Tändelei und äußeren Prunk und so sind sie mit einander zufrieden.

Aber die süße Rose weinte damals in der Mainacht, denn ihr geliebter Sprosser blieb länger, als sie erwartete, und schon fürchtete sie, die häßliche Ringelrose habe sie auch bei ihm, dem so heiß Geliebten, verläumdet und er strafe sie nun durch seine Entfernung. Da flötete es leise, leise, mit klagendem Ruf — er war da und grüßte seine holdselige Geliebte. Da dehnten sich die weichen Blätter der Rose immer weiter auseinander und streuten balsamische Düfte aus — und der Sprosser verstand sie und sand auf alles eine Antwort: er sang immer inniger seelenvoller, er klagte von Liebe, Sehnsucht und Trennungsschmerz, seine Melodieen zogen alles Weh empor aus der Brust und versöhnten und verklärten es doch wieder zu wehmüthigem Frieden. Die Blätter der Bäume rauschten dazwischen, die Wellen blinkten und horchten, selig mit einander flüsternd — alle kleine Blümchen zitterten vor Wonne, jede dachte an ihr Liebstes und Bestes. Sogar die steifen, geputzten Salo damen, die Georginen, lispelten zusam-

Digitized by Google

men: „das ist süperb!“ Der alten Jungfer Ringelrose aber fielen alle früheren seligen Träume ihrer Kindheit ein, wo noch die weichen, grünen Blättchen den Kelch umschlossen hielten, wo sie in der Knospe träumte auch einst schön zu werden und daher die Pracht der andern Blumen noch nicht beneidete — in ihrem Auge stand eine Thräne, die sie lange nicht mehr geweint. Sie nahm sich vor, sie wolle nicht wieder Liebende verläumden. Die arme schöne Camelia stand dabei und neigte das Haupt. Trauer erfüllte sie, die prächtige Rose ohne Duft — ach! sie hatte die Sprache verloren — denn der Duft ist die Sprache der Blumen. Sie war einst eitel gewesen auf ihre Schönheit, sie hatte ein liebendes Herz gebrochen, das nur ihr gehört hatte, sie wollte nicht wieder lieben und war hart und vermessen gewesen. Zur Strafe hatte ihr die Blumenkönigin den Duft entzogen. Nun reut es sie schmerzlich, aber vergebens. (Ich erzähle dir die traurige Geschichte ein andermal.) Sie denkt oft bei sich: wärst du weich und hingebend gewesen wie die Rose, du sähest gern deine Blätter welken, hätte sie erst ein liebender Mund geküßt. Aber zu spät. Nun wird sie von Niemand mehr geliebt, sondern nur bewundert, wie sie es einst gewollt; denn der Duft ist die Seele und ohne Seele bleibt auch die glänzendste Schönheit ungeliebt. Arme Camelia! Luna wandelte langsamer über den Garten und ihre silberne Sichel zitterte mit hellem Strahl auf der Rose und dem Sprossler. Sie dachte an Endymion; — vielleicht sucht sie ihn auf unter den Schläfern und weckt ihn mit süßen Küssen.

So erzählte mir die schwankende, rothe Bohnenblüte im Zwielicht. Ob ihr Purpurmund die Wahrheit sprach, will ich nicht vertreten, sie ist eine phantastische, neckische Elfennatur, das wissen wir schon aus dem Sommernachtstraum.

Ich hatte auf eine Stunde dabei vergessen, daß auch mir eine letzte Rose abgeblüht ist, daß meine liebende Nachtigall in fernen Landen einsam ihre süßen Melodien singt. O singe, singe mein Herz zur Ruh!

Das Examen.

Gewiß schon Viele haben von dem „alten Dessauer“ gehört, der einer der tapfersten Generäle Preußens war. Dieser „alte Dessauer“ war aber der Fürst Leopold von Dessau. Ein kurioser Kauz, wie sie nicht alle Tage die Sonne bescheint, aber ein Mann von edler, tüchtiger Gesinnung. Man erzählt eine Menge Schnurren und Schnacken von ihm; die ich aber hier erzählen will ist keine gemachte und ihm angedichtete, sondern eine wahre Begebenheit. Das Regiment des Fürsten lag in Halle in Garnison und auch er hielt sich meist in Halle auf, war aber oft sehr ungehalten über die schlechten Sitten, welche unter seinen Soldaten einrissen, darum wollte er auch, als sein Feldprediger versetzt worden war, sich einen neuen Feldprediger heraussingern, der sich, wie man sagt, gewaschen und Haare auf den Zähnen hätte.

Fürst Leopold befand sich einige Zeit in Dessau bei seiner Familie, als sich eines Tages ein junger Geistlicher melden ließ, der Feldprediger werden wollte.

Er kann kommen, sagte er zu dem Kammerdiener, der ihn meldete und bald trat in männlich-fester, fast militärischer Haltung ein stattlicher, schöner und fein gekleideter junger Mann herein.

Der Fürst Leopold hatte durchdringend scharfe Augen. Er musterte den jungen Mann scharf. Er gefiel ihm sehr, besonders der Ausdruck männlicher Festigkeit in seinem Wesen.

Er will also Feldprediger bei mir werden? fragte er den jungen Mann.

Wenn Eure Durchlaucht das Zutrauen in mich setzen wollen, daß ich dazu befähigt sey, so wär's mein Wunsch, erwiderte der junge Mann und zog eine Brieftasche heraus, aus welcher er eine Anzahl Zeugnisse über den Stand seiner Kenntnisse und seine Aufführung herausnahm, um sie dem Fürsten zu überreichen.

Der Fürst machte eine abweisende Bewegung mit der Hand und sagte: Thu' er das papierne Zeug da wieder in Seine Brieftasche. Ich bab's nicht gerne wenn Andere für mich gucken. Hab' selber gute Augen. Ich fühle meinen Leuten gerne selber auf die Zähne und er mag sich bereit halten, von mir examinirt zu werden. Das will ich ihm sagen, fuhr er fort, daß ich mich um den gelehrten Kram gar nicht kümmre, sondern, daß es mir darum zu thun ist, einen Mann zu kriegen, der meine Kerls gehörig zu fassen und zurecht zu machen versteht; denn sie taugen dem Teufel nichts, sobald sie aus dem Dienste sind.

Er ging nun schnell einige Mal im Gemach auf und nieder als besönne er sich auf das, worin er den jungen Mann examiniren wolle. Diesem mochte bei solch einem absonderlichen Examen das Herz denn doch ein wenig laut pochen; aber seiner Kenntnisse sich bewußt und auch sonst resolut, erwartete er ziemlich gefaßt das, was nun kommen sollte. Plötzlich trat nun Leopold vor ihm hin und sprach: Da Er bei meinem Regimente Feldprediger werden will, so muß ich Ihn auch mit seiner künftigen Heerde bekannt machen. Das sind lauter räudige Schafe, sag'

Digitized by Google

ich Ihm, lauter Racker. Brav und tapfer vor dem Feinde, ja das sind die Kerls, das muß ich sagen; Kerls wie die Löwen! Bei Stettin, auf der Insel Rügen, in Ungarn bei Ofen, bei Hochstädt und Kaiserswerth, in Italien und Brabant haben sie sich geschlagen, daß es eine Plaiſir war und die lieben Engel im Himmel ihr blaues Wunder an ihnen sahen; aber sind sie einen Tag in der Garnison, so fährt der Satan in sie hinein. Dann karten, saufen, räsonniren und liederlichen sie, das es eine Schande ist. Dann verkaufen sie das Hemd vom Leibe und bringens durch. Das Hemd vom Leibe! Sag er selbst, was ist dem Menschen näher als das Hemd auf dem Leib? Wer das verkauft, der verhandelt auch seinem Kameraden, seinen Hauptmann, seinen Obersten und seinen König, wenn sich ein Hundsfott findet der sie kaufen will! Dann werden die Kerle desparat, schmieden Complotte und gehen zum Henker! Da sag' Er mir, will Er das hintertreiben?

Der junge Mann besann sich kurz, reichte dem Fürsten die Hand und sagte fest: Ja, mit Gottes Hülfe! Eure Durchlaucht müssen mir aber auch in die Hände arbeiten und mich unterstützen.

Der Fürst blickte ihn unverwandt an. Als ihm der junge Mann seine Hand darreichte, faßte und drückte er sie. Das versteht sich von selber, fuhr er fort. Er soll an mir einen treuen Adjutanten haben, darauf verlaß er sich. Bring' ich die Kerls nicht in die Reihe und zur Raison, so will ich lieber den Degen nicht länger tragen!

Hör' Er mal, fuhr Fürst Leopold fort, ich möchte wissen, wie er mit so einem Bruder Liederlich umspringen will, der keinen Schuß Pulver werth ist, und den Ihm der Hauptmann zuschickte und Ihn bitten ließe, dem Kerl den Pelz aus dem Fundamente durchzuwaschen. Denke Er, ich wär' so Einer und stünde jetzt vor Ihm, um das Kapitel aus den Leviten gehörig zu fassen! Mach' Er einmal Sein Exercitium!

Der junge Mann dachte: Holla! nun gilt's! Aber ich will den Kümmel reiben, daß dir das Niesen ankommt, als wär's Säntomer! Er stellt sich in Positur und Fürst Leopold faltet die Hände, senkt das Haupt und nimmt die Stellung eines Menschen ein, der sich seiner Schuld bewußt ist und demüthig die Strafpredigt anzuhören sich eben anschickt.

Mit fester, klarer Stimme begann der junge Geistliche: Es ist Euch bekannt, warum Euer braver Herr Hauptmann Euch zu mir beordert hat. Euer Betragen ist eines braven Soldaten unwerth, ist eine Sünde vor Gott eine Schande für das Regiment, ein Aerger für Euern edeln Chef. Gehr's so mit Euch fort, so wärs Schade für den Schuß Pulver, der Euch träfe; aber dazu kommts nicht, denn zuerst gibts einen blutigen Rücken und dann werdet ihr dem Henker überliefert, der Euch aufknüpft. Schmach und Schande für einen Soldaten, der nicht einen ehrlichen Soldatentod stirbt! Doch es gibt auch noch einen andern Weg. Ihr desertirt aus Furcht vor der verdienten Strafe, treibt Euch als Landstreicher und Bettler umher, wenn Ihr nicht ein Räuber und Spitzbube werdet, und, weil Ihr eidbrüchig geworden seyd, wird Euer Name in Eurem Geburtsort an den Galgen geschlagen, zum ewigen Schimpf für Euere Familie. Und wie steht's um die Seele? Ein Eidbrüchiger fährt zur Hölle und ein Dieb, Trunkenbold, Hurer und Ehebrecher kann nicht das Reich Gottes ererben! Darum lasset mein Wort Eingang in Euer Herz finden. Ich meine es, als Gottes Diener und Euer Seelsorger, treu und gut mit Euch und möchte Eure Seele retten und einen braven Soldaten aus Euch machen. Drum laßt ab, von Eurem Luderleben. Kehret um und höret, was der Vorläufer Christi, Johannes der Täufer, zu den Soldaten spricht: „Thuet Niemand Gewalt noch Unrecht und lasset Euch genügen an Eurem Solde." (Lucä 3, 14.)

Als der junge Pfarrer so sprach, hatte er seine Stimme erhoben, und im Tone des strengen Bußpredigers mit großem Nachdrucke gered't.

Die Fürstin von Dessau, die Gemahlin des Fürsten Leopold, war während dieser Rede in das Gemach nebenan getreten. Mit Erstaunen hörte sie, wie da nebenan Einer einem Andern in ihres Gemahls Gemach den Text las. Sie horchte eine Weile und dachte dann: Was um aller Welt willen mag da zu thun seyn? Endlich kann sie ihrer Neugierde gar nicht mehr Maß und Ziel setzen, öffnet leise eine Thüre, die in ihres Gemahls Gemach führt und bleibt starr vor Erstaunen stehen; denn da steht sie einen jungen Geistlichen in heiligem Eifer und ihren Gemahl in der Stellung eines Bußfertigen, der die gute Wahrheit in aller Demuth hin- und annimmt. Unterbrechen mochte sie nicht und wollte einmal den Ausgang abwarten.

Endlich schloß der Prediger mit den Worten: Nun gehet hin und bessert Euch. Ich will Gott bitten, daß er Euer Herz zum Guten lenke, damit der König, der Chef und das Regiment wieder Freude an Euch erleben! —

Beide hatten die Fürstin nicht gesehen.

Jetzt rief sie: Aber, mein Gott, Leopold, was gibt's denn hier? —

Der Kandidat fiel fast in Ohnmacht vor Schrecken.

Leopold aber sagte ruhig: O nichts, gar nichts, liebes Kind! Der junge Mann ist mein neuer Feldprediger; der hat eben sein Examen gemacht, und wahrhaftig, der versteht's!

Digitized by Google

Weihnachtsbücher.

Ein gutes Buch für Kindern ist um Weihnachten die Hauptfrage der Aeltern. Neben Spielwaaren und Confituren, die den Tisch der Geschenke unter dem Christbaum zieren und in wenigen Tagen schon wieder vergessen und gegessen sind, soll ein bleibendes werthvolleres Unterhaltungsmittel in die Hände der Kleinen gelegt werden, — der Kleinen, um deren Willen wir uns allein so sehr auf die Weihnachtstage freuen. Den Aeltern eine Antwort auf ihre Frage zu geben, ist der Zweck dieser Zeilen. Die Jugendschriftstellerei ist eine so ergiebige Thätigkeit geworden, daß man sich kaum mehr unter der großen Masse von Büchern zurecht findet. Gut, daß diese Bücher nur in die Hände von Kindern kommen! möchte man sagen; denn es wird des Jämmerlichen gar Vieles zu Tage gefördert. Aus dieser Masse ein paar tüchtige, lehrreiche und mit ächtem Verständniß der Kinderwelt geschriebene Bücher auswählen zu können, war uns in den jüngsten Tagen auf eine höchst angenehme Weise geglückt. Bei einem jungen strebsamen Buchhändler Stuttgarts, den wir besuchten, fanden wir eine kleine Sammlung von Verlagswerken, die sämmtlich für das jugendliche Alter bestimmt waren. Eduard Hallberger gab uns die ganze Sammlung zur Prüfung mit nach Hause und wir fanden das Innere dem geschmackvollen Aeußern am Werthe gleich, wo nicht es noch übertreffend. Für das zarteste Kinderalter fanden wir ein hübsches Büchlein von J. C. Hartmann: „Neue lustige Fabeln für artige Kinder," ein Fabeln-Cyclus; die auch uns, obgleich durch die moderne Fabeldichtung — den Roman — verwöhnt, noch angenehm unterhalten. Der Preis ist nur 24 kr. Für das etwas vorgerücktere Alter erhalten wir Erzählungen von Karl Steiger (dem Schweizer Pfarrer): „Die Schweizerknaben in Oberschwaben" (Preis 40 kr.); vom Verfasser der Geschwister von Marienthal: Drei Erzählungen (Preis 24 kr.), und von dem beliebten Jugendschriftsteller Franz Hoffmann: „Die Abendstunden", insgesammt vortreffliche Originalarbeiten, die die langen Winterabende der Kinder mit reichem Unterhaltungsstoffe ausfüllen. Eine poetische Arbeit bietet der bekannte Hofprediger H. Hoffmann in der „Sommerlust auf Reisen", ein Büchlein, das wir mit dem größten Vergnügen gelesen und um seines schönen Inhalts, wie der fließenden Versification willen allen Eltern empfehlen können. Ein „Theater-Almanach für die Jugend" von Aurelia erlebt bereits den zweiten Jahrgang. Die Stücke sind amüsant, ganz in den Gränzen des Fassungs- und Darstellungsvermögens der Jugend und mit geringen äußerlichen Bühnenmitteln aufzuführen. Für die zartvolle Behandlung des Stoffes bürgt der Name einer Frau. Die Zeitschrift: „Das Jugendalbum", unbedingt das schönste, geschmackvollste Kinderjournal mit vorzüglich gewähltem Texte, Bilder der ersten Düsseldorfer Maler, Gedichten, Musik- und Zeichenbeilagen — redigirt von Emma Niendorf — hat der Verleger binden lassen und die nicht an Zeit und Stunde gebundene Sammlung von Erzählungen und Kunstarbeiten bietet dadurch eine reiche selbstständige Gabe. — Hoffentlich liegen alle diese genannten Werke auf recht vielen Weihnachtstischen!

Dr. C. C. (Mannh. Journ.)

Neueste Nachrichten.

Frankfurt, 16. Dez. Ein höchst frecher Diebstahl wurde heute Mittag mittels gewaltsamen Einbruchs in dem Bureau des hiesigen Banquiers D. und J. de Neufville auf dem kleinen Hirschgraben begangen. Vier mit Brechstangen versehene Subjecte erbrachen um 1½ Uhr den stark verriegelten Eingang zum Comptoir und füllten ihre Taschen mit Scheinen und baarem Gelde aus der gleichfalls erbrochenen Geldkiste, wobei sie überrascht wurden. Sie ergriffen die Flucht, zwei von ihnen wurden jedoch von Leuten erwischt, welche auf den Hülferuf der Entdecker herbeigeeilt waren. Die Polizei demächtigte sich des Raubgesindels, das aus der Umgegend kommen soll. Die Entflohenen sollen bekannte anrüchtige Subjecte seyn und werden ihrer Strafe nicht entgehen. In der Kasse sollen noch über 2000 Gulden fehlen. Die Frechheit der Diebe ist um so unerhörter, als ihr Vorhaben in einem Hause unternommen wurde, zu welchem viele Menschen ein- und ausgehen, gegenüber einem ebenfalls sehr frequenten Geschäfte.

Hanau, 16. Dez. Der Kurfürst hat sämmtliche Offiziere, welche seine Abschiedsgesuche eingereicht haben, mit Ordensdecorationen bedacht. — Uebermorgen soll das Garderegiment seinen Marsch nach Kassel antreten.

Dresden, 14. Dez. Staatsminister Dr. Zschinsky überraschte heute die zweite Kammer sehr angenehm mit der Nachricht, daß nun auch in Sachsen, nachdem man in Preußen eine allmälige Demobilisirung der Truppen habe eintreten lassen, das Gleiche stattfinden werde.

Berlin, 13. Dec. In Betreff der Demobilisirung der Landwehren heißt es, daß vorläufig circa 200,000 Mann entlassen werden, welche die Einberufenen des zweiten Aufgebots und einen Theil der des ersten umfassen. Letztere erhalten die Entlassung in Form eines Urlaubs auf unbestimmte Zeit; erstere werden entlassen mit der Weisung, sich jederzeit zur Wiedereinstellung bereit zu halten. Nach ungefährer Schätzung würden vor der Hand noch 260,000 Mann unter Waffen bleiben.

Wien, 12. Dezember. Die Dislocation der Truppen, welche nun in vollem Zuge ist, läßt keinen Zweifel über die friedlichen Absichten des Cabinets. General Ottinger führt die aus Ungarn abmarschirten 6 Cavallerie-Regimenter wieder aus Böhmen dahin zurück, und gleichzeitig werden die in Mähren stationirten Truppen in ihre verschiedenen Garnisonen verlegt.

Nancy, 12. Dec. Nach einem in Nancy eingetroffenen Befehl des Ministers des Innern, Herrn Baroche, haben sämmtliche dort lebende deutsche Flüchtlinge sich unverzüglich nach den äußersten Gränzen der Bretagne zu verfügen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 102. Kaiserslautern, Samstag, 21. Dezember **1850.**

Ein Besuch in Schiller's Geburtshaus.

Aus der ostdeutschen Post.

Den 25. Juli besuchte ich Marbach, um Schiller's Geburtshaus zu sehen. Das Städtchen liegt am erhöhten rechten Ufer des Neckar in einer anmuthigen Gegend, zu deren Belebung und Zierde der Neckar mit seinen Ufergauen nicht wenig beiträgt. Marbach besteht eigentlich nur aus einer Hauptstraße, die außer der unverhältnißmäßigen Anzahl Gasthausschilde nichts ungewöhnliches bietet. Sehenswerth ist die Kirche. Allein das alles würde keinen Reisenden nach dem kleinen Neckarstädtchen ziehen, stände nicht da unten, südöstlich von der Hauptstraße auf einem kleinen Brunnenplatze, ein höchst unansehnliches Haus, aus welchem einer der größten Geister und Lieblinge der deutschen Nation hervorgegangen ist. Das Herz pocht einem, wenn man von der Hauptstraße aus, eine krumme Nebengasse abwärts gehend, die Wiege Schiller's sucht. Wir sind bei dem Gedanken an diesen so gewaltig erfassenden, und immer nur nach großem zielenden Geist so sehr gewöhnt, alles, was Bezug auf ihn hat, auch groß und bedeutend zu wähnen, daß wir uns einer Erschütterung seltsamer Art nicht erwehren können, wenn wir auf einmal vor einem Häuschen stehen, so klein, so schlicht, ja so ärmlich als möglich, und dabei erfahren: hier sey der Philosoph und Dichter Schiller geboren. Man bleibt unwillkürlich stehen und ist beklommen. Der Brunnen rauscht eintönig weiter, ab- und zugehende Wasserträgerinnen beschauen sich den Fremden und hier und dort öffnet sich ein Fenster und ein neugieriges Gesicht blickt heraus. Schiller's Geburtshaus ist von einem Bäcker bewohnt und das Brett mit Broden vor den Fenstern kündigt dieses schon von ferne an. Das Häuschen hat an der Hauptfronte zu ebener Erde und im Stockwerke darüber drei Fenster; drei grüne mürbe Läden schließen die letzteren wie müde Augenlider. Der Eingang ist von der südlichen Seite, der Blick fällt dabei auf allerlei Wirthschaftsgerümpel und alte Gebäulichkeiten. Ich trat durch die niedere Hausthüre in eine kleine verrauchte Vorhalle, Kinder sprangen und riefen um eine kränkliche bagere Mutter, am Herde innerhalb eines Verschlags brannte ein bescheidenes Feuer und daneben holte der junge blühende Bäcker Brod aus dem Ofen, das er, unterstützt von einem Jungen, nach der Stube trug. Dahin folgte ich ihm über zwei Stufen nach freundlicher Begrüßung meiner- und seinerseits. Wie klein, wie drückend, wie rührend schlicht war nun dieses Stübchen wieder. Ein großer Ofen beengt den Raum noch mehr. Dazu kommt nun noch ein Treppenverschlag, Wandbänke und ein unverhältnißmäßig großer Tisch, so daß wenig Raum zum Hin- und Herbewegen übrig bleibt. Auf den Wandbänken herum lehnten große Laibe Brod, als ich eintrat; ein Heer von fliegen schwärmte in der heißen Stube. Ich fragte nach Reliquien und Merkwürdigkeiten des Häuschens; der Bäcker zeigte in der Stube herum und sagte lächelnd: „Ja, das ist alles.“ Dann legte er mir das „Schilleralbum“ auf den Tisch, damit ich meinen Namen einzeichnen könne. Aus Schiller's Zeiten ist auch kein Restchen Mobiliar mehr da. Eine kleine schwarze Büste Schiller's ziert einen Wandwinkel der Stube; um das Postament derselben ist ein Gedicht befestigt, welches unter anderm auch folgende Stelle enthält:

Deutscher Barde, frei und groß.
Seltsam fiel dein Schicksalsloos,
Bald gelobt und bald getadelt,
Und am End' auch noch geadelt:
Ach vergib dem Vaterland,
Meister, seinen Unverstand.

Rechts und links neben der Büste hängen zwei fromme Bilder: ein Jüngling am Scheidewege, der aus Math. VII. 13, 14 citirt: „Nicht der Weg, sondern das Ende des Weges bestimmt meine Wahl; wie schön und ehrenvoll wird sich's oben ruhen.“ Das Bild rechts stellt ein großes Wettrennen mit Hindernissen nach dem Paradiese vor: „Des Christen Weg und Ziel“; der Text lautet: Glaube, hoffe, dulde — am Ziel wird er dich belohnen.“ Ich sag's ja, der Eigennutz guckt dieser Frömmigkeit ellenlang aus allen Poren. Das Schilleralbum ist ein Gedenkbuch für die Besucher der theuren Stelle. Es wimmelt von Namen aller Stände; man ersieht, daß

Digitized by Google

jeder derselben sein Contingent von Verehrern liefert. Nur Fürsten fehlen und Diplomaten; das ist aber kein Stand, das ist nur der Unbestand. Ich zweifle, daß in einem ähnlichen Goethealbum die Begeisterung des schlichtesten Arbeiters so gefunden würde. Dieses Schilleralbum ist übrigens ein wahres Kunterbunt von Sentimentalitäten, Gemüthssprühungen, ungeschickten Citaten, Neckereien und Gedankenspänen. Ich konnte nicht umhin, einige derselben zu notiren. Sehr häufig sind die Anspielungen auf Palast und Hütte, reich und arm, und daß ein Genie keiner goldenen Wiege bedürfe. So heißt es an zwei Stellen: „Zum großen Geist braucht es nicht des großen Vaterhauses, noch enger ist der Mutterschooß." Die meisten Einzeichnungen bestehen in der bloßen Angabe der Namen, des Standes und der Zeit der Anwesenheit; da ist es nun auffallend, wie sich oft unter einigen guten Versen ganze Gruppen von Namen drücken und drängen, als wolle jeder hinpostirte Name damit anzeigen, daß er mit „Gut und Blut" für die Inschrift einstehe und mit derselben Gesinnung „stehe und falle." Unter den Versen:

Wir haben von unserm Glanz und Schimmer
Nichts als die Müh' und Schmerzen,
Und das, wofür wir uns halten im Herzen —

liefert der Andrang von Namen ein förmliches Gefecht um sichere vierschrötige Positionen. Mancher Name guckt auf solche Weise einem andern nur halb unter dem Arm hervor. Hier und da findet sich eine Inschrift durch das Terrain begünstigt von großem Zudrang sicher. So gibt sich folgende Stelle:

Willst du treu dem Dichter seyn.
So präge dir seine Gefühle ein —.

mit der einen Unterschrift des Verfassers zufrieden. Herzensergießungen gar zu subjektiver, stammesbewußter Art theilen ein gleiches Schicksal, so die folgende Stelle: „Zum Volksredner bin ich nicht geboren, auch weiß ich nicht Reime zu schmieden; doch Schiller, dich weiß ich zu verehren, dieweil ein ehrlicher Schwabe ich bin." Ein Lächeln beschleicht uns, wenn wir zahlreiche Citate aus Schiller selbst ganz wunderlich eingezeichnet sehen. Sie beziehen sich meist auf Liebe, Freiheit, Glauben und Hoffen. Da seufzt einer:

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen wand er sich zum Kranz . . .

Dort declamirt ein anderer:

Religion des Kreuzes ꝛc.

Ein jungfräuliches Herz mit der Unterzeichnung N. N. schreibt:

O! daß sie ewig grünen bliebe
Die erste Zeit . . .

Und wieder einer schwingt sich also auf:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu seyn. —

A. B. aus L.

Mäßiger tritt ein anderes Herz auf, indem es schreibt:

Kenn wo das Milde mit dem Zarten . . .

oder:

Die Leidenschaft flieht.
Die Liebe muß bleiben . . .

oder:

Ich habe gelebt und geliebet.

Schelme gibt es überall, sie fehlen auch hier nicht. Hart hinter manche einfache Inschrift der Verehrung nistet sich hier und da der Humor des Zufalls oder der Absicht. So schrieb z. B. ein Herr L. B. aus Winnenden bescheiden: „Auch ich verehre Schiller" — gleich setzt ein C. B. aus Winnenden darunter:

Und was kein Verstand der Verständigen sieht.
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth . . .

An einer andern Stelle erglüt einer folgendermaßen:

Wenn Schiller hoch am Firmament
Wie Mittagshitze brennt,
So werden „Kerner" selbst zur Spreu,
Der Dichterlinge Gras wird Heu;
Ja selbst der milde Goethe
Wird Schillers Morgenröte.
Jean Theophile Kleinknecht aus Brettach,

Sogleich findet sich eine „Bewunderin", die darunter schreibt:

Kleinknecht, du bist ein Engel! —

Luise.

Jedennoch die bleibt in ihrer Freude nicht allein, denn unter die Luise schwört ein Mor. Kirchler:

Du hast wahr geschrieben!

Natürlich muß Schiller auch der Gesinnung zum Ausdruck helfen:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.
Drum gab er ihnen Speer und Spieß
Zu wahren ihre Rechte.

Ein Republikaner.

Unter den einzelnen Besuchen stehen auch Collectivbesuche von Arbeitervereinen aufgezeichnet, um ihre tiefe Verehrung des Dichters Schiller zu bezeichnen.

An characteristischen Einzeichnungen fehlt es auch nicht. Wer kennt nicht den Commis voyageur aus folgender Stelle: „Auch ich verehre Schiller auf einen Geschäftsreise N. N." Es fehlt nur noch das Cito! Cito! — Oder wer zweifelt, daß ein alter Philolog der Thäter ist, wenn eine milde Hand mit griechischen Lettern eine classische Stelle niederzeichnet? — Eine psychologische Merkwürdigkeit ist mir auch noch vorgekommen. Es gibt Menschen, die so weich und gebrochen und noch einmal gebrochen sind, daß ihnen bei allem anstatt Gedanken nur Gefühle kommen.

Digitized by Google

So fand ich in dem Schilleralbum, das doch dem Andenken und der Verehrung Schillers geweiht seyn soll, folgende Stelle:

O Tochtermann, Walter, warum so schnell deinen Tod?
Das weiß niemand als der allwissende Gott.
Rothgerber her v. Winnenden.

Das ist wahrscheinlich ein alter gebeugter Mann, dem über einen nahen Verlust noch warm die Thränen über die Backen liefen, obwohl er eine Zerstreuungsreise angetreten hatte. — Und so wimmelt es noch von so manchen wol- und wohlgemeinten Sprüchen. Auch viele sehr würdige Worte von Engländern und Franzosen finden wir in diesem Album. Dem vielen abgedroschenen und kindischen Unwesen, welches sonst darin vertreten ist, macht ein schalkhafter Versekünstler den Prozeß, indem er sagt:

Und was das Beste ist dabei,
Der Todte braucht die Verselei,
Die ihn soll ehren, nicht zu lesen.

Korrespondenz des Boten.

Assisenverhandlungen.

Sitzungen vom 15., 16. und 17. Dezember.

Johann Jakob Entzminger, 31 Jahre alt, Winzer, geboren und wohnhaft zu Rhodt, vertheidigt durch den Herrn Advokaten Gink.

Am Abend des 23 September d. J. wurde gelegentlich des Jahrmarktes zu Edesheim im Gasthaus zur Blume daselbst Tanzmusik gehalten. Unter den Tanzenden befanden sich mehrere Bursche von Rhodt, welche mit den Musikanten und den Aufwärtern in Streit geriethen, der jedoch bald wieder beigelegt wurde. Der dabei betheiligte Angeklagte stieß bedrohliche Aeußerungen gegen den Hausknecht Johann Maibach aus, weil dieser ihn als denjenigen bezeichnete, der bei den im vorigen Jahre stattgehabten Soldatenexzessen sich besonders hervorgethan und dazu aufgereizt habe.

Dieser Maibach, ein stiller braver Bursche, stand um Mitternacht bei einem Mädchen und dem Zeugen Peter Schwartz an der Hausthüre, als plötzlich der Angeklagte herbeistürzte und demselben mit dem Messer auf die linke Seite des Halses schlug. Es entstand nun ein Kampf, wobei der Angeklagte einen zweiten Streich mit dem Messer nach seinem Gegner führte, der aber den Thürpfosten traf, so daß die Spitze des Messers abbrach. Maibach suchte sich mit der Faust zu vertheidigen, allein das Blut strömte ihm aus einer erhaltenen Halswunde und war beinahe nicht zu stillen,

Unterdessen war Entzminger festgenommen worden. Eine von ihm versuchte Flucht wurde durch Sicherheitsgarden vereitelt.

Der verwundete Maibach starb trotz aller durch den Kantonsarzt von Edenkoben angewandten Sorgfalt für dessen Rettung nach einigen Stunden an Entkräftung durch den außerordentlichen Blutverlust.

Der Angeklagte behauptete in seinen Verhören, Maibach und noch ein anderer hätten ihn kurz vor seiner Verhaftung mißhandelt; er habe ersterem den tödlichen Streich nicht versetzt und die an seinen Kleidungsstücken, wie an dem Messer, dessen Spitze schon lange abgebrochen gewesen, gefundenen Blutflecken seyen von der früher im Tanzsaal stattgehabten Schlägerei herrührend.

Die Geschwornenen erkannten mit einfacher Stimmenmehrheit den Jacob Entzminger der freiwilligen Tödtung schuldig, erklärten aber, daß derselbe zu der That gereizt worden sey.

Das Assisengericht, der Majorität der Geschwornen beitretend, verurtheilte den Schuldigerkannten zu einer correctionellen Gefängnißstrafe von 5 Jahren.

Sitzung vom 17. Dezember, Nachmittags.

Philipp Seib, 48 Jahre alt, Barbier von Neustadt, vertheidigt durch den Herrn Rechtskandidaten Wolff, wurde schuldig erkannt, im Laufe des Monats August 1850 in dem Wirthshause des Philipp Klohr zu Mußbach, wo er als Gast aufgenommen war, zwei Hosen und sechs Hemden entwendet zu haben.

Das Assisengericht verurtheilte den Schuldigerkannten, welcher schon fünfmal bestraft worden war, zur kriminellen Einsperrung auf die Dauer von 7 Jahren.

Sitzung vom 18. Dezember.

Martin Schönung, 35 Jahre alt, protestantischer Schullehrer in Pirmasens, wurde des gewaltsamen Angriffs auf die Schamhaftigkeit mehrerer ihm als Lehrer anvertraut gewesenen Mädchen unter 15 Jahren schuldig erkannt und in contumaciam zu lebenslänglicher Zwangsarbeiten verurtheilt.

Sitzung vom 18. Dezember.

Der Buchdrucker Boeninger von Worms war durch Urtheil der Anklagekammer wegen Preßvergehen vor die Assisen verwiesen worden, erschien jedoch nicht.

Das Assisengericht erkannte denselben schuldig, durch Aufnahme und Verbreitung eines Correspondenzartikels in Nro. 117 von 1850 des in seinem Verlage

Digitized by Google

erscheinenden Zeitungsblattes: „Die Neue Zeit“ den damaligen Adjunkten Heller von Frankenthal bezüglich dessen amtlichen Berufs-Verhältnissen dadurch geschmäht und beleidigt zu haben, daß in fraglichem Artikel Heller fälschlicher Weise solcher Thatsachen bezüchtigt wird, die ihn der Verachtung seiner Mitbürger aussetzen, namentlich denselben durch die gebrauchten Ausdrücke: „entwendet“ — „Entwender“, welche Worte den Vorwurf einer strafbaren That involviren, verleumdet zu haben. Vergehen, die in Art. 28, 30, 31, 33 und 6 des Gesetzes zum Schutze gegen den Mißbrauch der Presse vom 17. März 1850 vorgesehen und verpönt sind.

Nach erfolgter Schuldigerklärung verurtheilte das Assisengericht den Adam Conrad Boeninger in contumaciam zu einer Gefängnißstrafe von zwei Monaten, zu 100 fl. Geldstrafe und zu den Kosten. Zugleich wurde das Verbot des Zeitungsblattes: „Die Neue Zeit“ ausgesprochen.

Sitzung vom 18. Dezember.

Johann Kilian Suder von Mainz, Redacteur der Mainzer Zeitung, war ebenfalls durch Urtheil der Anklagekammer wegen Preßvergehens vor die Assisen verwiesen worden.

Der nicht erschienene Beschuldigte wurde überwiesen erklärt, durch einen Artikel in Nro. 211 der Mainzer Zeitung von 1850, überschrieben: „Einige Worte über den Anklageact im Pfälzer Riesenprozesse“ eine öffentliche Behörde beleidigt und geschmäht zu haben, und sonach mit Anwendung des Gesetzes vom 17. März 1850 in contumaciam zu einer Gefängnißstrafe von 6 Monaten, zu 200 fl. Geldbuße und zu den Kosten verurtheilt. Das Assisengericht sprach zugleich das Verbot der „Mainzer Zeitung“ aus, insofern dieselbe wieder erscheinen sollte.

Neueste Nachrichten.

Aus der Pfalz, 17. Dezember. Unser Landrath hat für den Ankauf des Magdalenenhofes bei Klingenmünster und das daselbst zu erbauende Kreis-Irrenhaus daselbst die Summe von 215,000 Gulden aus Kreisfonds bewilligt. Die Genehmigung der kgl. Staatsregierung ist mit Sicherheit zu erwarten und so dürfte denn endlich ein dringendes Bedürfniß für unsern Kreis befriedigt werden. (P. Z.)

Frankfurt, 19. Dez. Auf gestern durch den Telegraphen von München hier eingegangene Ordre, werden die seit 2¼ Jahren hier gestandenen vier Compagnien des k. bayerischen 3. Jägerbataillons morgen früh unsere Stadt verlassen, auf der Eisenbahn nach Hanau befördert werden und von dort weiter nach Aschaffenburg marschieren, wo dieselben einstweilen in Cantonirung bleiben werden. An die Stelle dieser vier Compagnien wird morgen Vormittag das k. k. österr. 1. Jägerbataillon von Hanau hier einrücken. Dem Vernehmen nach wird demnächst auch das k. bayer. 1. Jägerbataillon von hier aufbrechen, um in seine früheren Cantonirungen zurückzukehren; dasselbe wird, wie verlautet ebenfalls durch ein k. österr. Jägerbataillon hier ersetzt werden.

Fulda, 11. Dec. Seine Durchlaucht der General Fürst von Thurn und Taxis hat folgenden Tagsbefehl № 4 erlassen: „Ich mache hiemit den mir allergnädigst anvertrauten Truppen bekannt, daß in Folge Mittheilung des königl. preuß. Kommandirenden, Generallieutenants Grafen v. d. Gröben, Generaladjutant Se. Maj. des Königs von Preußen, die Etappenstraße bei Hersfeld für das diesseitige Armeecorps eröffnet ist, und daß demselben in allen Stücken mit der größten Bereitwilligkeit entgegengekommen werden soll. Da nunmehr auch jeder Schein von Feindseligkeit aufgehört hat, so werden sämmtliche Herren Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten sich befleißen, bei jeder Gelegenheit, wo sie mit den braven kgl. preußischen Truppen in Berührung kommen, ihnen auf echt kameradschaftliche Weise zu begegnen und ihnen nöthigenfalls alle Freundschaft zu erweisen, wie den eigenen Waffenbrüdern.“ Gegeben Corpsquartier Hünfeld, den 8. Dez. 1850. (gez.) Taxis, General der Kavallerie.“

Kiel, 15. Dez. Gestern ist ein Armeebefehl hier eingetroffen, demzufolge alle Preußen, die darauf bestehen, in ihre Heimat zurückzukehren, freie Fahrt, Reisegeld und statt ihrer Uniformen, die sie abliefern müssen, abgelegte Monturen zur Bekleidung erhalten. Offiziere bekommen 50 Mk. (20 Rthlr.), Unteroffiziere und Gemeine 5 Mk. (2 Rthlr.) Reisegeld. Die Unteroffiziere sind mit Recht ungehalten über die Geringfügigkeit dieser Abfindungssumme, die ihnen eine im Vergleich mit ihren Chefs außerordentliche Genügsamkeit und Bedürfnißlosigkeit zumuthet. Bereits fangen die Schaaren derselben, die nach dem Inlande gehenden Eisenbahnzüge zu füllen an. Um diesen Ausfall zu decken, müssen die Unteroffiziere in unserer Armee viel sparsamer verwendet und jedem einzelnen eine viel stärkere Mannschaft beigeordnet werden, als bisher. Ingleichen haben zahlreiche Beförderungen von Fähnrichen und Feldwebeln zu höheren militärischen Graden stattfinden müssen.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 103. Kaiserslautern, Donnerstag 26. Dezember **1850.**

Eisenmeisters Töchterlein.

Zeitstücklein, erzählt von einem Pfälzer.

I. Ein Weihnachtsabend.

Die Christnacht des Jahres 1847 war mit ihrem tiefen Dunkel auf die Stadt herabgesunken. Eisiger Wind fegte den dünnen Schnee durch die Straßen, die schon um des Wetters willen öde waren, noch mehr aber darum, weil alle Welt, Jung und Alt, sich in den warmen Stuben um die Christbäume tummelte, die ihr helles Freudenlicht in das unheimliche Dunkel der Winternacht hinauswarfen.

In ein Haus drang kein Strahl noch Schimmer dieses Lichtes, kein Laut des allgemeinen Jubels. Es war die Frohnfeste mit ihren hohen, massenhaften Mauern. Und in einer engen Zelle dieser Frohnfeste saß ein junger Mann, stattlich von Wuchs, hübsch von Angesicht, das nicht durch den dichten Bart, wohl aber durch die bleiche Gefängnißfarbe ein wenig entstellt war. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt, ein Licht brannte vor ihm auf dem kleinen Tische, und selbst ein paar Bücher lagen auf diesem. Eins derselben war vor ihm aufgeschlagen, er stierte hinein, aber lesen — nein, das konnte er nicht.

„O du fröhliche, selige Weihnachtszeit!“ rief er plötzlich aus, als ob aus der Brust heraus alle die lang verhaltenen Gefühle sich Bahn brechen wollten: „warum liegst du so weit ab von mir? — O Vaterland! Vaterland! ich dachte einst mitzuhelfen, um dir einen freundhellen Christbaum anzuzünden, aber die farbigen Lichter erlöschen alle unter der Hand, es bleibt so trübe, so finster. Da stehen sie alle die finsteren Gestalten und verbauen das Licht, und lassen der Freiheit Morgenroth nicht durchscheinen, und das Volk ist stumm und stumpf und läßt die Märtyrer der Freiheit im Kerker verfaulen. — O Mutter! Mutter! wie recht hattest du, als du sagtest: „Sey kein Thor, hoffe nichts vom Volke! — — Wie mag Dir die Weihnacht heute so trübe seyn!“

Sieben schlug's eben draußen. Der Gefangene zählte die Schläge. Mit dem letzten sprang er auf. „Sieben“, rief er: „sieben, ja das ist die fürchterliche Zahl. Sieben lange Jahre soll ich elend hinter Gitter und Riegel schmachten, weil sie mich für einen Staatsverbrecher, für einen Hochverräther zu halten belieben? Entsetzlich!“ — In wahrhaft fieberischer Erregung schritt er in dem engen Käfig auf und ab. „Die sieben Monate hätten mich schon in Verzweiflung und Wahnsinn gestürzt,“ fuhr er leise fort: „wenn sie nicht wäre. — Wird sie Wort halten? wird sie mir zum Christgeschenke die Freiheit bringen? Therese! Therese! wenn du, die ich für meinen guten Engel gehalten, mich betrogen hättest! — O sie ist ja des Eisenmeisters Tochter, herangewachsen unter den Henkern der Freiheit und unter den Seufzern ihrer Opfer. Ist ja doch Alles Lüge in der Welt, warum baue ich just auf dieses Gesicht, auf dies klare Auge, auf dieses Wort, das nicht einmal klar ausgesprochen worden?“

An der schweren, eisenbeschlagenen Thüre lauschte er und trieb sich dann wieder ruheios in der Zelle umher. Mitten in seiner Wanderung stand er kurz darauf still, ihm war, als höre er etwas. O das Gefangenstehen schärft das Ohr unglaublich. Auf den Zehen näherte er sich der Thüre. Draußen tippte es so leise an die dicken eichenen Bohlen, daß sonst kein Mensch aufgehorcht hätte, der Gefangene aber horchte scharf, und über sein schönes bleiches Gesicht flog ein Strahl entzückter Freude. Er räusperte, offenbar zum Zeichen, daß er gehört habe. In demselben Augenblicke öffnete sich von Außen das Lädchen in der Thüre, das so zu sagen als Luginsloch und Sprachgitter diente, und durch das so oft unerwartet ein Lauscherblick in die Zellen fällt. Wer draußen stand, war natürlich nicht zu sehen, und der Gefangene hütete sich wohl, zuerst ein Wort zu reden. Man wird unendlich vorsichtig im Kerker. Wie gehaucht, tönten jetzt die Worte in die Zelle herein: „Während des Läutens vor oder nach der Mette muß es gesche-

Digitized by Google

hen seyn!“ Mit diesen Worten glitt ein Päckchen in die Hand des Gefangenen.

„Therese,“ flüsterte der entzückte junge Mann: „ich rühre keine Hand ohne dein Versprechen, daß du mein seyn und bleiben willst, mag kommen, was da wolle. Gib mir deine Hand darauf!“ und eine schöne weiße Hand tauchte flüchtig durch das mit einem eisernen Kreuze versehenen Lugfensterchen. Der Gefangene faßte sie, als wolle er sie nicht mehr los lassen, und drückte seine Lippe mit wahrhaft fieberischer Gluth darauf. Im nächsten Augenblicke hatte sich die schöne weiße Hand zurückgezogen und das Lädchen war geschlossen.

Ueber den langen, durch eine Hängelampe spärlich erleuchteten Corridor, auf welchen die Thüre jener Zelle führte, huschte flüchtig und unhörbar leise eine schlanke weibliche Gestalt. Es war Therese, des Eisenmeisters schönes achtzehnjähriges Töchterlein. Das heftige Pochen ihres Herzens hätte wohl eher gehört werden können, als der flüchtige Tritt ihres Fußes. Die Liebe hatte sie zu einem bedenklichen, ja höchst gefährlichen Schritte getrieben, kein Wunder also, wenn das pochende Herz ihr die Brust zu zersprengen drohte. Aber welch tödlicher Schreck überfiel sie erst, als sie eben den flüchtigen Fuß auf die Treppe setzen wollte und vor ihr der Kopf eines Mannes auftauchte. Beinahe hätte sie einen lauten Schrei des Entsetzens ausgestoßen. Ihr erster Gedanke war der, es sey ihr Vater selbst, und ihr Gesicht war noch marmorbleicher, als es vorher schon gewesen.

„Erschrecken Sie nicht, Mamsell Therese,“ sagte eine Stimme, in der sie die des Gefangenenwärters Deurer erkannte: „ich habe nichts gesehen.“

Therese bebte schon unter dem Ton dieser Stimme, noch mehr unter diesen letzten Worten. Völlig verwirrt stieß sie die Worte heraus: „Ich weiß nicht was Sie wollen.“

„Ich sage Ihnen nochmals: ich habe nichts gesehen, „sprach Deurer leise aber mit bedeutsamem Nachdrucke. — „Doch Mamsell Therese, wir sind hier einen Augenblick allein, wollen Sie mich jetzt auch nicht hören?„

Er griff nach ihrer weißen kalten Hand, aber sie zog dieselbe rasch zurück, und mit den Worten: „Ich habe jetzt keine Zeit!“ flog sie zitternd die dunkle Treppe hinab.

Der Wärter blieb auf der obersten Stufe stehen und wandte sich langsam, als wolle er ihr nachsehen, „Sie hat jetzt keine Zeit,“ sprach er für sich, und in seiner Stimme lag etwas, das wie bitterer Hohn klang. „Nun, die Zeit wird sich finden. — Aber was jetzt thun? Kommt er durch, so kann das ja auch für mich von bösen Folgen seyn. Soll ich seine Flucht vereiteln? dann hab' ich's auf immer mit ihr verdorben und er bleibt wieder, und ich muß täglich vielleicht wieder sehen, was mir jedesmal das Herz im Leibe umwendet. Besser, er ist fort, dann wird die Geschichte hoffentlich ein Ende haben, denn für das Wiederkommer ist gethan, und in die Welt hinein ihm nachlaufen, das wird sie auch nicht. O ich wollte, er bräche über der Flucht den Hals, damit wäre gründlich geholfen.“

Leise und behutsam wie eine lauernde Katze schlich er vorwärts. An der bewußten Zellenthüre blieb er stehen und legte das Ohr fest an. „Ah! er arbeitet schon recht fleißig,“ flüsterte er. „Wie könnt' ich dem den süßen Freiheitsrausch benehmen! Doch ich will ihn nicht stören, es hat noch Zeit, wenn es anders geschehen muß. Erst muß ich reinen Wein von ihr haben, dann werd' ich handeln oder gehen lassen, reden oder schweigen. Sie und der Alte, beide sind sie jetzt in meiner Hand. Wir wollen sehen, ob sie jetzt vielleicht Zeit hat.“

Unter diesem Selbstgespräche war Deurer bereits wieder nach der Treppe zurückgekehrt und stieg nachsinnend hinab, in der Absicht, Therese aufzusuchen. Unter dem Vorwande, als wolle er sich noch irgend eine Instruction holen, trat er in die Wohnung seines Vorgesetzten, des Eisenmeisters, sah sich aber vergeblich nach dem Mädchen um. Die Frau Eisenmeisterin sah er mit einer gewissen Aengstlichkeit hin- und herlaufen und nahm daraus Anlaß, im Tone theilnehmender Besorgtheit zu fragen, ob etwas passirt sey.

„Ach Gott!“ sagte die Eisenmeisterin: „ich weiß gar nicht, was das Mädchen plötzlich angeflogen hat. Sie hat wollen in die Christmette gehen, und nun ist sie mit einemmal so elend geworden, daß sie sich niederlegen mußte. Ihr Kopf brennt wie Feuer, während ihr Körper wie von starkem Frost geschüttelt wird. Sie wird doch ums Himmelswillen kein böses Fieber bekommen!“

„Bedaure das gute Kind, daß es einen so schlechten Christabend hat“, sprach Deurer, der die Ursache des Fieberschauers wohl kannte. „Aber beruhigen sie sich, solch ein Anfall geht meist so schnell vorüber, als er kommt. Ich kenne das auch. Sagen Sie der Mamsell Therese, sie solle sich nur ganz ruhig verhalten, morgen frühe sey sicherlich Alles in der Reihe, das könne sie mir aufs Wort glauben.“

Das sagte die besorgte Mutter dem Mädchen auch getreulich wieder, bemerkte jedoch nicht, wie dieses

Digitized by Google

bei Deurers Namen von eiskaltem Schauer überlaufen wurde. Sie wolle sich ganz ruhig zu halten suchen, sagte sie, die Mutter solle nur unbesorgt gehen, wenn ihr etwas Besonderes zustoße, wolle sie rufen. Die Mutter ging, weil das Mädchen wahrhaft aufgeregt verlangte, ihre Aeltern möchten sich zu Bette legen und nicht um sie besorgt seyn.

Welch' eine Nacht Therese verbrachte, das läßt sich unschwer denken. Sie lag wie auf der Folter. Jeden Augenblick fürchtete sie zu hören, der Entweichungsversuch des Gefangenen sey entdeckt. Nur Deurers Worte, die ihr die Mutter berichtet und deren Sinn sie wohl verstanden, beruhigten sie auf Augenblicke. Was aber der für sein Schweigen und Geschehenlassen wolle, das sagte ihr neues Entsetzen ein. Hatte sie doch längst schon Mühe, seiner Liebeserklärung auszuweichen, und konnte sich denken, daß er jetzt mit Bestimmtheit ihre Hand als Preis für sein Schweigen fordern werde. Sie litt unsäglich bei diesem ihr so verhaßten Gedanken, nicht minder bei dem, daß sie durch ihre That vielleicht Vater und Mutter ins Elend stürze. Sie zitterte, wenn sie dachte, die Flucht des Geliebten könne mißlingen, wohl gar sein Leben kosten, und vergoß dann wieder einen Strom von Thränen, wenn sie an seine Entfernung dachte. O diese Liebe mußte das tiefste Leid über sie bringen, und doch hätte sie nicht um die Welt von derselben gelassen. Sie konnte nicht anders, mochte kommen, was da wolle. So meinte sie in ihrer Leidenschaft.

Als die Glocken zusammen klangen, um die Gläubigen zur Mette zu rufen, fuhr sie empor. Die verhängnißvolle Stunde war gekommen. So hatten ihr diese Töne des Friedens und der Freude nie geklungen. Während die Leute in den Kirchen dem neugebornen Heilande das Hosiana sangen, faltete sie die Hände krampfhaft und betete, aber ihr Kopf war so wirr, daß sie nicht wußte, was und für wen sie bete. Langsam schlich die Leidensstunde vorüber. Die Glocken erklangen wieder, um das Ende des mitternächtlichen Gottesdienstes anzuzeigen. Noch ließ kein Lärm sich hören, hoffentlich war die Flucht gelungen. Aber eben dieser Gedanke fiel wieder wie Bergeslast auf die gemarterte Seele, und unter einem Strome glühender Thränen drückte das arme Mädchen das Gesicht tief in die Kissen und was ihr Mund nicht auszurufen durfte, das rief um so lauter das durchwühlte Herz: „Werd' ich ihn denn auch wirklich wieder sehen?“

Interessanter Fall vor den Assisen zu Danzig.

In Danzig wurde vor einigen Tagen ein interessanter Fall bei den Assisen verhandelt, interessant weniger für die Criminal-Justiz, als vielmehr für das Gefängnißwesen in einzelnen Kreisen unseres Staates, sowie auch entfernter für den Culturzustand in denjenigen Bezirken, welche, obwohl seit Jahrhunderten von deutschen Elementen rings umgeben, sich gegen jeden Einfluß derselben abgeschlossen, mit ihrer Sprache, ihrer Gesittung, kurz, ihrem ganzen Leben isolirt dastehend, ein leider trauriges, aber höchst eigenthümliches Bild abgeben. Der vorliegende Criminalfall, um auf ihn zurückzukommen, betrifft eine lange Reihe von Diebstählen, verübt mehrere Monate hindurch von Personen, welche sich in Haft befinden, nicht bloß am Orte ihrer Haft, sondern meilenweit in der Runde, verübt fast allnächtlich mit der größten Kühnheit und nicht selten mit Anwendung von Gewalt, verübt ferner dergestalt, daß das Gefängniß selbst dem steten Lager für die angehäuften gestohlenen Gegenstände abgab. Unter Mitwissen und Beihülfe der Ehefrau des Gefängnißwärters, sowie seines Dienstmädchens waren diese Verbrechen von dem Gefängnisse des Kreisortes Carthaus verübt worden; doch hätte der thatsächliche Beweis, wiewohl sich bei der Revision des Gefängnisses noch eine Menge Güter vorfanden, nur unvollkommen geführt werden können, wenn nicht Zeugenaussagen zu Hülfe gekommen wären. Der Hauptzeuge ist Ladislaus v. Tarnowski, einer heruntergekommenen Adelsfamilie angehörig, wie sie einzig in ihrer Art fast nur in jener Gegend, dort aber überaus häufig vorkommen. Dieser Herr v. Tarnowsky, der von dem Präsidenten nach seinem Stande gefragt, mit großer Selbstgefälligkeit antwortete: „Westpreußischer Landarmer des neunstädter Kreises“, ist auf einer Fußreise erkrankt nach Carthaus gekommen und hat sich an das dortige Rentamt mit der Bitte um Obdach und ärztliche Hülfe gewendet. Beides ward ihm gewährt, doch mußte er in Ermanglung eines geeigneten Krankenlokals, sein Domizil im Gefängniß nehmen, und hier hatte er Gelegenheit, die Thaten seiner Mitinsassen kennen zu lernen. Welch drastische Momente die Verhandlung darbot, läßt sich nicht gut wiedergeben. Sie schloß mit der Verurtheilung dreier Betheiligten; drei andere konnten ihrer Militär-Verhältnisse wegen nicht gestellt werden; zwei entfernter Betheiligte wurden freigesprochen. (Kl. Z.)

Digitized by Google

Miscellen.

Ein junger Graf spielte mit seltenem Glück an dem Roulette in Baden und gewann in kurzer Zeit 30,000 Gulden. Er schließt das Geld in seiner Wohnung ein, aber den nächsten Morgen ist dasselbe gleichzeitig mit Fritz, dem Bedienten des Grafen, verschwunden. Nach acht Tagen erscheint der letztere jedoch wieder. Wober kommst du? fährt der Graf ihn an. — Von Wien. — Was hattest du da zu schaffen? Wo ist mein Geld? — Auch in Wien. Ich dachte, Herr Graf, Sie würden weiter spielen und das schöne Geld wieder verlieren, deshalb habe ich es nach Wien gebracht und hier ist die Quittung von Ihrem Herrn Vater.

Bei dem nassauischen Dorfe Heddernheim, wo ehedem die römische Colonie vicus novus Hadriani gestanden, wo schon so viele, für die Landesgeschichte wichtige Funde gemacht worden sind, hat man in den jüngsten Tagen wieder bei dem Ackern vierhundert römische Silbermünzen entdeckt. Der Finder, ein Bauer verschleuderte den classischen Fund an einen Frankfurter Juden, als aber der hochverdiente Alterthumsforscher Habel davon Kenntniß erhielt, reiste dieser dem Schatze nach und war so glücklich, denselben noch unverkümmert wieder von dem Ankäufer zu erstehen und so für das nassauische Cabinet zu gewinnen. — Ein noch glücklicherer Fund ist in dem bei Homburg liegenden Städtchen Friedrichsdorf gemacht worden. Ein Einwohner dieses Städtchens fand in seinem Garten einen großen ungeschliffenen Diamanten. Als er von einem Juden 600 Gulden für den Stein geboten bekam, ward er aufmerksamer auf diesen Fund und erkundigte sich bei verschiedenen Juwelieren nach dem Werthe desselben. Diese sollen das Kleinod auf 80,000 Gulden geschätzt haben. Wenig Tage darauf soll derselbe Mann noch mehrere kleinere Steine derselben Art an derselben Stelle gefunden haben. Die Staatsmänner und Gelehrten der Gegend sind sehr gespannt, ob der Fund sich als unbezweifelt von so hohem Werthe herausstellt, und in diesem Falle, ob die Abdachung des Taunusgebirges überhaupt diamanthaltig seyn dürfte, oder ob sich der reiche Fund vielleicht von den Gründern Friedrichsdorf's herschreibt (bekanntlich eingewanderten Hugenotten, deren Sprache bis auf den heutigen Tag noch die französische ist) deren einer wohl diesen Hort mitbringen und gelegentlich bergen gekonnt, so daß er jetzt wieder zu Tage gefördert murde.

Wie bedeutend die Jagdlasten im Mittelalter waren, davon gibt der Fürst Barnabo Visconti ein kauriges Beispiel. Dieser Fürst hielt zu seinem Vergnügen nicht weniger als fünftausend Jagdhunde, welche sämmtlich den Bürgern und Bauern seines kleinen Staates zur Verpflegung übergeben wurden. Die Aufseher über dieses Heer von Hunden wurden mehr gefürchtet als irgend ein anderer Staatsbeamter, denn harte Strafe drohte denen, die in ihrer Pflege nachlässig befunden wurden. Zweimal im Laufe jedes Monats untersuchten sie die unfreiwilligen Kostgänger; wehe denen, deren Pflegbefohlene entweder zu mager oder zu fett befunden wurden, denn selbst im letzteren Falle entgingen sie der Strafe nicht. Dafür war aber der Fürst ebenso prachtliebend als mildthätig. Auf seiner Tafel erschienen bei großen Gastmahlen ganze Lämmer, Kälber und Hirsche vergoldet oder versilbert als Schaugerichte, die nach beendetem Mahle dem Volke überlassen wurden.

In dem Kapuzinerkloster zu Wien, in welchem sich die kaiserliche Gruft befindet, zeigte man im Jahre 1734 unter zahlreichen andern Reliquien auch den lebendigen Teufel, der in einem hellgelblichen, krystallähnlichen, pyramidenförmigen Steine eingeschlossen war. Seine Größe betrug ungefähr zwei Zoll, der Körper war schwarz und mißgestaltet, das Gesicht fast menschenähnlich und den Entpunkt des Rückens zierte ein Schwanz. Er bewegte sich in seiner Steinhülle an welcher man keine Oeffnung wahrzunehmen vermochte, durch die er hätte hineingebracht werden können. Der Kapuziner, welcher ihn vorzeigte, versicherte mit vielen Betheuerungen, daß derselbe einst einem Besessenen durch Exorcismus ausgetrieben worden sey. So erzählt Will in seiner Lebensgeschichte Joh. Wolf. Brenks. (Anspach 1791.)

Um seine Leistungen anzupreisen und zugleich die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen, hat jüngst ein Engländer zu Liverpool, der sich mit dem Ausstopfen von Thieren beschäftigt, unter der Ueberschrift in großen Lettern „Merkwürdiger Irrthum“, angezeigt, daß er für einen von ihm ausgestopften Hund die Hundesteuer habe bezahlen müssen, weil der Einnehmer dieser Steuer sein Werk für einen lebendigen Hund gehalten habe.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

Plauderstübchen.

Beiblatt zum Boten für Stadt und Land.

Nr. 104. Kaiserslautern, Freitag 27. Dezember **1850.**

Eisenmeisters Töchterlein.

Zeitstücklein, erzählt von einem Pfälzer.

II.

Abermals ein Weihnachtsabend.

Es ist wieder Weihnachtsabend, ein Jahr später, also Anno 1848. Wir sind in derselben Stadt, aber nicht mehr in der Frohnfeste, sondern in der niederen Stube eines kleinen Häuschens in einer entlegenen Vorstadt. Es brennt kein Christbaum darin, sondern nur ein einziges Licht, das große Rosen ansetzt, weil sich niemand um dasselbe kümmert. Und doch sind drei Personen in der Stube. Ein Mann mit gerunzelter Stirne geht darin auf und ab, eine Frau sitzt dicht neben dem Ofen und ein Mädchen an dem Tische, der an dem Pfeiler zwischen den zwei niedern Fenstern steht. Das Mädchen hält in der linken, schlaff auf den Tisch gesunkenen Hand noch eine Näharbeit, der rechte Arm ist aufgestützt, die Hand vor der Stirne, als solle sie einen Augenschirm gegen das Licht abgeben. Unter dieser Hand hervor fallen große, schwere Thränen auf den weißgescheuerten tannenen Tisch.

„Und gerade weil es sich jährt in dieser Nacht", sagte der Mann mit scharfem Nachdrucke, ohne seine Wanderung einzustellen: „gerade weil es derselbe Abend ist, an dem Dein unverantwortlicher Leichtsinn Dich und uns ins Elend gestürzt hat, gerade darum habe ich ein Recht, von Dir zu verlangen, daß Du Deinen Fehler wieder so weit als möglich gut machst."

„Ich meine auch, Du wärest es Dir und uns schuldig, Therese," fiel die Frau in einem Tone ein, der viel milder klang als der des Vaters.

Therese ließ langsam die Hand von den Augen sinken, die schwer voll Thränen standen. Ihr Gesicht war schön, aber sehr bleich und der Zug des stillen Grames in demselben nicht zu verkennen. „O Vater! O Mutter!" sprach sie schmerzlich: „habe ich denn noch nicht genug gebüßt, noch nicht genug Leid getragen für das, was ihr meinen unverantwortlichen Leichtsinn nennet? Nur Gott weiß, wie ich vor einem Jahre in der Christnacht gelitten und gerungen habe, nur er kann ermessen, mit wie viel tausend Thränen ich Euch in meinem Herzen schon das Unheil abgebeten habe, das ich über Euch gebracht, ohne es doch zu wollen. Habe ich nicht gearbeitet — —?"

„Schon gut, schon gut!" unterbrach sie der Vater etwas weicher: „aber just, weil ich sehe, wie Du Dich abhärmst und quälst, will ich haben, daß dem Leidwesen ein Ende gemacht wird."

„Vater, ach lieber Vater, Du weißt ja, was ich ihm in jener entsetzlichen Nacht versprach."

„Possen!" eiferte der entlassene Eisenmeister: „Possen, wie sie in den verrückten Köpfen junger Romanheldinnen stecken, aber nicht im Hirn eines vernünftigen armen Mädchens vorkommen sollen. Du hast Dich kirre machen lassen durch das Studentengesicht. Du hast geträumt, er werde vielleicht die Welt erobern, wenn Du ihm forthelfest, und dann wiederkommen und Dir nicht nur sein Rittergut, sondern vielleicht gar ein vacant gewordenes Königreich mit seiner Hand anbieten. Ich habe mich auch getäuscht in ihm und bin Narr genug gewesen, diesen jungen Weltverbesserer für besser zu halten als andere. Zum Henker! wo steckt er denn? Die Amnestie ist bereits so und so lang ausgesprochen, aber er läßt nichts von sich hören und sehen. Da hast Du ein Exempel von der Treue dieser jungen Fackelköpfe. Verrückt einem einfältigen Mädchen den Kopf, daß es Vater und Mutter, Amt und Pflicht vergißt und ihm zur Flucht verhilft, und dann denkt er nicht mehr an sie.

Therese weinte leise aber schmerzlich bei diesen harten Worten des Vaters, denen sie doch mit Grund nichts entgegen zu setzen wußte.

„Da ist denn doch der Deurer ein anderer Mann", fuhr jener fort. „Habe ihn zwar sonst nie sonderlich leiden mögen, aber ich sehe, er ist ein treu Gemüth, er liebt dich und hält fest, obwohl du ihn so schnöde abgewiesen. Er hat dir Zeit gelassen, damit du dich von deinem Irrthum überzeugen könn-

Digitized by Google

test, und will dich doch noch, obgleich du deinen Sinn auf einen Andern gestellt hast. Das will etwas heißen. Zudem ist der Deurer durch Erbschaft ein wohlbestellter Mann geworden, und das ist in unserer Lage keine Kleinigkeit. Kurz, er hat alles um dich gethan und will's noch immer thun. Er hat geschwiegen, freilich gegen seine Pflicht, aber nur um deinetwillen; er hat vor der Untersuchungscommission dich und uns geschont, sonst wären wir vielleicht nicht blos abgesetzt worden. Er könnte vielleicht jetzt meine Stelle haben, und ist abgetreten um deinetwillen, weil man freilich solch eine Eisenmeisterin nicht in der Frohnfeste brauchen kann, die den Gefangenen selbst ausbrechen hilft. Siehst du, solch ein Mann ist er."

„Vater, du kennst den Deurer schlecht," rief das Mädchen. „Er ist ein falsches, böses Gemüth, und mir grauth vor seiner Liebe. O du weißt nicht, wie er mir damals gedroht, er würde mich und dich vernichten, wenn ich ihm meine Hand nicht reiche. Nur das hat ihn damals stutzig und vorsichtig gemacht, daß ich ihm sagte, er selbst sey hundertmal schuldiger als du und ich, denn er habe um die Flucht gewußt und seine Schuldigkeit nicht gethan. Da ist ihm erst ein Licht aufgegangen und er ist zahmer geworden. Und doch lasse ich mir nicht nehmen, daß er bei der Untersuchung eine Sprache geführt, die dich verdächtigte und deine Entlassung zur Folge hatte.

„Kurz und gut," versetzte der Vater ärgerlich: „er liebt dich und hat's durch seine standhafte Bewerbung seither bewiesen, als seine Frau bist Du gut versorgt und uns ist auch geholfen. Ich hoffe, Du bist am heutigen Weihnachtsabende vernünftiger, als am vorigen, und machst, daß er ein freudiger wird. Deurer erwartet bestimmte Antwort, ich gehe, sie ihm zu bringen.

Der ehemalige Eisenmeister griff nach Mantel und Hut. Therese, die vorher wie vernichtet gesessen, sprang erregt auf, umfaßte ihren Vater mit beiden Armen und glitt wie gebrochen an ihm nieder in die Kniee. „Vater, Vater, geh' ums Himmels willen nicht, nur heute nicht. Du machst mich wahnsinnig, wenn Du mich an diesem Abende so quälst."

Die Mutter war in lautes Weinen ausgebrochen, und Therese floh jetzt zu ihr, drückte das Gesicht in ihren Schooß und rief: „Mutter, Mutter, bitte Du den Vater für mich!"

Der Vater stand halb ergriffen vom Mitleide, halb von Aerger erfüllt. „O Weiber!" stieß er kurz heraus. In demselben Augenblicke klopfte es an eines der Fenster. Er öffnete einen der Flügel und antwortete auf eine an ihn gerichtete Frage: Ja, der bin ich, was steht zu Diensten?"

„Oeffnen Sie gefälligst, ich habe einen Auftrag auszurichten," versetzte draußen eine weibliche Stimme.

Der Eisenmeister schloß das Fenster und ging nach der Thüre mit dem halblauten Rufe, „Therese, nimm dich zusammen!"

Zusammennehmen sollte sich das arme Mädchen und war doch so außer sich vor unaussprechlichem Herzeleid! Sie zitterte jetzt noch mehr, konnte sie doch nicht anders denken, als daß der verhaßte Deurer eine Botschaft sende. Indeß suchte die Mutter sie mit einigen sanften Worten zu beruhigen und strich ihr dabei über das seidenweiche geschneidelte Haar, sicherlich nicht blos aus Zärtlichkeit, sondern zugleich aus mütterlicher Eitelkeit. Ihr schönes Kind sollte doch nicht unschön erscheinen.

Inzwischen trat der Vater wieder herein, mit ihm eine Dame, gegen die Kälte wohl durch Pelz verwahrt, und gefolgt von einem Jäger, der einen weiten Mantel trug.

„Ihrer Tochter gilt eigentlich mein Auftrag," begann die Dame: „treffe ich sie zu Hause?"

„Hier ist sie," sprach der Vater und deutete auf die halbdunkle Ecke, in welcher Therese zitternd an die Mutter gelehnt stand. „Komm her, Therese!

Mit niedergeschlagenen Augen gehorchte das Mädchen dem Rufe, hielt aber die Mutter fest an der Hand. Die Dame warf einen prüfenden Blick auf die hübsche schlanke Gestalt und das schöne blasse Gesicht des armen Kindes und sagte: „Therese, Sie scheinen keinen fröhlichen Weihnachtsabend zu haben, was fehlt Ihnen?"

Therese, die als fleißige und geschickte Stickerin viele vornehmen Damen der Stadt kannte und von vielen besonders vorgezogen wurde, weil sie einem politischen Gefangenen von guter Familie zur Flucht verholfen und dadurch sammt ihren Aeltern unglücklich geworden war, glaubte eine dieser Damen vor sich zu haben. Auch Vater und Mutter waren dieser Meinung. Ehe nun das Mädchen ein Wort erwiedern konnte, fuhr schon der Vater heraus: „Gnädige Frau, sie soll einen braven, wohlhabenden Mann heirathen und sträubt sich dagegen — ist das vernünftig?"

Therese warf nur einen Blick auf die Dame, und diese sah die großen Augen mit Thränen gefüllt. Sie war zartfühlend genug, auf die Frage des Eisenmeisters nicht einzugehen, sondern trat näher, ergriff des Mädchens Hand und sagte: „Kommen Sie her, liebes Kind, ich habe den Auftrag Ihnen ein kleines

Digitized by Google

Christgeschenk zu überbringen.“ Sie winkte dem Jäger, dieser zog unter seinem Mantel ein schönes Kästchen von eingelegter Arbeit hervor, stellte es auf den Tisch und zog sich schleunig wieder an die Thüre zurück.

Therese wußte, daß ein Verein von Damen brave und fleißige Mädchen alljährlich mit kleinen Weihnachtsgaben bedachte, und daß sich die Mitglieder des Vereins nicht selten das Vergnügen machten, die Gaben selbst abzuliefern. Obgleich sie nun an diesem Abende so tief und schmerzlich litt, so war sie eben doch ein Mädchen und fühlte als solches einige Freude bei dieser Ueberraschung. Die Ueberraschung sollte aber noch größer werden. Die Dame schloß das Kästchen auf, dieses legte sich nach vier Seiten auseinander, und in der Mitte stand ein silbernes Christbäumchen von herrlicher Arbeit. Die Mutter that einen lauten Schrei vor Entzücken. Therese sah die Dame erstarrt an, konnte sie aber nicht erkennen. Vielleicht waren die Thränen daran schuld.

„Treten Sie näher, liebes Kind!“ sagte diese: „es hängen einige Kleinigkeiten an dem Bäumchen.“

Stumm vor Staunen folgte das Mädchen dem Winke, wischte sich die Thränen ab, und sah an dem silbernen Baume zwei kleine goldene Feilen und ein Seil von Golddraht gewunden. Wie ein Dolchstich fuhr es ihr durchs Herz. Mit einem unterdrückten Schrei aber fuhr sie zurück, als sie ein reich in Gold gefaßtes Miniaturbild erblickte, das einen jungen Mann mit schönem, bärtigem Gesichte darstellte. Sie drohte umzusinken, aber in demselben Augenblicke flogen Hut und Mantel des Jägers weg, und mit dem Ausrufe: „Therese!“ fing das Original des kleinen Bildes sie in seinen Armen auf und hielt sie fest umschlungen. Dann nahm er die schöne weiße Rechte des Mädchens, das sein Gesicht zitternd an seiner Brust verbarg, hielt sie der Dame hin und sagte: „Mutter, sieh', das ist die Hand, die mir in der vorigen Christnacht das größte Opfer der Liebe gebracht, indem sie mir die Werkzeuge zu meiner Befreiung reichte.“

Die Dame nahm die Hand und wandte sich zu den sprachlos staunenden Aeltern Theresens. „Darf ich sie in die eures durch die Amnestie wieder eingefangenen Flüchtlings legen, damit sie ihn von nun an fest halte, und es ein fröhlicher Weihnachtsfest für uns alle werde, als das vor einem Jahr?“

Wie hatte der Eisenmeister seinen Schützling Deurer so schnell vergessen! „Wenns Ihnen recht ist, gnädige Frau, so mag sie ihn jetzt fest halten, er hat ja auch fester gehalten, als ich ihm zutraute.“

So ward's ein rechter Weihnachtsabend voll süßer, seliger Freude.

(Wird später fortgesetzt.)

Korrespondenz des Boten.

Sitzungen des Spezialgerichts.

Sitzung vom 21. December.

Carl Göttel, 32 Jahre alt, Leinenweber, von Niederkirchen, vertheidigt durch den Herrn Rechtskandidaten Schlager, war bereits durch das Assisengericht der Pfalz unterm 2. Dezember 1841 wegen qualifizirten Diebstahls zu fünfjährigen Zwangsarbeiten verurtheilt und, als im kriminellen Rückhalte sich befindend, vor das Spezialgericht verwiesen.

Göttel wurde schuldig erkannt am 20. Juni 1850 aus dem bewohnten Hause des Ackersmannes Caspar Graf zu Gundersweiler mittelst Einsteigens, äußern und innern Einbruchs die Summe von fl. 55 gestohlen zu haben — und sofort zur Strafe der lebenslänglichen Zwangsarbeiten verurtheilt.

Sitzung vom 23. Dezember.

Leonhard Wiedemann, 38 Jahre alt, Leinenweber von Waldrohrbach, vertheidigt durch den Hrn. Rechtskandidaten Loew.

Der Angeklagte, bereits durch das Assisengericht der Pfalz am 19. Februar 1844, wegen qualifizirten Diebstahls zu 6 Jahre Zwangsarbeit kondemnirt, wurde schuldig erkannt, am 24. October 1850, mittelst Einbruchs und Einsteigens aus dem Hause des Wirths Johannes Ferner, zu Godramstein, eine Geldsumme von circa fl. 150 gestohlen zu haben.

Das Specialgericht verurtheile den Schuldigerkannten zu lebenslänglichen Zwangsarbeiten.

Mit dieser Projedur waren die Sitzungen in Kriminalsachen für das 4. Quartal 1850 geschlossen.

Wo die Engel der Kindlein schlafen.

Von W. O. v. Horn.

Zu der Mutter das Kindlein spricht:
„Sagst mir von Engeln, die Gott mir gesendet,
Schützend das Böse von mir gewendet,
Sah sie doch nimmer von Angesicht?
Sah sie noch niemals herniederschweben,
Niemals zum Himmel sich wieder erheben,
Und auch am Bettchen erblickt' ich sie nicht?

Zu dem Kindlein die Mutter: „Wie?
Siehst du die Liebe, die spendet den Segen,
Spendet die Freude auf all deinen Wegen?
Fühlst wohl ihr Walten, doch siehst du sie nie!
Siehe, so fühlst du der Engelein Walten,
Doch nie erblickest du ihre Gestalten,
Unsichtbar schützen und segnen sie!

„Zwei umschweben dich Tag und Nacht.
Einer am Tage, wenn's Sonnenlicht leuchtet,
Einer, wenn Nachtthau die Erde befeuchtet,

Digitized by Google

Ueber dir liebevoll schirmend wacht;
Daß nicht ein Abgrund dich jählings verschlinge.
Daß nicht das Böse ins Herzchen dir dringe,
Hat sie der Herr dir zu Wächtern gemacht."

„Mutter, ich glaub es; doch sage mir,
Wenn nun der Engel am Bettchen gestanden,
Daß von mir Unheil und Jammer sich wandten,
Muß er nicht schlafen am Tage dafür?
Und der mich schützet am Tage in Liebe,
Muß ja doch ruhen, daß wacker er bleibe,
Wenn nun die Nacht kommt; wo schläft er denn hier?"

„Mutter spricht: „Blümelein blühen viel,
Und in der Blüten duftenden Blätchen
Haben die Engel ihr heimliches Bettchen,
Das sich sanft wieget auf schwankendem Stiel.
Der, der am Tage die Wache gehalten,
Ruht in den Lilien, die Abends sich falten,
Schließen den Kelch, wenn es dunkel und kühl.

„Aber der Engel, der Wache stand,
Als du so friedlich im Bettchen gelegen,
Ueber dir hielt seine Hände zum Segen
Auch in dem Blümchen sein Bettchen fand.
Das sich erschließet nun kommet der Abend;
Nachtviol' duftet ja Nachts nur so labend,
Wenn sich die Sonne zur Ruhe gewandt.

„Wie dir die Mutter das Schlummerlied singt,
Singet die Nachtigall dem, der in Frieden
Ruht in der Lilie duftenden Blüten,
Daß es ihm süß in das Engelherz klingt.
Und dem, der ruht in der Nachtviol' Blüthchen,
Singen die Vöglein am Tag um das Bettchen,
Daß ihn ihr Sang zum Entschlummern bring."

Fröhlich klatscht nun das Kind in die Hand.
„Will nun viel lieber zum Schlummer mich legen,
Mehr nun mich freuen der Engelein Segen,
Weil doch ein jeder sein Bettchen nun fand!
Will nun so leise zur Nachtviol' treten,
Und zu der Lilie; will inniglich beten,
Daß sie sanft schlummern, die Gott mir gesandt!"

Neueste Nachrichten.

Zweibrücken, 25. Dec. Nach Verordnung des k. Appellationsgerichts in Zweibrücken vom 23. d. ist zur Aburtheilung der nach dem Urtheile des Cassationshofes vor ein Specialgericht verwiesenen politischen Gefangenen eine außerordentliche Sitzung auf den 15. Januar nächsthin fixirt. — Der kgl. Appellationsgerichtsrath Kärner wurde zu dieser außerordentlichen Sitzung als Vorsitzender bezeichnet. — Die Specialgerichtsverhandlungen wegen den bewaffneten Zügen werden ohngefähr 4 Wochen in Anspruch nehmen, dann aber gleich die Verhandlungen des Schwurgerichts beginnen.

München, 21. Dez. Nach Allerhöchster Verfügung soll bei den in der Pfalz liegenden Truppenabtheilungen sogleich Beurlaubung in der Art eintreten, daß in den Festungen Landau und Germersheim die Compagnie Infanterie auf 100 Mann, die Compagnie Artillerie auf 50 und die Genie-Compagnie auf 60 Mann, bei den übrigen Garnisonen aber die Compagnie Infanterie auf 75 Mann reducirt werde. — Man erwartet täglich den Befehl zum Verkauf einer sehr großen Anzahl der erst vor Kurzem angekauften Militärpferde. — Bei vielen Infanterieabtheilungen des 1. Armeekorps werden noch größere Beurlaubungen eintreten, als zuerst bestimmt war; die Compagnien derselben werden bis auf 30 Mann reducirt.

Kassel, 22. Dezember. Heute früh gegen 11 Uhr sind etwa 6000 Mann Bayern und Oesterreicher zu unseren Thoren zum großen Erstaunen der hiesigen Bewohner eingerückt. Die Behörden hatten durch eine ehegestern gefaßte Beschlußnahme, den beiderseitigen Commissarien gegenüber, der an sie gestellten Anforderung in Betreff der provisorischen Steuer- und Stempelerhebung, bereits genügend nachgegeben, in Rücksicht auf die Zusicherung, daß die Stadt mit Executionstruppen dadurch verschont bleiben würde. Trotz diesem und trotz der Olmützer Punktationen, nach welchen nur ein Bataillon Oesterreicher und ein Bataillon Preußen den Commissarien, bei Ausführung ihrer Aufträge zur Seite stehen sollten, sind dennoch die Bundesexecutionstruppen in der oben angegebenen Stärke hier einmarschirt und bereits theilweise einquartiert. An den Commandeur der hiesigen Bürgergarde ist gestern von Herrn G.-L. Peucker das Ersuchen gestellt, das freiwillige Abliefern der Waffen der Bürgerwehr zu veranlassen. Nach einer in Folge dieser Anmuthung stattgehabten Besprechung von sämmtlichen Bürgergarde-Offizieren haben diese den einstimmigen Beschluß gefaßt, nur der Gewalt zu weichen und Nichts abzuliefern. Demgemäß erwartet man heute die Waffenabnahme. Dies bis jetzt 1 Uhr Mittags.

Dresden, 23. Dez. Heute Nachmittag 2 Uhr wurden die Ministerconferenzen im Brühl'schen Palais durch Fürst von Schwarzenberg eröffnet, welcher als alleiniger Vertreter Oesterreichs erschien. Für Preußen waren anwesend: v. Manteuffel und v. Alvensleben. — Kurhessen, Mecklenburg-Schwerin, Oldenburg und die Kleinstaaten waren noch nicht vertreten. Sämmtliche Bevollmächtigte erschienen bei der Conferenz in Galla. Heute Abend ist Diner beim Könige, wozu die meisten Bevollmächtigten eingeladen sind.

Verantwortlicher Verleger J. Kayser.

Digitized by Google

des 1. Armeekorps werden noch größ
ungen eintreten, als zuerst bestimmt war;
pagnien derselben werden bis auf 30 Mann

1, 22. Dezember. Heute früh gegen 11 Uhr
6000 Mann Bayern und Oesterreicher p
Thoren zum großen Erstaunen der hiesigen
r eingerückt. Die Behörden hatten durch
gestern gefaßte Beschlußnahme, den hie
n Commissarien gegenüber, der an sie
Anforderung in Betreff der provisorischen
und Stempelerhebung, bereits genügend nach-
in Rücksicht auf die Zusicherung, daß die
it Executionstruppen dadurch verschont blei-
de. Trotz diesem und trotz der Olmützer Punk-
nach welchen nur ein Bataillon Oesterreicher
Bataillon Preußen den Commissarien, bei
ung ihrer Aufträge zur Seite stehen sollten,
noch die Bundesexecutionstruppen in der obe